





Digitized by the Internet Archive
in 2024 with funding from
No Sponsor

<https://archive.org/details/volataire02geor>



IN FERNEY

V O L T A I R E

VON

GEORG BRANDES

ZWEITER BAND

ERICH REISS VERLAG / BERLIN

1923

Übersetzt von E. Stein und E. R. Eckert

VIERTE AUFLAGE

VAGABUNDIERENDES LEBEN

I

Im Mai 1739 brachen Voltaire und die Marquise von Châtelet von Cirey auf und begannen eine Reise, die nur selten eine kurze Rückkehr zu ihrer Zufluchtsstätte erlaubte und sich schließlich über ein paar Jahre erstreckte. Der Familie Châtelet war eine bedeutende Schenkung zugefallen, und da diese nicht ohne einen weitläufigen und verwickelten Prozeß eingebracht werden konnte, zu dessen Führung Voltaires Tüchtigkeit gehörte, brachte er seiner Freundin das Opfer, sie zu begleiten und, je nachdem es nötig war, von Ort zu Ort zu reisen, bis sie den Prozeß gewann und reich wurde.

Ein Vetter des Hausherrn auf Cirey, der ganz gebrechliche Marc Antoine du Châtelet, Marquis de Trichâteau (der im April 1740 starb) hatte außer anderem Besitz seinen Wirtsleuten ein kleines Fürstentum überlassen, das zwischen Trier und Jülich lag. Auf diese Art wurde die kluge und schöne Emilie Fürstin. Aber sie legte wenig Wert darauf, das zu sein, und wollte ihr Fürstentum verkaufen: Voltaire versuchte zuerst, es dem König von Preußen abzutreten, aber vergeblich.

Das Paar reiste zusammen nach Brüssel und teilte dort seine Zeit zwischen den vielen Verhandlungen, die der Prozeß mit sich brachte, und den verschiedenen Studien, die jeder für sich trieb, Arbeiten, die jeder auf seinem Gebiet vorhatte. Der Herzog von Aremberg entführte sie auf vierzehn Tage auf seine Besitzung Enghien, wo es entzückende Gärten und Feuerwerk gab und wo eifrig gespielt wurde. Dann zog das Paar nach Paris; als man gerade ankam, stand die Stadt in einem Wirbel von Festlichkeiten anläßlich einer fürstlichen Hochzeit. Die älteste Tochter des Königs, Elisabeth, wurde mit dem Infanten von Spanien vermählt.

Voltaire hatte der Comédie Française zwei Tragödien eingereicht, eine etwas ältere, *Zulime*, und die neueste, *Mahomet*. Mit der Ungeduld seines Wesens hoffte er darauf, die erste Vorstellung des *Mahomet* sehen zu können, trotzdem er nur drei Wochen in Paris blieb. Natürlich hatten die Schauspieler das Stück nicht einmal gelesen, als er abreiste, und als es später in Erwägung gezogen und nach Jahr und Tag aufgeführt wurde, setzten die Behörden, wie wir sogleich sehen werden, es sofort wieder ab.

Diese waren Voltaire überhaupt nicht wohlgesinnt. Bei dem Buchhändler Prault fils gab er eine Sammlung Prosa und Verse heraus, *Recueil de pièces fugitives en Prose et en Vers*, die die beiden ersten Kapitel des Werkes *Le Siècle de Louis Quatorze* und eine Anzahl Gedichte enthielt; sie wurde beschlagnahmt. Es war Voltaire gar nicht in den Sinn gekommen, daß man etwas Strafwürdiges in der Ausgabe einer Schrift zur Verherrlichung des siebzehnten Jahrhunderts und Ludwigs des Vierzehnten sehen könnte; aber das Ministerium war eben anderer Ansicht. Prault wurde zu einer Geldstrafe von 500 Francs verurteilt und mußte außerdem seinen Laden drei Monate lang geschlossen halten.

An den Marquis von Argenson schreibt Voltaire, daß er mit seinem historischen Buch nur eines guten Bürgers und sehr gemäßigten Mannes Werk vollbringen wollte: in einem anderen Zeitalter wäre ein solches Werk von der Regierung begünstigt worden: „Ludwig der Vierzehnte gab an Valincour, Péllisson, Racine, Despréaux 6000 Livres als Pension, damit sie seine Geschichte schrieben, was sie aber nicht taten, und mich verfolgt man, weil ich ausgeführt habe, was sie hätten tun sollen. Ich errichte ein Denkmal zur Ehre meines Landes, und man zerdrückt mich unter dem Stein, den ich dazu gebrauche.“

In dieser Klage lag Logik.

Friedrich der Große hatte als Kronprinz Voltaire gebeten, seinen *Anti-Machiavel* herauszugeben. Das hatte er eifrig vorbereitet, und das Werk war gesetzt. Als jedoch Friedrich gerade dann den Thron bestieg, bekam er Bedenken wegen einer Veröffentlichung, vielleicht weil er die Schwierigkeiten ahnte, als Herrscher die Grundsätze des Kronprinzen zu befolgen, vielleicht auch (wie er gegenüber Voltaire geltend machte) weil Stellen darin waren, die gewisse Mächte verletzen konnten. Er ersuchte also Voltaire, die Herausgabe nun einzustellen. Das war leichter gesagt als getan. Der Buchhändler, der sich einen beträchtlichen Gewinn aus dem Werke versprach, wollte auf diesen Gewinn nicht verzichten. Vergebens bot ihm Voltaire das Vierfache dessen, was er ausgelegt hatte; vergebens versuchte er, bei der Korrektur zu streichen und solche Änderungen vorzunehmen, daß Verschiedenes ganz sinnlos wurde und sich also nicht gut herausgeben ließ. Vergebens versuchte er darauf, alle Stellen zu mildern und zu ändern, die möglicherweise Anstoß erregen konnten. Es gelang ihm nicht, den Verleger zu bewegen, seine Beute fahren zu lassen, und er konnte ebenso wenig vom König die Anerkennung seiner Änderungen erreichen.

Friedrich zeigte sich überhaupt als ein schwieriger und launischer Herr. Voltaire und Madame du Châtelet gingen nach der Stadt Lille, um seine Nichte Madame Denis zu besuchen, die dort einen kleinen Hof hielt, da ihr Gatte zum Commissaire-ordonnateur für das Kriegswesen befördert worden war. Sie fanden den Theaterdirektor La Noue in größter Verlegenheit. Friedrich hatte diesem Mann den Auftrag erteilt, ihm eine französische Truppe nach Berlin zu engagieren, was

dieser redlich getan hatte, in der natürlichen Hoffnung, ein kleines Vermögen dabei zu verdienen; da sandte der König von Preußen plötzlich eine Absage; er wollte mit allem Derartigen bis nach dem Friedensschluß warten. La Noue hatte dadurch natürlich große Verluste und geriet in Schwierigkeiten.

Aber dieser Mann bot Voltaire an, *Mahomet* herauszubringen, während der Dichter des Stückes in der Stadt war, und diese Aufführung wurde in der kleinen flamländischen Stadt ein ungeheurer Erfolg, so groß, daß sogar Geistliche, die nach Brauch und Sitte nicht ins Theater gehen durften, das Stück für sich in einem Privatsaal spielen ließen. Zu der Begeisterung trug noch bei, daß in einer Pause eine Depesche von Friedrich bei Voltaire einlief, er hätte die Schlacht bei Mollwitz gewonnen. Das war Friedrichs erster Sieg, dem so viele andere folgen sollten. Als Voltaire die Mitteilung dem Theaterpublikum vorlas, applaudierte dieses stürmisch.

In jenen Tagen verlor Voltaire mit einem Schlage eine Summe von 32000 Livres durch den nicht vorauszuhenden Bankerott des Steuereintnehmers Michel. Er, den man geizig genannt hatte, klagte nicht, sondern begnügte sich damit, das folgende scherzhafte Epigramm zu schreiben:

Michel au nom de l'Eternel
Mit jadis le diable en dérouté;
Mais après cette banqueroute
Que le diable emporte Michel!

In Paris kaufte sich Madame du Châtelet für 200000 Francs den fürstlichen Palast Hotel Lambert, den die Maler Le Brun und Le Sueur ausgeschmückt hatten; Voltaire ließ sich im zweiten Stock eine kleine Wohnung einrichten, und er träumte davon, sie auf das schönste mit Möbeln und Gemälden auszustatten; aber er wohnte nur wenige Wochen dort, denn Madame du Châtelet verkaufte den Palast im Jahre 1747 für 500000 Francs.

Nachdem sie sich einen Monat in Cirey aufgehalten, und nachdem das Paar gemeinschaftlich einen Höflichkeitsbesuch in der Stadt Gray abgestattet hatte, reisten beide nach Brüssel zurück, wo sie den Prozeß gut im Gang fanden, und wo ihre Gegenwart auf einige Zeit nicht zu entbehren war.

Von da gingen sie wieder nach Paris, wo *Brutus* gerade stürmischen Erfolg hatte, wo eine *Mahomet*-Aufführung bevorstand und wo Versailles Voltaire in Versuchung führte.

II

Er hatte gerade begonnen, sich in Paris einzurichten, als der Haß gegen ihn plötzlich unerwartete Nahrung erhielt durch einen kompromittierenden, von ihm an den König von Preußen gerichteten vertraulichen Brief, der überall in Abschrift verteilt und bei einflußreichen Personen durch die Türen gesteckt wurde, so daß dies das Ereignis

des Tages war. (Es war der Brief vom 15. Mai 1742.) Voltaire, der mit Entsetzen die allgemeine Erregung über seinen Mangel an Patriotismus beobachtete, erklärte die Ausdrücke in dem Briefe für gefälscht und quälte sich und andere damit, herauszufinden, wer den Brief entwendet und wer ihn gefälscht und verbreitet hätte. Leider kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Urheber des ganzen Skandals kein anderer war als der große König selbst, der skrupellos jedes Mittel anwandte, um Voltaire zum täglichen Gesellschafter zu bekommen und ihn deshalb in den höchsten Kreisen von Paris unmöglich machte.

Der Dichter mochte, so lange er wollte, behaupten, die Abschriften seien gefälscht; jedoch: gefälscht oder nicht, dieser Brief war ein schlechter Prolog für die Aufführung eines Stückes wie *Le Fanatisme ou Mahomet, le prophète*, das demjenigen, der darin eine Satire gegen jede Religion sehen wollte, ebenso viele Angriffspunkte bot wie *Le Tartuffe* ou *l'Imposteur* im siebzehnten Jahrhundert geboten hatte.

In allen Cafés wurde gegen das Stück gepredigt. Piron, der allmählich vor Neid fast platzte und Voltaire jedesmal als den Schuldigen betrachtete, wenn eins seiner eigenen Stücke durchfiel; Desfontaines, der selig war, seinen Gegner auf einem Felde zu treffen, wo die Offensive so einfach war und die Verteidigung so leicht übertäubt werden konnte, schließlich Voltaires geistliche Gegner verkündeten, daß das Stück scheinbar ein Angriff gegen den Islam, in Wirklichkeit aber ein Angriff auf die christliche Religion sei. Ein Doktor an der Sorbonne machte noch auf den Hinweis aufmerksam, der darin lag, daß der Name Mahomet drei Silben hatte, genau wie der Name Jésus-Christ.

Mahomet wurde zum erstenmal in Paris am 19. August 1742 aufgeführt und von dem ausgesuchten Publikum, vor dem er gespielt wurde, glänzend aufgenommen, aber nach der dritten Aufführung zwangen die zahlreichen und leidenschaftlichen Proteste den Verfasser, sein Stück zurückzuziehen. Und gleichzeitig traf ihn das schwere Mißgeschick, daß man eine Raubausgabe seiner Schriften in fünf Bänden vertrieb, in deren letztem Band man unter dem Titel *Apothéoses* nicht nur angesehene Männer geschmäht hatte, mit denen Voltaire sich gut stehen wollte, sondern auf das ehrloseste und ehrenrührigste auch ihn selbst und Madame du Châtelet.

Die Buchhändler teilten die Auflage unter sich, um sie schneller abzusetzen, als sie hörten, Voltaire habe sich an Maurepas gewandt, um ein Verbot dieser Ausgabe zu erzielen. Voltaire erfuhr, daß Didot und Barrois die letzten waren, die sie besaßen, schrieb freundschaftlich an Didot und bot ihm an, die ganze Auflage zu kaufen. Inzwischen wurden die beiden Buchhändler verhaftet und nach For-L'Evêque geführt. Die öffentliche Meinung, die Voltaire ungünstig war, nahm für die Buchhändler Partei. Das war noch das geringste; ein Schlaglicht auf den Rechtsbegriff des ganzen achtzehnten Jahrhunderts wirft aber folgendes: Der Herzog von Bethune schrieb an den Polizeipräsidenten von Paris einen Brief, in dem er ersuchte, Barrois, der

mit vollem Recht in For-L'Evêque saß, auf der Stelle freizugeben, da er ihn zur Katalogisierung und Ordnung seiner Bücher für eine Auktion gebrauchte:

Mein Herr, ich höre, daß ein Pariser Buchhändler mit Namen Barrois auf Ihren Befehl im Gefängnis sitzt. Wenn Sie seine Haft am Sonntag abend aufheben könnten, würden Sie mir einen großen Gefallen tun. Er hat die Bücher meines seligen Onkels geordnet und den Katalog geschrieben. Wie bekanntgegeben ist, soll der Verkauf am Montag den 7. in Grands-Augustins stattfinden; es ist unmöglich etwas zu unternehmen, wenn er abwesend ist; ich hoffe, Sie werden die Güte haben, die Vergünstigung zu gewähren, um die ich Sie bitte.

Kaum waren die Buchhändler freigekommen, als sie wieder begannen, jenen fünften Band zu verkaufen, der unter dem Namen Voltaire's ihn selbst und seine Freundin verhöhnte. Als in flagranti gefaßt, wurden sie zum zweitenmal ins Gefängnis gesteckt und zur Schließung ihrer Läden verurteilt. Da sie mächtige Gönner hatten, wurden sie jedoch wiederum ohne irgendeine Strafe freigelassen.

Am 20. Februar 1743 wurde zum erstenmal eine Tragödie von Voltaire aufgeführt, die vor allen anderen dem Dichter am Herzen lag, *Mérope*, ein Schauspiel, dessen Art der Spannung der moderne Leser sich vorstellen kann, falls er sich an Henrik Ibsens *Frau Inger auf Östrot* erinnert. Das Stück war von den Schauspielern zuerst abgelehnt worden, weil darin keine Liebe vorkam. Der Abbé Voisenon, dem Voltaire es vorgelesen hatte, und der am Theater großen Einfluß besaß, war Feuer und Flamme vor Begeisterung, eilte zur Comédie Française und stimmte das Personal um.

Das Publikum des Theaters war bei der ersten Aufführung so hingerissen, daß es vor Begeisterung trunken schien. Die Beifallsrufe wollten kein Ende nehmen, und zum erstenmal in der Geschichte des Theaters verlangten die Zuschauer, den Dichter des Stückes auf der Bühne zu sehen. Die Herzoginnen von Boufflers und von Luxembourg taten, was in ihrer Macht stand, den Dichter zu bewegen, dem Wunsch des Publikums entgegenzukommen. Er zeigte sich, und zog sich danach aus ihrer Loge zurück, nachdem er der Herzogin von Luxembourg die Hand geküßt hatte. Dies der Bericht im Journal de Police, der zuverlässig ist. (Was Voltaire selbst dreißig Jahre später über diesen Abend in seinem *Commentaire historique* geschrieben hat, beruht auf einer Verwechslung mit der ersten Aufführung des *Oedipe*.)

Für die Gegenwart ist das Ereignis, daß der Dichter einen Augenblick vor das Publikum tritt, das ihm applaudiert hat, etwas so Natürliches und so häufig Gesehenes, daß keiner ein Wort darüber verliert. Wie diese uns so selbstverständliche Sache, als sie zum erstenmal geschah, noch 24 Jahre später außerhalb Frankreichs aufgefaßt wurde, davon gibt Lessings höhnische Darstellung des Falles in seiner *Hamburgischen Dramaturgie* einen guten Begriff. Lessing schreibt:

Merope fand den außerordentlichsten Beifall, und das Parterre erzeugte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte ... Das Parterre ward begierig, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen, und rief und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und sich begaffen und beklatschen lassen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindische Neugierde des Publikums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter aussieht? Und wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger ist, als die Figur des Meisters dagegen zu halten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als Produkt eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten ... Denn da das Pariser Parterre sah, wie leicht ein Voltaire in diese Falle zu locken sei, wie zahm und geschmeidig so ein Mann durch zweideutige Caressen werden könne: so machte es sich dieses Vergnügen öfter, und selten ward daher ein neues Stück aufgeführt, dessen Verfasser nicht gleichfalls hervormußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltaire bis Marmontel ... haben fast alle an diesem Pranger gestanden.

Der sechsundachtzigjährige Fontenelle, der es gern so darstellen wollte, als ob Voltaire den Erfolg der Darstellung verdankte, sagte fein: „Die Aufführung von *Mérove* macht Herrn de Voltaire große Ehre; beim Lesen macht das Stück Mademoiselle Dumesnil noch größere Ehre.“ Dies Urteil war höchst ungerecht.

III

In den ersten Tagen des April 1744 kehrten Voltaire und Emilie du Châtelet nach Cirey zurück, und beide fühlten sich glücklich, wieder dort zu sein. „Cirey ist entzückend, ist ein Juwel“, schrieb Voltaire an d'Argenson, und einige Tage darauf datierte er einen Brief an d'Argental: „In Cirey, in Glückseligkeit.“ Präsident Hénault, der das Paar in seinem ländlichen Heim besuchte, war ganz erfüllt von dem Eindruck, den ihm dessen Glück machte, und schreibt in seinen *Erinnerungen*: „Ich traf sie allein. Als Dritter war nur ein Mönch vom Orden der Minoriten dort, großer Geometer und Professor der Philosophie in Rom. Wenn man eine Schilderung einer reizenden Zufluchtsstätte gäbe, in der man nur Frieden, Übereinstimmung, Seelenruhe, Anmut, Talente, gegenseitige Achtung, den Ernst der Philosophie vereint mit der Schönheit der Poesie fände, dann hätte man Cirey gemalt.“ Der Mönch, den der Präsident erwähnt, war der Pater François Jacquier, der im Jahre zuvor ein Buch herausgegeben hatte *Isaac Newtons mathematische Prinzipien der Naturphilosophie*.

Doch der Aufenthalt in Cirey konnte auch diesmal nicht von längerer Dauer sein. Denn Richelieu hatte seinem Jugendfreund eine Aufgabe übertragen, die seine Gedanken mit Beschlag belegte und seine Gegen-

wart in Versailles bald notwendig machen würde. Ludwig der Fünfzehnte hatte Richelieu, seinem ersten Kammerherrn, die Anordnung der Festlichkeiten übertragen, die die Vermählung des Dauphin mit der Infantin Marie Therese von Spanien verherrlichen sollten, und Richelieu seinerseits hatte Voltaire gebeten, aus diesem Anlaß ein passendes Festspiel zu schreiben. Der Dichter, der in seinem Ehrgeiz den König und den Hof durch sein Talent gern verpflichten wollte, verwandte — ähnlich wie vor ihm Molière und nach ihm Goethe — unverhältnismäßig viel Zeit auf diesen höfischen Dienst.

Er schrieb die *Prinzessin von Navarra* und brauchte nicht weniger als zehn Monate für all die Änderungen und Umgestaltungen, die zuerst die Kritiken d'Argentals und Richelieus, dann die verschiedenen Forderungen des Komponisten Rameau nötig machten. Rameau war gewohnt, den kleinen Librettisten, die ihn sonst mit Texten versahen, gegenüber despotisch aufzutreten; nun verlangte er, Voltaire sollte in vier Zeilen bringen, was er in acht, und in acht, was er in vier gebracht hatte. Hénault schreibt von Plombières an den Grafen d'Argenson: „Was sagen Sie zu Rameau, der anfängt, Verse von Voltaire zu verbessern!“

Richelieu wandte sowohl Diplomatie wie Entschlossenheit an, den wunderlichen und barschen Komponisten zu bewegen, seine Forderungen fallen zu lassen, und das gelang ihm auch.

Weder Voltaire noch die Marquise hatten Lust, Cirey zu verlassen, wo sie sich gerade damals so wohl fühlten. Aber Richelieu hielt Voltaires Gegenwart für notwendig. Sie verließen also die Champagne und kamen eben in Paris an, als die Stadt voller Festjubiläum war und alle Straßen von Illuminationen glühten nach der Heilung des Königs von der Krankheit, die ihm in Metz beinahe das Leben geraubt hatte und deren Folgen für die Herzogin von Châteauroux tödlich waren.

In der Nähe des Hotels de Charost, wo die Marquise wohnen wollte, bewegten sich mehr als zweitausend Fuhrwerke in drei Reihen, bis sie weder vor- noch rückwärts konnten, da alles gesperrt war, während die Volksmenge lärmte und schrie. Die Marquise dachte zuerst daran, den größten Teil der Nacht ohne Schlaf und ohne Essen in ihrem Wagen zuzubringen. Dann kam ihr der Gedanke, zur Wohnung des Präsidenten Hénault, Place Vendôme, ihre Zuflucht zu nehmen. Der Präsident selbst war in Versailles. Sie und Voltaire begaben sich zu Fuß dorthin, schickten ins nächste Restaurant nach einem Abendessen und tranken auf das Wohl des Präsidenten seinen eigenen Wein.

Das Paar blieb von Mitte September bis zum Ende des Jahres im Pariser Strudel, wo das Gesellschaftsleben und ein Gelegenheitsgedicht *Sur les événements de 1744* Voltaires Zeit in Anspruch nahmen.

Anfangs Januar 1745 ging er nach Versailles, um bei den Proben zu seinem Festspiel zugegen zu sein und mit Dekorationsmalern, Musikern, Schauspielern, Sängern und Tänzern zu arbeiten; denn alles, was szenische Pracht und Abwechslung vermochten, wurde bei diesem An-

laß aufgeboten. Es galt, wie er in einem Briefe an Cideville schreibt, in der *Prinzessin von Navarra* „den König mit den höchsten Tönen, den Kronprinzen auf feine, die Familie auf zarte Art zu preisen, den Hof zufriedenzustellen und Paris nicht zu mißfallen“. Er hoffte darauf, als Lohn für seine Mühe endlich die offizielle Anerkennung zu erlangen, die er so lange hatte entbehren müssen, und deren Mangel seine ganze Stellung als Schriftsteller nicht nur unsicher, sondern gefährlich machte.

Voltaire hatte in seinem Festspiel versucht, alle Ausdrucksmöglichkeiten: Rede, Gesang und Tanz, alle Kunstformen: Komödie, Tragödie, Oper, Ballet zu einem Ganzen zu verschmelzen. Man darf bei einem Vergleich in keinem Fall an Shakespeares *Sommernachtstraum* oder *Sturm* erinnern, dann schrumpft die *Prinzessin von Navarra* zu nichts zusammen. Aber sie bewahrt ihren Platz neben den zahlreichen Festspielen, die Molière für den Hof in Versailles dichtete und Goethe für den Hof in Weimar.

Eine junge und schöne Prinzessin von Navarra wird sowohl von dem spanischen König, Don Pedro, wie von dem Herzog von Foix, einem Mitglied des französischen Königshauses, begehrt. Sie ist entflohen, haßt ihre Verfolger. Ein höchst anziehender französischer Ritter, der sich Alamir nennt, und der u. a. ohne es zu wünschen, Sanchette, die Tochter eines Landedelmannes namens Morillo völlig gewinnt, beschützt die Prinzessin in jeder entstehenden Gefahr, und er erobert ihr Herz trotz seiner nicht fürstlichen Geburt. Seine Haltung ihr gegenüber ist die ritterlichste, selbstloseste, ehrfürchtigste Huldigung. Sie ruft seine Hilfe besonders gegen den ihr ganz und gar verhaßten Duc de Foix an. Er jagt bei einem kriegerischen Zusammenstoß die Truppen des Königs von Spanien in die Flucht, gewinnt die Bewunderung der Prinzessin wie aller anderen und enthüllt sich schließlich gerade als der so verkannte Herzog von Foix, dem die Prinzessin voll stürmischer Freude, wenn auch mit aller fürstlicher Hoheit ihre Hand reicht. Das Ganze ist erfüllt von Andeutungen auf die Herrlichkeit König Ludwigs und die beinahe übermenschlichen Vorzüge des Dauphin und der Dauphine.

So vertraut mit dem Hofe Voltaire war, so gelang es ihm doch trotz aller Sicherheit im Tone nicht immer, Verstöße zu vermeiden. Die Anforderungen an die Korrektheit waren zu umfangreich und zu streng. Eine bestimmte Zeile wurde als anstößig bis zum Skandalösen betrachtet; nämlich die folgende, (wie sie in dem ursprünglichen Entwurf lautete):

Vos suivantes et vos dames du palais.

Das weibliche Gefolge vor den Ehrendamen zu nennen! — In dem gedruckten Text veränderte sich die Zeile zu:

Vos premiers officiers, vos dames du palais.

Und das Element des leichten Scherzes, das durch Don Morillos derbe und Sanchettes bis zur Heiratssucht verliebte Reden im Ritter-

spiel vertreten war, erschien sogar der Königin des Festes, der Infantin, als Verstoß gegen den guten Ton, in dem sie am spanischen Hofe erzogen worden war. Als man einige Tage darauf die Oper *Theseus* vor ihr spielte und hoffte, sie würde dem französischen Geschmack in diesem Werke beipflichten, dessen Text auch gut geschrieben war, antwortete sie: „Das Stück ist wohl nicht von demselben, der den Text zu dem Ballet neulich geschrieben hatte, denn mir kam es vor, als ob darin recht viele platte Scherze und viele gewöhnliche Ausdrücke waren.“

Jedoch Voltaire hatte seine Pflicht als Nationaldichter und Hofmann erfüllt, und die Belohnung ließ nicht auf sich warten. Er bekam die Zusicherung einer Stellung als „gentilhomme ordinaire de Sa Majesté“ bei der ersten Gelegenheit, die sich für einen solchen Platz bieten würde, und erhielt sofort Titel und Gehalt als königlicher Historiograph. Die Ernennung war folgendermaßen formuliert:

Versailles, 1. April 1745. In Anbetracht, daß die Belohnungen, die Seine Majestät der Literatur gewährt, zu ihrem Fortschritt beitragen durch den Wettstreit, zu dem sie anspornen, hat der König heute keinen würdiger gefunden, Beweise seines Wohlwollens zu empfangen und durch einen Ehrentitel ausgezeichnet zu werden, als Sieur Arouet de Voltaire, der durch die Überlegenheit seiner Talente und durch seinen dauernden Fleiß die schnellsten Fortschritte in allen Wissenschaften, die er getrieben, gemacht hat, Fortschritte, deren Frucht seine Werke sind, die berechtigten Beifall gefunden haben.

Er wurde zum Historiographen mit 2000 Livres im Jahre ernannt. So zufrieden Voltaire ohne Zweifel mit den erreichten Vorteilen war, so wunderlich kam es ihm vor, daß er diese tatsächlich gerade dem schwachen Festspiel verdankte, und er schrieb das oft angeführte Epigramm:

*Mon Henri quatre et ma Zaire
Et mon Américaine Alzire
Ne m'ont valu jamais un seul regard du roi.
J'eus beaucoup d'ennemis avec très peu de gloire;
Les honneurs et les biens pleuvent enfin sur moi
Pour une farce de la foire.*

Er hatte diese Beförderung erreicht, weil Madame de Pompadour ihn mochte. Aber er irrte sich gründlich, wenn er sich deshalb einbildete, die Gunst des Königs gewonnen zu haben.

IV

Indessen war Voltaire nun ja doch in nähere Beziehung zum König und seiner Umgebung gekommen. Ihm fiel die Aufgabe zu, den Entwurf zu Ludwig des Fünfzehnten eigenhändigem Brief an Elisabeth von Rußland zu schreiben, die Frankreich ihre Friedensvermittlung angeboten hatte. Unmittelbar danach gewannen die französischen Truppen unter den Augen des Königs den Sieg bei Fontenoy. Voltaire war einer der ersten, der es erfuhr, da der Minister Marquis d'Argenson, sein alter Schulkamerad, ihm einen Eilboten mit der Nachricht gesandt und sich

eine Ode zur Verherrlichung des Sieges erbeten hatte. Voltaire antwortete hingerissen: „Es ist 300 Jahre her, seit ein König von Frankreich etwas so Ruhmvolles getan hat.“

Die Aufgabe, die eben gewonnene Schlacht zu besingen, war aus vielen Gründen schwierig, teils aus künstlerischen, teils aus gesellschaftlichen. Die letzteren machten sich in höchst auffallender Weise geltend: Jeder, der sich ausgezeichnet hatte oder sonstwie in Betracht kommen konnte, wollte erwähnt werden. Die Schlacht wurde am 11. Mai 1745 gewonnen. Die Nachricht erreichte Paris am 14. Mai. Die Genehmigung der Ode Voltaires durch den Zensor ist vom 17. Mai. Man sieht daran, mit welcher Schnelligkeit er sein Werk entworfen hat. Nach und nach, als detailliertere Nachrichten einliefen, und je mehr Persönlichkeiten Anspruch darauf erhoben, in der Ode nicht übergangen zu werden, desto stärker wurde sie. Deshalb wurde die Ode in jeder folgenden Ausgabe erweitert, und die Ausgaben folgten mit reißender Schnelligkeit aufeinander. In einem Brief an d'Argenson bittet Voltaire diesen, die Aufmerksamkeit des Königs darauf zu lenken, daß in zehn Tagen fünf Ausgaben zu seinem Ruhm erschienen seien. In einer der späteren Ausgaben war das Gedicht Ludwig gewidmet, den es pflichtschuldigst, aber ohne Maß, als Heros preist. Man kann nicht vermeiden, an die Schlachtenbilder van der Meulens zu denken. Das Gedicht ist lebendig, dramatisch, aber äußerst offiziell; bestellte Arbeit, die mit aufrichtiger Begeisterung und romanischer Deklamation ausgeführt ist.

Zwei Umstände nagten noch an Voltaire: daß die Vorstellungen des *Mahomet* abgebrochen worden waren, und daß er nicht Mitglied der Académie Française war. Vorläufig lag ihm *Mahomet* in allererster Linie am Herzen. Er erwog, was wohl die wirksamste Abwehr gegen die Beschuldigung sein würde, daß er hier mit einem Umweg über den Islam das Christentum verhöhnt habe, und fand heraus, daß kein Mittel dieselbe Wirkung haben könnte, als wenn er den Heiligen Vater selbst bewegen könnte, eine Zueignung der Tragödie anzunehmen. Fühlte sich der Papst von dem Inhalt des Stückes nicht verletzt, so machten sich die kleinen gewöhnlichen Katholiken nur lächerlich, wenn sie weiterschrien.

Er versuchte zuerst, den Minister des Auswärtigen, d'Argenson in Bewegung zu setzen, und bat ihn, durch Frankreichs Gesandten in Rom, den Abbé de Canillac, deshalb anfragen zu lassen. d'Argenson zeigte keine Lust, sich aus diesem Grunde an Canillac zu wenden. Voltaire hatte jedoch noch viele andere Pfeile in seinem Köcher. Madame du Châtelet stand in freundschaftlicher Verbindung mit einem Fräulein du Thil, die einen Abbé de Tolignan gut kannte, der Zutritt zum Papst hatte und Benedikt XIV. auch vom Dichter des *Mahomet* die Tragödie überbrachte, dazu die Huldigung des Verfassers und die Bitte, seine Heiligkeit möge so gnädig sein, Voltaire einige Medaillen mit seinem Portrait zur Belohnung zu schenken. Der Abbé überreichte dem Papst außerdem einen Auszug aus den Werken des Papstes (Lam-

bertini hatte nicht weniger als fünfzehn Foliobände geschrieben), den Voltaire vorgenommen hatte, und dazu das zierliche lateinische Distichon, das unter das Porträt des Heiligen Vaters gesetzt werden sollte:

Lambertinus hic est, Romæ decus et pater orbis,
Qui mundum scriptis docuit, virtutibus ornat.

Der Papst schenkte auf der Stelle dem Abbé de Tolignan zwei schwere Medaillen für Voltaire und nahm die Widmung erfreut an. Diese lautete in dem besten Italienisch des Dichters:

Heiliger Vater,⁵

Eure Heiligkeit wird die Freiheit verzeihen, die sich einer der geringsten aber größten Bewunderer geistigen Adels herausnimmt, da er dem Oberhaupt der wahren Religion eine Schrift gegen den Urheber einer falschen und barbarischen Religionsform zueignet.

Wem könnte ich besser diese Satire über die Grausamkeit und die Irrtümer eines falschen Propheten widmen, als dem Stellvertreter und Nachfolger eines Gottes des Friedens und der Wahrheit?

Mit Eurer Heiligkeit Genehmigung lege ich Euch Werk und Verfasser zu Füßen. Ich wage es, Euren Schutz für das Werk zu erbitten, Euren Segen für seinen Urheber. Mit diesem Gefühl tiefer Ehrfurcht küsse ich Euren Heiligen Fuß.

Paris, 17. August 1745.

Der Papst antwortete mit kirchlicher Feinheit und persönlicher Klugheit, wie folgt:

Papst Benedikt XIV. an seinen geliebten Sohn.

Gruß und Apostolischen Segen.

Vor einigen Wochen brachte man Uns von Ihnen Ihre bewunderungswürdige Tragödie *Mahomet*, die wir mit großer Freude gelesen haben. Der Kardinal Passionei übergab uns danach in Ihrem Namen das schöne Gedicht über Fontenoy. Herr Leprotti hat uns Ihr Distichon zu Unserem Porträt übermittelt, und Cardinal Valenti hat Uns gestern morgen Ihren Brief vom 17. August gebracht. Jeder dieser Beweise des guten Willens verdiente besonderen Dank. Aber Wir verbinden sie alle und senden Ihnen mit einemmal den schuldigen Dank für so viele Beweise ungewöhnlicher Freundlichkeit für Uns mit der Versicherung Unserer Achtung für Verdienste, die so anerkannt wie die Ihren sind.

Als Ihr Distichon in Rom veröffentlicht wurde, teilte man Uns mit, daß einer Ihrer Landsleute, ein Literat, der sich hier aufhielt, in großer Gesellschaft gesagt habe, im ersten Verse sei ein Fehler, da Sie das Wort *hic* als kurz behandelt hätten, während es doch immer lang sein mußte.

Wir antworteten, daß er sich irrte und daß das Wort kurz oder lang sei nach dem Ermessen des Dichters, da Vergil es als kurz gebraucht habe in dem Vers:

Solus hic inflexit sensus, animumque labantem (Aen. IV 22)
aber lang in dem andern Vers:

Hic finis Priami fatorum, hic exitus illum (Aen. II 554).

Das scheint Uns recht gut geantwortet von einem Mann, der länger als fünfzig Jahre nicht Vergil gelesen hat. Obgleich Sie selbst Partei in der Sache sind, ist Unsere Ansicht von Ihrer Aufrichtigkeit.

und Redlichkeit so günstig, daß Wir selbst Sie zum Richter machen in dem Streit zwischen Uns und Ihrem Gegner. Es bleibt nur noch übrig, Ihnen Unseren Apostolischen Segen zu erteilen.

Gegeben in Rom in Santa Maria Maggiore, den 19. September 1745, im sechsten Jahr Unseres Pontifikats.

Hinter diesem Hokuspokus an Artigkeiten lag der Wunsch Voltaires, Ludwig den Fünfzehnten zu überzeugen, daß er im Grunde seiner Seele der gehorsame Sohn der Kirche sei, damit er bei dem König keinem Widerstand mehr gegen seine Pläne beegne.

V

Man wird bemerkt haben, wie klug und vorsichtig Benedikt der Vierzehnte jedes Eingehen auf den geistigen Inhalt der französischen Tragödie vermied. Er beschränkte sich auf eine Verbindlichkeit hinsichtlich Voltaires lateinischer Metrik. Da für uns die Gründe des Papstes einer so reservierten Haltung nicht vorliegen und da *Mahomet* sowohl durch seinen Grundgedanken wie durch seine künstlerische Gestaltung bezeichnend für Voltaire auf seiner damaligen Entwicklungsstufe ist, wird es nötig, bei diesem Drama etwas länger zu verweilen.

An und für sich liegt in der Tragödie gewiß keinerlei feindliche Haltung gegenüber dem Christentum. Das Christentum wird im *Mahomet* überhaupt nicht erwähnt, und Voltaire steht hoch über dem irrsinnigen Argwohn, daß er in dem Religionsstifter, der seine Hauptperson ist, ein maskiertes Bild vom Stifter des Christentums geben wollte, ob man nun Jesus oder Paulus als den eigentlichen Grundleger der neuen Religion betrachtet. Mit der Jesusgestalt, wie sie in den drei ersten Evangelien gezeichnet wird, hat dieser Mohamed nicht einen einzigen Zug gemeinsam. Und selbst mit der weniger idealen Gestalt des Paulus, wie sie in den Stellen seiner Briefe hervortritt, die echt erscheinen, ist kein Schimmer an Ähnlichkeit vorhanden. Die Hauptperson ist ein machtsüchtiger Krieger und Eroberer, der als Mittel zur Erreichung seiner Ziele bewußt durchgeführten Betrug anwendet.

Auf den, der eine Vorstellung von der Empfindungsweise ferner Zeiten und von dem geschichtlichen Mohamed hat, wirkt diese Hauptperson wie ein ungeheurer Anachronismus. Und wie er auch sein grundsätzlicher Feind, sein Gegenpol, Zopire. Dieser ist ein rechtschaffener Mann, aber durch und durch ein Rationalist aus dem achtzehnten Jahrhundert, der den Betrug durchschaut und darüber verzweifelt, daß der große betrogene Haufen sich von einem Lügner und Schurken beherrschen läßt. Mohamed ist zwar Religionsstifter, aber doch lauter sonnenklares Bewußtsein. In seiner Machtbegierde und in seinem Ehrgeiz scheut er keinerlei Grausamkeit oder Treulosigkeit; er heuchelt, lügt, blendet, verwirrt, hat eine teuflische Freude daran,

denkende Wesen in bloße Werkzeuge zu verwandeln und diese Werkzeuge, die im Banne seines Blendwerks stehen, Verbrechen begehen zu lassen, die jede gesunde Menschlichkeit empören, ihm selbst aber zugute kommen.

Dieser Mohamed ist sich ferner nicht nur klar über sich selbst, sondern er enthüllt sich auch ohne Scham und Klugheit vor seinen Vertrauten, wie in folgendem Vers:

Non, mais il faut m'aider à tromper l'univers

eine Wendung, die wohl kaum eine historische Persönlichkeit jemals gebraucht hat.

Der Inhalt des Stückes läßt sich in wenigen Sätzen erzählen: Während der Kämpfe in Mekka, in denen der Scherif von Mekka, Zopire, Mohameds entschiedener Gegner war und mit eigener Hand dessen Sohn niederschlug, sind Zopires Sohn und Tochter, Seïd und Palmire, in Mohameds Macht gefallen und darauf in seinem Hause in Medina als Sklaven erzogen worden, doch als Sklaven, die er mit Güte behandelte, zum Islam bekehrte und zu fanatischen Gläubigen an sich selbst als Gottes Gesandten machte. Zopire weiß nicht, ob seine Kinder noch am Leben sind oder nicht. Aber als Mohamed unerwartet in Mekka eintrifft und ihn zu gewinnen versucht, unter anderem dadurch, daß er ihm verspricht, ihm als Preis für den Frieden und die Versöhnung mit dem Propheten seine Kinder zurückzugeben, zeigt sich Zopire als sein unveröhnlicher Gegner, dessen Verachtung so groß ist wie sein Abscheu. Mohamed, der für Palmire erglüht und unwillig das innige Verhältnis zwischen Seïd und ihr (die nicht ahnen, daß sie Geschwister sind) beobachtet, faßt den teuflischen Plan, Seïd anzustacheln, für die Sache des wahren Glaubens Zopire, von dem er nicht weiß, daß er sein Vater ist, zu ermorden. Danach will er seinen jungen Anhänger töten lassen, um alle Mitschuld an dem Mord von sich weisen zu können, und um sich Palmires zu bemächtigen, die dann keine andere Stütze als ihn auf der Welt hat.

Seïd führt widerstrebend, aber von Fanatismus erfüllt, den Befehl aus und ermordet seinen Vater. Kaum hat er ihn tödlich verwundet, da erfahren der Mörder und der Verletzte ihre gegenseitige Stellung. Seïd will Rache an Mohamed nehmen und, den Dolch in der Hand, nähert er sich ihm in einer großen Versammlung; da wirkt das Gift, das der Prophet den nichts Ahnenden hat trinken lassen, und gerade, als Mohameds Ansehen erschüttert zu sein scheint und sein Leben von der Volksmenge bedroht ist, stürzt Seïd zusammen und bestätigt durch seinen plötzlichen Tod Mohameds Behauptung, daß seine Person heilig sei und er im Schutze des Allerhöchsten stehe. Palmire entwindet dem sterbenden Bruder den Dolch und stößt ihn sich in die Brust. Mit Rücksicht auf die Forderung des Theaterpublikums der damaligen Zeit wird Mohamed im letzten Augenblick von Reue über seine Verbrechen und seinen Betrug gepackt.

Man sieht, daß hier Greuel auf Greuel gehäuft und Untaten verschiedenster Art zusammengetragen sind, um dem Zuschauer und Leser klarzumachen, welche Folgen der Fanatismus hat.

Will man jedoch Voltaire gerecht beurteilen, dann darf man nicht vergessen, wie weit das achtzehnte Jahrhundert davon entfernt war, geschichtliche Treue, ja nur geschichtlichen Geist von der Tragödie zu verlangen. Mohamed ist ein Zeitgenosse Voltaires, eine Art Cagliostro großen Stiles, und die Tragödie ist ein Seitenstück zu Goethes *Groß-Kophta*. Die lebendigste Gestalt des Stückes, deren Name (wie Tartuffe) als Wort in die Sprache übergang, ist Seïd, der Fanatiker, der, wenn ihn ein Heiliger aufhetzt, zum Dolch greift und den Redlichsten ermordet. Aber auch Seïd ist eine Gegenwartsfigur oder eine Gestalt aus einer näheren Vergangenheit, die Voltaire am Herzen lag. Seïd ist Jacques Clément, der Mönch, der Heinrich den Dritten ermordete; er ist ganz besonders Ravallac, der frühere Feuillantinermonch, der aus religiösen Gründen Heinrich den Vierten ermordete, weil Heinrich nach seiner Auffassung im Streit mit dem Papst lag. Er unterzeichnete eines seiner Vernehmungsprotokolle dadurch, daß er hinter François Ravallac den Vers setzte:

Que toujours dans mon cœur
Jésus soit le vainqueur!

So wird man verstehen, daß sich *Mahomet* in seiner geistigen Auffassung auf das genaueste der *Henriade* anschließt.

Echt voltairisch und im hohen Grade wirkungsvoll für die im Bibelglauben erzogenen Zuhörer war das dem Alten Testament entnommene Beispiel, das Mohamed Seïd vorhält, als er sich dagegen sträubt, den Mord an Zopire auszuführen. Er hatte gehofft, in den Krieg gesandt zu werden, und soll nun eine Opferung vollziehen, bei der keine Ehre zu gewinnen ist und die zu vollbringen sich seine Hand unwillkürlich weigert. Da führt Mohamed gegen ihn die Forderung an, die Gott an Abraham stellte; er sollte seinen eigenen Sohn opfern und er bedachte sich nicht. Wenn Mekka eine heilige Stadt ist, dann beruht das darauf, daß Ibrahims Asche dort ruht:

Ibrahim, dont le bras, docile à l'Eternel,
Traîna son fils unique aux marches de l'autel,
Etouffant pour son Dieu les cris de la nature.
Et quand ce Dieu par vous veut venger son injure,
Quand je demande un sang à lui seul adressé,
Quand Dieu vous a choisi, vous avez balancé.
Allez, vil idolâtre

Hier bleibt Mohamed in den Grenzen seines Charakters, wählt mit Ueberlegung sein Mittel, um zu wirken und wendet es mit halb verstellter, halb wirklicher Leidenschaft an. Hier ist nicht ein Schimmer der Übertreibung oder der Deklamation. Ganz anders dagegen, wenn Voltaire mit französischer Rhetorik, um die stärkste Wirkung zu

erzielen, zum Schluß die weiche und zarte Palmire in blutdürstigen Ausdrücken gegen Mohamed wüten läßt:

Puissé-je de mes mains te déchirer le flanc,
Voir mourir tous les tiens, et nager dans leur sang!

VI

Leicht nahm Voltaire die Aufgabe nicht, die er sich selbst in *Le Fanatisme* gestellt hatte. Von 1739 bis 1742 befragt er, wie wir in seinem Briefwechsel verfolgen können, alle seine männlichen und weiblichen Vertrauten um ihren Rat bezüglich des Aufbaues des Stückes. Es handelt sich darum, zu erproben, wie man auf die rücksichtsvollste Weise die Schrecken der Handlung aufhäufen kann, wie auf die wirkungsvollste Weise das Mitleid des Zuschauers geweckt werden kann. Die Hauptszenen werden ausprobiert, wie man technisch die Tragfähigkeit von Balken erprobt. Oft richtet er sich mit seiner Feinhörigkeit für berechnete Einwendungen nach den Winken, die ihm die Freunde geben, entfernt eine Stelle, die Anstoß erregt, fügt Zeilen ein, die den Eindruck verstärken; berichtigt, feilt, verbessert.

Manchmal fügt er sich einem praktischen Rat, trotzdem sein künstlerisches Gewissen protestiert.

Er hatte ursprünglich — wie er ja ständig bestrebt war, die Tragödie von den obligaten Liebesszenen zu befreien — versucht, sein Drama über den Fanatismus zu schreiben, ohne ein Liebeselement hineinzubringen. Aber das erwies sich als unmöglich, und bei jener ersten Aufführung in Lille beobachtete er, daß nichts das Publikum stärker bewegte als Palmires Zärtlichkeit für Seïd und der Auftritt im vierten Akt, in der die Liebenden ruhig über den furchtbaren Mord sprechen, den Seïd begehen soll, als sie hoffen, daß sie dadurch ihre Vereinigung erreichen werden. Schwer fiel es auch Voltaire, seinen „Schlingel von Propheten“, seinen „gefeierten Schurken“, wie er Mohamed in einem Briefe an Pont-de-Veyle nennt, zum Schluß von Gewissensbissen ergriffen zu zeigen. Aber, wie er ausdrücklich in einem anderen Brief über denselben Gegenstand (an Cideville 19. Juli 1741) sagt: alle seine Bekannten forderten unbedingt zur öffentlichen Erbauung am Schluß des Stückes einige kleine Gewissensbisse. Man wollte nach guter alter Sitte und Gewohnheit den Übeltäter wenigstens seelisch gestraft sehen. Das hatte man ja Jahrhunderte hindurch die dichterische Gerechtigkeit genannt. Doch noch im Jahre 1751, als das Stück wieder aufgenommen wurde und unter stürmischem Beifall über die Bretter von Paris ging, schrieb Voltaire (28. August) an d'Argental, es sei traurig, daß das Stück mit einem Ulk (*une pantalonnade*) endete.

Inzwischen hatte ein großer Schauspieler, Henri Louis Le Kain, den Voltaire selbst erzogen hatte, und der in den wärmsten Ausdrücken seine Dankbarkeit dafür ausgesprochen hat, Mohameds Rolle

übernommen. Le Kain hatte sich ganz besonders ausgebildet, Voltaire zu spielen; niemals glückte es ihm, wenn er Rollen von Corneille oder Racine spielte, die Höhe wie bei Voltaires Arbeiten zu erreichen; die lagen seinen Fähigkeiten; es bestand eine Verwandtschaft zwischen ihm und ihnen. Was in Voltaires Stücken sonst didaktisch wirkte, wie allgemeine Betrachtungen, treffende Sätze, die für viele Fälle galten, all derartiges wurde in seinem Munde zum Ausdruck für das persönliche Gefühl des Sprechenden. Und als Mohamed gelang es ihm sogar, die Wendung im inneren Leben des Propheten, zu der das Vorurteil der Zeit den Dichter gezwungen hatte, glaubhaft und ergreifend wahr zu machen. In seinem ganzen Spiel als Mohamed wirkte am stärksten auf den Zuhörer der Ton, mit dem er in seiner letzten Rede entsetzt ausrief: es gibt doch ein Gewissen!

Il est donc des remords!

Wie ein Angstschrei, wie ein Wehruf kam das heraus, wie das Bekenntnis einer ungeheueren, nie zu vergessenden Schuld, das sich über die Lippen des Herrschsüchtigen drängte. Der Tyrann wurde erhaben beim Durchbruch dieser Reue, die ihn ergriff. Die Selbstanklage erhob sich mächtig gegen ihn und gab in der Todesstunde seiner Gestalt verstärktes Leben.

Es fiel Voltaire schwer, sich mit den abschließenden Worten der Tragödie selbst zufrieden zu stellen. Im endgültigen Text schließt Mohamed mit der Bitte an seinen einzigen Vertrauten Omar, daß dieser seine Schande und Schwäche verbergen möge, wenn er tot sei. Seine Herrschaft würde zusammenfallen, wenn das Allzumenschliche seines Wesens erkannt würde:

*Et toi, de tant de honte étouffe la mémoire;
Cache au moins ma faiblesse, et sauve encor ma gloire;
Je dois régir en Dieu l'univers prévenu;
Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.*

Hier im Untergang erweist sich Mohamed als Charakter und als Staatsmann. Aber es hat Voltaire doch eine Zeitlang vorgeschwebt, daß der vollständige Zusammenbruch im Wesen des Propheten folgerichtiger wäre und die dichterische Gerechtigkeit vielleicht in höherem Maße befriedigen würde. Er schrieb (19. Januar 1741) an d'Argental: würde es Ihnen besser gefallen, wenn das Stück so schlosse:

*Périssse mon empire! il est trop acheté.
Perisse Mahomet, son culte et sa memoire!
(à Omar)
Ah! donne-moi la mort, mais sauve au moins ma gloire;
Délivre-moi du jour, mais cache à tous les yeux
Que Mahomet coupable est faible et malheureux.*

Dieser Schluß wurde verworfen, und doch ist er besser als der jetzige denn der Satz: „Mein Reich stürzt zusammen, wenn man sieht, daß ich kein Gott, sondern ein Mensch bin“, ist derart geprägt, daß man

eher Voltaire's Stimme als die Mohameds hört. Wie das Stück aber auch endet, Napoleons Kritik an ihm bleibt gleichmäßig wahr; auf St. Helena diktierte er eine durchgreifende Analyse der Tragödie, er betonte unter anderem das Unwahrscheinliche, daß die Hauptperson dauernd eine so unvorteilhafte Schilderung von sich selbst gibt. Und es ist für Goethes geläuterten Geschmack höchst bezeichnend, daß er bei der Übersetzung die zwanzig Verse ausließ, die den ganzen Schlußmonolog Mohameds mit seiner Selbstbetrachtung und Selbstverurteilung bilden. Bei ihm endet das Stück ausdrucksvoll und wirksam mit dem Wort der sterbenden Palmire:

Ich sterbe. Fort!
Dich nicht zu sehen, ist das größte Glück.
Die Welt ist für Tyrannen: lebe Du!

VII

Man kann überhaupt keinen lehrreicheren Einblick in Voltaire's pathetischen Stil im Verhältnis zu Goethes gewinnen, als durch den Vergleich des *Mahomet* im französischen Original mit seiner deutschen Wiedergabe, die im Theater zu Weimar aufgeführt wurde.

Erstens ist es, ganz allgemein betrachtet, interessant zu sehen, wie Goethe die allzu theatralische Hochspannung mildert, die Voltaire in Rede und Gegenrede gern erstrebt. Als Seïd seinem alten Vater die tödliche Wunde beigebracht hat, aus der das Blut strömt, ruft er ihm in seiner Reue zu, jetzt an ihm und der Schwester Vergeltung zu üben:

Le ciel n'a pas pour nous d'assez grands châtiments,
Frappez vos assassins!

worauf Zopire im Todeskampf voll Vaterliebe antwortet:

J'embrasse mes enfants.

Goethe findet mit Recht die Aufforderung an den Sterbenden, nun seinerseits den Dolch in seine Kinder zu stoßen, übertrieben und unsinnig, aber er behält den Gegensatz: Strafe deine Mörder — ich küsse meine Kinder bei und übersetzt:

Des Himmels Rache ruf auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder!
Meine Kinder
Umarm ich.

Ehe Napoleon Goethe darauf aufmerksam machte, hatte dieser also selbst längst eingesehen, was für ein schwacher Punkt im Drama Voltaire's es war, daß Mohamed ohne jede Scham seine Ränke bekannte und mit den skrupellosen Mitteln prahlte, die er zur Erreichung verbrecherischer Zwecke anwandte. Deshalb hat er auch, so gut es ging, dieser Unnatur abgeholfen. Soweit möglich, läßt er den Propheten sich niemals naturwidrig verraten und ausliefern; er verschleiert den

Ausdruck, sodaß der frech herausfordernde Satz politisch wird. Mohamed sagt:

Loin de moi les mortels assez audacieux
 Pour juger par eux-mêmes et pour voir par leurs yeux!
 Quiconque ose penser n'est pas né pour me croire,
 Obéir en silence est votre seule gloire.

Jeder hört, daß hier Voltaire, nicht Mohamed, so unzweideutig verkündet, daß der Prophet keine Menschen brauchen kann, die denken, urteilen, mit eigenen Augen sehen. Goethe läßt Mohamed als klugen Theologen und Alleinherrscher nur die Kritik zurückweisen und den Glauben preisen. Er übersetzt:

Fern von mir
 Vermessner Sterblichen beschränkter Zweifel,
 Die eignen Augen, eignem Urteil trauen.
 Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
 Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.

Wenn Mohamed im französischen Text sich selbst mit abstoßendem Cynismus fragt, ob es denn immer notwendig ist, die Menschen zu bekämpfen oder zu betrügen, dann mildert Goethe den Ausdruck und verstärkt dadurch den Eindruck der überwältigenden Persönlichkeit Mohameds.

Französisch:

Faut-il toujours combattre ou tromper les humains?

Deutsch:

Zur Überredung füge sich die Macht.

Man bemerke besonders die gründliche Veränderung, der Goethe den ersten Auftritt des vierten Aktes unterzogen hat. Im Original ist es eine Szene zwischen Mohamed und seinem Vertrauten Omar, in der er zuerst Zopires Tod durch Seïds Hand und die darauf folgende Vergiftung Seïds befiehlt. Dann entwickelt er vor Omar mit überflüssiger Ausführlichkeit, daß Palmire, wenn man ihr nichts verrät, niemals ahnen werde, daß die beiden Getöteten ihr Vater und ihr Bruder waren. Die Stimme des Blutes sei Unsinn; was man Natur nenne, sei nur Gewohnheit. Und dazu fügt er dann mit unnötiger und abstoßender Deutlichkeit erneut die Versicherung, daß seine ganze Macht auf Betrug beruhe:

Mon triomphe en tout temps est fondé sur l'erreur,

ein Satz, den wohl niemals irgendein Eroberer ausgesprochen hat, der die Fähigkeit in sich fühlte, Menschenmassen zu führen und zu beherrschen.

Goethe läßt ohne weiteres diesen ganzen Vortrag fort, läßt Omar sich zurückziehen und legt Mohamed einen Monolog in den Mund, der ganz im Geist des Stückes gehalten ist, aber mit tieferer Psychologie zeigt, wie der Prophet in Erscheinungen von Mord und Tod schwelgt,

doch zugleich in Träumen von Palmire, die er so leidenschaftlich begehrt, sie, die diese Schreckensnacht in seine Arme werfen wird. Er ist förmlich visionär in diesem Monolog, sieht und fühlt all das Unglück voraus, das er anstiften wird, und doch gleichzeitig auch all die Wollust, die er erhofft aber niemals finden wird.

VIII

Für Voltaires Zeitgenossen und die Gemeinde, die er sich mit seinen Werken langsam schuf, kam es weniger auf die künstlerische Mäßigung als auf die Kraft an, mit der seine Stücke die Tendenz verfolgten. Wenn Palmire in der zweiten Szene des fünften Aktes, die Goethe gemildert hat, dem blutbesudelten Betrüger, dem Henker ihres Geschlechts, ihren Fluch ins Gesicht schleudert, da er es wagt, sich ihr als übermütiger Freier zu nahen, so genoß man hierin die Entlarvung eines sogenannten Sendboten Gottes als Lügner und Mörder, den Schlag, der gegen die falschen Propheten der Religion geführt wurde:

Le voilà donc, grand Dieu! ce prophète sacré
Ce roi que je servis, ce Dieu que j'adorai!
Monstre! dont les fureurs et les complots perfides
De deux cœurs innocents ont fait deux parricides.

Mahomet entzückte die Mitglieder der *ecclesia militans* der Philosophie weniger als ausgezeichnete Poesie denn als seltene Handlung, als Großtat.

Grimm schrieb in seiner *Correspondance* über dies Stück, daß es das schönste Werk des französischen Theaters sei. D'Alembert wünschte, daß es zweihundert Jahre älter wäre; wer könnte wissen, ob der philosophische Geist, der darin lag, nicht Frankreich vor den Greueln der Religionskriege und der Bartholomäusnacht bewahrt hätte? Diderot bewunderte gleichfalls im *Mahomet* die Krone, die die tragische Muse Voltaires trug. Palissot, der Feind der Philosophen, dessen Stück über sie ihnen keinen geringen Schaden zufügte, strömte vor Begeisterung für *Mahomet* über; er ist überzeugt, daß der Dichter mit diesem Werk, das den Fanatismus brandmarkt, dem Volk einen wirklichen Dienst geleistet, der Menschheit eine Wohltat erwiesen hat. Im Anschluß an *Mahomet* berührt er Voltaires Weissagung, daß man die Bartholomäusnacht noch einmal auf die Bühne bringen wird, eine Prophezeiung, die mit Maria Joseph Chénier's *Charles IX* in Erfüllung ging, über dessen Aufführung in Paris Baggesen im dritten Teil vom *Labyrinth* schreibt: „Nein, niemals haben Menschheit und Kunst in meinem Herzen eine konvulsivischere Wonne geweckt.“

Was Voltaires letzte Absicht mit dem *Mahomet* war, darüber ließ er seinen preußischen Verehrer von Anfang an nicht im Zweifel. Er bezeichnet sein Stück als „die erste Tragödie, in welcher der Aberglaube angegriffen wird.“ *Mahomet* eröffnet ja tatsächlich Voltaires Kampf gegen die katholische Kirche. Er schreibt, daß ihm die sogenannten

Christen oft wie die Türken vorgekommen sind; nun mögen sich die Verfechter des christlichen Fanatismus als Türken, die sie sind, demaskiert, einmal dem Abscheu aller fühlenden Menschen preisgegeben sehen. Den Großvikar Omar, den Prälaten Mohamed — man wird sie hinter der Muselmanmaske sicher erkennen. In *Mahomet* erhalte Tartuffe sein tragisches Gegenbild. Es sei Tartuffe mit Waffen in der Hand, Tartuffe als Religionsstifter, der Staaten stürzt, den Fuß auf Fürstennacken setzt und sich zur Weltherrschaft aufschwingt.

Friedrich schien der geborene Beschützer für Voltaires *Mahomet*. Daher Voltaires ausführlicher Brief an Friedrich darüber vom Dezember 1740, der nicht als Privatbrief gedacht war, in dem er auf den Nutzen hinweist, in der Geschichte bis auf jene alten Verbrecher zurückzugehen, die berühmten Grundleger von Aberglauben und Fanatismus, die als erste zum Altarmesser griffen, um den als Opfertier zu behandeln, der nicht ihr Jünger sein wollte. Man meine nicht, die Zeiten für derartige Verbrechen seien vorbei, oder das Feuer der Religionskriege sei gelöscht; da würde man zu gut von der menschlichen Natur glauben. Und er beweist seine Ausführungen mit einer langen Reihe von Beispielen. Alphonse Diaz (den Voltaire irrtümlich Barthélemi nennt) ließ seinen Bruder ermorden, weil er Lutheraner geworden war. Die Morde selbst wurden in der Regel von ganz jungen Menschen wie Seïd ausgeführt. Balthazar Gérard, der Wilhelm von Oranien ermordete, war erst zwanzig Jahr alt.

Welchen Nutzen habe die Menschheit davon, daß sie die Leidenenschaften und das Unglück eines Helden des Altertums erfährt, wenn man uns dadurch nicht belehrt? Das Theater solle belehren und warnen. Die Bühne sei die mächtige Rivalin der Kanzel.

Das Theater ist mit anderen Worten unter Voltaires Händen zu einer Gegenkirche geworden.

Der von Voltaire wie von den meisten Zeitgenossen verhätschelte Saint-Lambert, dessen Gedicht *Les Saisons*, eine Nachahmung von Thomsons *The Seasons*, Begeisterung erregte, der Mann, den, wie schon erwähnt, zwei bedeutende Frauen sowohl Voltaire wie Jean-Jaques Rousseau vorzogen, spricht in diesem Gedicht über Voltaire als Tragiker auf eine Weise, die der Begeisterung jener Zeit für *Mahomet* entspricht. In der Abteilung, die den Titel *L'Hiver* führt, sagt er, daß Voltaire auf der Bühne Corneille und Racine vollständig aus dem Felde geschlagen habe:

Du plus grand de nos rois le chantre harmonieux
Remplirait seul mes jours d'instans délicieux;
Vainqueur des deux rivaux qui regnaient sur la scène
D'un poignard plus tranchant il arma Melpomène;
De la crédule histoire il montre les erreurs

und in der langen Prosa-Anmerkung, die diese Stelle erklärt, heißt es unter anderem auch: „Es schaudert einen beim *Mahomet*, man bricht in Tränen aus bei *Zaïre*, und sagt danach aus Gewohnheit, daß mit

Corneille und Racine nichts verglichen werden kann.“ Er zeigt, daß beide weniger pathetisch als Voltaire seien, dessen Begeisterung größer ist. Die Leidenschaften sprechen bei ihm mit mehr Gewalt und Energie. In Voltaires Tragödien ist mehr Handlung als in ihren; seine Stoffe haben mehr allgemeines Interesse, sie begeistern die Menschheit. Sie graben in das Herz der Menschen die eine oder die andere große Wahrheit ein. Wie *Alzire* eine Predigt gegen die Unduldsamkeit war, so sei *Mahomet* eine Predigt gegen die Gefahren des Fanatismus.

Saint-Lambert ist hier der Sprecher seiner Zeit.

IX

Sobald Voltaire von dem Sieg bei Fontenoy hörte, schrieb er die folgenden kurzen Verse und sandte sie der darin genannten Dame:

Quand Louis, ce héros charmant
Dont tout Paris fait son idole,
Gagne quelque combat brillant,
On doit en faire compliment
A la divine Etiole.

Es war das Unerhörte geschehen, das zwar nicht den Staat, doch aber den Hof bis zu den Grundmauern erschütterte: eine Dame bürgerlicher Abstammung, die nicht wie alle früheren Favoritinnen dem Hochadel entsprossen war, sondern der bürgerlichen Finanzaristokratie, hatte den ledigen Platz an der Seite des Königs eingenommen.

Jeanne Antoinette Poisson war in Paris am 29. Dezember 1721 geboren. Sie wuchs ebenso schön wie talentvoll auf, besaß alle Vorzüge, hatte nur einen einzigen Umstand gegen sich: ihre Abstammung. Ihr offizieller Vater, Herr Poisson, hatte das Heer mit Lebensmitteln versorgt, aber dabei derartige Unredlichkeiten begangen, daß er zum Tode durch den Strang verurteilt worden war, weshalb er auf längere Zeit nach Hamburg verschwand. Ihre Mutter, Louise Madeleine de la Motte, die erst von einem Staatssekretär geliebt und unterhalten worden war, dann von einem Botschafter, war zu der Zeit, als die kleine Tochter zur Welt kam, mit dem Generalpächter Le Normant de Tournehem eng verbunden, auf dessen Kosten das junge Mädchen eine glänzende Erziehung empfing. Ihre seltenen Eigenschaften wurden mit Sorgfalt und Verständnis ausgebildet, und sie wurde, was man im achtzehnten Jahrhundert eine Virtuosin nannte, ein Inbegriff aller Mittel ihres Geschlechts zu reizen und zu erobern.

Bei Jelliotte hatte sie singen und Klavier spielen gelernt; bei Guibaudet tanzen, und sie sang wie eine Opernsängerin und tanzte so gewandt wie eine Ballettänzerin. Der Tragiker Crébillon hatte sie als Freund des Hauses in der Kunst, Verse vorzutragen, unterrichtet und hatte ihre Begabung als Schauspielerin hervorgehoben. Crébillons Freunde hatten ihr die Bildung jener Zeit beigebracht, ihre Gefühle mit Schelmerei, ihre Gedanken mit Ironie auszudrücken. Keine saß

wie sie zu Pferde. Keine erweckte wie sie einen Beifallssturm beim bloßen Klang der Stimme, beim Anschlag auf dem Instrument. Niemand vermochte wie sie, die beliebtesten Schauspielerinnen in ihrer Art und Weise und Sprache zu kopieren. Niemand erzählte eine Anekdote mit größerer Feinheit und mehr Witz.

Und echt weiblich — niemand verstand wie sie sich zu kleiden. Nicht nur saßen ihre Kleider an ihr, daß sie jeden Vorzug, den ihre Gestalt besaß, hervorhoben, aber was sie auch zur Hand nahm, ein Band, ein Tuch, ein Stück Stoff, sie verstand es, sich damit zu schmücken, daß es jetzt erst auffiel, und sie mit ihm. Sie besaß das weibliche Genie, daß jedem Modekleid ein persönliches Gepräge gibt, und sie trug jeden Fetzen, den sie an ihren Körper anbrachte, mit persönlicher Haltung.

Hierzu kam, daß sie geschickt zeichnete, mit Talent zu radieren verstand, sodaß sie bereits in ganz jungen Jahren durch diese wunderbare Vereinigung von Fähigkeiten und Fertigkeiten sowohl auf Frauen wie Männer Eindruck machte; daher sehen wir sie bereits *avant la lettre* in verschiedentlicher Berührung mit zwei von den fünf Schwestern, die der König durch seine Huld auszeichnete. Eines Abends ereignete es sich bei Madame d'Angervilliers, daß Madame de Mailly, nachdem Mademoiselle Poisson ein Stück auf dem Klavier gespielt hatte, sie hingerissen in die Arme schloß und ihren Ruhm bei Hofe verbreitete. Einige Zeit darauf, als sie verheiratet war, unterhielt die Herzogin von Chevreuse voller Schwärmerei Ludwig XV. von „der kleinen d'Etiolles“; da näherte sich ihr still die Herzogin von Châteauroux und trat ihr so fest auf den Fuß, daß es ihr übel wurde. Am nächsten Tage machte Madame de Châteauroux der Herzogin einen Besuch, um sich wegen der Ungeschicklichkeit zu entschuldigen, und warf im Laufe des Gesprächs so dahin: „Wissen Sie, daß man augenblicklich davon spricht, die kleine d'Etiolles dem König zu geben, und nur nach der Art und Weise sucht?“ Sie ließ gleichzeitig der auftauchenden Nebenbuhlerin Befehl geben, sich nicht mehr in dem Walde aufzuhalten, in dem der König auf die Jagd ging.

Madame d'Etiolles machte, trotzdem sie jung und unbekannt war, einen so starken Eindruck auf erfahrene Kenner wie den Präsidenten Hénault, daß dieser, nachdem er die junge Dame in einer Abendgesellschaft getroffen hatte, im Jahre 1742 an Madame du Deffand schrieb: „Ich lernte dort eine der schönsten Frauen kennen, die ich jemals gesehen habe. Sie versteht viel von der Musik; sie singt frisch und mit vollendetem Geschmack; sie kennt wohl hundert Lieder; sie spielt Komödie in Etiolles auf einer Bühne, die ebenso schön ist wie unsere Oper, und wo es eine Maschinerie und Szenenveränderungen gibt.“

Unter den vielen Verehrern, die sie umgaben, erwählte der Freund ihrer Mutter für sie seinen Neffen, der unter den Anbetern am stärksten verliebt und außerdem sehr reich war. Im März 1741 wurde sie vermählt mit Charles Guillaume le Normant, seigneur d'Etiolles, chevalier

d'honneur du présidial de Blois. Ihr Ehemann war zwar kaum vierundzwanzig Jahre alt, aber klein, häßlich, nicht gut gewachsen; seine Leidenschaft für sie ließ sie kalt; sie sah in ihm nur ein Mittel zum gesellschaftlichen Aufstieg.

X

Sie war blendend schön. Ihre Haut war weiß wie bei keiner anderen; das Gesicht bildete ein vollendetes Oval, die Lippen waren etwas blaß, die großen Augen von unbestimmbarer Farbe, was erklärlich macht, daß sie auf dem einen ihrer beiden Bilder im Louvre blau sind, auf dem anderen braun; aber unter den schönen dunklen Brauen bannten diese Augen sowohl den, der blauen Augen gegenüber schwach war, als auch den, der braunen nicht widerstand. Sie hatte prachtvolles hellbraunes Haar, die schönsten Zähne, zwei Grübchen in den Wangen. Die Gestalt war etwas über Mittelgröße, schlank, geschmeidig, elegant, die Hände zart, die Handbewegungen lebhaft, gelegentlich leidenschaftlich. Aber das Wesentliche in dem schönen Angesicht war dessen Beweglichkeit und Veränderlichkeit, der ununterbrochene Wechsel des Ausdrucks, sodaß es bald von Herzlichkeit, bald von Würde, bald von Anmut beseelt schien.

Der Freund ihrer Mutter gab dem jungen Paar sofort die Hälfte seines Eigentums, die andere Hälfte testamentarisch für den Fall seines Todes, und die junge Schönheit richtete sich in sorgenlosem Wohlstand auf Etioules ein und lud die Freunde des Vaterhauses zu sich, darunter Fontenelle, den Abbé de Bernis, den einige Jahre später berühmten Kardinal, Maupertuis und Voltaire, der sich später an manches Glas Tokajer erinnerte, das ihm auf Etioules von der schönen Frau des Hauses gereicht worden war.

Unter dem Jahresgeld, das Madame de Pompadour in ihrer Regierungszeit ausgab, befindet sich ein Posten, der daran erinnert, was unter dem Eindruck der mütterlichen Schmeicheleien und Hoffnungen in der Zeit ihres Wachstums und ihrer Jugend zu ihrer fixen Idee geworden war: „600 Livres an Madame Lebon, weil sie der Marquise, als diese neun Jahr alt war, vorausgesagt hat, sie würde eines Tages die Geliebte des Königs werden.“ Abergläubisch, wie sie war, hatte sie sich mit ihrem heftigen Ehrgeiz und ihrer lebhaften Einbildungskraft an diese Prophezeiung geklammert und war darin bestärkt worden, wenn sie hörte, wie Bekannte sie mit zynischer Schmeichelei un morceau de roi nannten.

Seit dem Tode der Herzogin von Châteauroux war deren Platz frei. Die Königin ging ganz auf in Gottesfurcht und Wohltätigkeit. An Zerstreuungen gestattete sie sich nur die kleinen Abendmahlzeiten bei dem Herzog und der Herzogin von Luynes, wo die Gesellschaft unänderlich die gleiche war, und wo die Hauptpersonen der Bruder der Herzogin, der Kardinal von Luynes, der Präsident Hénault, der Herzog

und die Herzogin von Chevreuse waren. Der Herzog von Chevreuse war zum allgemeinen Vergnügen platonisch in die Königin verliebt und auf Hénault eifersüchtig, mit dem sich Maria Leszczynska gern unterhielt.

Im Anfang waren diese Abendgesellschaften Lichtpunkte in dem eintönigen Leben der Königin gewesen; allmählich waren sie durch die Wiederholung immer langweiliger geworden. Manchmal schnarchte der alte Hund der Herzogin von Luynes, Tintamarre, so stark, daß er den Kardinal weckte. Dann fuhr dieser mit einer so komischen Bewegung oder einem so geistesabwesenden Ausruf in die Höhe, daß die alte und müde Gesellschaft lächeln mußte.

Der König, der sich mit gelegentlichen Frauen getröstet hatte, war auf dem Punkte, daß er von Liebeleien genug hatte und eine Freundin gebrauchte. Richelieu, der eng liiert war mit Madame de la Popelinière (deren nähere Bekannntschaft er gemacht hatte, als er durch einen Kamin bei ihr eingestiegen war), hatte diese Dame, die frühere Opersängerin Deshayes, die Richelieu mit der rührendsten Leidenschaft liebte, vergebens dem König angeboten, der das Anerbieten abgelehnt hatte. Aber Madame d'Etioles hatte lange danach gestrebt, die Aufmerksamkeit Ludwigs auf sich zu ziehen. Sie kam in den Senartwald, wo die königlichen Jagden stattfanden, in entzückenden Kostümen, und fuhr in ihrem eigenen kleinen Wagen dauernd zwischen den Pferden und Hunden, so daß der König ihr mit den Augen folgte. Der große Maskenball, der im Februar 1745 aus Anlaß der Vermählung des Thronfolgers im Rathaus gegeben wurde, verschaffte Madame d'Etioles Gelegenheit, sich dem König zu nähern. Die Bekannntschaft wurde gemacht und am folgenden Tage speiste sie mit dem König in Versailles zu Abend.

Madame de Tencin und ihr Bruder, der Kardinal, zeigten sich ihr gegenüber, wie früher gegenüber Madame de Châteauroux, sehr eifrig, die Verbindung zu stärken und gaben der jungen Dame gute Ratschläge und Warnungen aller Art. Der Bischof von Mirepoix dagegen, den Voltaire dem Gelächter des Königs von Preußen und ganz Europas ausgeliefert hatte, und der sich als Lehrer des Dauphin seine Machtstellung am Hofe bewahrte, donnerte gegen die neu auftauchende Favoritin los und hob überall bei Hofe hervor, welch schlechtes Beispiel man geben würde, wenn eine Frau, die in der schlechtesten Gesellschaft der Zeit gelebt und mit Fontenelle und Maupertuis, ja mit Voltaire verkehrt hatte, zur *maîtresse en titre* erhoben würde. Doch die laute Opposition dieses Mirepoix hatte die Wirkung, daß diejenigen unter den Vertrauten des Königs, die der dummfrommen Partei feindlich waren, die junge Dame protegten und Ludwig XV. zum Widerstand gegen die geistliche Vormundschaft anstachelten.

Kaum hatte sich im April 1745 das Verhältnis zwischen ihr und dem König weiterhin gefestigt, als sie ihn in ihre wohl mehr vorgebliche als wirkliche Angst vor den Mordplänen einweihte, die ihr Mann in der Wildheit seiner Eifersucht fassen konnte, und dadurch Ludwig

Bewog, ihr sofort Madame de Maillys frühere Wohnung in Versailles einzuräumen, wo kein Othello sie finden und überfallen konnte. Sie brachte den König ferner dazu, ihr seinen Schutz gegen den Haß und die Geringschätzung, die der Dauphin an den Tag legte, zuzusichern, und ihr das Versprechen auf ein Gut zu geben. Als Ludwig im Mai zum Heer nach Flandern zog, wurde ihr außerdem in sichere Aussicht gestellt, daß sie bei seiner Rückkehr *maîtresse déclarée* werden sollte.

XI

Anfang Juli konnte die Glückliche ihren Freunden nicht weniger als achtzig Briefe zeigen, die ihr der König in den vergangenen zwei Monaten gesandt hatte. Da sie sich auf ihre eigene stilistisch bestrickende Fähigkeit nicht verließ, kam sie auf den geschickten Ausweg, den jungen gewandten Abbé de Bernis die einschmeichelnden, zärtlichen und geistreichen Briefe schreiben zu lassen, die sie danach als Antwort für König Ludwig ins Reine schrieb. Einer der letzten Briefe des Königs an sie war adressiert: „A la marquise de Pompadour“ und enthielt das Dokument, das ihr diesen Titel verlieh. Voltaire, der sich diesen Sommer ein paar Monate auf Etioles aufhielt, schrieb bei dieser Gelegenheit die Stenzen, deren erste lautet:

Il sait aimer, il sait combattre,
Il envoie en ce beau séjour
Un brevet digne d'Henri Quatre,
Signé LOUIS, Mars et l'Amour.

Eines Abends, als sie in Versailles in Les petits appartements eine Rolle gespielt hatte, schrieb er danach folgende Verse:

Ainsi donc vous réunissez
Tous les Arts, tous les goûts, tous les talents de plaire:
Pompadour, vous embellissez
La cour, le Parnasse, et Cythère.
Charme de tous les cœurs, trésor d'un seul mortel,
Qu'un sort si beau soit éternel!
Que vos jours précieux soient marqués par des fêtes!
Que la paix dans nos champs revienne avec Louis!
Soyez tous deux sans ennemis,
Et tous deux gardez vos conquêtes!

Die letzte Wendung ist künstlerisch fein und wäre sicher nicht unvorsichtig gewesen, falls die Verse in den Händen geblieben wären, für die sie bestimmt waren. Aber sie brauchten nur der Königin oder den Prinzessinnen zu Ohren zu kommen, um sofort als törichte Kränkung zu wirken.

Ohne Feinde am Hofe, wie ihr das in dem Gedicht gewünscht wurde, war die Marquise sicherlich nicht. Sie hatte alle Welt zu Feinden, und man wetteiferte darin, über sie herzuziehen. Jede Wendung, die sie gebrauchte und die verriet, daß sie keine vornehme Erziehung genossen hatte, wurde ins Lächerliche gezogen. Und es kann nicht ge-

leugnet werden, daß sie gerade, wenn sie sich vertraulich zeigen wollte, gelegentlich besonders unglücklich war. Eines Tages hatte sie den Herzog von Chaulnes „mon cochon“ genannt! Wie viele Vorzüge sie auch besaß, sie hatte keine Rasse, und das konnte ihr an diesem Hofe nicht verziehen werden. Sie war nicht nur von Geburt, sondern auch im Denken bürgerlich, liebte den König sentimental, schlug ihm ganz naïv eine Ehe vor zwischen einem ihm sprechend ähnlichen Sohn, den er mit Madame de Vintimille gehabt hatte, und ihrer Tochter Alexandrine aus der Ehe mit Herrn d'Etiole. Sie wünschte, daß des Königs und ihr Blut sich mischen sollten, und sah sich im Geist voller Rührung bereits als Großmutter. Der König wies diesen Plan mit entschiedenem Widerwillen dagegen, sein Bourbonenblut mit bürgerlichem Blut vermischt zu sehen, zurück, und Alexandrine starb kurz darauf.

Madame de Pompadour war außerdem in der Art Schicklichkeit, die sie in ihrem Verhältnis zum König zeigte, bürgerlich, nahm eine Haltung ein, die von den Hofleuten jener Zeit als Grisettenbenehmen verspottet und von den damaligen Dichtern als keusch verherrlicht wurde. Bernis, der ihre Liebesbriefe schrieb, besang sie in dem Stil, den ihre Verehrer anwandten. Ihre Liebe zum König war Tugend; seine für sie war Tugend, falls sie beständig war:

Tout va changer: les crimes d'un volage
Ne seront plus érigés en exploits;
La Pudeur seule obtiendra notre hommage
L'Amour constant rentrera dans ses droits.
L'exemple en est donné par le plus grand des rois
Et par la beauté la plus sage.

Die Constance und die Sagesse, die hier gepriesen werden, sind bürgerliche Tugenden, Tugenden, die dem bürgerlichen Ideal der Zeit entsprechend, auf eine Favoritin Ludwigs XV. übertragen wurden.

Dem Bürgerlichen in ihrem Wesen entsprach auch ihr Eifer, die Königin nicht nur nicht zu kränken, sondern ihr auch ihre Huldigungen zu erweisen, ihr Wohlwollen zu erlangen, gut angeschrieben bei ihr zu sein, und ihre Macht zu benutzen, die Stellung der legitimen Gemahlin zu heben und zu verbessern.

Ihre Vorstellung vor der Königin fand in Versailles am 14. September 1745 statt. Sie kam von Ihrer Vorstellung vor Ludwig XV., die unter einem derartigen Andrang im Vorzimmer stattgefunden, daß diese allgemeine Neugier den stets verlegenen König zum Erröten gebracht hatte. Die Spannung in den Zimmern der Königin war ungeheuer. Würde die Königin ihr nur etwas über ihr Kleid sagen, würde die Haltung der Herrscherin steif, ihr Ton kühl sein? Die Königin, mit der im voraus lange diplomatisch verhandelt worden war, zeigte sich liebenswürdig entgegenkommend, und, anknüpfend an die einzige Dame der höheren Aristokratie, der Madame de Pompadour nahestand, fragte sie: „Sagen Sie mir doch, wie es Madame de Saissac geht; ich habe sie mit Vergnügen einigemale in Paris gesehen“. Gerührt über

soviel Güte stammelte Madame de Pompadour hervor: „Madame, ich habe eine wahre Leidenschaft, Ihnen, wenn es möglich ist, zu gefallen.“

Um die Königin davon zu überzeugen und Gelegenheit zu erneuter Versicherung ihrer untertänigen Ergebenheit zu finden, tat die Favoritin, als hätte sie mit Unruhe Zeichen der Kühle in der Haltung der Königin ihr gegenüber bemerkt, und vertraute sich deshalb der Herzogin von Luynes an, die ihr von Maria Leszczynska schnell den Bescheid brachte, „daß die Königin nichts gegen sie habe, im Gegenteile ihren Eifer anerkenne, bei jeder Gelegenheit ihr zu Gefallen zu sein.“

Dies gab Madame de Pompadour Anlaß zu einem langen Brief, der an die Herzogin gerichtet war, um von der Königin gelesen zu werden, in dem sie mit bürgerlicher Innigkeit und mit Demut ihre Ergebenheit ausspricht und auch ihren Kampf gegen die allgemeine Feindseligkeit des Hofes ihr gegenüber darstellt, um sich wenigstens gegen Angriffe aus dem Kreis der Königin zu sichern. Der Brief fängt an:

Sie geben mir das Leben wieder, Frau Herzogin; ich habe die letzten drei Tage in einer Qual ohnegleichen verbracht, was zu glauben Ihnen nicht schwer sein kann, da Sie ja so genau meine Ergebenheit für die Königin kennen. Man hatte mich auf das Abscheulichste bei dem Dauphin und seiner Gemahlin angeschwärzt: Sie haben mir die Güte erwiesen, die Falschheit jener Abscheulichkeiten, deren man mich anklagte, klarzumachen. Einige Tage vorher sagte man mir, daß man auch die Königin gegen mich gestimmt hätte; beurteilen Sie selbst meine Verzweiflung! Die Königin gegen mich gestimmt, die ihr Leben für sie geben würde, und deren Güte gegen mich mir an jedem Tage teurer wird!

Madame de Pompadour widerlegte dem König alle Verleumdungen der Königin, mit denen man ihm in den Ohren gelegen hatte; sie bewog ihn dazu, sich hin und wieder einige Minuten an den Spieltisch der Königin zu setzen, bewog ihn, sie zu Mittag im Schlosse Choisi einzuladen, erreichte sogar, daß er am 1. Januar 1746 zum ersten Male nach langer Zeit der Königin eine Neujahrsgabe schenkte, eine goldene Tabaksdose, in die eine kleine Uhr eingefaßt war — komischerweise ein Geschenk, das ursprünglich für die gerade verstorbene Mutter der Marquise bestimmt gewesen war —.

Tatsächlich erwies den Dauphin, die Dauphine und deren bigotte Umgebung der Favoritin jederzeit nur eisige Kühle. Saßen sie mit ihr im Wagen des Königs, sprach niemand von ihnen ein einziges Wort, und jeder überhörte ihre Fragen. Richelieu stand ihr von Anfang an schroff gegenüber. Wollte der König sich nicht mit Madame de Popelinière einlassen, so hatte er doch noch seine beiden Nichten, besonders Madame de Flavacours, die Ludwig früher gerngehabt, jedoch auch Madame de Lauraguais, die er einmal so unterhaltend gefunden hatte, und die, witzig und beißend wie immer, die Marquise von Pompadour auf den am schärfsten geschliffenen Spieß ihrer Stichelrede spießte, ihr Glied für Glied auf dem schnurrenden Rade ihres Klatsches brach und sie nur herunterriß, um sie in Lächerlichkeit zu ertränken. Was

war wohl lächerlicher als eine bürgerlich geborene Person, die sich zur Mesalliance mit einem König emporschwingen wollte!

Doch trat binnen kurzer Zeit zwischen der Marquise und Richelieu Versöhnung ein.

Bald aber erhielt Versailles in seinem Haß starke Unterstützung von dem lachlustigen und bösertigen Paris, das gewohnt war, alle herausfordernden Hofbegebenheiten mit einem Schwarm von Epigrammen, Spottversen und Schmähliedern zu begrüßen.

Wie bei einer früheren Gelegenheit, war es auch diesmal der Minister Maurepas, der insgeheim die Schleusen öffnete und Spott und Hohn aus seiner eigenen Feder sich mit dem Strom herunterreißender Lyrik vermischen ließ, die den Namen Poissonaden bekam. Hier ein paar Strophen eines dieser Lieder:

Une petite bourgeoise
 Elèvee à la grivoise
 Mesurant tout à sa toise.
 Fait de la cour, un taudis, dis, dis.
 Le roi, malgré son scrupule,
 Pour elle fortement brûle.
 Cette flamme ridicule
 Excite dans tout Paris ris ris ris.

Cette catin subalterne
 Insolemment le gouverne,
 Et c'est elle qui décerne
 Les honneurs à prix d'argent, gent, gent.
 Devant l'idole tout plie
 Le courtisan s'humilie,
 Il subit cette infamie
 Et n'est que plus indigent, gent, gent, gent.

XII

Für die Favoritin galt es in erster Linie, sich eine Partei zu bilden, eine noch so kleine, aber zuverlässige Partei an diesem Hofe, der ihr in seiner Gesamtheit feindlich war. Als einen Anfang hatte sie Madame de Tencin und ihren Bruder, beide unschätzbar als kluge Ratgeber, dann die alte Prinzessin von Conti, der die Schulden bis zum Halse standen, deren Verschwendungssucht die Schulden dauernd vergrößerte, sie deshalb zu jedem Zugeständnis und Entgegenkommen willig machte, danach den jungen Prinzen von Conti, dem sie versprach, seine Heiratspläne mit der Prinzessin Adelaide zu fördern, und der sich ihr als Bundesgenosse darbot in seinem Unwillen und in seiner Eifersucht gegen die Familien Condé und Orléans, die die Plätze zwischen dem König und ihm einnahmen. Auf ihrer Seite hatte sie außerdem einen Diplomaten, M. de Saint-Severin, gewann sich durch Schmeicheleien die beiden Marschälle Noailles und Belle-Isle, schließlich den Marquis von Pusieux, durch dessen Hände alle aufgefangenen Briefe gingen, und durch dessen Beistand sie sicher war, daß der König in seinen Briefen nichts fand, was gegen sie sprach.

Bereits als Madame d'Etioles und als ein Mittelpunkt der Finanzwelt, hatte sie mit den mächtigen Brüdern Paris verkehrt. Eine bessere Stütze als diese Männer, die Frankreichs Finanzen in der Hand hatten, konnte man nicht haben, wenn man intim verbunden mit einem König war, der sich dauernd in Geldschwierigkeiten befand und dauernd große Summen gebrauchte.

Es wurde Madame de Pompadours Aufgabe, Ludwig klarzumachen, wie nur diese Männer mit ihrem Ideenreichtum und ihren sinnreichen Berechnungen dem König das Geld zu beschaffen vermochten, das er zum Kriegführen brauchte. Sie unterstützte die gewagte und phantastische Finanzpolitik der Brüder, die ständig auf die mutmaßliche Vernichtung Österreichs oder Hollands oder einer anderen Macht hinausging, und ließ die Staatsschuld ohne Besorgnis wachsen, die Provinzen aussaugen, wenn nur stets genügend Geld für den König, für Versailles und Paris übrig war.

Doch vor allem anderen ging ihr Streben natürlich darauf aus, den König ganz zu gewinnen und sich ihm unentbehrlich zu machen. In dieser Beziehung besaß sie eine erotische Genialität. Sie begriff, daß der innerste Punkt im Wesen des Königs der Nullpunkt war, das Nichts, die gähnende Leere. Dort entstand der dunkle Trübsinn, der in jedem Augenblick zerstreut werden sollte, der sich in dem ständigen Zurückkommen auf Gespräche über Tod und Begräbnis Ausdruck gab. Es galt, diese Leere so auszufüllen, daß sich die Schwermut nicht mehr aus ihr erheben konnte.

Der König langweilte sich, das war der Kern der Sache, langweilte sich, wie sich ein unfruchtbares, durch Genüsse stumpf und ganz interesselos gewordenen Wesen stets langweilt, akut und doch nicht nur in Augenblicken, mit einem rein tödlichen Überdruß. Hier griff die Marquise ein, mit leichten Händen, mit einem Takt, der niemals irrte, mit dem tiefen, instinktsicheren Verständnis dafür, wie es in diesem Männchen aussah, das sich nur bei einer verfeinerten und sensiblen Frau, die zehnfach Weibchen war, finden ließ. Madame de Pompadour besaß die seltene Gabe, die mißtönenden schnarrenden Saiten in Ludwigs Seele zu Akkorden zu stimmen. Ihre schönen Hände vernagelten die leere Mitte im Gemüt des Königs mit einem Goldnagel. Ihre klugen Hände wiegten den Mißmut des Königs in Schlaf.

Und es war ihm unmöglich, sich in ihrer Nähe zu langweilen, denn sie besaß das Genie, lange Zeit hindurch neu zu sein. Ihre Schönheit erneuerte sich, verwandelte, vervielfältigte sich ins Unendliche durch die Fähigkeit, die sie besaß, sich zu kleiden und zu schmücken. Ihre Anziehungskraft blieb ständig frisch, denn ihr Benehmen, ihr Gespräch, ihre Bewegungen, ihre Liebkosungen waren so abwechslungsreich, daß alles jedesmal von neuem Überraschung war, und nichts Gewohnheit wurde. War der König in seiner Abgestumpftheit und seinem Lebensüberdruß schlechter Stimmung, so brachte sie ihm

wie ein guter und verlockender Genius in der einen Hand Vergessen, in der anderen Genuß.

Was er wegen seiner inneren Leere gebrauchte, war Zeitvertreib, und sie vertrieb ihm die Zeit, gab ihm tausend kleine angenehme Beschäftigungen, ließ ihn kurze Reisen unternehmen, sich über Zerstreungen freuen; sie verschloß seine Tür, wenn die Minister kamen, um mit ihm zu arbeiten, versteckte ihn in ihrer Wohnung in Fontainebleau oder Choisi oder Versailles, wenn die fremden Botschafter Audienz wünschten um ihn, der sich von vornherein langweilte, noch stärker zu langweilen. Sie sang vor ihm; sie spielte vor ihm; sie erzählte ihm unterhaltsame Geschichten.

In *Tausendundeiner Nacht* ist der Rahmen bekanntlich der, daß ein erdichteter Monarch in Mittelasien, der fest entschlossen ist, sich selbst gegen die Falschheit und Treulosigkeit der Frauen zu schützen, seine Frauen für eine einzige Nacht wählt und sie am nächsten Tage hinrichten läßt. Doch die älteste Tochter seines Veziers, Scheherezade, unterhält den Sultan köstlich durch eine Erzählung, deren Schluß sie weise bis zur folgenden Nacht aufspart und fährt damit solange fort, bis der Sultan seinen mörderischen Plan vergißt.

Wie Scheherezade verlängerte Madame de Pompadour ihre Existenz dadurch, daß sie dem König tausendundeine Nacht schenkte und danach aufs neue tausend Nächte.

Wenn der König in seiner Angst vor der Hölle religiöse Anfälle hatte, verstand es die Marquise, sogar die Religion zu einem Genuß zu machen. Sie verwandelte die stille Woche in ein Musikfest für ihn, gab für ihn in ihren eigenen Sälen Kirchenkonzerte und große Motetten, in denen sie die Vorsängerin war, begleitet von den schönsten Stimmen, die sich unter den Damen und Herren des Hofes auftreiben ließen.

Wenn der König sich schlecht fühlte, entweder aus Gewissensbissen oder aus dem ständig lauernden Überdruß, dann führte sie ihn in die Theatervorstellungen, die sie für ihn arrangierte, und in denen sie selbst die Hauptrolle spielte.

Nichts konnte dem Hang des Königs nach Zerstreung besser entgegenkommen, als die spannende Halbillusion des Theaters, seine Mischung aus Dichtung und Wahrheit, die Art, wie es die Einbildungskraft besonders bei denen in Bewegung setzt, die von Natur aus nicht viel Phantasie haben. Der König ließ sich umso leichter überreden, schnell, wie durch einen Zauberschlag, ein Theater in einer der breiten Schloßgalerien entstehen zu lassen, als Richelieu, der sich ja mit der Marquise versöhnt, und der sie in Chantemerle Komödie hatte spielen sehen, und dann die Herzöge von Nivernois und von Duras, die dort zusammen mit ihr gespielt hatten, dem König ständig von den Bühnentalenten seiner Geliebten sprachen, die sie bisher noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ihrem Herrscher zu zeigen.

Das Theater bekam den Namen Théâtre des petits appartements, und drei Schritte von dem scheinheiligen Hofe des Dauphin ließ Madame de Pompadour keck *Tartuffe* aufführen und hatte die Genugtuung, daß sich die Hofleute, die nicht mitspielen durften, oder nicht die Erlaubnis erhielten, es anzusehen, sich deshalb grämten. Nach einer dieser Vorstellungen, in der Madame de Pompadour besonders gegläntzt hatte, sagte König Ludwig mit lauter Stimme zu ihr: „Sie sind die entzückendste Frau, die es in Frankreich gibt“ (Vous êtes la plus charmante femme qu'il y ait en France).

Madame de Pompadour sang die Hauptrolle in der Oper *Erigone*, spielte in Stücken von Molière, Lachaussée, Dufresny, Dancourt, Gresset, Boissy, Destouches. Von Voltaire wurden *L'Enfant prodigue* und *Tancrede* gespielt. In dem Schauspiel *Ragone* trat die Marquise in Männerkleidern auf; ein paar Tage darauf spielte sie Kleopatra in dem Ballet *Les Fêtes Grecques et Romaines*.

Unter diesem Gesichtspunkt ihres Bestrebens, den König durch dauernde Abwechslung zu fesseln, muß man auch die Art und Weise betrachten, wie Madame de Pompadour die zahlreichen Güter und Schlösser einrichtete, die zu erwerben sie ihre Machtstellung gebrauchte.

Da war das Gut Crécy mit dem von ihr gebauten Schloß, das eine prachtvolle Wohnung für den König hatte, mit einem 49 Fuß langen Festsaal, sowie eine gemütliche Wohnung für sie selbst und einen Park mit Terrassen, die einen Blick zum Tale der Blaise eröffneten, bis zu den grün bewachsenen Bergen und bebauten Feldern. Da war das kleine Schloß la Celle, das sie von dem Kammerdiener des Königs, Bachelier, kaufte, und das für ein intimeres Zusammenleben geeignet war. Hier waren drei große Terrassen zwischen zwei Wäldchen, die als Bogengänge und Laubgewölbe geformt waren. Der Kanal mit seiner Königsschaluppe war von einem Laubgitterwerk mit kleinen Kolonnaden von roten und gelben Stockrosen eingehegt, die sich im Wasser spiegelten. Auf einem nächtlichen Fest, das die Marquise dem König hier gab, war alles mit kleinen Lichtern illuminiert: der Kanal, die Gondeln, die zwei Wäldchen. Beim Dessert zeigte sich die Wirtin als Nacht kostümiert und sang ein „Kommt, kommt, folgt mir alle!“, worauf man sich in eines der Wäldchen begab, wo ein Kinderballet aufgeführt und ein Chorlied gesungen wurde. Ein Höfling trug eine Huldigung für den König vor; alle legten Dominos und Masken an und zerstreuten sich in der hellen Nacht im Park — ein lebendes Bild von Fragonard.

Die Marquise ließ außerdem durchaus nicht wenige winzig kleine Schlösser bauen, die im Stile der Zeit traulich im Gebüsch, von Wäldern umgeben, lagen und Eremitagen genannt wurden. Da waren drei, l'Hermitage in Compiègne, die in Versailles, die in Fontainebleau, alle verschieden. Hierzu kam, daß sich Madame de Pompadour in Paris nicht mit ihrer fürstlichen Wohnung im Hotel Pontchartrain begnügte, sondern den Palast des Grafen von Evreux im Faubourg

St. Honoré bezog und ihn von oben bis unten mit seltenen Möbeln und Gobelintapeten ausstatten ließ.

Doch der prächtigste Typ dessen, was die Marquise mit ihrer fruchtbaren Einbildungskraft und ihrem ausgesuchten Geschmack zu schaffen vermochte, war das Schloß Bellevue, das sie am Ufer der Seine an einer Stelle erbauen ließ, die sie durch ihre Naturschönheit ergriffen hatte. Sie saß auf einem ländlichen Sitz aus Steinen und Gras, den man ihr errichtet hatte, und zeichnete für zwei Architekten, die sie kommen ließ, die Gebäude, wie sie sie sich erträumte, die Gärten, wie sie sie wünschte. Der erste Spatenstich wurde im Juni 1748 getan; im November 1750 wurde das Schloß eingeweiht. Einen Monat darauf gab es dort bereits ein Ballet, „*Der kreissende Berg*“, und er kam mit dem neuen Schlosse der Favoritin nieder.

Was so in zwanzig Jahren Frankreich 36 Millionen kostete, die doch nicht vergeudet waren (und nicht mehr waren, als ein Fünftel von dem, was England im Weltkrieg jeden Tag ausgab), das war eine Heerschar von Bildhauern, Malern, Marmorarbeitern, Vergoldern, Bronzegießern, Fayancearbeitern, Gärtnern, die Madame de Pompadour in ihre Dienste nahm und tagaus, tagein verwandte. Allein im Vorzimmer von Bellevue standen zwei Statuen, eine von Falconnet, eine von Adam. Der Speisesaal war von Oudry ausgemalt, die Holzschnitzereien von Verbrück ausgeführt. Vanloo hatte eine ganze Reihe von Wänden gemalt, Saly, der die Reiterstatue Friedrichs V. auf dem Amalienborgplatz in Kopenhagen ausgeführt hat, weißelte die Statue Amors, die die Galerie im Musiksaal schmückte.

Ganz außer sich über die Machtvollkommenheit, die Madame de Pompadour an den Tag legte, konnte sich der Minister Maurepas nicht mehr mäßigen. Er betrachtete sich mit seiner Fähigkeit, die Arbeit für den König unterhaltend zu machen, mit seinem zuverlässigen und umfassenden Gedächtnis, seiner gewaltigen Kenntnis von Menschen und den Verhältnissen im Lande als unentbehrlich für den König und glaubte, alles wagen zu dürfen. Eines Abends, als Madame de Pompadour nach dem Essen einen Strauß weißen Jasmin auf den Boden unter ihre Füße gestreut hatte, zitierte er mit Anspielung auf ein Übel, von dem er den Leuten einreden wollte, daß sie daran litte, dies Epigramm:

Par vos façons nobles et franches
Iris, vous enchantez nos cœurs,
Sur nos pas vous semez des fleurs,
Mais ce ne sont que de fleurs blanches.

Die Marquise, die nach Genugtuung dürstete, fragte ihn, ob er sich zutraute, den Urheber der Lieder gegen sie herauszufinden. Er antwortete: „Sobald ich ihn finde, werde ich ihn dem König anzeigen.“ Und als sie weiter fragte: „Sie erweisen den Geliebten des Königs keine

sonderliche Aufmerksamkeit," antwortete er mit ruhiger Unverschämtheit: „Ich habe sie stets geachtet, welcher Art sie auch sein mochten.“

Auf einer kleinen Reise nach Celle gelang es der Favoritin durch Künste aller Art — dadurch, daß sie Maurepas als mit dem Dauphin gegen den König verbündet hinstellte, daß sie ihre ständige Furcht ausmalte, von ihm „wie die Herzogin von Châteauroux“ vergiftet zu werden —, die Verabschiedung des Ministers in Ungnade zu erwirken. Zwei Stunden, nachdem die Bestimmung getroffen war, wurde Maurepas mit folgender Eilbotschaft aus seinem nächtlichen Schlaf geweckt:

Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen im voraus Nachricht zu geben; ich halte mein Wort. Ihre Dienste gefallen mir nicht mehr. Sie reichen Ihr Abschiedsgesuch an Herrn de Saint-Florentin ein. Sie verfügen sich nach Bourges. Pontchartrain ist zu nahe. Ich gebe Ihnen den Rest der Woche zur Reisevorbereitung. Sie versuchen nicht, Ihre Familie zu sehen. Sie senden mir keine Antwort.

Louis.

Am 12. Oktober 1752 erhielt Madame de Pompadour ihre Ernennung zur Herzogin.

XIII

Wir haben bereits gesehen, daß die neuernannte Herzogin Schönheitssinn und Verständnis für alle Formen der Kunst hatte. Sie besaß außerdem den Ehrgeiz, die Männer der Literatur und Wissenschaft an sich und den Hof zu knüpfen, um die Zeit Ludwigs XV. wenn möglich ebenso berühmt zu machen wie die Ludwigs XIV.

Voltaire war vom Anfang an der Schriftsteller, den sie gern hatte und allen anderen vorzog. Ihr Einfluß hatte ihm den Auftrag zur *Prinzessin von Navarra*, die Beförderung zum historiographe de France und die Ernennung zum gentilhomme ordinaire de la chambre verschafft, dem Titel, den er so gern trug und den er behielt, als er mehrere Jahre später durch seine Abreise nach Preußen auf das Amt selbst verzichtete.

Voltaire verherrlichte sie als Tèone in *La Vision de Babouc*: „Einige Nebenbuhlerinnen sind da, die die schöne Tèone herunterreißen; sie aber tut mehr Gutes als sie alle zusammen, und sie würde nicht einmal ein geringes Unrecht begehen, um dadurch einen großen Vorteil zu erlangen. Sie gibt ihrem Geliebten nur hochherzigen Rat; sie ist einzig um seine Ehre bemüht.“

Weiter schrieb er über sie im *Précis du siècle de Louis Quinze*: „Man muß zugeben, daß Europa sein Glück vom Frieden zu Aachen datieren kann. Mit Überraschung wird man erfahren, daß dieser Frieden die Frucht der eindringlichen Ratschläge war, die von einer jungen Dame in hohem Rang gegeben wurden, berühmt durch Schönheit und Anmut, seltene Talente, Geist und einen beneideten Platz.“

Er widmete ihr schließlich späterhin seinen *Tancredé*, sicherlich aus gutem Herzen und mit ehrlich gemeintem Dank für ihre geistigen Interessen, leider mit einer Wendung, von der er unbegreiflicherweise nicht selbst einsah, daß sie verletzen mußte. Er sagte ihr: „Ich habe von Ihrer Kindheit an gesehen, wie sich Ihre Anmut und Ihre reichen Fähigkeiten entwickelten; zu allen Zeiten habe ich von Ihnen Beweise einer Güte erhalten, die sich immer gleich blieb. Sollte der eine oder der andere Zensor die Huldigung, die ich Ihnen erweise, nicht billigen, dann könnte es nur einer sein, der mit einem undankbaren Herzen geboren ist; ich schulde Ihnen viel, Madame, und ich muß das aussprechen. Ich wage noch mehr; ich wage es, Ihnen öffentlich für die Güte zu danken, die sie einer großen Anzahl wirklicher Schriftsteller, großer Künstler, Männer mit Verdiensten in mehr als einer Richtung erwiesen haben.“

Madame de Pompadours Kammerjungfer, Madame de Hausset, sagt in ihren Lebenserinnerungen, daß ein anonym Brief der Marquise den Satz „Sollte der eine oder der andere Zensor die Huldigung, die ich Ihnen erweise, mißbilligen usw.“ als eine Falschheit bezeichnete, und daß es dann auch der hochgestellten Dame vorkam, als wollte Voltaire damit sagen, daß er die Tragödie einer Frau widmete, von der er wußte, daß das Publikum sie nicht für ehrenhaft hielt. Sie nahm ihm das folglich sehr übel.

Voltaire war bei dieser Gelegenheit, was er Madame de Pompadour gegenüber ein paarmal, sonst aber niemals war, nämlich ungeschickt. Er wollte ehrlich seinen Dank sowohl für sich als im Namen anderer darbringen.

Die schöne Marquise erwies Buffon viel Gunst, obwohl er zur Partei der Königin gehörte, und blieb bis zu seinem Tode dabei. Aber es gefiel ihr nicht, daß er geschrieben hatte: In der Liebe hat nur das Körperliche Wert (*En amour le physique seul est bon*). Deshalb schlug sie ihn eines Tages im Park von Marly leicht mit ihrem Fächer und sagte: „Sie sind freilich ein netter Kerl!“

Der strenge Montesquieu trug keine Bedenken, seine Zuflucht zu ihr zu nehmen, und zwar in einer Angelegenheit, die ihm nicht sonderlich zur Ehre gereicht. Als er erfuhr, daß der Generalpächter Dupin an einer Widerlegung seines Werkes *L'Esprit des Loix* arbeitete, bat er Madame de Pompadour, diese Kritik unterdrücken zu lassen, was er auch erreichte.

Marmontel war ihr ganz besonderer Günstling und Protégé. Sie arbeitete zusammen mit ihm an zweien seiner Tragödien und wurde ihm gegenüber nicht kühler, weil diese keinen Erfolg hatten. Er hatte gerade wegen einer Satire gegen den Herzog von Aumont in der Bastille gesessen, aber sie bahnte ihm trotzdem den Weg zur französischen Akademie dadurch, daß sie Ludwig XV. bewog, die Wahl für wünschenswert zu erklären.

Sie nahm sich des abweisenden und zurückhaltenden Jean Jaques Rousseau so gut an wie der Schriftsteller, die sich um ihre Gunst bemühten. Sie ordnete an, daß sein *Le Devin de village* in Fontainebleau aufgeführt wurde; sie spielte später in Männerkleidern selbst in dieser Oper mit. Sie würde Rousseau dem König vorgestellt und ihm ein Jahresgehalt verschafft haben, wenn dieser aus Schüchternheit nicht selbst versäumt hätte, hinzugehen.

Als der König von Preußen D'Alembert, der in dem Schenkungsbrief „sublimes Genie“ genannt wurde, die bescheidene Pension von 1200 Livre aussetzte, welche kleine Summe ja in gewissem Gegensatz zu den großen Worten stand, und als König Ludwig sich über die Geringfügigkeit der Summe aufhielt, riet Madame de Pompadour dem König, D'Alembert die Annahme des Jahresgehalts von Preußen zu verbieten und ihm aus der eigenen Kasse die doppelte Summe zu geben. Ludwig wagte das jedoch nicht aus Furcht, Gott könnte ihm das wegen D'Alemberts Anteil an der *Encyclopädie* übelnehmen!

In Voltaires *Mélanges* steht unter der Überschrift De L'Encyclopédie eine niedliche Anekdote, die Madame de Pompadours Bestreben zeigt, die Freigabe des großen Werks von D'Alembert und Diderot zu erlangen. Die Erzählung ist wahr, aber auf Grund eines Gedächtnisfehlers nicht ganz korrekt.

Es wird erzählt, daß man eines Abends an der Tafel Ludwigs XV. in Trianon von der Jagd und danach von der Zusammensetzung des Schießpulvers sprach. Einer der Anwesenden glaubte, daß es aus Salpeter, Schwefel und Kohle in gleichen Mengen bestand. Der Herzog von La Vallière stellte die rechte Formel auf, nämlich das fünffache Übergewicht des Salpeters. Als der Herzog von Nivernois ausführte, wie unrecht das wäre, daß die Anwesenden mit den Bestandteilen eines Stoffes nicht richtig Bescheid wüßten, womit sie töteten und getötet wurden, sagte Madame de Pompadour: Es gibt ja überhaupt nichts, worüber wir richtig Bescheid wissen; ich weiß nicht einmal, wie die rote Farbe, die ich auf meine Wangen lege, und die Seidenstrümpfe, die ich auf meinen Beinen trage, entstehen. Das kommt daher, sagte der Herzog von La Vallière, daß Eure Majestät unsere Encyclopädie hat konfiszieren lassen, obgleich sie jedem von uns hunderte von Pistolen gekostet hat. Der König antwortete, daß man ihn auf den gefährlichen Inhalt der Foliobände aufmerksam gemacht habe, die die Damen auf ihren Toilettetischen liegen hatten.

Man ließ jedoch von Dienern das Werk herbeischaffen; sie schleppten es mit Mühe herein. Die Gesellschaft fand darin die vollständige Erklärung, wie das Pulver hergestellt wird, wie die Schminke im Altertum und in der damaligen Zeit fabriziert wurde, und die Marquise rief aus: „Sire, Sie haben also diesen unermesslichen Vorrat an nützlichen Kenntnissen beschlagnahmt, um ihn allein zu besitzen und der einzige Gelehrte in Ihrem Königreich zu sein?“ Der Graf von Cocigny sagte: „Sire, Sie sind so glücklich, in Ihrem Reich Menschen zu haben,

die alle möglichen Kenntnisse besitzen und sie der Nachwelt mittheilen. Alles finden wir hier, von der Art und Weise, wie man eine Nadel macht, bis zu der Art und Weise, wie man eine Kanone gießt, vom unendlich Kleinen bis zum unendlich Großen. Nun kaufen nur fremde Völker die Encyclopädie und drucken sie nach. Nehmen Sie alles, was ich habe, Sire, wenn Sie wollen, aber geben Sie mir mein Lexikon zurück.“

Der König antwortete, daß in dem ausgezeichneten Werke viele Fehler zu finden seien, worauf der Graf schlagfertig bemerkte, daß von der Abendtafel des Königs zwei Ragouts weniger gut geglückt waren; nichtsdestoweniger hatte man von den übrigen Gerichten vortrefflich zu Abend gespeist.

Das Resultat war, sagt Voltaire, daß Fremde vier Auflagen dieses französischen Werks veröffentlichten und acht Millionen Francs daran verdienten, während es in Frankreich verboten und unterdrückt war. In der Anekdote wird von einundzwanzig Bänden der Enzyklopädie gesprochen, die geholt wurden. Es wurden jedoch zu Lebzeiten Madame de Pompadours nur sieben herauszugeben. Es war für sie auch nicht möglich, den Artikel Poudre aufschlagen zu lassen; denn der kam erst nach ihrem Tode heraus.

Aber im wesentlichen ist die Anekdote unleugbar richtig und zeigt den guten Verstand und den gesunden Freisinn der Marquise.

Anspruch auf den Dank der Nachwelt hat sie durch zwei Anstalten, die sie gründete. Die erste ist die Porzellanfabrik in Sèvres, die in zerbrechlichem Material eine Form für französische Eleganz schuf, die nicht nur Ludwig den Fünfzehnten überlebte, sondern sogar das französische Königtum. Die Marquise bewies dem König, daß Frankreich theils an China, theils an Sachsen beinahe eine halbe Million Livres im Jahr für Porzellansachen bezahlte, die im Lande selbst hergestellt werden konnten, und sie ließ sich durch die zahlreichen fehlgeschlagenen Versuche nicht entmutigen, sondern hielt aus, bis die Fabrik da stand, die von ihrer Einbildungskraft und ihren Ideen inspiriert worden war. Die andere Anstalt, deren Gründung und Errichtung sie nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten mit dem Beistand von Paris-Duverney erreichte, war die Militärschule für Söhne von Offizieren, die im Kriege gefallen oder im Dienst zusammengebrochen waren.

XIV

Zur Verherrlichung des Sieges von Fontenoy sollte ein großes Hoffest abgehalten werden, und Richelieu, der wußte, daß die *Prinzessin von Navarra* gefallen hatte, und daß kein Dichter Madame de Pompadour lieber war als Voltaire, bestellte ein neues Festspiel bei ihm. Voller Freude übernahm er die Arbeit und lieferte ein großes allegorisches Werk, *Le Temple de la Gloire*, das mit dem Neid in seiner Höhle beginnt und damit endet, daß Trajan, der unüberwindliche, aber milde Eroberer von einem Feldzug zurückkehrt, und daß ihm

alles huldigt und ihn besingt. Diese Hofschmeichelei entsprach dem Geschmack der Zeit. Voltaire erhielt einen Platz an der Tafel des Königs zum Abendessen; aber Ludwig, der doch dem Komponisten des Festspiels, Rameau, ein paar gnädige Worte gesagt hatte, sprach nicht mit Voltaire — wie es scheint nicht gerade aus Unzufriedenheit, wozu ja auch keinerlei Grund vorlag, sondern aus Befangenheit und Gleichgültigkeit. Dieser Umstand gab jedoch Anlaß zu dem Gerücht, daß der Dichter in Ungnade gefallen wäre. Diese Ungnade wird in einer Anekdote, die erst dreißig Jahre später auftaucht, aber an und für sich nicht unwahrscheinlich klingt, damit begründet, daß Voltaire, als der König mit Richelieu in seiner Loge saß, sich mit der Frage an Richelieu wandte: „Ist Trajan zufrieden?“ und zwar so laut, daß der König es hören mußte. Dieser soll die Anrede zudringlich gefunden und gar nicht darauf geantwortet haben. Da kein Zeitgenosse diese Geschichte kennt, mutet sie wie eine Erklärung des Schweigens des Königs bei der Abendtafel an. Auf jeden Fall fühlte sich Voltaire des Wohlwollens des Königs und der Marquise noch sicher. Er wollte seine Stellung als königlicher Historiograph ernst nehmen und entwarf eine Schrift über den letzten Feldzug des Königs. Um seinen Plan untadelhaft auszuführen, zog er nicht nur bei den wichtigsten Teilnehmern am Kriege Erkundigungen ein, sondern er wollte auch die Gegenpartei hören, und als er erfuhr, daß der überwundene Herzog von Cumberland einen Sekretär namens Falkener hatte, schrieb er an diesen in der Hoffnung, daß er ein Verwandter seines englischen Freundes gleichen Namens sei. Es ergab sich, daß es dieser selbst war, und Voltaire hatte dem Marquis von Argenson, seinem Schulkameraden und jetzigen Beschützer, bereits vorgeschlagen, eine Reise zu dem Sekretär des Herzogs zu unternehmen, als d'Argenson ihm einen politischen Auftrag gab, dessen Erledigung von unmittelbarem Nutzen war.

Es handelt sich darum, einen Protest gegen den Vertragsbruch der Generalstaaten zu schreiben; sie hatten sich bei der Kapitulation von Tournay verpflichtet, daß die Garnison in den nächsten achtzehn Monaten keine Waffen tragen und auch nicht in fremde Dienste treten durfte. Nun wollten die Holländer nichtsdestoweniger ihre Truppen nach Schottland schicken, um den Engländern zu helfen, die den Kronprätendenten Charles-Edward bekämpften. Da England mit Frankreich im Kriege lag, stand es nicht nur im offenbaren Widerspruch zu dem eingegangenen Abkommen, sondern war geradezu eine Unterstützung des britischen Reiches, das dadurch 6000 Mann Truppen frei bekam, die es gegen die Franzosen verwenden konnte.

Voltaire erhielt die ihm gestellte Aufgabe um zehn Uhr abends. Am nächsten Morgen sandte er dem Minister bereits das bewunderungswürdige Aktenstück, das den Titel *Représentations aux Etats-Généraux de Hollande* führt, dessen solide Beweisführung und höflicher Ton notwendigerweise Eindruck auf die Generalstaaten machen mußten, die

den Einspruch des französischen Gesandten, des Abbé de la Ville, unbeachtet gelassen hatten. Voltaire's geistige Überlegenheit und seine Überredungskunst treten aufs schärfste in einem Schreiben wie diesem hervor, das dem Gegner zeigt, welches gefährliche Beispiel er durch seine Handlungsweise gibt, und wie unklug und unvorsichtig er sich verhalten würde, wenn er sein Wort bräche.

Damals wurde ein Platz in der Akademie frei, und Voltaire, der niemals seine früheren Enttäuschungen verwunden hatte, setzte nun seine Freunde in Bewegung, um die schon damals von französischen Schriftstellern so begehrte Würde zu erlangen. Diesmal sprach sich Ludwig der Fünfzehnte unter dem Einflusse Madame von Pompadours und Richelieus, ohne sein Wort wieder zurückzunehmen, zugunsten der Wahl Voltaire's aus, und sie ging denn auch so glatt von statten, daß ihm nicht einmal der Bischof von Mirepoix seine Stimme vorenthielt. Aber gleichzeitig mobilisierte die Nachricht, daß Voltaire um den freien Platz nachgesucht hatte, alles, was er an Hassern und Neidern in der französischen Literatur hatte. Eine Schmähschrift nach der anderen erschien gegen ihn, und die alten Schmählieder, die Parodien und Spottverse und Skandalbroschüren aus früherer Zeit wurden neu gedruckt und verbreitet. Besonders wirksam waren die Dichter Roy und Piron, die nun vollkommen vergessenen Schriftsteller Bailleul de Saint-Julien und Mairault, die Kritiker Desfontaines und Fréron, und als Nachdrucker und eifriger Verbreiter der verbotenen Skandalschriften ein gewisser Travenol, Violinist bei der Oper. Erbittert über diese Sintflut von Gemeinheiten versuchte der zu reizbare Voltaire gerichtliche Genugthuung zu erlangen, reichte Klagen ein, vergeudete Zeit darauf, erlangte aber wenig dadurch.

XV

Voltaire zeigt sich nicht von seiner besten Seite, wenn er als ehrgeiziger Höfling Ludwig den Fünfzehnten mit Trajan vergleicht und durch die Befürwortung der Madame de Pompadour die Aufnahme in die französische Akademie erreicht. Es wäre schlimmer für die Akademie gewesen, wenn Voltaire nicht Mitglied geworden wäre. Sie hat über den Eingang zum Sitzungssaal Molières Büste mit der Unterschrift: „Zu seinem Ruhme fehlte nichts; zu unserem fehlte er“ aufstellen müssen. Es wäre eine Lächerlichkeit gewesen, wenn sie Molière gegenüber Voltaire's Büste mit derselben Unterschrift hätte aufstellen müssen.

Es ziemte sich nicht für einen Schriftsteller vom Range Voltaire's, sich so eifrig nach der Erlangung eines Sitzes zu zeigen, der sein Ansehen bei keinem Wissenden erhöhen konnte. Aber er dachte weniger an sein Ansehen als an seine Sicherheit, und er hoffte, diese würde größer sein, wenn er Mitglied der Akademie wäre, als nur ein freier Kämpfer.

In seiner Antrittsrede entfernte er sich insoweit von der übernommenen Form, als er sich nicht auf die schuldigen Komplimente zur Erinnerung an den Kardinal Richelieu, auf Artigkeiten für seinen Vorgänger und für Seine Majestät beschränkte, sondern seine Gedanken über die französische Sprache entwickelte und hauptsächlich bei zwei Punkten verweilte. Erstens machte er auf das Sonderbare aufmerksam, daß die Franzosen im Gegensatz zu anderen Nationen poetische Werke in Prosa übersetzten und behauptete seine Ansicht, daß Verse durch Verse wiedergegeben werden müßten, zweitens betonte er: während Vergil in der *Georgica* alle Ackerbaugeräte mit ihren Namen nannte und Dante sich in seiner *Göttlichen Komödie* nicht bedachte, irgendwelchem Gegenstand seinen richtigen Namen zu geben, war das in der französischen Poesie anders, wo es unmöglich geworden war, Alltagsdinge mit ihrem Namen zu nennen. Der Theaterstil hatte jeden anderen Stil verdrängt; die Sprache der Städter hatte die Sprache des Herzens und die Ausdrucksweise der Dörfer, die Bezeichnungen für Tiere, Pflanzen und Gegenstände verdrängt. Die Sprache war wohl zu der in Europa herrschenden geworden, die der König von Preußen und die Kaiserin von Rußland sprachen; aber sie war abstrakt und damit ziemlich arm und engherzig geworden.

Voltaire hob in diesem Vortrag bei der Besprechung der französischen Kriegisleistungen die Verdienste Moritz von Sachsens und des Marschalls Richelieu warm hervor; er schloß mit der pflichtschuldigen Fanfare zu Ehren des Königs, und fühlte augenscheinlich selbst nicht das nach unseren Begriffen Unwürdige, als er zum Schluß die Hoffnung aussprach, die Statue des Königs in Paris mit der Inschrift: „Dem Vater des Vaterlandes“ errichtet zu sehen.

Eine unangreifbare Stellung am französischen Hof erlangte er trotz dieser Haltung nicht. Seine Verse an Madame de Pompadour, die zwar nicht gedruckt, aber doch allgemein bekannt waren, besonders die Verse mit der Schlußzeile: *Et tous deux gardez vos conquêtes!* die den König als von der Marquise erobert darstellten, hatten nicht ohne Grund im Kreise der Königin und bei Maria Leszczyńska selbst böses Blut gemacht. Die Zeit war vorbei, da sie ihn ansprach: *Mon pauvre Voltaire!* Und die vornehmen Herren und Damen am Hofe der Königin hetzten die Töchter des Königs auf die Majestät. Diese stellten voller Leidenschaft ihrem hohen Vater das Freche und Respektwidrige in einem solchen Gedicht vor, das seine Eroberung Flanderns verglich mit der mutmaßlichen Eroberung seiner eigenen Person, die von linker Hand aus durchgeführt sein sollte.

In Voltaires Antrittsvortrag ist jedoch eine Stelle, die ihm zu hoher Ehre gereicht. Wo er berührt, wie sich nach der Zeit Ludwigs des Vierzehnten das französische Geistesleben entwickelt und gestaltet hat, und wo er ohne Namensnennung Hénault, Montesquieu, Crébillon preist, steht bei ihm der Satz: „Ein beredter und gedankentiefer Mann hat sich im Getümmel der Waffen gebildet.“

Die nicht wußten, auf wen er anspielte (und das mußten in Europa, ja sogar im Saale nicht wenige sein), waren gezwungen, sich zu erkundigen, wer der Unbekannte war. Und es war ein noch ganz junger Mann, auf den Voltaire, über fünfzig Jahre alt, hier die Aufmerksamkeit lenkte, ein Mann, dessen Verhältnis zu dem älteren ebenso wie das des älteren zu ihm einer der starken und strahlenden Lichtpunkte im Lebenslaufe Voltaires ist.

XVI

Luc de Clapiers, Marquis de Vauvenargues, war in Aix in einer adligen provençalischen Familie im August 1715 geboren, war also etwas mehr als zwanzig Jahre jünger als der berühmte Mann, der sein Freund werden sollte. Er fühlte den Drang zum Militär in sich, überhaupt zum Handeln und zur Tat, kämpfte 1734 als junger Offizier in Italien, und war Kapitän im Regiment des Königs während der Belagerung von Prag im Jahre 1741. Der Rückzug von dieser Stadt im Dezember erfolgte bei bitterer Kälte und erschütterte seine Gesundheit.

In jenem Jahrhundert der Eleganz und der Verfeinerung war nichts Verweicheltes in seinem Charakter. Vor seinen Augen stand das antike Ideal der Männlichkeit und Festigkeit. Er war ehrgeizig, aber so, wie man das im griechischen Altertum war, begehrte Ruhm für Taten, keinen Ehrenposten ohne Anrecht darauf. Er hat geschrieben: „Der Ruhm verschönt den Helden“, aber Ruhm ohne Heldenmut galt ihm nichts.

Er zeichnete sich verschiedene Male aus und er war der pflichtgetreuste Offizier. Er bildete sich ein, daß die Verdienste, die er erwarb, seine Beförderung herbeiführen würden. Das hätten sie sechzig Jahre später unter der Republik oder unter Bonaparte getan; damals aber hing die Beförderung von Intriguen und Protektion ab; man vergleiche nur die Schilderung, die Bernardin de Saint-Pierre in *Paul et Virginie* von der Unmöglichkeit gibt, in Frankreich ohne Geld befördert zu werden. Von dem Augenblick an, da Vauvenargues diese Unmöglichkeit einsah, verlor er seine Begeisterung für den Kriegerstand, und da seine überaus zarte Gesundheit von den Strapazen stark angegriffen war, schied er aus dem Heere aus.

Als er, nachdem er von dem Minister Amelot bereits einmal abgewiesen worden war, endlich ein Versprechen auf Anstellung im diplomatischen Dienst erhielt, wurde er von den Pocken ergriffen und so zugerichtet, daß er nur noch als Privatmann leben konnte.

Er hatte sich indessen, wenn er in der Garnison oder im Lager war, stets mit ernstesten Studien und Grübeleien abgegeben. Einige wenige bedeutende Bücher und eine Fülle von Gedanken, die durch das Leben und durch diese Bücher erzeugt worden waren, hatten seinen Geist früh gereift und selbständig gemacht. Und er hatte schon als junger Offizier begonnen, seine Gedanken aufzuschreiben, teils um sie zu

klären und besser erwägen zu können, wenn sie von außen her auf ihn zutraten, teils um den sprachlichen Ausdruck meistern zu lernen. Und dies erreichte er in einem Grade, daß seine Sprache durch ihre Reinheit und Stärke ganz einzig dastand, eine Neuschöpfung des größten Stiles des vergangenen Jahrhunderts in der natürlichen Darlegung von Gedankengängen und in der schwierigen Kunst der Aphorismen. Besonders überraschend in dem einzigen Buche, das Vauvenargues herausgab, ehe er, erst 32 Jahr alt, den Folgen der Anstrengungen unterlag, die seine nicht starke Konstitution im Kriege unterworfen gewesen war, sind die seelische Hoheit und die männliche Harmonie, was Marmontel mit einer schönen Bezeichnung die „reiche Einfalt“ seines Wesens genannt hat. Der Titel des Buches ist: *Introduction à la Connaissance de l'Esprit humain suivie de Réflexions et de Maximes*.

Während die großen christlichen Denker des sechzehnten Jahrhunderts, wie Pascal, sich in Betrachtungen über die Verderbtheit der Menschennatur durch die Sünde erschöpft hatten; während dessen weltliche Denker, wie La Rochefoucauld, der menschlichen Eigenliebe in jeder scheinbaren Aufopferung und der menschlichen Engherzigkeit in manchem Gefühl und mancher Handlung, die großzügig schien, nachgespürt hatten; während umgekehrt die Optimisten, wie Jean Jacques Rousseau, systematisch die angeborene Güte der menschlichen Natur gegenüber der verdorbenen und verderbenden Gesellschaft hervorheben wollten — hält sich Vauvenargues von der Leidenschaft frei, die menschliche Natur herabzusetzen oder zu preisen, ist frei von Bitterkeit wie auch frei von ekelhafter Süße. Er hat in sich selbst hineingesehen. Er sah etwas Einfaches und Großes, einen angeborenen Adel, einen unbezwingbaren Edelsinn, und er konnte sich nicht überwinden, die menschliche Natur erbärmlich zu nennen. Er dachte sich, daß sie vielleicht geschichtlich in einer Niedergangsperiode gewesen war, daß sie aber begann, sich wieder zu heben.

Im Jahre 1743 sandte Vauvenargues zum erstenmal ein Manuskript an Voltaire, und dieser, der sich bis zu seinem Tode eine geniale Empfänglichkeit für Größe bewahrt hatte, gleichgültig, ob die Größe auf einem Throne saß oder ob ihr Herz hinter einer unansehnlichen Uniform schlug, sah auf den ersten Blick, was in dem unbekannten jungen Offizier steckte, und erwies ihm vom ersten Tage an eine Zärtlichkeit und Ehrfurcht wie kein anderer. Seinen ersten Brief an Vauvenargues beginnt er folgendermaßen: „Liebenswertes Wesen, schönes Genie! Ich habe Ihr erstes Manuskript gelesen und ich habe die Hoheit eines erhabenen Geistes bewundert, der sich über die Flitterpracht aller bloßen Schönredner erhebt. Wären Sie einige Jahre früher geboren, wären meine Werke besser geworden.“ (Ist das nicht überraschend? Auf der Höhe des Ruhmes macht Voltaire dem jungen Anfänger das mehr als schmeichelhafte Zugeständnis, daß der Eindruck seiner Persönlichkeit den Wert der Werke erhöht haben würde, die er hinter sich hat, von denen er es beklagt, daß er sie vollendet und herausgegeben hat, ehe er

den Jüngling kennen lernte!) „Wenigstens haben Sie jetzt, gegen das Ende meiner Laufbahn, mich in dem Glauben bestärkt, daß ich den richtigen Weg gegangen bin. Das Große, das Pathetische, das Gefühl waren meine ersten Lehrer. Sie sind mein letzter.“

Das Neue in diesem Freundschaftsverhältnis ist die Achtung, von der sich Voltaire ergriffen fühlt. Er ist hoch genug entwickelt, um das zu empfinden, als stiege er in seinen eigenen Augen durch die Verbindung mit Vauvenargues. Und wirklich besaß der junge Denker die Fähigkeit, die ein ungewöhnlich reiner und edler Charakter immer auf ein empfängliches Gemüt ausübt, aus der Persönlichkeit, mit der er in Berührung kommt, das Beste herauszuholen. Im Verkehr mit Vauvenargues war Voltaire nicht mehr Höfling, nicht mehr Opportunist, aber reine Genialität wie reine Güte.

Seiner Gewohnheit nach versuchte er, für Vauvenargues etwas zu tun. Er schreibt an ihn: „Ich habe das Vergnügen gehabt, Herrn Amelot all das Gute zu sagen, das ich über Sie denke. Er kennt seinen Demosthenes auswendig; er soll auch seinen Vauvenargues kennen“, oder: „Ich hatte die Ehre, gestern dem Herzog von Duras zu sagen, daß ich einen Brief von einem geistvollen Philosophen bekommen hätte, der übrigens Hauptmann im Regiment des Königs war. Er riet sofort auf Herrn de Vauvenargues. Es war auch nicht leicht denkbar, daß es zwei Personen geben sollte, die imstande wären, einen solchen Brief zu schreiben.“ Und Voltaire erreichte ohne Wissen Vauvenargues, daß eine Probe aus dem Manuskript vom *Mercur de France* aufgenommen wurde: „Finden Sie sich in die kleine Widerwärtigkeit, Sie Verächter der Berühmtheit.“

Als Vauvenargues seinen Abschied genommen hatte und sich in Paris niederließ, sahen sich er und Voltaire häufig. Marmontel, der oft der Dritte in ihrer Gesellschaft war, hat seine Eindrücke davon wiedergegeben:

Die Gespräche zwischen Voltaire und Vauvenargues waren die reichsten und fruchtbarsten, die man hören konnte. Von Voltaires Seite war es ein unerschöpflicher Überfluß an leuchtenden Zügen und unterhaltenden Tatsachen, von Vauvenargues Seite eine Beredsamkeit, die sanft, anmutig und weise war. Niemals ist wohl in einem Wortkampf soviel Witz an den Tag gelegt worden, soviel Sanftmut und Ehrlichkeit; was mich aber besonders entzückte, war Vauvenargues Ehrerbietigkeit für Voltaires Genie und Voltaires zärtliche Ehrfurcht vor Vauvenargues Edelsinn.

In Vauvenargues Gesellschaft vergaß Voltaire seine jämmerlichen Feinde und seinen elenden Kampf gegen diese Feinde, seine untergeordnete Ehrsucht und seine Rechthaberei in Kleinigkeiten, um im Bunde mit diesem nicht so zusammengesetzten aber starken Geist, der trotz erzwungener Entsagung und großen Unglücks mit dem Dasein versöhnt war, sich in die reinen Höhen des Gedankens aufzuschwingen.

Der entscheidende Zug in Vauvenargues Geist dürfte sein, daß er sich im Gegensatz zu La Rochefoucauld vor ihm und Helvetius nach

ihm weigert, unsere Sympathien auf eine Eigenliebe zurückzuführen die als Laster aufgefaßt wird. Er bezeichnet diese Eigenliebe als Selbstliebe, die untrennbar von jedem lebenden Wesen ist. Sie widerstrebt nicht der allgemein menschlichen Anlage zum Guten und zur Gerechtigkeit, wenn niemand unter ihr leidet.

Für Vauvenargues ist die Definition des Lasters, das allgemeine Wohl dem eigenen zu opfern. Über das Mitgefühl spricht er das schöne und tiefe Wort: „Das Mitleid ist ein Gefühl, in dem sich Traurigkeit und Liebe mischen. Ich meine nicht, daß es, wie man sagt, notwendigerweise durch den Gedanken an uns selbst geweckt wird. Warum sollte das Elend nicht dieselbe Wirkung auf unser Herz ausüben wie eine Wunde auf unsere Sinne? Gibt es nicht Dinge, die unmittelbar unser Gemüt beeinflussen? Sollte unsere Seele außerstande sein, ein uneigennütziges Gefühl zu hegen?“

Er hat irgendwo, ohne daß er darauf ausging, sich selbst als Persönlichkeit und Schriftsteller geschildert. Dort sagt er, wenn er in einem Werke klare und tiefe Urteile findet, kein Streben nach scheinbarer Größe, aber Aufrichtigkeit, Beredtsamkeit und keinerlei andere Kunst als die, die vom Genie stammt, so respektiert er den Verfasser, achtet ihn so hoch wie den Helden, den der Schriftsteller schildert: „Ich finde Gefallen in dem Gedanken, daß der, der so große Taten versteht, nicht außerstande gewesen wäre, sie auszuführen. Das Schicksal, das ihn darauf beschränkt hat, sie niederzuschreiben, scheint mir ungerecht. Ich suche mit Interesse Aufklärung über seinen Lebenslauf. Wenn er Fehler begangen hat, so entschuldige ich sie, da ich weiß, wie schwierig es für einen Menschen ist, stets erhabenen Gemüts zu sein, wenn die Lebensstellung niedrig ist.“

Vauvenargues besaß die Veranlagung zum Tatmenschen, und er selbst hat den Trost gebraucht, daß der, in dessen Los es nicht lag, auf der Leiter der gesellschaftlichen Stellung eine hohe Sprosse zu erklimmen, obwohl beschränkt, die Feder zu führen, der Gleichgestellte derjenigen sein kann, über die er mit Bewunderung spricht.

Statt große Taten auszuführen, mußte sich Vauvenargues mit großen Gedanken begnügen. Aber er ist der Urheber des schönen und tiefen Wortes, das eine Stelle ausfüllte, die Voltaires Vernunftglaube offen ließ: „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.“

Unter Vauvenargues Handschriften, Gedichten und Prosawerken, fand man nach seinem Tode eine kleine Arbeit über Voltaires Tragödien, die dadurch interessiert, daß sie verrät, wie stark sich sein Geschmack dem Voltaires nähert. Während es ihm höchst zuwider ist, daß Corneilles Helden ständig das über sich selbst sagen, von dem der Dichter wünscht, daß andere es über sie sagen sollen, fühlt er sich zu Racine hingezogen. Voltaire hatte ihm gegenüber Corneille verteidigt; er verteidigt Pascal und Fénelon gegen Voltaire. Ohne rechtgläubig zu sein, war Vauvenargues religiös, und alle Religionsspötterei war ihm zuwider.

Er vertieft sich hier nicht in die *Henriade*; aber er ist der Ansicht, daß die Mitwelt mit unbestreitbarer Einstimmigkeit und mit Recht sie als „das größte Werk des Jahrhunderts“ und als die einzige epische Dichtung des französischen Volkes betrachtet. Er bewunderte mit mehr Grund das Gedicht über Adrienne Lecouvreur und das Trauergedicht über Genonville; er bewundert Voltaire's Prosa, ihre Kraft, ihre Genauigkeit und ihre treffenden Bilder in den historischen Werken; aber es ist offenbar, daß sein Herz am stärksten gerührt wird von einer Tragödie wie *Mérope*: die Personen sind groß ohne Gespreiztheit; sie sagen immer, was sie natürlich sagen müßten. Wo Egisthe vor Mérope geführt wird, ohne daß sie ahnt, daß es ihr Sohn ist, wo aber seine Jugend sie an den Sohn erinnert, der jetzt vielleicht wie dieser heimatlos umherirrt, da bricht sie in die Klage aus, deren letzte Zeile Vauvenargues in ihrer Natürlichkeit erhaben vorkommt:

Peut-être comme lui, de rivage en rivage,
Inconnu, fugitif, et partout rebuté,
Il souffre le mépris qui suit la pauvreté.
L'opprobre avilît l'âme et flétrit le courage.

Was Voltaire nach Vauvenargues Tode über ihn geschrieben hat, ist, so schön es auch formuliert ist, zu ausführlich, um ganz angeführt zu werden. Es steht in seiner Erinnerung an die Offiziere, die im Kriege gefallen, *Eloge funèbre des officiers qui sont morts dans la guerre de 1741*. (Bezeichnend genug für den Geist der Zeit ist es, daß die gefallenen Soldaten nicht erwähnt werden.)

Die Stelle, an der Vauvenargues hier besprochen wird, beginnt folgendermaßen:

Du bist nicht mehr, der Du meine liebe Hoffnung für den Rest meiner Tage warst. . . Der Rückzug von Prag, dreißig Meilen über Eisfelder, senkte den Keim des Todes in Deine Brust, der später vor meinen trauernden Augen aufsproß. Vertraut mit dem Tode, wie Du es warst, sahst Du ihn mit jener Gleichgültigkeit nahen, die die Philosophen ehemals zu erwerben oder zu zeigen erstrebten. Von körperlichen und geistigen Leiden überwältigt, zuletzt des Augenlichtes beraubt, vermißtest Du jeden Tag etwas von Dir selbst, warst Du nur durch ein Übermaß an Tapferkeit nicht unglücklich, und diese Tapferkeit kostete Dich keine Anstrengung. Immer habe ich Dich als den unglücklichsten Menschen gekannt und als den ruhigsten.

Nachdem Voltaire den schlichten, stolzen Charakter Vauvenargues geschildert hat, der sich von Prahlerei wie von Frivolität abgestoßen fühlte, gebraucht er die folgende begeisterte Wendung:

Durch welches Wunder besaßest Du mit 25 Jahren wahre Philosophie, wahre Beredsamkeit ohne andere Ausbildung als die, die Dir ein paar gute Bücher gaben? Wie konntest Du einen so hohen Flug unternehmen in diesem Jahrhundert der Kleinlichkeiten? Und wie konnte das einfache Wesen eines schamhaften Kindes diese Tiefe und diese Kraft des Genies verdecken?

Es dürfte ein Zeugnis unter vielen für Voltaire's umfassenden Geist sein, daß er in diesem Grade jemanden zu schätzen verstand, der nur

noch nicht anerkannte Fähigkeiten besaß und außerdem hinter stolzer Zurückgezogenheit die Noblesse seines Wesens verbarg. Feurig pries er einen Geist, der in seinem Grundwesen ihm gerade entgegengesetzt war. Man darf Voltaire wohl den großen Typus des Intellektualismus und Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts nennen. Und doch sagt er (in einem Brief aus dem Jahre 1773): „Il faut avouer que, dans les arts de genie, tout est ouvrage de l'instinct.“ Vauvenargues glaubt an den Instinkt und hält die irrationalen Mächte für weit stärker als die rationalen.

Zwei Gedankensplitter sind höchst bezeichnend für ihn. Der eine lautet: „Der Verstand betrügt uns öfter als die Natur“. Das ist eine Lobpreisung des Instinktes. Der andere lautet: „Wenn die Leidenschaften mehr Fehler begehen als die Urteilskraft, so geschieht das, gleich wie die Regierenden mehr Fehler als die Privatmänner begehen“. Damit verkündet er, daß nicht die Vernunft, sondern die Leidenschaften die Menschen leiten, was Voltaire so gut wie Vauvenargues wußte, aber die Verkündung ist so formuliert, daß man sieht, der jüngere Denker vermutet, daß es immer so bleiben werde, was entschieden gegen die feste Überzeugung des älteren war.

XVII

Als Voltaire (nach zweijährigem Warten) die freigewordene Stellung eines der gentilshommes ordinaires seiner Majestät erhielt (22. Dezember 1746) und die Nachricht davon nach Poitou kam, woher die Familie Arouet stammte, entstand bei den ebenso hochmütigen wie unwissenden Landedelleuten eine zornige Erbitterung, die verrät, wie stark die Vorurteile des Adels dort waren. Zwar stand die Familie Arouet im Adelskalender, und von mütterlicher Seite war der Neuernannte unzweifelhaft von adliger Geburt, aber was bedeutete die Familie im Vergleich zu dem alten Adel der Provinz, und wohin sollte das führen, wenn Seine Majestät die Weltordnung umstieß und halb-bürgerliche Personen in seine nähere Umgebung brachte!

Hierüber liegt ein Brief des Landedelmanns Ferrand de Méré vor, der ein wertvolles Aktenstück ist, denn kein Satz in diesem Briefe ist richtig geschrieben, während er von der Überzeugung unbezweifelbarer Überlegenheit erfüllt ist. Der Anfang lautet:

On m'averti, mon respektable oncle, que le roy, insité en aieurs par des malintenciones, grattifie du titre de gentilhomme de sa chambre un cuidam nommé Arouet, de Saint-Lou, fils d'une Domar, qui s'est fet connoître du nom de Voltere. Le roy ne fera pas l'affront à la noblesse de dispancé ce cuidam de ses preuve, qui pour ce les procuré se vairait obligé de les chercher dans les parans de sa mère, pars qui lest de la rautur du cauté paternel [parce qu'il est de la roture du côté]; ce qui seroit un dezonneur pour des gentilshommes de nom et d'arme, nobles de pèrenfils de temps immémorable.

Wie man sich heutzutage keine rechte Vorstellung von den Vorurteilen des Adels vor ungefähr zweihundert Jahren macht, so weiß man auch nicht, was es damals bedeutete zu reisen. In unbequemen Wagen fuhr man auf unmöglichen Wegen, oft mit Unterbrechungen auf offener Landstraße, wenn ein Rad vom Wagen losging, oder mit Aufenthalt in Wirtshäusern, wo der Leute einziger Gedanke war, den Reisenden auszuziehen und ihm ein elendes Essen oder ein schlechtes Bett zum höchsten Preis zu geben. Selbst wenn Reisende wie Voltaire und Madame du Châtelet in der Regel *außerhalb* der Wirtshäuser Halt machten, wurde die Prellerei dadurch nicht vermieden; es kam vor, daß die Wirtin einen Louis d'or für eine Tasse Bouillon verlangte. Selbst wenn solche wohlhabenden Reisenden den Bauern, die halfen, einen umgestürzten Wagen wieder auf die Räder zu setzen, reichliche Trinkgelder gaben, geschah es, daß die Bauern dieses Geld unzureichend fanden, und wenn das Rad ein Stückchen Wegs wieder losging, es unmöglich war, für Geld oder gute Worte den Wagen in Ordnung gebracht zu bekommen.

Ein anderer Mißstand bei diesen beschwerlichen Reisen war die ungelegene Zeit, zu der man am Bestimmungsort ankam. Wir sahen, daß Madame de Graffigny in Cirey um zwei Uhr nachts ankam. Wir sehen, daß Voltaire und Madame du Châtelet im August 1747 um zwölf Uhr nachts auf dem Schloß Anet der alten Herzogin von Maine ankamen, und zwar nach der boshaften Beschreibung des Kammerfräuleins Mademoiselle Delaunay „wie zwei Gespenster, die noch den Duft aus ihren Gräbern an sich hatten“. Sie kamen gerade nach dem Abendessen, aber mit großem Appetit, und es verursachte keine geringe Beschwerde, ihre Zimmer noch so spät einzurichten. Besonders Madame du Châtelet schien anspruchsvoll. Bald beklagte sie sich über Rauch, bald über Lärm, da sie tiefe Ruhe bei ihrer Arbeit gebrauchte.

Das Paar entschädigte für die Mühe, die es verursachte, durch seine Unterhaltungsgabe. Beide spielten gleich gut Komödie, Madame du Châtelet sang außerdem vortrefflich. Man führte unter anderem Voltaires früher erwähnte Farce *Boursouffle* auf.

Das Paar reiste von Anet nach Paris und folgte der Königsfamilie nach Fontainebleau, wo ein unangenehmes Erlebnis und ein unvorsichtiges Wort störend in sein tägliches Leben eingriffen.

Wie die meisten vornehmen Damen jener Zeit besaß die Marquise eine heftige Spielleidenschaft. Voltaire hat in einem Gedicht ihr zu Ehren darauf hingewiesen:

Tout lui plait, tout convient à son vaste génie:
Les livres, les bijoux, les compas, les pompons,
Les vers, les diamans, le biribi, l'optique,
L'algèbre, les soupers, le latin, les jupons,
L'opéra, les procès, le bal et la physique.

Eines Abends, als sie in Fontainebleau am Tisch der Königin spielte, verlor sie 400 Louisdor, alles, was sie bei sich hatte, und was

sie überhaupt bei ihrer Abreise von ihrem Verwalter hatte bekommen können. Voltaire half ihr mit dem aus, was er bei sich hatte, 200 Louisdor; sie gingen schnell denselben Weg. Ein Diener, der zum nächsten Bankier gesandt wurde, erhielt gegen hohe Zinsen weitere 200; Madame du Châtelets frühere Gesellschaftsdame suchte 180 Louisdor zusammen; sie konnte da das Glück aufs neue versuchen. Aber das kam nicht. (1 Louisdor = 24 Livres.)

Trotz der verständigen Warnungen Voltaires spielte die göttliche Emilie weiter, bis sie gegen Morgen, als abgerechnet wurde, mit 80000 Livres im Verlust war. Voltaire, der nur Zuschauer gewesen, konnte sich nicht enthalten, seiner Freundin zu sagen, allerdings gewohnheitsgemäß auf Englisch, sie hätte in ihrem Eifer übersehen, daß sie mit Gaunern spielte. Das Wort war kaum zu stark. Viele Zeugnisse aus jener Zeit beweisen, daß edle Herren und Damen sich nicht für zu gut hielten, sich während des Spiels Goldstücke anzueignen, die herumlagen, oder heimlich ein Kästchen zu öffnen, in dem gute Beute vermutet wurde. Aber ein solches Wort am Spieltisch der Königin selbst hinauszuschleudern, wo des Reiches allerhöchster Adel beiderlei Geschlechts versammelt war, und zwar in dem naiven Glauben, daß keiner von diesen Herren oder Damen das Wort scoundrel verstehen würde, das war eine Unbesonnenheit, die nur ein Mann mit dem Temperament Voltaires begehen konnte.

Es gab keine andere Rettung als möglichst schnelle Flucht. Voltaire und die Marquise ließen denn auch in derselben Nacht anspannen und verschwanden sofort. In ihrer Eile vergaßen sie sogar, sich mit Geld für die Reise zu versehen, was ihnen auf dem Wege viele Unannehmlichkeiten verursachte.

Die Herzogin von Maine hatte inzwischen auf ihrem Schloß Sceaux Aufenthalt genommen, und zu ihr nahm Voltaire seine Zuflucht. Auf einer Hintertreppe wurde er in eine vom übrigen Schloß getrennte Wohnung geführt, und hier verbrachte er ein paar Monate, ohne ein einzigesmal auszugehen oder sich zu zeigen, hinter geschlossenen Fensterladen, und arbeitete auch am Tage bei Licht in tiefster Einsamkeit. Um zwei Uhr nachts wurde er in das Schlafzimmer der Prinzessin geführt, wo ihm in la ruelle neben ihrem Bett ein Abendessen angerichtet war, und wo er der alten Dame vorlas, was er im Laufe des Tages geschrieben hatte. Das war nichts Geringes; es war eine ganze Reihe ausgezeichneter Arbeiten in einer Kunstart, die er bis dahin nicht versucht hatte, nämlich die kleinen philosophischen Romane *Babouc*, *Memmon*, *Scarmentado*, *Micromégas*, *Zadig*. Wiederum erzählte ihm die Herzogin, die ihres Witzes wegen berühmt war, eine Menge von Einzelheiten, die er zum Aufbau seines *Zeitalters Ludwigs XIV.* verwandte; sie hatte ja vieles und manches erlebt, in das die andern nicht so eingeweiht gewesen waren wie sie, Enkelin des großen Condé und Witwe eines Sohnes Ludwigs mit Madame de Montespan.

Endlich kam Madame du Châtelet an und befreite den gefangenen Dichter aus seinem Gefängnis. Als der erste Zorn vorüber gewesen war, hatte sie überall das Versprechen bekommen, daß das unselige Wort, das Voltaire entschlüpft war, tot und wirkungslos sein sollte. Das hatte sie um so leichter erreicht, als sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatte, um ihre Spielschuld zu bezahlen. Der, der das Geld gewonnen und kaum ein ganz reines Gewissen hatte, ging gern auf eine Herabsetzung der Summe ein, wenn er nur den Rest bar erhielt.

So brach das Paar von neuem in der Richtung nach Cirey auf. Die Marquise liebte es sehr, in der Nacht zu reisen, und erst Abends um neun Uhr nahmen Voltaire und sie im Wagen Platz, der mit Koffern und Kisten ganz bepackt war. Der Boden war schneebedeckt und es fror stark; der Weg war uneben, hatte tiefe Löcher. Ein Stück vor Nangis ging die Wagenachse in Stücke; der schwere Wagen rollte auf die Seite, Voltaire lag unten, über ihm Madame du Châtelet und ihr Kammermädchen; über ihnen wieder die ganze Last an Koffern, Kasten und Paketen.

Da die beiden Postillone und zwei Diener nicht ausreichten, den Wagen zu heben, mußten Boten nach dem nächsten Dorf geschickt werden. Der Schnee lag hoch, aber Voltaire und seine Freundin setzten sich auf die Wagenkissen, die sie auf den Grabenrand legten, und da Himmel und Sterne klar und rein waren, vergaßen sie ihren Unfall schnell bei der Betrachtung des schönen Sternenhimmels und der Erörterung astronomischer Fragen, wobei sie nur ein Fernrohr vermißten, sonst nichts, und sie hatten die Situation ganz vergessen, als die Dienerschaft mit der ersehnten Hilfe zurückkam.

LUNEVILLE UND PARIS

I

Nachdem sich das Paar einen Monat in Cirey aufgehalten und die Zeit wie gewöhnlich mit Studien und Theateraufführungen ausgefüllt hatte, folgte es der Einladung des Königs Stanislaw nach Lunéville, der Hauptstadt seines lothringischen Herzogtums, wo er trotz seiner Frömmigkeit gern unterhaltsame Gäste bei sich sah und bereit war, Voltaire und die Marquise aufs glänzendste aufzunehmen. Man hatte ihn von Anfang an in seinem kleinen Land schlecht angesehen, das an dem alten Herrscherhaus hing und außerdem wußte, daß Stanislaws Regierung nur den Übergang des Landes an Frankreich vorbereitete. In Wirklichkeit war auch Stanislaws Kanzler, Herr de la Galaizière, Lothringens eigentlicher Regent, und die Wirksamkeit des Königs beschränkte sich darauf, das Land mit schönen Bauten im Stile der damaligen Zeit zu versehen und sich durch Wohltätigkeit bei seinen Untertanen beliebt zu machen. Der kleine Hof war idyllisch und anziehend. Sicher war es auch eine Genugtuung für Voltaire, von dem es hieß, der Unwille der Königin hätte ihn aus Versailles verjagt, dem französischen Hof zu zeigen, wie gern gesehen er bei dem eigenen Vater der Königin war.

Daß Stanislaw streng religiös war, hinderte in keiner Weise, daß er eine junge und schöne Maitresse en titre hatte, die Marquise de Boufflers. Und daß die Marquise ihn glücklich machte, hinderte nicht, daß der König dies Glück wie seine Regentenwürde mit seinem Kanzler teilte, der die Marquise von Boufflers lange vor ihm gekannt hatte. Dies Verhältnis war dem König auch nicht unbekannt. Die Marquise war zart, gutmütig, phlegmatisch, genußliebend, ließ sich gern den Zunamen Dame de Volupté geben und schrieb selbst die folgenden witzigen Verse als ihre Grabschrift:

Ci-git, dans une paix profonde,
Cette dame de Volupté
Qui, pour plus grande sûreté,
Fit son paradis en ce monde.

Verse, die übrigens auch einer anderen Dame, der Gräfin de Verue zugeschrieben werden (Revue des deux mondes 1896 III 485).

Die Marquise war liebenswürdig und konnte ihren alten König ganz gut leiden; aber sie konnte hier und da doch die Geduld gegenüber seinen Galanterien verlieren. Eines Tages, als der König während ihrer Toilette Besuch machte und begann, die Weiße ihres Halses, die vollendete Schönheit ihrer Arme, die schöne Farbe ihres Haares zu preisen, unterbrach sie ihn: „Mein Fürst, wollen sie mich nicht mit dem geringsten Kompliment verschonen? Ist das alles?“ — „Nein,“ antwortete der König fein: „Das ist nicht alles. Aber mein Kanzler wird Ihnen das übrige sagen.“ — Herr de la Galaizière, der zugegen war, antwortete übermütig: „Ja, Euer Gnaden, das übernehme ich.“ Er blieb jedoch nicht der einzige, der das übrige erzählte, sondern erhielt einen Helfer in Herrn de Saint-Lambert.

An der Tafel Ludwigs des Fünfzehnten in Choisi sprach man eines Abends über die Frage, ob es möglich sei, mehrere Frauen mit derselben Zärtlichkeit zu lieben. Der König, der ein Glas Vin d'Aï in der Hand hielt, sagte: „Liebt man nicht mit derselben Leidenschaft Burgunder-Wein, Bordeaux-Wein und diesen Wein mit der leuchtenden Farbe, in dem ich jetzt ihr Wohl trinke, meine Herren?“

Dem, was der König hiermit ausdrückte, zuzustimmen, würde die Marquise von Boufflers kaum Bedenken gehabt haben.

Unter den Kammerherren, die zum Hofe König Stanislaws gehörten, befand sich, wie angedeutet, ein junger Edelmann von höchst vorteilhaftem Äußeren, der eine Kompagnie in der lothringischen Garde führte und der ohne eigentliche Originalität Verse schrieb, die gefielen. Er wirkte in jeder Unterhaltung wohlthuend durch seine Lebhaftigkeit und eine gewisse kühle Eleganz. Er gefiel in der Regel allen, denen er gefallen wollte. Als Voltaire und Madame du Châtelet in Commerci ankamen, um sich nach Lunéville zu begeben, war er so sehr bemüht, Madame de Boufflers den Hof zu machen, daß der König, der sich beunruhigt fühlte, ihn entfernt hatte und gar nicht wußte, daß er sich in der Nachbarschaft des Schlosses befand. Die Unruhe des Königs schwand, als das berühmte neu angekommene Paar sich am Hofe in Lunéville mehr und mehr heimisch fühlte.

II

König Stanislaw hatte bei seiner Wohltätigkeit den ehrlichsten Willen, Künste und Wissenschaften zu fördern. Soweit seine Mittel reichten, gab er den Literaten, die ihn darum baten, kleine Pensionen; anderen gewährte er seinen Schutz, der in Anbetracht seiner Stellung als Vater der Königin von Frankreich sehr viel wert sein konnte.

Unter den Schriftstellern, die sich mit einem Gesuch an ihn wandten, war einer, der durch seine fast dreißigjährige Verfolgung Voltaires und durch den unbezähmbaren Haß, den dieser deshalb gegen ihn nährte, auf die Nachwelt gekommen ist. Sein Name ist untrennbar von dem Voltaires geworden. Er hieß Elie Cathérine Fréron, was Voltaire nicht

gehindert hat, den Mann hartnäckig Jean Fréron zu nennen; vielleicht weil der Name durch die Abkürzung J. F. auf französisch eine häßliche Bedeutung bekam. Fréron hat mehr als 200 Bände herausgegeben; nicht einer davon wird noch gelesen oder kann noch gelesen werden; er verdankt seine Berühmtheit einzig und allein dem Umstand, daß er Voltaire so lange gemartert hat, bis ihm dieser das Epigramm aus der griechischen Anthologie über den Kappadokier versetzte, das lautete:

L'autre jour, au fond d'un vallon,
Un serpent piqua Jean Fréron.
Que pensez-vous qu'il arriva?
Ce fut le serpent qui creva.

(Ursprünglich hieß es weniger witzig: Den Kappadokier biß eine wütige Natter; doch starb auch sie selbst, weil sie von giftschäumendem Blute gelect.)

Fréron war 1719 in Quimper in der Bretagne geboren, war erst bei den Jesuiten erzogen worden und war darauf Lehrer in ihrem Gymnasium, Collège Louis-le-Grand gewesen. Es ging ihm, wie es augenscheinlich vielen anderen gegangen ist, die danach strebten, sich als Kritiker in der Literatur geltend zu machen, auch in den folgenden Jahrhunderten: die Gewohnheit, als Schulmeister Aufgaben durchzusehen, war sein ganzer Beruf als Kritiker. Seine Leidenschaft und Wirksamkeit blieb, Aufsätze zu verbessern.

Er fand eine gleichgesinnte und verwandte Seele, als er sich mit dem Abbé Desfontaines verband, der ihm den Haß und den Neid einflößte, die ihn gegen die berühmten Schriftsteller des Jahrhunderts erfüllten, besonders gegen Voltaire, und Fréron begann, Beiträge für die Zeitschrift des Abbés zu liefern. Er durchlief verschiedene Formen, nannte sich zuerst Abbé Fréron, danach Chevalier Fréron, endlich ganz schlicht Monsieur Fréron, lobte die Größen des vergangenen Jahrhunderts auf Kosten jener des damaligen, fühlte sich als Schüler Desfontaines und als Inhaber des genialen Funkens, den zu besitzen die Mittelmäßigkeiten in der Regel sicher sind. Beim Tode Desfontaines' schrieb er ein Gedicht, in dem er diese Überzeugung ausdrückte, und auch, daß Desfontaines derjenige war, dem er diese Funken verdankte:

C'est à vous, ombre illustre, à vous que je le dois.

„Berühmter Schatten“, auf Desfontaines angewandt, ist nicht ohne Humor.

Frérons Temperament war jedoch nicht wenig von dem Desfontaines verschieden. Der Abbé war der flache, schlaue und mißgünstige literarische Bandit; Fréron war der gute Kopf, der quasi-joviale literarische Bandit, nicht ganz ohne Witz, im übrigen gänzlich gewissenlos. Jeder für sich eine Treibhauspflanze zeitgenössischer Journalistik, jeder für sich eine üppige Blüte aus dem Unkrautgarten der Literatur, wo auch eine derartige Flora Nahrung findet, teils im Neid auf glücklichere

Berufsgenossen, teils im respektlosen Gefühl des Publikums gegenüber denen, zu deren Anerkennung man es zwingen will, obgleich es in seiner Unschuld nichts Besonderes an ihnen entdecken kann.

Fréron führte Desfontaines Wochenschrift unter dem Titel *Lettres sur quelques écrits de ce temps* weiter.

Er wußte, daß die Königin nichts von Freidenkern hielt, die man damals Philosophen nannte. Er wußte, daß König Stanislaw einige von ihnen mochte, doch durchaus nicht in ihrer Eigenschaft als Philosophen, sondern trotz dieser Eigenschaft als Menschen, Dichter, Theaterarrangeure, unterhaltende Weltleute. Er wußte schließlich, daß diese dem König Ludwig ebenso zuwider waren wie der Königin und dem Schwiegervater des Königs. Er tauschte sich also hohen Schutz gegen die Verpflichtung ein, die Philosophen zu bekämpfen und ihre Lehren zu widerlegen. Und er bot bald die anziehende Vereinigung von Eigenschaften dar, die im neunzehnten Jahrhundert Veuillot charakterisierten: er war ausgemachter religiöser Literat, stets Fürsprecher der Religion, aber nicht deshalb pathetisch; was er schrieb, entbehrte nicht des Salzes und war nicht ohne weltlichen Zynismus. Verschiedene Freunde Voltaires, nicht wenige seiner vorgeblichen Freundinnen (einige, an die er am meisten glaubte, wie Madame de Deffand), genossen recht innig Frérons Artikel gegen Voltaire.

Von 1745—1776, einunddreißig Jahre hindurch, war Angriff nach Angriff auf Voltaires Arbeiten und seine Person Frérons Hauptbeschäftigung. Was er auch besprach, was er auch anzeigte, es führte die Rede auf Voltaire, und Fréron machte sich Luft. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß er als Bretoner ausdauernd und hartnäckig war bis zum Äußersten; als mittelmäßiger Kritiker neidisch bis zum Wahnsinn; und daß er als schlechter Psychologe aus Voltaires Langmut und jahrelangem Schweigen auf seine Angriffe den falschen Schluß zog, daß er hier frei schlagen durfte. Nicht ohne Grund rechnete er damit, daß Voltaire nur an Ansehen verlieren konnte, wenn er sich darauf einließ, ihm entgegenzutreten. Er rechnete aber nicht damit, daß in Voltaires Leben stets ein Augenblick kam, wo er nicht mehr überlegte, was würdiger oder klüger war, sondern die Pranken in seinen Angreifer schlug und ihm die Knochen zerbrach.

Fréron machte außerdem hier und da grobe Dummheiten außerhalb seines Verhältnisses zu Voltaire. Als er den Abbé de Bernis verspottete, weil ihm Madame de Pompadour ein Jahresgehalt verschafft hatte, kam er auf einige Monate in das Vincennes-Gefängnis. Damit die Zeit schneller verging, verfiel er hier darauf, sich schon am frühen Morgen zu betrinken, und behielt die Gewohnheit zu seinem Schaden lange bei. Als er aus dem Gefängnis kam und seine kritische Tätigkeit wieder begann, traten ihm häufig aufreizende Hindernisse in den Weg. Die Gunst, die ihm die Königin erwies, war nicht immer mächtig genug gegenüber dem Unwillen, den die Favoritinnen Ludwigs des Fünfzehnten gegen ihn nährten. Fréron versuchte, sich zum barschen und

strengen Feind der Leichtfertigkeit aufzuschwingen; aber diese Damen brauchten eher liebenswürdige Nachsicht, und konnten unmöglich wünschen, daß der Ton, den er anschlug, vom Hofe und der guten Gesellschaft anerkannt wurde.

Anfänglich war Frérons Kritik an Voltaire durchaus nicht sonderlich böseartig, sie konnte manchmal sogar unterhaltend und begründet sein. So wenn er seine Scherze über das schwache Gelegenheitsfestspiel *Le Temple de la Gloire* macht und launig auf die humoristisch große Zahl von Tempeln hinweist, die Voltaire nacheinander in seinen Versen erbaut hat, den *Tempel des Geschmacks*, den *Tempel des Glücks*, den *Tempel der Freundschaft* und nun den *Tempel des Ruhms*. Er erlaubt sich, ihm die Errichtung noch eines fünften vorzuschlagen, des „Tempels der Eigenliebe“.

Wie geneigt verschiedene religiös-konservative Schriftsteller waren, bei Fréron Tugenden wie bei Voltaire Laster zu finden, verrät der kleine Umstand, daß Nisard in vollem Ernst eine Art Größe (*une sorte de grandeur*) darin findet, daß Fréron, der die Beschuldigung gegen Voltaire aus der Luft gegriffen hatte, er habe ein Madrigal von La Motte plagiiert, später ehrlich gestand, das Gedicht wäre von Voltaire selbst verfaßt.

Fréron hatte eine sehr beträchtliche Einnahme aus seiner Journalistik. Da er aber fand, daß sein Vertrag mit dem Verleger Duchesne über zehn Louis d'or für den Artikel auf die Dauer nicht vorteilhaft genug war, unterzeichnete er einen anderen, der ihm noch mehr einbrachte, mit dem Verleger Lambert, erklärte Duchesne, er lasse die Wochenschrift eingehen, und ließ sie sofort wieder erscheinen unter dem Titel *L'Année littéraire*, den sie lange behielt. (*L'Année littéraire* nennt sie Voltaire in der 98. Epistel *A Daphné*.)

Fréron gehörte zu denjenigen Verteidigern von Religion und Moral, die, wenn sie den Federhalter nicht in der Hand haben, Moral und Religion für sich allein sorgen lassen. Er hatte seine reichliche Einnahme, war gar nicht wirtschaftlich, aß gut, trank besser, dachte wenig an die Zukunft, sah sie durch den Schaum eines Champagnerglases. Er hatte eine schmutzige Wohnung bei einem reichen Branntweinbrenner gemietet, bei dem Erfinder eines Lebenselixiers, das Beaume de la vie hieß. Er besang diesen Balsam und seinen Erfinder und richtete sich mit bürgerlichem Luxus in der Wohnung ein, wobei er auf die Vergoldung allein 30 000 Livres verwandte.

Fréron hielt ständig ein offenes Haus. Seine Abendessen genossen einen Ruf in Paris. Der Ton war frei und die anwesenden Damen gestatteten diese Freiheit, erlaubten ohne Vorurteil, daß in ihrer Gegenwart alles, was man nur beliebte, gesagt und erzählt wurde. Die Fröhlichkeit bestand zum Teil in groben Scherzen. Ein Beispiel wird einen Begriff von ihrer Art geben.

In Paris lebte ein kümmerlicher Verfasser von Operntexten, Poinciset, der „der kleine“ genannt wurde, um ihn von seinem Vetter, dem

bekannten Schriftsteller Poinset de Sivry, zu unterscheiden. Er wurde eines Tages zum Opfer der Fréronschen Bande ausersehen, und Palissot (der Verfasser der *Philosophen*) ging mit tief niedergeschlagener Miene zu ihm und sagte: „Fréron ist krank; leider kann er nicht mehr lange leben. Aber er lädt Sie nichtsdestoweniger zum Abend ein. Er hat eine Absicht dabei. Er will Sie in Gegenwart seiner ganzen Gesellschaft zu seinem Nachfolger bestimmen und Ihnen das Szepter der Kritik überreichen.“

Dem armen Poinset traten bei diesen Worten die Tränen in die Augen; er war einerseits etwas traurig bei der Nachricht von Frérons baldigem tödlichen Ende, andererseits nicht wenig bewegt bei dem Gedanken an die bevorstehende ehrenvolle Auszeichnung.

Als er spät am Abend kam, erhoben sich die Anwesenden und bewiesen ihm ungewöhnliche Ehrerbietung. Es war dunkel, das Krankenzimmer kaum erleuchtet, alles deutete auf Bestürzung und Trauer. Poinset näherte sich dem Bett des Toten: Ein Arzt schien dem Patienten von Zeit zu Zeit den Puls zu fühlen. Ein dumpfer, rollender Laut ließ sich vernehmen. Der Arzt erklärte Poinset diese Sprache: Herr Fréron drückte seine Zufriedenheit damit aus, ihn zu sehen.

Der junge Lyriker war stark ergriffen. Er heftete den Blick auf das Gesicht des Sterbenden. Voller Schmerz entdeckte er, daß es beinahe keinerlei menschliche Züge mehr besaß.

„In welchem elenden Zustand ich nach einem so kurzen Krankenzimmer diesen großen Kritiker finde!“

„Es ist eine Rose hämorrhoidalischer Natur,“ antwortete der Arzt. „Alles ist geschwollen. Augen und Nase sind verschwunden. Wie Sie hören, vermag die Zunge nur unartikulierte Laute zu sprechen.“

Und so kam der Augenblick, wo der Sterbende durch den Arzt Poinset zu seinem Erben einsetzte. „Berühmter Kritiker!“ brach dieser aus, „möchte ich nur würdig den Platz ausfüllen, den Sie mir hinterlassen, würde nur ein Hauch des mächtigen Geistes von ihren Lippen mich begnaden können!“ Und seine Tränen fielen feucht auf die runden Wangen des Patienten.

In diesem Augenblick wurden plötzlich alle Lichter angezündet. Und der Erstaunte entdeckte, daß es nicht gerade das Gesicht des Toten war, das er vor sich hatte, und worauf noch die Spuren seiner Tränen zu entdecken waren.

Fréron stand auf, umarmte Poinset und sagte unbekümmert: „Großer Dichter, verzeihen Sie den unschuldigen Scherz. Von nun an sind wir durch ewige Freundschaft verbunden. Waschen Sie Hände und Gesicht und dann wollen wir zu Tisch gehen!“

Wie man sieht, fehlte es dem Fürsprecher guter Sitten und der Religiosität nicht an einer gewissen äußerst derben Gemütlichkeit, voller Hintergedanken.

Wenn Voltaire gegen ihn ein ganzes Schauspiel, *L'Ecoissaise*, schreibt, wenn dessen Erstaufführung ein literarisches und künstlerisches Er-

eignis in Paris wird, dem Fréron selbst ohne mit den Augen zu zucken beiwohnt und über das er mit all dem Witz, der ihm zur Verfügung steht, in seiner Zeitschrift Bericht erstattet, so scheint es einem, als ob Voltaire, die Enzyklopädisten und ihre Freunde, Männer wie D'Alembert, Grimm und Diderot einer Nichtigkeit zuviel Ehre erwiesen und ihretwegen zuviel Wesens machten.

L'Ecossaise ist jedoch außerdem eine rein literarische Schöpfung. Unheimlich aber ist die Sammlung *Anecdotes sur Fréron*, die Voltaire durch seinen Handlanger Thiériot für sich zusammenstellen ließ und die mit vielem unflätigen Wahren und manchem Falschen durcheinander unter seinen Getreuen verbreitet wurde. Polemik in solchem Tone ist Entwürdigung. Man versteht jedoch, wie groß die Versuchung war, den Brief abzudrucken, der als Beilage folgt, ein Brief, der Voltaire aus London von dem Advokaten Royon gesandt worden war. Darin stand, daß Fréron sich vor drei Jahren in der Bretagne mit der Schwester des Advokaten verheiratet hatte. Der Vater gab 20 000 Francs als Mitgift. Fréron verbubelte diese mit Frauenzimmern und fügte seiner Frau eine ansteckende Krankheit zu; dann sandte er sie in einem Packwagen nach Paris und ließ sie auf Stroh schlafen. Als der Bruder von ihm Rechenschaft verlangte, heuchelte er Reue. Da er aber für die Regierung berufsmäßig Spionage trieb und dadurch erfuhr, daß der Schwager Royon an den Unruhen in der Bretagne teilgenommen hatte, zeigte er diesen an und ließ ihn einsperren, fand sich sogar persönlich mit der Polizei ein, ließ ihn in Ketten legen, setzte sich im Wagen neben ihn — und hielt das Ende der Kette in der Hand.

Ein Ritter ohne Furcht und Tadel war der tapfere Fréron wahrlich nicht, und wenn Voltaire dies unedle Wild mit einer Jagdlust verfolgte, die uns ganz unverständlich ist, so ist doch das Unrecht, das Fréron gelitten hat, kaum nennenswert im Vergleich mit dem, das er getan hat.

In der amüsanten kleinen gereimten Erzählung *Le pauvre Diable* kommt ein Abschnitt von einigen zwanzig Versen vor, die auf vernichtende Weise Frérons Portrait zeichnen, wie er in seinem Stammcafé sitzt und junge Menschen mietet, damit sie in seinem Blatt für zehn Taler im Monat lügen. Wer außer Voltaire konnte einen Menschen mit einer einzigen Zeile niederstrecken, wie dieser: ein Bandwurm aus dem Hinterteil Desfontaines geboren und seines Ursprungs würdig:

Grand écumeur des boubiers d'Hélicon,
De Loyola chassé pour ses fredaines,
Vermisseau né du cul de Desfontaines
Digne en tous sens de son extraction.

Voltaire verschmähte auch nicht, ein Gassenlied auf seinen Angreifer in Umlauf zu setzen. Daraus mögen zwei kurze Strophen angeführt werden:

Sitôt qu'un libelle imbécille
 Croqué par quelque polisson
 Court les cafés de la ville,
 Fil dit-on, quel ennui, quel style!
 C'est du Fréron; c'est du Fréron,

Si quelque pédant fanfaron
 Vient étaler son ignorance,
 S'il prend Gillot pour Cicéron,
 S'il vous ment avec impudence
 On lui dit: Taisez-vous, Fréron!

Mit weitschweifigem Vergnügen hat Voltaire den hervorragenden 18. Gesang von *La Pucelle* ausgeführt, wo Fréron als Mitglied einer größeren Bande Galeerensklaven auftritt, die nach Toulon geführt werden. Das sind all die zahlreichen französischen Literaten, die im Lauf der Jahre über Voltaire hergefallen waren. Während diese, die also in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurückversetzt sind, unter Bewachung ihrer Wächter im Walde bei Orléans lagern, treffen sie Jeanne d'Arc und den schönen Dunois, die sie für eine Schar französischer von den Engländern gefangenen Ritter halten. Die Heldin fällt über ihre Wächter her und befreit sie.

Als die Galeerensklaven nun vor Karl den Siebenten und Agnes Sorel geführt werden, nennen sie sich mit Frélon (Fréron) als ihrem Sprecher unschuldige Opfer eines Mißgriffs der menschlichen Gerechtigkeit, und Frélon stellt ihre Untaten dar, als wären sie die ruhmvollsten Handlungen, stellt sich außerdem selbst in das beste Licht:

Lui répondit: O monarque trop bon!
 Je suis de Nante et mon nom est Frélon.
 J'aime Jésus d'un feu pur et sincère;
 Dans un couvent je fus quelque temps frère;
 J'en ai les mœurs et j'eus, dans tous les temps
 Un très grand soin du salut des enfants.
 A la vertu je consacrai ma vie.

Frélon steht für die andern wie für sich selbst ein. Als der König fragt:

Dis-moi, l'ami, si chaque camarade.
 Qui vers Marseille allait en ambassade,
 Ainsi que toi fut un homme de bien?

antwortet der Bandit auf die höchst beruhigende Weise:

Ah, dit Frélon, sur ma foi de chrétien
 Je réponds d'eux ainsi que de moi même,
 Nous sommes tous en un moule jetés.

Und der König läßt nun gerührt die Gefangenen von ihren Fesseln befreien. Sie verbringen die Nacht unter dem Schutzdach vor dem Hause des Königs. Aber am nächsten Morgen sind sie verschwunden mit der ganzen Garderobe König Karls, der schönen Agnes Sorel und des Gefolges.

In der ganzen *Pucelle* gibt es wohl kaum einen witzigeren und übermütigeren Abschnitt.

Im 22. Kapitel von *Candide* kommt Voltaire noch einmal auf Fréron zurück. An der Stelle, wo Candide fragt: Wer ist das dicke Schwein, das mir so viel Schlechtes über das Stück sagte, über das ich geweint habe, und über die Schauspieler, die mich so sehr unterhalten haben? Das ist, antwortet der Abbé, eine Person, die ein schlechtes Leben führt und ihr Brot dadurch verdient, daß sie schlecht von allen Schauspielern und allen Büchern spricht . . . Herausgeber eines Blattes, Fréron. Auch in dem witzigen *Bericht über des Jesuiten Berthier Krankheit, Beichte, Tod und Offenbarung* bekommt Fréron seinen Fußtritt ab.

Wir werden weiterhin sehen, wie sich Fréron mit seiner schlecht angebrachten Spötereï und Ironie gegen Voltaire in den großen Augenblicken seines Lebens erhebt: da er Corneilles junge weibliche Verwandte adoptierte oder da er sich der Familie Calas annahm. Aus Rache auf den Angriff wegen der Adoption ließ Voltaire die *Anecdotes sur Fréron* veröffentlichen.

III

Der königliche Wirt erwies Voltaire herzliche Aufmerksamkeit. Madame du Châtelet wurde sofort die Freundin der Marquise de Boufflers, die nichts verabsäumte, um ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie fühlte sich denn auch bald so wohl in Lunéville, daß Voltaire, wie er an d'Argental schrieb, glaubte, sie würde den Ort nie mehr verlassen. Die göttliche Emilie spielte auf dem Theater in Lunéville sowohl in der Oper wie im Schauspiel.

Wir haben gesehen, wie lange es her war, daß sie sich in ihrem Verhältnis zu Voltaire ganz befriedigt fühlte. So gut sie geistig übereinstimmten, so verschieden waren sie allmählich in ihrem Temperament geworden. Als sie nun, etwa zehn Jahre, nachdem sich Voltaires Liebe in Freundschaft verwandelt hatte, den jungen, reizenden und inhaltlosen Saint-Lambert traf, da flammte die Liebe zum letztenmal in ihrer Seele auf und die Lohe schlug über ihrem Kopf zusammen.

Im Mai 1748 begannen die schöne Emilie, die 41 Jahr alt, und Saint-Lambert, der gerade zehn Jahre jünger war, sich ganz heimlich in gegenseitiger Entzückung zu treffen.

Madame du Châtelet, die ja den Charakter ihres Geliebten durchaus nicht kannte, und noch weniger ihr späteres Schicksal voraussehen konnte, war sofort zu Mute, als hätte eine neue Epoche in ihrem Leben begonnen. Ihre ersten Zeilen an Saint-Lambert lauten: „Ich kann nichts bereuen, da Sie mich lieben; aber leider verdanke ich, was geschehen ist, mir selbst. Wenn ich Sie bei Herrn de la Galaizière nicht angesprochen hätte, würden Sie mich nicht geliebt haben. Ich weiß nicht, ob ich mit einer Liebe zufrieden sein soll, die von einer solchen Kleinigkeit abhing; ich weiß nicht, ob ich nicht besser getan hätte, Sie dem egoistischen Vergnügen zu überlassen, das Sie darin finden

würden, nicht zu lieben. Aber Ihnen kommt es zu, diese Fragen zu entscheiden.“

Saint-Lambert scheint mit dem Stolz über seine berühmte Eroberung doch eine gewisse Scheu vor all den anstrengenden Forderungen verbunden zu haben, die eine so anspruchsvolle Liebe an ihn stellen würde. Er sah ein, daß seine Bewegungsfreiheit leicht eingeschränkt werden könnte. Er hatte eine Reise nach Italien geplant, die er aufgeben mußte, eine Reise nach England, aus der nun auch nichts werden konnte. Aus einem Brief der Marquise ersieht man, daß er ihr von dem Opfer von Italiens Sonne gesprochen, das er ihr gebracht hat.

Sie schreibt: „Wenn Sie mir nicht den Liebesbeweis gegeben hätten, von dem Sie mir so eindringlich vorhalten, daß ich ihn verlangt habe, die Aufgabe einer Reise jenseits der Alpen, so würde ich nicht glauben, daß Sie mich lieben. Ich verbinde mit diesem Wort andere Vorstellungen als Sie; ich fürchte sehr, daß wir, sogar wenn wir dasselbe sagen, einander nicht verstehen. Jedoch, wenn ich an die Haltung denke, die Sie mir gegenüber in Nancy eingenommen haben, und an alles, was Sie mir geopfert, die Liebe, die Sie mir erwiesen haben, dann finde ich mich selbst ungerecht, wenn ich Ihnen etwas anderes sage, als daß ich Sie liebe; dies Gefühl löscht jedes andere aus.“

Bald bittet die schöne Emilie Saint-Lambert, zu ihr zu kommen, bald eilt sie zu ihm. Hier zwei Briefchen, die einander ergänzen. Das erste lautet: „Das Wetter ist entzückend; ich habe keinerlei Genuß ohne Sie; ich warte auf Sie, um meine Schwäne mit Brot zu füttern und um spazieren zu gehen. Kommen Sie zu mir, sobald Sie angezogen sind. Sie können danach ausreiten, wenn Sie wollen.“ Das andere lautet: „Ich fliege zu Ihnen, sobald ich zu Abend gegessen habe. Madame de Boufflers geht dann zu Bett. Sie ist hinreißend, und ich fühle keine geringe Schuld, daß ich ihr nichts gesagt habe. Aber ich bete Sie an und es kommt mir vor, wenn man liebt, begehrt man keinerlei Unrecht.“

An sich liegt hierin ja nichts besonders Eigentümliches. Eine Frau von vierzig Jahren liebt in allem Wesentlichen auf dieselbe Art wie eine von zwanzig. Eine hochbegabte Frau liebt genau so lebhaft wie eine unbegabte. Eine Frau, die sich im täglichen Verkehr mit Voltaire entfaltet hat, vergißt in der Leidenschaft für einen neuen Anbeter den früheren so vollständig, als hätte sie seinen Namen von einer Schiefertafel gestrichen. Daß Saint-Lambert so viel jünger ist, ist ein Vorzug; daß er so viel weniger aufmerksam ist, ist verhältnismäßig gleichgültig. Er ist der neue, der siegreiche, der einzige; ihn zu lieben, ist gut; von ihm geliebt zu werden, würde süß sein. Daß sein Charakter nicht aus Granit ist, daß er als Schriftsteller nicht die Lanze führt, mit der man den Drachen, der Zeit heißt, überwindet, das wird zwar etwas unangenehm empfunden, schwächt aber die Leidenschaft nicht. Seine mutmaßlichen oder offenbaren Mängel machen keinen Eindruck. Emilie sieht sie, wie sie einmal Voltaires Schwäche für den Ruhm sah,

und noch früher Richelieus Schwäche für neue Frauen; das sind Widrigkeiten, unter denen sie leidet und in die sie sich findet.

Für sie wie für andere Frauen gibt es im Garten des Paradieses ein Obst, das gerade ihrem Gaumen schmeckt, und hat sie das gefunden, dann gibt sie es um keinen Preis auf. Und nun war Saint-Lambert dieses Obst.

Man lese den lehrreichen Brief, datiert: Bar-le-Duc, Donnerstag Morgen (Mai 1748):

Mein ganzes Mißtrauen in Ihren Charakter, alle Beschlüsse, die ich gegen Liebe gefaßt hatte, sind außerstande gewesen, mich gegen die zu verteidigen, die Sie mir eingeflößt haben. Ich versuche nicht mehr, sie zu bekämpfen; ich fühle die Zwecklosigkeit dabei. Die Zeit, die ich mit Ihnen in Nancy verbrachte, hat sie in einem Maße vergrößert, das mich selbst verwundert. Aber weit davon, mir deshalb Vorwürfe zu machen, fühle ich eine unendliche Freude, Sie zu lieben, und diese ist das einzige, was den Schmerz über Ihre Abwesenheit mildern kann. Ich bin vollkommen zufrieden mit Ihnen, wenn wir zusammen sind, aber ich bin nicht zufrieden mit der Wirkung, die meine Abreise auf Sie gemacht hat. Sie wissen gut, was Zuneigung ist, aber Liebe kennen Sie noch nicht. Ich bin sicher, daß Sie heute in Lunéville lebhafter und geistreicher sein werden als jemals, und dieser Gedanke betrübt mich, abgesehen von all meiner Unruhe. Falls Sie mich nur wenig lieben können; falls Ihr Herz nicht vermag, sich ohne Vorbehalt zu geben, mich ohne Maß und Ziel zu lieben, was werden Sie da mit meinem Herzen tun? . . . Ohne Zweifel werden Sie mir schreiben; aber Sie werden sich überwinden, mir zu schreiben. Sie möchten, daß ich weniger forderte. Ich werde vier Zeilen von Ihnen bekommen; und es wird Sie eine Anstrengung gekostet haben diese vier Zeilen zu schreiben. . . .

Ich erwarte Sie in Cirey; zweifeln Sie nicht! Wenn Sie es stark wünschen, dann verstehen Sie, daß es sich mit Leichtigkeit ordnen läßt; aber Sie wünschen ja nichts stark! Ohne den Beweis für die Liebe, von dem Sie mir so eindringlich vorhalten, daß ich ihn von Ihnen verlangte [Aufgeben der italienischen Reise] hätte ich nicht geglaubt, daß Sie mich liebten.

IV

Als Voltaire und Madame du Châtelet den König von Polen in Commerci das erstemal trafen, waren für sie beide schöne Wohnungen bereitgehalten. Die Marquise hatte eine Anzahl von Zimmern im Erdgeschoß, deren Fenster auf den großen Schloßhof hinausgingen, Voltaire hatte eine kleinere Wohnung im zweiten Stock mit Aussicht auf die Gärten; beide im linken Flügel des Schlosses. Die Marquise von Boufflers wohnte im selben Garten in dem Gebäude, in dem die Bäder lagen, nahe bei der Orangerie. Sie machte die Honneurs an dem Tisch, an dem die Gäste ihre Mahlzeiten einnahmen. Der König aß niemals zu Abend; er ging früh zu Bett.

Herr de Saint-Lambert war nicht zu dem Ausflug von Lunéville nach Commerci aufgefordert worden; dem König gefiel sein Hofmachen vor der Marquise von Boufflers nicht, und noch weniger gefiel es ihm,

daß er nicht abgewiesen wurde. Da nun Saint-Lambert nicht eingeladen war, kam er inkognito und hatte Logis im Pfarrhof bekommen, der an die Orangerie stieß. In ihr Gewölbe führte von dem Heim des Priesters eine Tür, die es dem Geistlichen leicht machte, so oft er es wünschte, im Garten zu spazieren.

Am andern Ende desselben Gewölbes ging eine Tür in das Badehaus, wo Madame de Boufflers wohnte. Durch diese Tür kam der König an jedem Nachmittag zur Marquise, um ein Kartenspielchen zu machen, etwas Musik zu hören oder seine Pfeife zu rauchen. Wenn er sich dann zwischen neun und zehn Uhr zurückzog, kam Herr de Saint-Lambert desselben Weges. Ein erleuchtetes Fenster unterrichtete ihn stets davon, wenn der König im Hause war, und wurde das Licht ausgelöscht, wußte er, daß sich der König zur Ruhe begeben hatte. Er war im Besitz von Schlüsseln, und mit einer Blendlaterne fand er den Weg zur Wohnung der Marquise. Hier gab sie an jedem Abend kleine gemütliche Soupers für diejenigen ihrer Freunde, die von dem Aufenthalt des Herrn de Saint-Lambert in Commerci wußten. Die Gäste wurden alle von ihren eigenen Lakaien bedient, die das Essen zur vorgeschriebenen Zeit aus der Küche des Königs holten.

Es scheint, als sei Herr de Saint-Lambert gerade all der Vorsichtsmaßregeln, die er beobachten mußte, um Madame de Boufflers zu sehen, etwas überdrüssig geworden, als die Ankunft der Marquise du Châtelet seinen Interessen eine andere Richtung gab. Er begann nun, seine Abende bei Madame du Châtelet zu verbringen, bis der Augenblick kam, da er sich zum Abendessen bei der Marquise von Boufflers einfinden durfte.

Eines Abends, als Voltaire von seinen Zimmern heruntergekommen war, ehe man ihm gemeldet hatte, daß das Essen im Badehaus eingerichtet war, trat er, da er im Vorzimmer keinen Lakaien traf, unangemeldet bei der Marquise du Châtelet ein. So kam er zum letzten Zimmer der Wohnung, das nur halb und schwach beleuchtet war, und entdeckte da auf einem Sofa im Hintergrunde des Zimmers Madame du Châtelet und Herrn de Saint-Lambert in so intimer Unterhaltung, daß sie augenscheinlich nicht an das Kommen eines Dritten gedacht hatten.

In seiner Überraschung und voller Zorn machte Voltaire ihnen die heftigsten Vorwürfe. Saint-Lambert antwortete ihm, daß er sich aufs höchste wundere, daß es jemand wagte, von ihm Rechenschaft für sein Verhalten zu fordern, und daß der, dem sie nicht gefiel, nur hinaus vor das Schloß zu gehen brauchte; er würde sofort folgen und war bereit, jede Erklärung zu geben.

Voltaire verließ das Zimmer in höchster Verbitterung und befahl seinem Kammerdiener Longchamp, der die Szene beschrieben hat, auf der Stelle einen Postwagen zu beschaffen, ihn zu mieten oder zu kaufen, da sein eigener in Paris stehengeblieben war; der Wagen sollte vor der Gittertür des Schlosses vorfahren; er war fest entschlossen, noch

in derselben Nacht Commerci zu verlassen. Erstaunt über einen so plötzlichen Entschluß, der nicht einmal am vorhergegangenen Tage angedeutet worden war, und dessen Gründe Longchamp nicht kannte, ging er zu Madame du Châtelet, um sie von dem Befehl, den er erhalten hatte, zu unterrichten und sie nach dem Grund zu fragen. Sie antwortete, daß Herr de Voltaire Gespenster sähe, daß er aufgebracht wäre, weil er Herrn de Saint-Lambert bei ihr getroffen; man mußte ihn daran verhindern, einen so aufsehenerregenden Schritt zu tun. Longchamp solle sich nur hüten, den Auftrag auszuführen, den ihm Herr de Voltaire in der Aufregung des Augenblicks gegeben habe; sie würde schon verstehen, seinen Herrn zu beruhigen; man mußte ihn nur ausrasen lassen und dann bis zum nächsten Tage festhalten.

Longchamp ging darum erst um 2 Uhr nachts zu Voltaire und sagte ihm, daß in ganz Commerci kein Wagen aufzutreiben war, weder zu Miete noch zu Kauf. Voltaires Dienerschaft war verstreut in der Stadt einquartiert. Longchamp allein schlief in dem Kabinet, das neben seinem Schlafzimmer lag. Ehe Voltaire zu Bett ging, gab er seinem Kammerdiener eine Börse und befahl ihm, bei Tagesgrauen nach Nancy zu reiten und von dort einen passenden Reisewagen mitzubringen. Als Longchamp sah, wie ernst der Entschluß war, wollte er Madame du Châtelet vorbereiten und schlich sich hinunter zu ihr, wo er sie am Schreibtisch traf. Sie fragte, ob Voltaire immer noch ebenso erregt war; er antwortete, daß es so schiene; er wäre eben zu Bett gegangen, würde die Nacht aber wohl kaum schlafen können. Sie sandte den Diener fort und sagte, sie würde nach oben gehen und selbst mit Herrn de Voltaire sprechen.

Longchamp ging leise auf sein Zimmer zurück. Einige Minuten später klopfte es an die Thür der Wohnung. Der Diener nahm ein Licht und ließ Madame du Châtelet herein, ging dann und meldete sie seinem Herrn. Da Voltaire sah, daß Longchamp halb entkleidet war, konnte er nicht annehmen, daß dieser auf den Besuch der Marquise vorbereitet war. Der Diener zündete zwei Kerzen an und zog sich zurück. Da aber die Wand zwischen seinem und seines Herren Schlafzimmer sehr dünn war, konnte er das meiste des Gesprächs hören, und was fehlte, wurde ihm später von Fräulein du Thil ergänzt, der vertrauten Freundin der Marquise, die seinerzeit die Verbindung Voltaires mit dem Papste erleichtert hatte.

So lange Longchamp noch im Zimmer war, sprach die gelehrte Emilie mit Voltaire englisch, wovon der Kammerdiener ja nichts verstand. Aber er hörte, daß sie häufiger ein Kosewort anwandte, das sie zu gebrauchen pflegte, wenn sie englisch mit ihm sprach (vermutlich darling). Danach hörte er auf französisch durch die Wand:

Er: Wie? Sie verlangen, daß ich Ihnen glaube nach dem, was ich gesehen habe? Ich habe Ihretwegen meine Gesundheit und mein Vermögen aufs Spiel gesetzt, habe jedes Opfer gebracht — und sie betrügen mich!

Sie: Ich liebe Sie unverändert, aber schon seit langer Zeit beklagen Sie sich darüber, daß Sie krank sind, daß die Kräfte Sie verlassen, daß Sie nichts mehr aushalten. Ich bin darüber sehr traurig; Ihre Gesundheit ist mir wertvoll; es gibt niemanden auf Erden, dem sie so teuer ist wie mir. Sie Ihrerseits haben das lebhafteste Interesse für meine eigene bewiesen; Sie haben die Pflege, die für meine Gesundheit nötig ist, gekannt und gebilligt; Sie haben sie sogar verlockend gefunden und sich daran beteiligt, so lange es ihr Gesundheitszustand erlaubte. Jetzt, da Sie zugeben, daß Sie für mein Wohlbefinden nichts ohne größten Schaden für Ihr eigenes tun können, haben Sie da ein Recht, zornig zu sein, weil einer Ihrer Freunde Ihre Stelle einnimmt?

Er: Ach, Sie haben vollkommen recht. Da aber die Umstände so sein müssen, wie sie nun einmal geworden sind, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß sie sich nicht vor meinen Augen abspielen.

Als Madame du Châtelet ihn beruhigt sah, umarmte sie ihn, zog sich zurück und bat ihn, Ruhe zu suchen.

Sie hatte gleichzeitig nicht weniger Mühe, Saint-Lambert zu beruhigen und ihn daran zu verhindern, Voltaire wegen der Schimpfworte, die ihm in der Erregung entfahren waren, zu fordern. Sie überwand jedoch seinen Widerstand und brachte ihn sogar dazu, den ersten versöhnlichen Schritt zu tun. Unter dem Vorwand, sich nach dem Gesundheitszustand Herrn de Voltaires erkundigen zu wollen, besuchte Saint-Lambert ihn am nächsten Abend. Der Diener meldete ihn, und er wurde empfangen. Bescheiden ging Saint-Lambert zu ihm und bat, ein paar hitzige Worte vom gestrigen Tage zu entschuldigen. Voltaire ergriff beide Hände des jüngeren Mannes, drückte sie und sagte: „Mein Kind, ich habe die Worte vergessen und ich alleine bin es, der Unrecht gehabt hat. Sie sind in dem glücklichen Alter, in dem man liebt und gefällt. Nützen Sie diese zu kurzen Augenblicke! Ein alter Mann, dazu Patient wie ich, ist nicht mehr für Vergnügungen geschaffen.“

Am nächsten Abend aßen alle drei wie gewöhnlich bei der Marquise von Boufflers zusammen zu Abend. Voltaire blieb der zuverlässigste und ergebenste Freund der schönen Emilie bis zu ihrem Tode; Voltaire blieb das Menschenalter, das bis zu seinem eigenen Tode noch hinging, mit Saint-Lambert herzlich verbunden. Wie ehrlich die Versöhnung war, zeigt folgendes Gedicht aus jenen Tagen über die beiderseitige Stellung zu Emilie:

Et nous assemblons pour lui plaire,
 Dans ces vallons et dans ces bois,
 Les fleurs dont Horace autrefois
 Faisait des bouquets pour Glycère,
 Saint-Lambert, ce n'est que pour toi:
 Que ces belles fleurs sont écloses;
 C'est ta main qui cueille les roses,
 Et les épines sont pour moi.

Und volle zwanzig Jahre später dankt Voltaire in seiner 112. Epistel Saint-Lambert in den herzlichsten Worten für das zu jener Zeit so

überschätzte Buch *Les Saisons*, das sein Dichter so lange in Arbeit gehabt und von dem schon die schöne Emilie ganz erfüllt gewesen war, da sie ihn in einem Briefe darüber beruhigt, daß, wie es heißt, der Abbé de Bernis an einer Dichtung mit demselben (faden) Titel schreibe. Bei Voltaire heißt es da:

Que vos *Saisons* m'ont plu! Que mes sens émoussés
A votre aimable voix se sentirent renaître!
Que j'aime, en vous lisant, ma retraite champêtre!
Je fais, depuis quinze ans, tout ce que vous chantez.

V

Wir haben gesehen, welche Lebensfrage das ununterbrochene Zusammenleben mit Saint-Lambert für Emilie geworden war. Wir haben gesehen, welche Stärke das adlige Vorurteil im achtzehnten Jahrhundert selbst bei den Aufgeklärtesten erreichen konnte. Als nun in Emilie du Châtelets Leben einen Augenblick lang ein Zusammenstoß zwischen der Forderung adligen Familienbluts und dem Glück ungestörten Zusammenlebens drohte, da schwankt die schöne Emilie nicht, sondern ergreift in bewußter Resignation mit äußerster Leidenschaft Partei.

Herr du Châtelet hatte lange nach einem guten Posten am lothringischen Hofe gestrebt. Er meinte, ein Recht auf einen solchen zu haben, und seine Frau war noch entschlossener als er, ihn als ein Recht, das der Familie zustand, zu erlangen. Es drehte sich um ein Kommando, das als lothringisches natürlich nur eine Sinekure sein konnte, und das König Stanislaw gern ohne weiteres dem Marquis übertragen hätte, wenn sich nicht um denselben Posten gerade ein Mann beworben hätte, der einmal ein besonders hervorragender Militär, dann aber auch des Königs allernächster persönlicher Freund war, während ihn Herr du Châtelet ein wenig langweilte.

„Herr de Berchini“, wie Madame du Châtelet den Konkurrenten nennt, war der ungarische Magnat Graf de Beresény, dessen Vater seinerzeit die ungarischen Truppen in dem Kampf gegen Leopolds Übergriffe geführt hatte. Er selbst hatte sich als Kavalleriegeneral persönlich so ausgezeichnet, daß die Tapferkeit seiner Husaren sprichwörtlich geworden und er selbst späterhin zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Es war kein Wunder, daß König Stanislaw wünschte, diesem Mann den Beweis fürstlicher Würdigung zu geben, den er für sich erbat. Aber Madame du Châtelet konnte das Zaudern des Königs nicht verstehen, war nur aufs äußerste aufgebracht. Sie schreibt an Saint-Lambert:

Wenn Herr de Berchini das Kommando bekommt, ist es unmöglich, daß Herr du Châtelet oder ich jemals wieder den Fuß in Lothringen setzen. So lange er es hat, kann kein Ehrenposten, kann keine Gunst den Ekel vertilgen, einen Ungarn, der jünger als Herr du Châtelet ist, an seiner Stelle befehlen zu sehen, und nichts wird uns dazu bringen, uns damit abzufinden. Allein meine Freundschaft für Herrn

de Voltaire würde mir den Gedanken unerträglich machen; urteilen Sie selbst, welchen Eindruck die Angelegenheit auf mich machen muß, wenn ich mir vorstelle, daß ich mein Leben mit Ihnen hätte in Lunéville verbringen können und daß wir dazu noch unsere Reisen nach Cirey hätten gemeinschaftlich unternehmen können!

Der gutmütige und liebenswürdige König, der zwar seinen ungarischen Freund nicht entbehren, aber auch auf keine Weise das Haus du Châtelet verletzen wollte, ordnete die Sache so, daß er den Marquis zum Grand maréchal des logis mit zweitausend Talern im Jahr ernannte, während er den Grafen de Beresény als Grand écuyer de Lorraine, Conseiller-chevalier d'honneur de la cour souveraine du duché usw. an sich fesselte. Als dieser dann Marschall von Frankreich wurde, unternahm Stanislaw keine Reise nach Versailles, ohne bei seinem alten Freund auf dessen Herrensitz Lysancy einzukehren.

Das Auffallende an jenem so leidenschaftlich vorurteilsvollen Briefe der Madame du Châtelet ist besonders, daß sie dem gekränkten Ehrgeiz das zukünftige Zusammenleben mit dem Freunde opfern will und vermutlich auch opfern muß, während sie alles Gleichgewicht bei dem Gedanken verliert, daß Saint-Lambert seine ehrgeizigen Pläne verfolgt ohne Rücksicht auf die größere oder kleinere Möglichkeit eines Wiedersehens. — Man vergleiche z. B. Sätze wie die folgenden aus dem April 1749, geschrieben in Trianon: „Mit welchem Recht wagen Sie, böse zu sein, daß ich meine Sommerkleider hierher kommen lasse. . . . Sie, der Sie ja nicht mit Sicherheit wissen, ob Sie Lothringen nicht bald für immer verlassen? Sie, der Sie ja bereits jetzt in Flandern in Garnison liegen würden, wenn Sie sich vom Prinzen von Beauvau keine Absage geholt hätten! . . . Sie wollen die Freiheit haben, sich auf immer von mir zu trennen, sobald Sie Ihren Vorteil darin erblicken; aber Sie wollen sich nicht darin finden, daß ich vierzehn Tage länger hier bleibe, wenn meine Gesundheit oder meine Beschäftigungen das verlangen!“ Und sie ergeht sich voller Zorn darüber, daß er mit aller Macht danach strebt, ein Grenadierregiment zu erwerben, um in aktive französische Dienste treten zu können, was für sie aber ausschließt, ihn öfter in ihrer Nähe bei dem lothringischen Hofe treffen zu können.

VI

Im Juni 1748 waren Voltaire und Madame du Châtelet in Paris. Die Proben für die Tragödie *Semiramis* lockten Voltaire dorthin. Von einer dieser Proben war er ganz ergriffen. Er sagt in einem Brief an d'Argental, daß die Schauspieler nicht einmal *Mérove* mit soviel Begeisterung geprobt hätten: „Sie brachten mich dahin, zu weinen; sie brachten mich dahin, zu schaudern.“ Man reiste bald nach Commerci zurück, weil Madame du Châtelet es einfach für ihre Pflicht hielt, König Stanislaw ihre Dankbarkeit zu erweisen, da er den Wunsch nach einem Posten für ihren Gemahl erfüllte, den sie auf so stürmische Art genährt und geäußert hatte.

Doch der Aufenthalt dort war nur kurz. Der König wollte Trianon besuchen, und Voltaire ging mit ihm zurück nach Paris, um die Auf-
führung seiner Tragödie vorzubereiten, die den Zeitgenossen so gut ge-
fiel, und die später von Lessing so schlecht behandelt wurde.

Die erste Schwierigkeit, auf die Voltaire hier stieß, war die Theater-
Zensur. Sie lag in den Händen eines Rivalen, der seinerzeit selbst eine
Semiramis geschrieben hatte und dieser Namensgenössin kaum sonder-
lich Glück wünschen würde, der sich aber im übrigen darauf beschränkte,
gegen ein einziges Reimpaar zu protestieren, das Voltaire durch alle
Instanzen mit unbezwingbarer Leidenschaft gegen ihn behauptete. Es
war das folgende (wie die Verse in der ersten Bearbeitung lauteten):

Ah, ne vous formez plus de craintes inutiles,
C'est par la fermeté qu'on rend les dieux faciles.

Die Zahl der Schritte, die Voltaire anlässlich der *Semiramis* beim
König, bei Madame de Pompadour, beim Leiter der Polizei unternahm,
bei allen Personen, die (wie Graf d'Argental und Graf Pont-de-Veyle)
Einfluß auf die Theaterleitung hatten oder (wie gewisse Claque-Führer,
besonders La Morlière) Einfluß auf das Bühnenschicksal eines besonderen
Stückes, waren so zahllos wie die Briefe, die er schrieb. Wenn das
Resultat nicht ganz den Anstrengungen entsprach, so beruhte das auf
dem oben erwähnten Umstand, daß die vornehmen Zuschauer jener
Zeit den Bühnenraum füllten. Das mußte höchst lästig und illusion-
zerstörend in der Szene am Grabe des Ninus wirken, wo sich der Geist
zeigen sollte, wo aber der Raum ganz besetzt war. Es war nicht zu
vermeiden, daß die tragische Stimmung von einem stürmischen Ge-
lächter unterbrochen wurde, als der naive Soldat, der an dem Abend
die Bühnenwache hatte, plötzlich den Zuschauern, die den Weg ver-
sperrten, zurief: Platz für den Geist, meine Herren! (Messieurs, place
à l'ombre, s'il vous plait, place à l'ombre!)

Das Verhältnis zwischen Crébillon und Voltaire war im Anfang
gut und kollegial gewesen. Ja, mit zarter Aufmerksamkeit und etwas
Selbsterniedrigung bezeichnete sich Voltaire gern (noch in der Antritts-
rede in der Französischen Akademie) als „Lehrling“ Crébillons. Als
er sich aber nun in Paris und am Theater aufhielt, erfuhr er, daß es
unter seinen Hassern, wie Piron und den übrigen Intriganten, Sitte
geworden war, den alten, halbvergessenen Dichter für einen weit
besseren Tragiker, als er war, zu erklären. Hierzu kam, daß Madame
de Pompadour — übrigens aus reiner Menschlichkeit — begonnen
hatte, sich des alten Mannes anzunehmen, seinen *Catilina* aufzuführen
beabsichtigte, und ihm überhaupt ihre dankbare Erinnerung an die
Unterrichtsstunden in der Vortragskunst, die er der Halberwachsenen
gegeben hatte, bewies.

Daß Voltaire Crébillon persönlich nicht mochte, beruhte darauf,
daß dieser *Mahomet* von der Bühne ferngehalten hatte: als Dichter
konnte er ihn beim besten Willen nicht hochstellen; er fand ihn rauh,
fragmentarisch, verschroben, geschmacklos, und wie seinerzeit Racine

mit Corneille gewetteifert hatte über das Thema *Titus und Berenice* oder Pradon mit Racine über *Iphigenie*, so beschloß er nun, Crébillons bekannteste Schauspiele *Catilina* und *Electre* noch einmal zu schreiben und ihn im Wettkampf zu übertreffen. Er tat das mit *Rome sauvée* und mit *Oreste*.

Dieser Streit war an sich Voltaires nicht würdig. Er hätte nun so weit sein sollen, daß er sich seine Aufgaben aus dem Innern diktieren ließ und nicht durch die äußere Rücksicht, dem französischen Hof zu beweisen, daß er dem überlegen sei, den man ihm vorzog. Aber seine Stellung zum Theater hatte ihn ganz aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Schauspieler, die es fühlten, daß seine Gunst bei Hofe wankte, erwiesen ihm nicht mehr die frühere Hingabe, sondern Widerspenstigkeit, manchmal sogar weitgehende Unverschämtheit. Die, welche mit ihren Rollen nicht zufrieden waren, grüßten ihn sogar nicht mehr. La Noue, der in Lille so begeistert von *Mahomet* gewesen war, sagte nach rechts und links, *Semiramis* sei ein schlechtes Stück. Eines Tages borgte sich Voltaire, der erfahren wollte, was das Publikum wirklich von dem Stück hielt, von dem Abbé de Villevieille einige alte Kleidungsstücke, setzte sich eine große Brille auf die Nase, auf den Kopf eine ungeheure nicht gepuderte Perücke, unter der das magere Gesicht verschwand, und darauf noch einen mächtigen dreieckigen Hut. So ausgestattet saß er eines Abends im Café Procope an einem Ecktisch hinter einer Zeitung und wartete, bis die Vorstellung vorbei sei und die Zuschauer hereinströmen würden. Sie kamen und er hörte, wie sein armes Stück zerpfückt ward. So empfindlich war er geworden, daß er, als er die Absicht des Italienischen Theaters in Erfahrung gebracht hatte, eine Parodie auf *Semiramis* aufzuführen, sogar an die Königin schrieb und sie bat, um seiner vieljährigen Ehrfurcht willen die Parodie verbieten zu lassen. Die Königin antwortete, wie billig, das sei eine Sache, die sie nichts angehe. Man kann ja auch nicht gerade sagen, daß er sich um besonderes Wohlwollen von ihrer Seite verdient gemacht hatte. Madame de Pompadour war gutmütig genug, die Aufführung der Parodie in Fontainebleau verbieten zu lassen. Sie wurde jedoch natürlich in Paris gespielt, wie Parodien auf alle Stücke, die Aufsehen erregten.

Auf dem Rückwege von Paris zum lothringischen Hof wurde Voltaire in Chalons so krank, daß sein Leben während mehrerer Tage bedroht schien. Die verschiedenartigsten Gemütsbewegungen hatten ihn angegriffen und seine Kräfte abgenutzt.

VII

Madame du Châtelet brauchte nicht mehr als drei, vier Tage Aufenthalt in Cirey, um eine neue Reise vorzubereiten. Sie wollte nach Paris gehen, ebenso wie Voltaire, um den Winter dort zu verbringen. Sie war wie gewöhnlich lebhaft und tätig, doch als die Zeit

der Abreise sich näherte, war sie gegen die Gewohnheit zerstreut, verstimmt und unruhig. Verschiedene Symptome stimmten überein und verrieten ihr, daß sie, deren jüngstes Kind siebzehn Jahr alt war, wieder Mutter werden würde.

Konnte man diesen Zustand und seine Folgen verbergen? Konnte man ihn vor Herrn du Châtelet verbergen? Unmöglich. Als Voltaire sah, wie unruhig und sorgenvoll sie war, fragte er sie voller Teilnahme nach dem Grunde ihrer Verstimmung und sie teilte ihm mit, was sie entdeckt hatte. Er verbarg den Eindruck, den die Mitteilung auf ihn machte, und versuchte vor allem, sie zu beruhigen, zu verhindern, daß sie krank wurde, und danach, einen Ausweg zu finden. Er nahm die Sache in die Hand, schlug zu allererst vor, Herrn de Saint-Lambert zu schreiben und ihn nach Cirey einzuladen. Am darauffolgenden Tage kam er bereits an.

Man einigte sich schnell über das Verkehrte und Undurchführbare, Madame du Châtelets Schwangerschaft oder die bevorstehende Geburt vor der Umgebung zu verbergen. Ein unvorhergesehener Zufall konnte alles verraten. Zuerst galt es, über die Frage einig zu werden, welchen Vater man dem Kinde verschaffen sollte, wozu Voltaire meinte: „Deshalb keine Sorgen! (*Pater is est, quem nuptiae declarant.*) Wir reihen das Kind unter Madame du Châtelets gemischten Werken ein.“

Auf der Stelle schrieb man an Herrn du Châtelet, der in Dijon war, und bat ihn schnell nach Cirey zu kommen, um dort eine Familienangelegenheit zu ordnen, damit ein drohender Prozeß verhindert würde. Man bat ihn auch, aus Cirey eine größere Summe mitzunehmen, die die Marquise für ihn angesammelt hatte und die er für seine Unkosten im nächsten Feldzug gebrauchte, an dem er als Offizier in einer höheren Stellung als jemals zuvor teilnehmen sollte.

Er traf alsbald ein und wurde von seiner Frau mit Freundschaft und Zärtlichkeit, von den übrigen Bewohnern des Schlosses und von seinen Vasallen in der Gegend mit Freude und Achtung empfangen. Madame du Châtelet lud zur Zerstreung des Hausherrn einige Landedelleute der Gegend ein. Man gab kleine Feste; gab Theateraufführungen. Am Vormittag besprach die Marquise mit ihrem Mann wirtschaftliche Verhältnisse; er besuchte seine Pächter, seine Wälder, seine Eisenwerke, ging mit seinen Gästen auf die Jagd, und wenn sie sich so Appetit gemacht hatten, wurde gut und erlesen gegessen und getrunken. Der Marquis erzählte von seinen Feldzügen in Flandern; alle lauschten voller Interesse. Die Gäste erzählten lustige Geschichten, ulkige Anekdoten. Vor allem kam Voltaire auf die merkwürdigsten Einfälle, daß man aus einem Gelächter ins andere fiel, aus der einen frohen Stimmung in die andere glitt. Man fühlte das so Seltene: Lebensfreude, Glück des Augenblicks.

In den kleidsamsten, elegantesten Toiletten präsiidierte Madame du Châtelet bei Tisch neben ihrem Mann, sagte ihm ohne jede Künstelei kleine Annehmlichkeiten, die er nicht mehr gehört hatte, seit sie vor

vielen Jahren jungvermählt gewesen waren. Und da ereignete sich für ihn das Verwunderliche, daß ihm seine Frau fünfzehn Jahre jünger zu sein schien; er verliebte sich aufs neue. So lächerlich das damals wirkte, wenn ein Mann seiner eigenen Frau sozusagen den Hof machte — er wurde wieder galant. Madame du Châtelet tat verwundert und wurde sofort zurückhaltend. Der Widerstand, von dem er fühlte, daß er ihn überwinden mußte, reizte sein Begehren, und sein Werben wurde schließlich so eindringlich, daß der Widerstand zerbrach.

Zum erstenmal seit langer Zeit bewohnte der Marquis du Châtelet den Monat hindurch, den er sich damals in Cirey aufhielt, mit der Marquise dieselben Räume, und als die Zeit vorüber war und er wieder in seine Garnison mußte, hörte er mit inniger Freude ein Geständnis, das ihm seine Frau beim Abschied machte: sie wäre zwar nicht sicher, aber sie glaubte usw. Er fiel ihr um den Hals, und mit naivem Mannesstolz erzählte er sofort den Gästen des Schlosses von dem frohen Ereignis, das bevorstand.

Das wirkliche Gefühl der Marquise verrät sich in einem Brief an Madame la Marquise de Boufflers (Paris 3. April 1749):

Ich muß Ihnen mein unglückliches Geheimnis verraten, ohne Ihre Antwort abzuwarten auf meine Bitte, darüber zu schweigen. Ich fühle, daß Sie es mir versprechen werden und es bewahren werden, und Sie werden selbst sehen, daß es sich nicht lange bewahren läßt.

Ich bin schwanger, und Sie können sich denken, wie niedergeschlagen ich bin, wie sehr ich für meine Gesundheit fürchte, ja für mein Leben, wie lächerlich ich es finde, in den vierziger Jahren niederzukommen, nachdem man siebzehn Jahre lang nicht geboren hat. Sie können verstehen, wie betrübt ich auch meines Sohnes wegen bin; ich fürchte, es könne seiner Zukunft schaden. Niemand ahnt es [das war nicht richtig]; man sieht sehr wenig, ich glaube doch im vierten Monat zu sein; ich habe es noch nicht sich bewegen gefühlt. Das Ereignis wird erst in viereinhalb Monaten eintreten. Noch bin ich so schlank, daß, wenn ich nicht manchmal Schwindel und andere Übel hätte, wenn meine Brust nicht stärker geworden wäre, ich glauben würde, alles sei eine Funktionsstörung. Sie werden begreifen, wie sehr ich auf Ihre Freundschaft reche, und wie dringend nötig ich Trost gebrauche, um meinen Zustand ertragen zu können. Es wäre schwer für mich, die ganze Zeit ohne Sie zu verbringen und Ihrer beraubt zu sein, wenn ich im Wochenbett liege. Aber wie kann ich in Lunéville niederkommen, ohne dort allerlei Mühe zu verursachen? Ich weiß nicht, ob ich hinlänglich auf die Güte des Königs rechnen darf, um zu glauben, daß er mein Kommen wünschen möchte und mir die kleine Wohnung der Königin überlassen würde, die ich früher bewohnt habe? Denn im Schloßflügel kann ich wegen des Lärms, wegen des Geruches der Düngerhaufen und wegen der Entfernung von Herrn de Voltaire und Ihnen nicht liegen. Ich fürchte, der König ist in Commerci und wird seinen Aufenthalt nicht abkürzen wollen. Ich werde wahrscheinlich Ende August oder Anfang September niederkommen.

Wie man sieht, war das berühmte Paar wieder nach Paris gereist, wo Voltaire besonders von *Nanine* und anderen Schauspielern, die er auf dem Théâtre Français aufführen ließ, in Anspruch genommen,

und Emilie du Châtelet besonders mit der Einleitung zur Übersetzung Newtons beschäftigt war, an deren Vollendung sie nun mit Leidenschaft arbeitete, ehe sie mit jeglicher Arbeit in Mathematik und Astronomie aufhören mußte, um ihren Beruf als Frau auszuüben.

So vertraulich war der Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich, daß nicht einmal Madame du Châtelets Schwangerschaft darin unerwähnt blieb. Und Friedrich, der damals nach einem Zusammenleben mit Voltaire förmlich düstete und der behauptete, dieser habe ihm versprochen, zwei Monate in seiner Gesellschaft zu verbringen, stürzte sich auf diese gute Nachricht wie ein Falke auf seine Beute: muß die göttliche Emilie ins Wochenbett, so hat sie Voltaire dabei wirklich nicht nötig. — Friedrich schreibt (10. Juni 1749):

Hören Sie, ich bin wahnsinnig vor Sehnsucht nach Ihnen; es wäre Verrat, wollten Sie meinem Verlangen nicht entgegenkommen. Ich will mit Ihnen studieren. In diesem Jahre habe ich freie Zeit. Wer weiß, ob ich sie in einem anderen Jahr haben werde.

Er weist Voltairs ewige Entschuldigungen wegen zerrütteter Gesundheit zurück.

Man bringt seinen Körper dahin, zu tun, was man will. Sagt die Seele: marsch! dann geht der Körper. Das ist einer Ihrer eigenen Lehrsätze, woran ich Sie erinnern möchte.

Madame du Châtelet soll also im Monat September niederkommen: Sie sind keine Hebeamme; sie kann also sehr gut ohne Sie im Wochenbett liegen. . . . Prägen Sie sich übrigens ein, daß das Vergnügen, das man Menschen bereitet, ohne sich ins Unendliche darum quälen zu lassen, mehr Freude verursacht, als das Vergnügen, das man sich abbetteln läßt.

Ich schimpfe auf Sie, weil die Gichtkranken immer schimpfen müssen. Sie können natürlich tun, was Ihnen beliebt, aber Sie können mich nicht zum Narren halten, und ich möchte bei dieser Gelegenheit zu wissen bekommen, ob Sie mich wirklich gern haben, oder ob das, was Sie darüber gesagt haben, nur Theaterdeklamation war. . . .

Wie stark Voltaires Anhänglichkeit für Emilie — trotz allem — noch war, zeigt seine männlich abweisende Antwort (Cirey, 29. Juni 1749):

Weder Herr Bartenstein noch Herr Bestucheff, so mächtig sie auch sind, noch Friedrich der Große in eigener Person, vor dem die beiden zittern, können mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich als unbedingt betrachte. Ich bin kein Vater, kein Arzt, keine Hebeamme; aber ich bin ein Freund und ich will nicht einmal um Eurer Majestät willen eine Frau verlassen, die im September vielleicht stirbt. Es scheint, als würde ihr Wochenbett sehr gefährlich. Aber ich verspreche Ihnen, Sire, wenn sie es gut übersteht, dann mache ich Ihnen im Monat Oktober meine Aufwartung.

Inzwischen dachte die arme Marquise sehr wenig an ihren aufopfernden Freund. Ihr unstetes Wesen gegenüber Saint-Lambert war verändert, ihre Ausbrüche und Anklagen waren einer unendlichen, unbeschreiblichen Zärtlichkeit gewichen — der eines Menschen, der still vom Leben Abschied nimmt. Ihr letzter Brief, den sie an ihn

und überhaupt geschrieben hat, beginnt: „Sie kennen mich wenig; Sie erweisen der Leidenschaft meines Herzens keine Gerechtigkeit, wenn Sie glauben, ich könnte zwei Tage ohne einen Brief von Ihnen existieren, wenn es möglich ist, einen zu bekommen. Sie empfinden es nicht als Mißgeschick, wenn Sie ankommen, zu allererst Ihren Wachdienst zu machen; aber das paßt nur schlecht zu der Ungeduld, mit der ich Ihr Fernsein ertrage. Wenn ich zusammen mit Ihnen bin, finde ich mich ruhig in meinen Zustand, ja, ich vergesse ihn sogar; wenn Sie aber nicht mehr da sind, sehe ich alles schwarz.“

Madame du Châtelet hatte an ihre Freundin, Fräulein du Thil, nach Paris, geschrieben. Sie kam und blieb in der letzten Zeit der Schwangerschaft und während der Geburt bei ihr. Mit ihrer ruhigen Vorsorge und wegen ihrer dunklen Ahnungen hatte die Marquise alle ihre Briefschaften und Papiere geordnet, alles in verschiedene Umschläge gepackt, auf denen die Adressen standen, und sie übergab das alles Longchamp mit dem Auftrage, es genau und sorgfältig zu besorgen.

Endlich kam die gefürchtete Stunde, und Madame du Châtelet brachte in der Nacht vom dritten auf den vierten September 1749 ohne Beschwerden und ohne Komplikation ein kleines Mädchen zur Welt, das sofort bei einer Amme zur Pflege untergebracht wurde. (Dort starb das Kind ein paar Wochen darauf.)

Man spürt Voltaires Erleichterung über den glücklichen Verlauf des Ereignisses in den bis zur Verzerrung lustigen Briefen, die er aus Anlaß des Tages schrieb. An d'Argental heißt es da: „In der Nacht hatte Madame du Châtelet, während sie wie gewöhnlich saß und an ihrem Newton kitzelte, ein merkwürdiges Empfinden; sie rief ihre Kammerjungfer, und diese hatte gerade noch Zeit, ihre Schürze aufzuhalten, um darin ein kleines Mädchen aufzufangen, das man in die Wiege legte. Die Mutter legte ihre Papiere zusammen und ging zu Bett, und alle drei schlafen augenblicklich wie die Siebenschläfer.“ An den Abbé Voisinon ein ungefähr ebenso lautender Anfang und danach: Die Marquise sagte: „Ich spüre etwas.“ Dies „etwas“ war ein kleines Mädchen, das in einem Nu zur Welt kam. Man legte es auf einen Quatband, der grade bei der Hand war, und die Mutter ging zu Bett.

In den ersten sechs Tagen nach der Niederkunft fühlte sich die Marquise wohl etwas schwach, aber sonst vollkommen gesund. Am 10. September verschlimmerte sich ihr Zustand gewaltsam. Die Anwesenden schrieben den furchtbaren Schwächeanfall dem Umstand zu, daß sie wegen der überwältigenden Hitze ein Glas eisgekühlte Mandelmilch trank. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie vom Kindbettfieber ergriffen, über dessen Ursachen man ja damals und noch lange Zeit danach ganz im unklaren war. Als die Erstickungsanfälle aufhörten, schien es, als könne die Patientin einschlafen. Die Gäste des Schlosses wollten ihren Schlummer benutzen, das Abendessen einzunehmen, und gingen zu Madame de Boufflers. Am Bett zurück blieben nur Herr de Saint-Lambert, Fräulein du Thil, eine Kammerjungfer und Voltaires

Kammerdiener Longchamp. Die Patientin wechselte mit Saint-Lambert ein paar Worte und schlief ein. Zehn Minuten später hörten die Anwesenden ein Röcheln. Sie hatte das Bewußtsein verloren und einige Augenblicke darauf war sie tot.

Herr du Châtelet, Voltaire und die übrigen Gäste stürzten in das Zimmer, fanden aber nur noch die Leiche. Voltaire und Saint-Lambert waren die letzten, die am Bett saßen. Dann stand Voltaire auf und ging die Treppe hinunter, die von den Zimmern der Königin in die Stadt führte, ohne zu wissen, wohin er ging. Am Fuß der äußeren Treppe fiel er um — mit dem Kopf auf das Steinpflaster, mit den Füßen gegen ein Schilderhaus, und blieb unbeweglich liegen. Sein Lakai und Saint-Lambert, die hinzukamen, versuchten, ihn zu sich zu bringen und halfen ihm auf. Kaum war er wieder auf die Füße gekommen, als er, die Augen voll Tränen, Saint-Lambert zurief: „Sie haben sie getötet.“

Als nach einigen Tagen sein Gemüt etwas ruhiger geworden war, fiel es Voltaire ein, daß von der Hand der Toten ein mit Brillanten besetzter Karneol-Ring verschwunden war. Er dachte sich, daß die erste Kammerjungfer ihn in Verwahrung genommen hatte und bat für diesen Fall Longchamp, heimlich dessen Kapsel zu öffnen und ein Portrait von ihm herauszunehmen, das dort drin war und das Herrn du Châtelet nicht vor die Augen kommen sollte, wenn die Kapsel geöffnet wurde. Er erfuhr zu seinem Erstaunen, daß Madame de Boufflers auf Veranlassung von Herrn de Saint-Lambert den Ring bereits am Tage vorher an sich genommen und das Portrait herausgenommen habe, das aber nicht ihn, sondern seinen jungen Rivalen darstellte. „Himmel!“ sagte er, „so sind die Frauen. Meinetwegen wurde Richelieu's Bild entfernt; Saint-Lambert hat wieder mich vertrieben; das ist Naturordnung und der Gang der Welt; ein Nagel treibt den anderen heraus.“

König Stanislaw erwies Madame du Châtelet alle Ehre, die er erweisen konnte; er ließ alle hervorragenden und hochgestellten Personen, die sich an seinem Hofe befanden, ihrer Beerdigung beiwohnen. Er erwies Voltaire seine Freundschaft dadurch, daß er ihn täglich mehrere Male besuchte und an seiner Trauer teilnahm.

Voltaire, der sich darauf eingerichtet hatte, den Rest seiner Tage mit Madame du Châtelet zu verbringen, fühlte sich ganz verirrt, dachte bald daran, sich in die Einsamkeit zu einem geistlichen Freunde der Familie Châtelet, Dom Calmet in der Abtei Senones, zurückzuziehen, bald, nach England zu gehen und Bolingbroke um Gastfreundschaft zu bitten. Beides gab er auf.

Zuerst begleitete er Herrn du Châtelet nach Cirey, wo zahlreiche Dinge zu ordnen und für den Aufbruch einzupacken waren. Er fürchtete nicht, Cirey wiederzusehen, wo er so friedliche Jahre zugebracht hatte. „Ich liebe Cirey“, schrieb er an d'Argental. „Den Anblick von Lunéville kann ich nicht mehr ertragen, wo ich sie auf die traurigste

Art verloren habe. Aber der Anblick der Plätze, die sie verschönte, ist mir lieb. Ich habe nicht den Verlust einer Geliebten erlitten. Ich habe die Hälfte von meinem Selbst verloren, einen Geist, für den meiner geschaffen war, eine Freundin durch zwanzig Jahre, die ich gekannt, seit sie zur Welt gekommen war. Der liebevollste Vater liebt seine einzige Tochter nicht anders.“

Ein paar Wochen mußte Voltaire in Cirey darauf verwenden, Bücher, Möbel und Wertsachen der verschiedensten Art, die sich in seiner Wohnung angesammelt hatten, einpacken zu lassen. Die vielen Statuen und Büsten, die beim Transport sicher leiden würden, wurden in leere Fässer gepackt, und das Ganze wurde nach Paris adressiert.

Voltaire hatte dem Herrn du Châtelet seinerzeit mehr als vierzigtausend Francs für den Umbau und die Verschönerung Cireys geliehen. Da der Marquis auf eine so hohe Ausbezahlung natürlich nicht vorbereitet war, begnügte sich Voltaire mit zehntausend Francs, gab über den Rest eine Quittung, und die beiden Männer trennten sich auf die freundschaftlichste Weise, doch so, daß sie einander nie wiedersahen.

Emilie du Châtelet, zu deren Tugenden es gehörte, daß sie in keiner Weise schlecht von jemanden sprach, niemals auf Klatsch hörte, noch Klatsch weiter erzählte, der jede Art Verleumdung fremd war, wurde, wie man sich denken kann, nach ihrem plötzlichen Tode unter so sonderbaren Umständen förmlich zerrissen durch das Gelästere der guten Gesellschaft. Daß sie mit einundvierzig Jahren ins Wochenbett gekommen, war nach der zeitgenössischen Auffassung besonders anstößig, ja lächerlich. Mit der moralischen Seite der Angelegenheit gab man sich wenig ab, um so mehr mit der Altersfrage, da die Frauen damals viel früher als jetzt anfangen, erwachsen, und aufhörten, jung zu sein.

In der Pariser Gesellschaft war ein Epigramm im Umlauf, das mit Unrecht Madame du Deffand zugeschrieben worden ist, da es in den Werken Friedrichs des Großen steht. Er macht hier seinen Unwillen über die Frau Luft, die solange Schuld gewesen, daß er Voltaire entbehren mußte. Die Verse sind boshaft und witzig, nicht würdig. Der Titel lautet: Grabschrift der Marquise von Châtelet, und der Dichter sagt, daß sie gleichzeitig mit einer philosophischen Abhandlung und mit einem unglücklichen Kinde niederkam. Man weiß nicht genau, was von den beiden Schuld an ihrem Tode war. Saint-Lambert glaubt, daß es das Buch, Voltaire meint, daß es das Kind war.

Ci-gît qui perdit la vie
 Dans le double accouchement
 D'un traité de philosophie
 Et d'un malheureux enfant.
 On ne sait précisément,
 Lequel des deux l'a ravié.
 Sur ce funeste événement
 Quelle opinion doit-on suivre?
 Saint-Lambert s'en prend au livre,
 Voltaire dit que c'est l'enfant,

VIII

In Paris zog Voltaire in das Haus, das er mit Madame du Châtelet bewohnt hatte und von dem Herr du Châtelet nun seinen Teil verkaufte. Die einzigen Personen, die Voltaire bei sich sehen mochte waren sein Notar, Delaue, sein Neffe, Abbé Mignot und die zwei Jugendfreunde, der Herzog von Richelieu und der Graf von Argental. Sie kamen abwechselnd und teilten seine Trauer.

Er konnte jedoch nicht dauernd über dieser Trauer brüten, und zuerst beschäftigte ihn seine Arbeit für das Theater, seine *Catiline*, sein *Oreste*, die Werke seines Wettstreits mit Crébillon, den sie überstrahlen sollten.

Die Proben für *Oreste*, das zuerst gespielt wurde, trotzdem es zuletzt geschrieben worden war, und der Eifer, dem Stück bei der Aufführung eine gute Aufnahme zu sichern, rissen ihn aus seiner Einsamkeit.

Le Kain sagt in seiner *Note sur M. de Voltaire*: „Dreißig Jahre lang hatte man keine so starke Kabale gesehen, wie die, die sich gegen Herrn de Voltaire aus Anlaß der Erstaufführung von *Oreste* richtete, die von 5 bis 8 Uhr unzählige Male hintereinander ausgepiffen wurde. Zum Schluß errang jedoch der gesunde Teil des Publikums die Übermacht über Crébillons fanatische Anhänger und drückte unzweideutig seine Bewunderung aus. Hingerissen beugte sich Voltaire da mit dem ganzen Oberkörper aus seiner Loge und rief übermütig: „Klatsch nur, klatsch nur! Brave Athener! Es ist der reine Sophokles.“

Ein förmlicher Hagel an gedruckten Schmähungen, der dem relativen Bühnenglück des Stückes folgte, riß ihn wieder in die Freiluft-erfahrungen des literarischen Lebens. Es erschien das anonyme kleine Buch *Voltaire ane, jadis poëte* 1750; es erschien *La Pétarade ou Polichinelle auteur*, eine Art Parodie auf *Oreste*.

Diese Pöbeleien hatten für den empfindsamen Dichter wenigstens die gute Wirkung, daß er nicht dauernd über seinen Verlust nachgrübeln konnte. Schon rein äußerlich gesehen konnte er außerdem gar nicht allein bleiben: er mußte jemanden haben, der sein Haus führte, und Weihnachten 1749 kam denn auch seine älteste Nichte, die kleine dicke Madame Denis, die ihm ergeben, ehrenhaft, aber von hitzigem Temperament war, im übrigen jedoch so gewöhnlich wie Madame du Châtelet großzügig gewesen; sie führte ihm den Haushalt, was sie, wie bekannt, mit Unterbrechung von einigen Jahren bis zu seinem Tode tat.

Voltaires künstlerische Sympathien brachten ihn zu jener Zeit, als alle Herren und Damen, die Fragonard in Hirten- und Hirtinnenkleidern gemalt hat, tagsüber Proben von Stücken abhielten, die sie abends auf Privattheatern spielten, in stärkere Berührung mit nicht wenigen jungen Männern, die teils wie Baculard ein gewisses unbedeutendes literarisches Ansehen gewannen, teils wie Le Kain später wirkliches szenisches Genie an den Tag legten.

D'Arnaud-Baculard hatte seinerzeit damit begonnen, daß er schmeichelnde Verse an Voltaire richtete, und war zum Dank einer der zahlreichen Literaten geworden, die er beschützte. Der junge Mann

hatte oft Geldunterstützungen von seinem Beschützer bekommen, hatte ihn 1739 in Cirey besucht, und wurde von Voltaire allmählich wie ein Schüler betrachtet, obgleich D'Arnauds Fähigkeiten nur schwach waren, und heutzutage keine Zeile von ihm gelesen wird oder bekannt ist. 1748 wurde er auf Empfehlung von d'Argens literarischer Korrespondent beim König von Preußen, kam darauf nach Berlin, ehe Voltaire dort eintraf, und wurde von der heftigsten Eifersucht ergriffen, als er sah, wie viel Wesens von seinem Wohltäter gemacht wurde, über den er schon in Paris jeden, der es hören wollte, alles mögliche Schlechte erzählt hatte.

Nach dem Gesetz des Lebens, das sich besonders stark in der Literatur geltend macht, schrieb er denn schließlich von Berlin aus einen Brief folgenden Inhalts an Fréron: Er erzählte, daß Voltaire ihn beim König und beim Hofe verleumdet und hinterlistige Ränke angewandt habe, damit er in Ungnade fiele; er, Baculard, habe deshalb ein (äußerst verherrlichendes und bescheidenes) Vorwort, mit dem er für einen Buchhändler eine Ausgabe der Voltaireschen Schriften versah, ganz zurückgezogen; denn zu diesem Vorwort habe Voltaire eigenhändig so höhnische und vaterlandsfeindliche Auslassungen über Frankreich und das französische Volk hinzugefügt, daß er die Verantwortung dafür nicht tragen konnte.

Fréron lief mit diesem Brief von Voltaires eigenem Schüler und Protégé triumphierend durch Paris, und wir besitzen noch die Briefe, in denen der Marquis d'Adhémar und Graf d'Argental Voltaire von dem erstaunlichen Benehmen Baculards unterrichten, was ihn jedoch nicht allzu stark verwunderte. Glücklicherweise hatte der König das Vorwort in Baculards Handschrift und von ihm unterschrieben und auch das gedruckte Vorwort gesehen, das mit keinem Buchstaben von jenem verschieden war. Der Lügner konnte so in jedem Augenblick entlarvt werden. Aber Baculard, der nicht ahnte, daß er verraten war, machte Voltaire weiter seine Aufwartung und wurde weiter mit derselben lächelnden Aufmerksamkeit empfangen, bis Friedrich ihm auf Antrieb Voltaires den Reisepaß gab.

Die andere Bekanntschaft, die Voltaire in Paris machte, war die mit dem großen Schauspieler Le Kain, dem er sein Debut ermöglichte und dessen er sich sein ganzes Leben lang annahm, wie sich ein Vater seines Sohnes annimmt. Er empfahl ihn dem König von Preußen, empfahl ihn dem Herzog von Richelieu, ließ ihn die Hauptrollen in seinen Dramen spielen, ließ ihn bei sich wohnen — 1755 aux Délices, 1762 in Ferney — und geriet über sein Spiel als Mohamed, Cäsar und in *Semiramis* förmlich in Ekstase. Voltaire hat ihn den tragischsten Schauspieler, den er jemals gesehen, genannt, ja, er hat gesagt: „Er ist es, nicht ich, der meine Tragödien geschaffen“.

Zur Vergeltung hat Le Kain mit einer Glut und einer Ehrfurcht über Voltaire geschrieben wie kein anderer Schauspieler. Seine Erinnerungsschrift an ihn beginnt mit einem jener Verse, in denen sich

Voltaires merkwürdige Gabe ausdrückte, zehn Wörter so zu prägen, daß sie ein Sprichwort wurden — jenem Vers aus seinem Jugendwerk *Oedipe*:

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.

Als im Anfang des 19. Jahrhunderts *Oedipe* in Erfurt vor dem berühmten Parterre von Kaisern und Königen gespielt wurde und die Zeile kam: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter“, wandte sich in der Loge Alexander zu Napoleon herum, und das ganze Theater applaudierte.

Le Kain beginnt: „Darf ich mich nicht eines Ehrentitels rühmen [Freund eines großen Mannes zu sein], der mit einem Male meine Lebensstellung, mein Vermögen und das Glück meines Lebens schuf? Was ich zu erzählen habe, wird das Motto rechtfertigen, das sonst vielleicht eine Anmaßung sein würde“.

Le Kain faßt sein Urteil in folgende Worte zusammen: „Herr de Voltaire ist seinen Freunden stets treu geblieben. Sein Charakter ist heftig; sein Herz gut; seine Seele voller Mitleid und Empfinden. Im höchsten Grade bescheiden trotz des Ruhmes, mit dem er überschüttet wurde von Königen, Schriftstellern und vom Publikum, das sich zusammengefunden, um ihn zu hören und zu bewundern; tief und gerecht in seinem Urteil über anderer Arbeit; angesehen und anständig im täglichen Verkehr; unbeugsam gegen die, die ihn gekränkt haben: so ist sein nach der Natur gezeichnetes Porträt.

„Er hat niemals einen Gegner zuerst angegriffen. Beginnt man aber Feindseligkeiten gegen ihn, wird er zum Löwen, der aus seiner Höhle heraus schreitet, und, des Gekläffs der Köter überdrüssig, seine Mähne schüttelt und sie zum Schweigen bringt. Er hat einige mit seiner majestätischen Pranke zerdrückt. Andere hat er laufen lassen.“

IX

Wir haben gesehen, daß Friedrich sich keine Skrupel hinsichtlich der Mittel machte, wenn es sich um die Erfüllung seines Wunsches handelte, Voltaire für sich zu haben. Er hatte ja längst Briefe Voltaires an ihn selbst in die Hände der einflußreichen Personen in Frankreich gespielt, die in den Briefen verspottet und durchgehechelt wurden; und es ist köstlich, in dem Briefwechsel zu verfolgen, wie Voltaire mutmaßt, wo wohl der ungetreue Postmeister sitzen kann, der die Briefe öffnet und ihren Inhalt verrät. In einer Reihe von Jahren kommt er nicht auf die Wahrheit.

Friedrich wollte Voltaire in seiner Nähe haben. Daß dieser selbst nun, da der Tod die Persönlichkeit aus dem Wege geräumt hatte, die ihn vom König fern gehalten, in Frankreich blieb, mußte den willensstarken Herrscher noch stärker aufregen. Voltaire kam das Gerücht zu Ohren, daß Friedrich, seit Baculard nach Berlin gerufen war, daran dachte, zu seinem literarischen Korrespondenten in Paris — Fréron zu machen. Er versuchte alles, um das zu verhindern, und schrieb

sofort mit seiner besten Feder an seinen königlichen Freund einen Brief, in dem diese Zeilen stehen:

Man hat mir mitgeteilt, man habe Eurer Majestät einen gewissen Fréron vorgeschlagen. Gestatten Sie mir, Eurer Majestät vorzustellen, daß in einer solchen Stellung als literarischer Korrespondent ein Mann erforderlich ist, der das Vertrauen des Publikums besitzt. Aber man ist weit davon entfernt, Fréron als solcher Ehre würdig zu betrachten. Er ist ein Mann, der berüchtigt ist und der allgemeine Geringschätzung genießt usw.

Kaum hatte Friedrich diese aufhetzende Laune fallen lassen, als er einer anderen nachgab. Wahrscheinlich in der Hoffnung, Voltaire würde in Harnisch geraten und die Notwendigkeit gründlich einsehen, durch seine persönliche Gegenwart zu wirken, richtete er an den unbedeutenden Dichter D'Arnaud Baculard vier unglaubliche Strophen, deren Inhalt war: Frankreichs Apollo ist im Niedergang. Er sinkt, Sie steigen. Sein Sonnenuntergang verkündet Ihren noch schöneren Sonnenaufgang.

Es ist kaum möglich, daß Friedrich nur einen Augenblick ehrlich gewesen ist, da er diese verletzende Hymne anstimmte. Dazu ist die Verherrlichung zu lächerlich. Aber jede einzelne Zeile der Hymne war eine Bremse, die er Voltaire in die Ohren oder direkt ins Gesicht setzte, um seine Trägheit zu überwinden und ihn von der Seine zur Spree zu jagen. Drei der Strophen lauten:

L'amour préside à vos chansons,
Et dans vos hymnes que j'admire.
La tendre volupté respire
Et semble dicter ses leçons.

Dans peu, sans être téméraire,
Prenant votre vol jusqu'aux cieux,
Vous pourrez égaler Voltaire;
Et près de Virgile et d'Homère
Jouer de vos succès fameux.

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine vers sa décadence;
Venez briller à votre tour!
Elevez vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Kaum etwas trug stärker als diese bis zum Übermaß neckenden Zeilen dazu bei, daß sich Voltaire entschloß, Frankreich zu verlassen.

Zuerst mußte die ökonomische Rechnung in Ordnung gebracht werden. Mit halb diplomatischer, halb scherzhafter List erbat sich Voltaire zur Deckung seiner großen Reisekosten König Friedrichs Bürgschaft für ein Darlehen, das er in Berlin würde aufnehmen müssen, und bekam die Antwort, die er erhoffte. Auf seinen Wunsch um eine Summe, daß er auch Madame Denis mitnehmen konnte, erhielt er vom König, der sich nichts aus der Unterhaltung mit Frauen machte, eine ebenso kühl abweisende Antwort wie damals, als er Madame du Châtelet gern mitgenommen hätte.

Da ist es nicht verwunderlich, daß die Nichte, die teils aus Instinkt mißtrauisch gegen das Unternehmen war, teils aus reiner Dummheit gegen den König eine Abneigung nährte, teils aus natürlicher Eigenliebe sich nicht gern der Stellung als eine Art Hausfrau bei einem berühmten Manne beraubt sah, eifrig von der Reise abriet, da Berlin nach ihrer Behauptung eine Hauptstadt wie Paris zu der Zeit Hugo Capets war. Der König, dem ihre Äußerungen hierüber mitgeteilt wurden, widerlegte jede Befürchtung, die sie geäußert hatte: Wie? ich sollte das Unglück eines Mannes veranlassen, den ich liebe, der für mich sein Vaterland opfert und alles, was dem Menschen am teuersten ist!

Friedrich schrieb einen eigenhändigen Brief an König Ludwig und bat diesen, ihm seinen Kammerherrn zu überlassen. Wie wir wissen, konnte der König Voltaire wenig leiden, die Königin noch weniger; selbst das Wohlwollen der Favoritin ihm gegenüber hatte durch seine ungeschickte Familiarität einen kleinen Knacks erhalten. Da der König nicht bloß ohne Unwillen sondern mit Ausdrücken, als würde Frankreich etwas Ehrenvolles erwiesen, Maupertuis erlaubt hatte, den Vorsitz der von Leibniz im Jahre 1700 gestifteten Akademie in Berlin zu übernehmen, nahm Voltaire an, König Ludwig würde auch den Eifer des preußischen Königs, ihn persönlich bei sich zu haben, als ein Zeichen seines strahlenden Ruhmes auffassen, dessen Glanz ja notwendigerweise auf Frankreich zurückfiel. Aber Maupertuis war am Hof und bei seinen Kollegen beliebt gewesen — Voltaire dagegen gründlich verhaßt. Dieselben Schriftsteller, die vor wenigen Monaten nur davon gesprochen hatten, ihn zu vernichten, und zu diesem Zwecke getan hatten, was sie vermochten, bezeichneten ihn jetzt als Deserteur.

Der Minister antwortete auf Befehl des Königs auf Voltaires Abschiedsgesuch, daß es ihm frei stünde, sich mit dem König von Preußen zu verbinden, daß er selbst aber fühlen müsse (?), daß er den Titel als Historiograph des Königs von Frankreich nicht beibehalten könne; dagegen behielt er den Titel eines gentilhomme ordinaire de Sa Majesté, der ihm so wertvoll war, und eine alte kleine Pension von 2000 Francs. So wurde er kühl verabschiedet.

Die meisten am Hofe und in der Stadt sahen in ihm ein unruhiges Element, einen Ruhestörer, den loszuwerden gut war.

Unter denen, die ihrer Freude, Voltaire in Berlin zu erwarten, Ausdruck gaben, war Maupertuis, der wußte, daß er der „Stolz des Königs“ und die „Zierde aller Feste“ werden würde. Buffon schreibt jedoch in einem Brief an den Abbé le Blanc: „Maupertuis teilt mir mit, daß Voltaire in Preußen bleiben wird, und sagt, er sei ein großer Gewinn für einen König, der so viel Talent und so guten Geschmack habe. Ich glaube, Voltaires Gegenwart wird Maupertuis weniger als jedem andern gefallen; die beiden Männer sind nicht geschaffen, zusammen in einem Raume zu sein.“

P R E U S S E N

I

Einige Jahre vorher hatte Friedrich der Große an Voltaire geschrieben: „Ich zweifle daran, daß es einen Voltaire in der Welt gibt, und ich besitze ein System, mit dessen Hilfe ich seine Existenz bestreiten kann. Es ist unmöglich, daß ein einzelner Mensch die ungeheure Arbeit vollbringen kann, die Herrn de Voltaire zugeschrieben wird. Augenscheinlich gibt es in Cirey eine Akademie, aus der Elite der Erde zusammengesetzt, Philosophen, die Newton übersetzen und bearbeiten, Dichtern heroischer Epopöen, Corneilles, Catulls, Thukydides, und die Arbeiten dieser Akademie werden unter dem Namen Voltaire herausgegeben, ebenso wie man die Taten eines Heeres auf den Feldherrn zurückführt.“

Im Monat Juli 1750 traf Voltaire in Potsdam ein und wurde wie ein Halbgott empfangen.

Nicht nur der König war begeistert von ihm. Täglich war ein Couvert für ihn gedeckt sowohl bei der Königin-Witwe wie bei der jungen Königin Friedrichs, die verlassen und verstoßen in Schönhausen bei Berlin wohnte. Er gewann ebenso Friedrichs Brüder, die Prinzen von Preußen für sich. Sie spielten in seinen Stücken. Er studierte ihre Rollen mit ihnen vertraulich ohne Untertänigkeit, mit der Lebhaftigkeit, die er in allen Menschen zu erwecken verstand.

Da seine Gesundheit zart und seine Verdauung schwach waren, hielt er sich von Friedrichs Mittagsgesellschaften am liebsten fern: „Da sind zu viele Generale und Prinzen“, pflegte er zu sagen. Aber bei den Abendmahlzeiten des Königs war er unentbehrlich. Diese waren ungewöhnlich heiter und unterhaltend.

Die Gesellschaft bestand aus all den hervorragenden Freidenkern, die Friedrich meist aus Frankreich, doch auch aus anderen Ländern an sich gezogen und um seinen Tisch versammelt hatte. Die Unterhaltung wurde immer und ausschließlich französisch geführt.

Da war der lebenswürdige Abenteurer, der Marquis von Argens, anziehend, zugleich aber auch kenntnisreich und gelehrt, den der

König nach seiner unheilvollen Gewohnheit bald demütigte, bald gut behandelte.

Da war La Mettrie, der berühmte Zyniker und Arzt, der als Naturforscher seiner Zeit weit voraus war, ein kühnes naturwissenschaftliches Talent, dessen Umfang zu ermessen selbst Voltaire nicht instande war. Voltaire fühlte sich außerdem von La Mettries Gottlosigkeit abgestoßen, die Friedrich, trotzdem er Deist war, ihm nicht übel nahm. Er war auf Grund des sogenannten Materialismus seiner Bücher aus Holland und aus Frankreich vertrieben und war heimatlos, bis ihm Friedrich ein Obdach gab.

Da war der tapfere Ritter von Chasot, der in zahlreichen Schlachten seinen Heldenmut bewiesen und die Bagage des Königs in einem Treffen bei Czaslau gerettet hatte. Er hielt sich bei Friedrich seit 1742 auf, war nun aber Potsdams etwas müde geworden und ging — da der König es nicht gern sah, wenn man ihn verließ — kurze Zeit darauf unter dem Vorwand schlechter Gesundheit nach Paris zurück.

Da war der sanfte Venezianer, Graf Algarotti, Mathematiker und Newtonianer, den wir Madame du Châtelet in Cirey haben besuchen sehen, und an den Voltaire das von Desfontaines auf so unverschämte Weise veröffentlichte Gedicht gerichtet hatte, in dem der Dichter Emilies Reize denen des Nordpols vorzog. An ihn hatte er auch die scherzhafte Epistel 75 gerichtet, als der König von Sachsen Algarotti den Titel Conseiller de guerre verliehen hatte. Darin stehen die folgenden niedlichen Zeilen:

Brillant et sage Algarotti
A qui le ciel a départi
L'art d'aimer, d'écrire et de plaire,
Et que pour comble de bienfaits
Un des meilleurs roi de la terre
A fait son conseiller de guerre
Dès qu'il a voulu vivre en paix.

In einem scherzhaften Sonett hatte Voltaire bereits vor langer Zeit Algarotti als Dichter und als Anhänger der optischen Lehre Newtons mit Apollo verglichen, dem Gott des Lichts und der Verse. Voltaire bewahrte seine Freundschaft für Algarotti sein Leben lang. So hoch aber seine Meinung von ihm auch war, eine so unvorteilhafte Meinung hatte er von seiner Vaterstadt, die er doch niemals gesehen hatte, noch zu sehen bekam. Es ist überhaupt ein lehrreiches Zeichen für den Geist der Zeit, daß ein Land wie Italien keinerlei Anziehungskraft auf Voltaire ausübte und niemals in ihm die Lust erregte, es einmal zu sehen und zu studieren. Was Venedig betrifft, so schien ihm das dortige Regierungssystem nur lächerlich. Er fühlte sich von der Inquisition abgestoßen und meinte das Volk im Aberglauben versunken. So in einer Epistel an Friedrich, deretwegen er Algarotti bittet, nicht böse zu sein:

Vos pantalons à robe d'encre,
 Vos lagunes à forte odeur,
 Où deux galères sont à l'ancre,
 Dix mille putains dont le . . .
 Plus que les canaux est profond.
 Malgré le virus qui l'échancré;
 Un palais sans cour et sans parc
 Où végète un doge inutile;
 Un vieux manuscrit d'Évangile,
 Griffonné, dit-on, par Saint Marc;
 Vos nobles, avec prud'homie
 Allant du sénat au marché
 Chercher pour deux sous d'eau-de-vie;
 Un peuple mou, faible, entiché
 D'ignorance et de fourberie,
 Voilà le portrait ébauché
 De la très noble seigneurie.
 Or cela vaut-il, je vous prie
 Notre adorable Frédéric. . .

Unter Friedrichs Gästen war weiterhin der landflüchtige Schotte George Keith, der gern Mylord Maréchal genannt wurde, weil die schottische Marschallswürde in seiner Familie erblich war. Ihn hatte Friedrich bei seiner Thronbesteigung als seinen außerordentlichen Gesandten nach Frankreich geschickt, und Keith blieb bis zu seinem Tode Friedrich nicht nur treu, sondern blieb auch in seiner Nähe. Als er noch jünger gewesen war, hatte er eine kleine Türkin bei sich gehabt, die bei der Einnahme von Oksakoff erbeutet worden war; er behauptete, als er achtzig Jahr alt war, daß das Buch von Père Sanchez *De matrimonio* ihm Lust gemacht habe, sich zu verheiraten, war im übrigen aber sein ganzes Leben hindurch ein witziger, guter und rechtlicher Mann.

Da war außerdem der ehemals so gute Freund Voltaires und der schönen Emilie, Moreau de Maupertuis, Mathematiker, Physiker und Astronom, einer der ersten, der für Newtons Lehre von der Differential- und Integralrechnung eingetreten war und seine Partei gegen Descartes ergriffen hatte. Ihn hatte, wie wir sahen, Friedrich zum Präsidenten der Berliner Akademie gemacht; aber trotz der Freundschaft, mit der ihn seinerzeit sowohl Voltaire als auch Emilie du Châtelet behandelt hatten, konnte er auf preußischem Boden in Sans-Souci in dem neu-angekommenen Voltaire unmöglich etwas anderes als einen unangenehmen Nebenbuhler sehen. Er hatte vor langer Zeit zusammen mit Algarotti und Clairaut und mehreren anderen die wissenschaftliche Lapplandreise unternommen, die wir kennen. Er war außerordentlich stolz auf sie, so ungefährlich sie auch gewesen war. Sie war nützlich gewesen. Maupertuis hatte beim Gradmessen die Richtigkeit der Lehre Newtons von der Abplattung der Erde an den Polen festgestellt, außerdem mit den Offizieren der schwedischen Garnisonstädte Champagner getrunken und sich in Torneå von zwei Schwestern lieben lassen, die er nach Paris entführte, weshalb deren Vater (vergeblich) eine Klage gegen ihn anstrebte (man vergleiche Voltaires *Dialogue d'un Parisien*

et d'un Russe). Er hatte die recht unschuldige Eitelkeit besessen, sich bei seiner Heimkehr in einem Schlitten mit Pelz und Mütze malen zu lassen.

Voltaire schrieb unter dieses Porträt die schmeichelhaften Zeilen:

Ce globe, mal connu, qu'il a su mesurer,
Devient un monument, où sa gloire se fonde,
Son sort est de fixer la fortune du monde,
De lui plaire, et de l'éclairer.

Anfänglich war Voltaires Verhältnis zu allen Tischgästen des Königs ganz vortrefflich; zum König selbst gegenseitiges Entzücken. Man lese den Brief aus Charlottenburg an d'Argental vom 20. August 1750: „Friedrich der Große gleicht in einem und allem Marcus Aurelius mit der einen Ausnahme, daß der römische Kaiser keine Verse schrieb, und daß Friedrich ausgezeichnete Verse schreibt.“ Er habe sogar mehr Phantasie als Voltaire selbst, Voltaire habe nur mehr Routine als er. Der König bitte ihn deshalb, Verse für ihn zu korrigieren und weit entfernt davon, ihn in die Steinbrüche zu senden, wenn er sie dann korrigiert (wie es der Tyrann Dionysus im Altertum mit Philoxenes tat), dankt er ihm sogar tausendmal dafür. Die Prosa des Königs sei seinen Versen vollkommen gleichwertig; sie sei bewundernswert. Er schreibe nur zu schnell: das haben ihm seine Hofleute nicht gesagt; das erfährt er von Voltaire. Nicht genug, daß der König ein großer Mann ist: „Er ist der beste Mensch in der Welt, oder ich bin der dümmste Mensch in der Welt.“ Die Philosophie habe seinen Charakter vervollkommenet; er habe sein Wesen durchgearbeitet, wie er jetzt seine Werke durcharbeitet.

Die Gespräche am Tisch des Königs waren in der Regel auserlesen. Es saßen nur geistreiche Leute am Tisch, und alle waren auf Einen Grundton gestimmt.

Friedrich verstand es, sie durch Widersprüche dahin zu bringen, ihr Bestes zu geben. Es drehte sich um Moral, Philosophie, Geschichte, Religion. Aber es waren Skeptiker und Zyniker, die da sprachen, und deren Freispruch war unbedingt. Es waren Orgien an Spöttereien über Dogmen und Vorurteile; die ausgelassensten Scherze über die Bibel und die Offenbarung, über die Kirche und deren Diener; und die tollsten Witze über bekannte Zeitgenossen, Monarchen wie Hofleute, Hofleute wie Schriftsteller.

Man trank nicht viel Wein, aber man trank sich einen Rausch an in den lustigsten und dreistesten Einfällen. Und die Mahlzeiten dauerten so lange in die Nacht hinein, daß die Diener, die aufwarteten, von dem langen Stehen geschwollene Beine bekamen.

Voltaire war bei diesen Festen des Witzes derjenige, der am stärksten glänzte durch seine Geistesgegenwart und durch die Form seiner Einfälle. Er besaß außerdem die Eigenschaft, die die Franzosen mit *boute-en-train* bezeichnen. Er riß die andern mit, erreichte, daß auch sie lustig und witzig waren.

Trotzdem gab es Ursachen zur Verstimmung zwischen ihm und dem König.

Voltaire hatte Friedrich seinerzeit die Wahl überlassen zwischen Fréron und sich, nachdem er mit seiner gewohnten unbändigen Leidenschaftlichkeit seinen Angreifer als Auswurf geschildert hatte. Friedrich hatte sich gefügt; aber er war nicht gewohnt, sich zu fügen.

Als Friedrichs ungerechte Lobsprüche bald darauf d'Arnaud in den Kopf gestiegen waren, und er begann, bösertige und unwahre Gerüchte über Voltaire in Frankreich in Umlauf zu setzen, mußte Voltaire den König vor die Wahl zwischen d'Arnaud und sich stellen. Es kam da keine Wahl in Frage; Friedrich mochte aber nicht zum zweitenmal zu einer solchen Entscheidung gezwungen sein.¹⁾

Voltaire hatte von Friedrich seine Reiseunkosten glatt bewilligt erhalten und alle Forderungen waren erfüllt worden; er hatte außerdem große Versprechungen hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Zukunft erhalten. Aber Friedrich, der aus bitterer Notwendigkeit sparsam war, sparsam bis zum Geiz, fühlte die Last der großen Ausgaben und konnte sich wegen seines gegebenen Wortes nur über die Gastfreiheit ärgern, die Voltaire nun täglich in seinem eigenen Schloß ausübte. In seiner Neigung zu Neckereien ließ er ihm unzureichende Beleuchtung und unzureichende Rationen an Zucker und Kaffee geben. Voltaire beklagte sich vergeblich darüber. Nach dem Hofklatsch soll er sich in der Folge dadurch gerächt haben, daß er aus dem Salon Lichter auf sein Zimmer nahm.

II

Dies war unbedeutend. Aber schon fünf Monate nach der Ankunft erlitt Voltaires gutes Verhältnis zum König einen fühlbaren Stoß. Der Anlaß war folgender:

Der Kurfürst von Sachsen hatte Papiergeld ausgegeben, sogenannte Steuerscheine, die auf die Hälfte des Wertes, auf den sie lauteten, gesunken waren. Nach dem Siege Friedrichs war im Friedensvertrag bestimmt worden, daß jeder Preuße, der solche Scheine besaß, ihren vollen Wert ausbezahlt erhalten sollte. Dieser unglücklich abgefaßte Paragraph verursachte eine zügellose Börsenspekulation. Preußen kauften diese Scheine in Holland billig auf und bekamen sie zum vollen Werte eingelöst. 1748 war der Skandal so groß geworden, daß Friedrich, nachdem Sachsen um Hilfe gebeten hatte, diese Papiere in Preußen gänzlich verbot.

¹⁾ Vous avez d'abord, d'une façon assez singulière, exigé de moi de ne point prendre Fréron pour m'écrire des nouvelles. J'ai eu la faiblesse ou la complaisance de vous l'accorder, quoique ce n'était pas à vous de décider de ceux que je prendrais en service. D'Arnaud a eu des torts envers vous; un homme généreux les lui eût pardonnés; un homme vindicatif poursuit ceux qu'il prend en haine. Enfin, quoique d'Arnaud ne m'a rien fait, c'est par rapport à vous qu'il est parti d'ici.

Wir haben gesehen, welche wunderliche Mischung von grand seigneur und Geschäftsmann Voltaire darstellte. Er gab den Schauspielern, selbst wenn er unzufrieden mit ihnen war, in der Regel die ganzen Einnahmen, die er aus seinen Stücken bezog. Die Einnahmen aus seinen Büchern überließ er den Verschiedensten, ganz abgesehen davon, daß sich die Buchhändler rücksichtslos auf seine Kosten bereicherten.

Da er also weder mit dem Theater noch mit der Literatur als Einnahmequelle rechnete, so hatte er sich schon früh sein Vermögen durch Geschäfte großen Stils erworben, theils durch direkte Kaufmannsgeschäfte, wie Kornhandel und Lieferungen, theils durch Geldspekulationen, zu denen ihm seine Verbindungen die Möglichkeit verschafften. So heftig er in seiner Verurteilung von John Law, ja manchmal auch der Brüder Paris war, die seine eigenen Bankiers waren und über die er den folgenden lateinischen Vers schrieb:

Et Paris et fratres et qui rapuere sub illis,

so eifrig war er andererseits, die Chancen auszunutzen, die ihm das Leben bot; ja, er ließ seinen vornehmen Freunden gelegentlich Geld zu guten Zinsen; er kaufte und verkaufte Güter. Er erwies sich als großzügig auf wirtschaftlichem Gebiet, wenn er Unterstützungen in erstaunlicher Zahl gab oder bald Verwandte, bald Wildfremde förmlich adoptierte, und er trat bisweilen mit kleinlicher Habgier auf, mit Staunen erregender Zanksucht, mit aufreizender Rechthaberei, wie in seinem Prozeß (1761) mit dem Präsidenten von Brosses um einige Klafter Holz, ein Prozeß, in dem er außerdem noch schreiend Unrecht hatte.

Kurz nach seiner Ankunft in Berlin trat er mit zwei jüdischen Geschäftsleuten (Schutzjuden) in Verbindung, dem Vater und Sohn Abraham Hirschel. Er ließ dem Vater im September 4430 Taler, wofür dieser einen Wechsel ausstellte; mit dem Sohn, der ein Juwelengeschäft in der (zur Judengasse ja nicht gerade geeigneten) Heiligengeiststraße hatte, kam er in Berührung, als er im November 1750 von ihm eine Anzahl Diamanten ließ, die er in der Rolle des Cicero bei der Aufführung seines eigenen Stückes *Rome sauvée* vor dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich, trug. Wahrscheinlich hat Hirschel bei dieser Gelegenheit Voltaire darauf aufmerksam gemacht, daß sich Geschäfte machen ließen und daß viel Geld zu verdienen war, wenn man sächsische Steuerscheine kaufte und verkaufte.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Jude Voltaire darüber in Unwissenheit gelassen hat, daß ein derartiger Handel durch Friedrichs Verordnung vom 8. Mai 1748 streng verboten war. Aber Voltaire kam aus einem Land, in dem die Protektion durch irgendeinen, der hoch in Rang und Würden stand, geschweige denn die eines alleinherrschenden Königs, über die Regel erhob und Ausnahmen von der allgemeinen Rechtsordnung schuf; es ist daher höchst wahrscheinlich, daß er keinen Augenblick daran gezweifelt hat, daß ein besonderer Favorit des regierenden Königs (wie er selbst) auch in Preußen als Ausnahme betrachtet

werden würde, für den das Gesetz nicht galt, so daß man ihm seine Geldgeschäfte schon nachsehen würde, selbst wenn sie nicht vollkommen heimlich blieben. Von preußischer Disziplin wußte er noch nichts.

Er ging also auf den Vorschlag ein und beauftragte den jüngeren Hirschel im November 1750, nach Dresden zu reisen und ihm für 40000 Francs von diesen Papieren zu kaufen. Auf Wegen, die wir nicht kennen, hat der König von diesem Handel erfahren und, was nicht verwundern kann, einen Anfall stärkster Erbitterung darüber gehabt. Sobald Voltaire von der Empörung des Königs erfuhr, sah er ein, welche Torheit er begangen hatte, und nicht genug damit, daß er sofort Contra-Ordre gab und seinen eigenen Wechsel protestierte — in der Hoffnung, die königliche Gnade wiederzugewinnen, leugnete er jetzt, überhaupt irgendeinen Auftrag zum Einkauf von Steuerscheinen erteilt zu haben, und versuchte, der ganzen Angelegenheit einen anderen Charakter zu geben. Er hätte Hirschel ersucht, für ihn Juwelen und Pelze zu kaufen. Als wenn Voltaire ein Juwelenhändler wäre und als wenn man Pelze in Dresden kaufte!

Es kam zu einem höchst widerwärtigen Prozeß, in dem Voltaire um keinerlei Geldgewinn kämpfte, sondern um seine Ehre, seinen Namen und sein Ansehen, seine ganze Stellung am preußischen Hof. Aber er tat es freilich durch den Gebrauch aller Mittel, u. a. durch Unwahrheiten, deren schriftliche Bekräftigung vor dem Gericht sich wie Meineid ausnimmt, während der Jude, der von Voltaire mit Verachtung überschüttet wurde, sich als eine ganz gewöhnliche Krämerseele erwies, wahrheitsliebend, wenn es nicht nötig war zu lügen, verlogen, wenn er glaubte, es ginge durch, stets bereit, wahre und falsche Beschuldigungen durcheinander hinauszuschleudern; er genoß die Situation, eine Berühmtheit kompromittieren zu können, war halb-ehrlich, halbschuftig, halb Biedermann und ganzer Lügner.

Alle Aktenstücke des Prozesses sind in dem Buch *Voltaires Rechtsstreit mit dem Königlichen Schutzjuden Hirschel* von Wilhelm Mangold mit größtem Fleiß gesammelt (Berlin 1905). Es macht einen traurigen Eindruck.

Für Friedrich den Großen war, wie der Prozeß auch ausfiel, das Anstößige, daß ein königlich preußischer Kammerherr mit dem Verdienstorden und 20000 Francs Jahresgehalt einen Prozeß mit einem halbberühmten jüdischen Agenten wegen eines Handels mit verbotenen Papieren führte. Das für ihn persönlich Unerträgliche war, daß dies der Mann war, zu dem er nicht nur als Genie, sondern auch als Freund aufgesehen, der Mann, den er als Jüngling vergöttert hatte, der sich hier als gefeierter Gast seines Schlosses in der Hoffnung auf eine ungesetzliche Bereicherung, die er gar nicht nötig hatte, mit Pack einließ.

Für uns ist das traurigste, daß durch die grundsätzliche Betrachtung der Notlüge als berechtigte Kriegslist und (da in Frankreich die ganze Gesellschaft mit den Denkenden im Kriege lag) erlaubte Waffe, Vol-

taire, der dieser Grundanschauung infolge der Ungunst der Verhältnisse jeden Tag gefolgt war, dazu geführt wurde, das ursprünglich edelste und schönste Verhältnis seines Lebens und alles, was er sich in zwanzig Jahren gewonnen und erarbeitet hatte, aufs Spiel zu setzen und zu verschwenden wegen des jämmerlichen Streits um eine Geldsumme, die er nicht einmal brauchte und die er vielmals in seinem Leben verloren oder fortgegeben hatte, ohne eine Miene zu verziehen.

Doch der Fall ist noch weit tragischer. Aus dem elenden Rechtsstreit mit dem Juden Hirschel stammt nicht nur Friedrichs plötzlich eingetretene Verachtung des Voltaire'schen Charakters, dessen Schwächen er ganz falsch erklärte, aus Geldgier herleitete statt aus cholerischer Zanksucht und Rechthaberei, sondern die ganze deutsche Geringschätzung Voltaires durch anderthalb Jahrhunderte, die gehässige Haltung in Lessings *Dramaturgie* und sogar noch der überlegene Ton in den Straußschen Vorlesungen ein Jahrhundert später.

Und niemand hat vorgebracht, welche Schuld ein barbarischer Zustand wie der des französischen Staates dadurch gehabt hatte, daß er die Unwahrhaftigkeit als einziges, und sogar noch unzureichendes Mittel erzeugte, sich gegen Einsperrung und Landesverbannung zu sichern.

König Friedrich hatte Voltaire den Befehl überbringen lassen, ihm nicht vor die Augen zu kommen, so lange der Prozeß dauerte. Hirschel wurde wegen Ablehnung seiner Unterschrift zu einer kleinen Buße von zehn Talern verurteilt und außerdem zur Auslieferung des Wechsels, den er zurückbehalten hatte. Voltaire mußte durch seinen Eid erklären, daß er nach seiner Unterschrift an den Abkommen vom 19. und 24. Dezember 1750 nichts geändert hatte; er mußte Hirschel die „Konvention“ zurückgeben oder durch Eid bekräften, daß sie nicht existiert hatte; er mußte nach einer neuen Schätzung gewisse in dem Abkommen genannte Juwelen als Bezahlung für eine Schuld von 3000 Talern annehmen. Die Kosten sollten gegeneinander aufgehen. Im übrigen wurde ein Vergleich geschlossen, nach dem Hirschel tausend Taler weniger bezahlte.

Voltaire schrieb dem König am selben Tag einen Freudenbrief, daß er den Prozeß gewonnen hatte. Der Sieg war nicht groß; er bestand im wesentlichen darin, daß er seinen Wechsel auf 40000 Francs zurückbekam. Und einen moralischen Sieg gewann er nicht.

Friedrich antwortete aus Potsdam auf diesen Brief, in dem Voltaire zugleich seine Unschuld und seine Ergebenheit beteuert hatte:

Wenn Sie hierher kommen wollen, steht es Ihnen frei. Ich möchte hier nichts mehr über irgendeinen Prozeß hören, auch nicht über Ihren. Da Sie ihn gewonnen haben, gratuliere ich, und ich freue mich, daß die Geschichte zu Ende ist. Ich hoffe, Sie werden keine Prozesse mehr führen, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament. Solche Verträge lassen Brandmale zurück, und mit allen Talenten des größten französischen Schöngeistes können Sie nicht die Flecke verdecken, die ein solches Verhalten auf die Dauer auf ihrem Namen und ihrem Ruf erzeugen würde.

Wochen hindurch hatte Voltaire hartnäckig geleugnet, ein Abkommen eingegangen zu sein, dessen Vorhandensein er schließlich doch einräumen mußte. Die Ansicht in Friedrichs Brief war unzweideutig, daß das eine schmutzige Sache war, und er gab Voltaire zu verstehen, daß es, selbst wenn der Prozeß formell gewonnen war, fast gleichmäßig häßlich war, einen solchen Prozeß zu gewinnen oder zu verlieren.

III

Lessing, der ungefähr 22 Jahre alt war, nahm französischen Unterricht bei einem in Berlin wohnenden Franzosen, Richier de Louvain, der damals, nachdem Tinois, der dem Prinzen Heinrich *La Pucelle* ausgeliefert hatte, entlassen worden war, als Sekretär bei Voltaire arbeitete. Dieser verwandte Lessing als Dolmetscher und Übersetzer bei der Überführung der französischen Eingaben in den deutschen Kanzleistil, und der Einblick, den der junge Deutsche dadurch in die Aktenstücke des Prozesses bekam, gab, wie erwähnt, seiner Dankbarkeit gegenüber Voltaire für das, was er ihm geistig schuldete, den ersten entscheidenden Stoß. Er schrieb über den Prozeß das altmodisch verfaßte und wenig poetische aber boshafte Gedicht, dessen Schluß lautet:

Sagt Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bey,
 Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerey?
 Wer sonst, als der fürs Geld den frommen Thor betrog,
 Wenn er vom Dreyfuß selbst Orakelsprüche log?
 Er, der Betrug und List aus eigner Übung kennet,
 Durch den Voltaire gebrannt und jeder Dichter brennet.
 Ja, ja, du wachtest selbst für deinen braven Sohn,
 Apoll, und Spott und Reu war seines Feindes Lohn.
 Du selbst — — doch wackrer Gott, dich aus dem Spiel zu lassen,
 Und kurz und gut den Grund zu fassen,
 Warum die List
 Dem Juden nicht gelungen ist;
 So fällt die Antwort ohngefähr:
 Herr Voltaire war ein größrer Schelm als er.

In diesen Jugendjahren war Lessing jedoch noch ein unbedingter Bewunderer Voltaires als Denker und Schriftsteller; er erhielt von ihm die Erlaubnis, *Kleinere historische Schriften des Herrn von Voltaire* zu übersetzen und herauszugeben. Ja, er machte sogar den Versuch, französisch zu schreiben (*Palaion* 1750). Vielleicht hat er gehofft, es würde ihm gelingen, die Aufmerksamkeit des großen Königs mit Hilfe des französischen Günstlings auf sich zu ziehen. Aber sein eigenes Verhältnis zu Voltaire wurde nur allzu schnell und gründlich zerstört. Voltaire, der nach Madame du Châtelets Tode endlich Freiheit und Stimmung hatte, das Werk *Le Siècle de Louis Quatorze* zu vollenden, hatte zwanzig Exemplare als Weihnachtsgabe für den König und die Hofgesellschaft bestimmt, ehe das Buch offiziell erschien. Lessing sah die ersten Bogen bei Richier de Louvain, nahm sie mit und war sogar so rücksichtslos, sie einem Bekannten zu leihen, dem Hauslehrer Drech-

sel. Die Gräfin Bentinck, geborene Gräfin von Altenburg, Voltaires Freundin, die die Bogen im Hause Schulenburg sah, wo Drechsel unterrichtete, machte Voltaire Vorwürfe, daß er ihr ein Buch, nach dem sie sich so stark sehnte, vorenthalten habe. Voltaire wurde von einer Angst ergriffen; er zweifelte nicht daran, daß der eine oder der andere Buchhändler sich des Werkes bemächtigt hatte oder es tun würde. Sein Mißtrauen erhöhte sich, da sich Lessing gegen Ende Dezember nicht mehr in Berlin aufhielt, und das fortgenommene Exemplar, das er noch nicht ausgelesen hatte, mit sich über die preußische Grenze nach Wittenberg genommen hatte. Voltaire ließ Richier einen vorwurfsvollen Brief an Lessing schreiben und entließ ihn danach aus seinem Posten als Sekretär, schrieb dann selbst einen höflichen Brief an Lessing, worin er ihm doch zu verstehen gab, daß die sächsische Justiz dem Verfasser zu seinem Eigentum, dessen man ihn beraubt hatte, verhelfen könne. Lessing sandte die Bogen Richier mit einer Entschuldigung zurück und antwortete Voltaire in einem dem Verlauten nach groben lateinischen Briefe, der verloren gegangen ist.

Obleich Lessing sein Leben lang Voltaire immer geistig verpflichtet blieb, und obgleich er in der unbedeutenden Angelegenheit mit dem entführten, noch nicht veröffentlichten Buch ein durchaus nicht zweifelhaftes Unrecht begangen hatte, wurde sein Verhältnis zu dem großen Franzosen von nun an nur ein gehässig herabsetzendes. Viel später noch, als er *Nathan der Weise* schrieb, benutzte er als Charakter Saladins die Gestalt, wie er sie in Voltaires *Geschichte der Kreuzzüge* gefunden hatte. Aber in der *Hamburgischen Dramaturgie* beurteilt er, wie ich es 1870 ausdrückte (*Die französische Ästhetik* im Abschnitt *Die Kritik*), Voltaires französische Tragödien so vorurteilsvoll, wie Voltaire selbst in der Regel die hebräische Poesie kritisierte. An *Zaïre*, *Semiramis*, *Mérope* legt er unweigerlich Shakespeare als Maßstab an, der für ihn keine historisch bedingte Persönlichkeit war, deren Mängel von einem Tolstoi karikiert werden könnten wie die Voltaires von Lessing, sondern der Musterdichter, nach dessen Maß sogar Werke, die aus einer ganz verschiedenartigen Zivilisation stammen, gemessen oder verworfen werden sollten.

IV

Das Zusammenleben zwischen Friedrich und Voltaire wurde wieder aufgenommen, wenn auch ohne die Herzlichkeit der ersten Tage. Friedrich begann jetzt, zwischen Voltaires Genie, das eine Sache für sich war, und seinem Charakter zu unterscheiden, den er gering schätzte, aber niemals mit Verständnis zu beurteilen vermochte.

Im übrigen war Voltaire bei Hofe sehr beliebt, und das Leben dort gestaltete sich anscheinend ganz wie früher.

Doch teilte ihm La Mettrie eines Tages vertraulich etwas mit, das ihn seiner Sorglosigkeit beraubte. Auf eine Äußerung darüber, wie

stark Voltaire wegen der Gunst, in der er stand, beneidet wurde, hatte Friedrich geantwortet: „Bah, man preßt die Apfelsine aus und dann wirft man die Schalen fort!“ Voltaire beschwor La Mettrie, ihm zu sagen, ob das nicht eine Erfindung sei, um ihn zu necken. Aber La Mettrie versicherte, daß die Worte so gefallen waren.

Voltaire hatte ein Gefühl, als ob ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen würde. Und als er weitere Aufklärung suchte, war La Mettrie plötzlich gestorben.

Einige Zeit darauf teilte Maupertuis Friedrich mit, daß eines Tages General Manstein bei Voltaire war, weil er seine Erinnerungen an Rußland durchgesehen haben wollte, als man dem Dichter Verse vom König brachte, die er verbessern sollte; da habe Voltaire zu Manstein gesagt: Lieber Freund! Kommen Sie lieber noch einmal! Der König schickt mir da seine schmutzige Wäsche zum Waschen. Das nächste Mal wasche ich Ihre.

Voltaire leugnet bestimmt, diese Wendung gebraucht zu haben; aber sie sieht ihm ähnlich, und auf jeden Fall hat Friedrich geglaubt, er habe sie getan, und sich sehr verletzt gefühlt.

Doch ging alles ein paar Jahre hindurch seinen gewohnten Gang. 1752 entstand aber ein wissenschaftlicher Zwist zwischen Maupertuis, der durch die Gunst des Königs hochmütig geworden war, und Voltaires früherem Freunde König in Amsterdam, dem ausgezeichneten Mathematiker. Maupertuis glaubte, eine wichtige Entdeckung bezüglich der Gesetze der Bewegung gemacht zu haben, als er das Prinzip des geringsten Widerstandes aufstellte. König, der Maupertuis seine Ernennung zum Mitglied der Berliner Akademie verdankte, war mit ihm hinsichtlich der Grundgesetze der Bewegung nicht einverstanden, wollte aber seine Kritik nicht veröffentlichen, da er die Reizbarkeit des Präsidenten kannte und ihn nicht verletzen wollte. In seinem Übermut forderte Maupertuis ihn selbst dazu auf.

In Königs Abhandlung stand, daß Leibniz anscheinend einen ähnlichen Gedanken wie Maupertuis gehabt habe, was unzweifelhaft richtig war, und er führte zur Unterstützung einen Brief von Leibniz an einen Professor Hermann an. Ganz frei von der Lust an Neckerei war König wohl kaum. Wir haben gesehen, wie er gegen Madame du Châtelet einmal in dieser Art aufgetreten war und wie Maupertuis da für ihn gegen sie Partei ergriff, die zum Schluß ganz mit König brach.

Wahrscheinlich hat es ihm dann auch ein Vergnügen gemacht, Maupertuis einen Streich zu spielen.

Dieser wollte voller Erbitterung in der Berufung auf den Brief von Leibniz die Beschuldigung eines literarischen Diebstahls sehen, und als ihm bestätigt wurde, was er mit Recht vermutet hatte, daß König nicht das Original dieses Briefes besaß, bewog er die Berliner Akademie, die von ihm ganz abhängig war, dazu, Königs Verfahren als bewußte Fälschung hinzustellen.

König, der die gesunde Vernunft für sich hatte, antwortete mit einem *Appell an das Publikum*. Aber schon vor diesem Heft erschien eine kleine Flugschrift *Antwort von einem Akademiker in Berlin*, in der ernste Anklagen gegen Maupertuis zusammengedrängt waren: seine Zwangsherrschaft wurde bloßgestellt und sein häßliches Benehmen gegen einen stillen Gelehrten, dessen ganze Schuld eine wissenschaftliche Uneinigkeit mit ihm war. Es stand übrigens nicht ein spöttisches und nicht ein überflüssiges Wort darin.

Nur ein Meister des Stils konnte so geschrieben haben, und in Europa gab es nur einen, der diese Feder führte. Daß aber Voltaire sich in diesen Streit einmischen, einen Mann angreifen würde, der wie er selbst täglicher Gast an der Tafel des Königs war, und das nur anderthalb Jahre, nachdem ihm der König aufs eindringlichste zu verstehen gegeben hatte, daß er Frieden in seinem Hause haben wollte und Voltaires Zanksucht energisch mißbilligt hatte, das zeigt eine erstaunliche Unklugheit und Ungeschicklichkeit, beweist, daß sein Temperament ihn völlig in der Gewalt hatte.

Friedrich war aufs äußerste aufgebracht: das Blut des Vaters wallte in ihm: man wagte, den Präsidenten seiner Akademie, also seine Akademie, also ihn selbst lächerlich zu machen!

Er beschloß — anonym — dem anonymen Voltaire zu antworten. Sicherlich lag das Wort „schmutzige Wäsche“ gärend dahinter.

Die Antwort des Königs, *Brief von einem Akademiker in Berlin an einen Akademiker in Paris*, ist Friedrichs nicht würdig. Sie ist nichts als Weihrauch für Maupertuis, von dem es in einem aufgeblasenen Stile heißt: Er genießt hier in Preußen zu seiner Lebenszeit den Ruhm, den Homer lange nach seinem Tode gewann: die Städte (Berlin und St. Malo) streiten sich, welche von ihnen seine Vaterstadt ist. — Maupertuis mit Homer verglichen!

Der Angriff auf den Präsidenten wird auf den niedrigsten Beweggrund zurückgeführt, auf Neid. Ja, es war so weit gekommen, daß Friedrich jetzt nichts nur gegen Voltaire schrieb, sondern auch die Worte gebrauchte: Unwissenheit, Lüge, Infamie, Verleumdung, Schändlichkeit usw. Die Sprache war französisch, die Grobheit deutsch.

Sie trafen sich wie früher bei den Mahlzeiten, unterhielten sich, als wäre nichts geschehen, aber welchen Zwang haben sie sich nicht auferlegen müssen!

Als die erste Ausgabe der Flugschrift Friedrichs erschien, wußten die deutschen Kritiker nicht, wer der Verfasser war, und sie behandelten ihn wie einen, der nichts von der Streitfrage verstand. Aber dann kam die zweite Ausgabe heraus mit dem preußischen Adler, einer Krone, einem Szepter auf dem Umschlag, und aller Zweifel war vorbei.

Wäre Voltaire von der Unmöglichkeit der Situation durchdrungen gewesen, hätte er vor allem das gute Verhältnis zum König bewahren wollen, so wäre für ihn nichts anderes zu tun gewesen, als nun auf-

zuhören, die Angelegenheit in Vergessenheit geraten und Maupertuis in Frieden zu lassen.

Aber leider! Er war bei all seiner Geschmeidigkeit kein Hofmann, sondern ein unruhiger, unbändiger Dichter, und trotz des Hoftones das unbändigste Geschöpf. Nicht umsonst war er der witzigste Mensch, der seit den Zeiten des Aristophanes und des Lucian gelebt hatte. Die Einfälle ließen ihm keine Ruh, und er konnte einen Witz nicht zurückhalten. Wie Molières Scapin mußte er Streiche und Possen anstiften, und hofite, im schlimmsten Falle alles ableugnen zu können. Er war ja stets anonym. Die Verhältnisse der damaligen Zeit nötigten ihn dazu, und aus Gewohnheit war er es mit Vergnügen.

Gewiß schrieb er nicht eine Zeile gegen den König; schluckte, ohne das Gesicht zu verziehen, die groben Kränkungen, die von ihm kamen. Aber er konnte auf das Vergnügen nicht verzichten, den armen Marsyas zu schinden, Maupertuis, der mit dem hatte rivalisieren wollen, den der König selbst Apollon genannt hatte.

Mit seiner Antilopengrazie und seiner Tigerkraft erinnert Voltaire uns später Geborene an einen anderen „Teufel von Gottes Gnaden“, Heinrich Heine, der gesagt hat: es ist wahr, ich war durchaus kein Lamm. Aber wenn das Lamm Klauen und Zähne eines Tigers bekommen hätte, glaubt ihr denn, es hätte sie ungebraucht gelassen?

Maupertuis, der damals krank und zu größeren Arbeiten außerstande war, hatte gerade unter dem Titel *Briefe* eine Reihe kleinerer Artikel herausgegeben, die voll lächerlicher Annahmen und Vorschläge waren.

Darin lag ja an sich nichts Schlimmes. Holberg tat gelegentlich dasselbe. Renan hat etwas Ähnliches mit seinen *Philosophischen Dialogen* getan, worin vorgeschlagen wird, die Genies in einem neuen Elysium zu züchten und sie durch Sprengstoffe die Herrschaft über die Welt erobern zu lassen.

Maupertuis aber ließ seinen irrsinnigen Einfällen ganz geschmacklos die Zügel schießen. Er schlug vor:

man sollte ein ungeheures Loch graben, um zum Mittelpunkt der Erde zu kommen,

man sollte eine ganze lateinische Stadt bauen, wo man lateinisch predigte, Prozesse führte, Theater spielte — damit die Jugend dort in einem Jahr mehr Latein als sonst in einem ganzen Leben lernen konnte,

man sollte die Gehirne großer Menschen sezieren, um zu sehen, ob sie besser entwickelt waren als die Gehirne anderer Leute,

man sollte Ärzte nur honorieren, falls der Kranke gesund wurde, usw.

Voltaire ist von diesem Buch mit solchen Ungereimtheiten und Paradoxen förmlich besessen. Er träumt und spricht von nichts anderem. Und die Frucht davon war die berühmte Flugschrift: *Die Geschichte vom Dr. Akakia* (d. i. dem gutmütigen Arzt) und dem Eingeborenen von St. Malo.

Das witzige Büchlein trifft in keiner Hinsicht Maupertuis als Privatmann, ist frei von Schimpfworten wie von Grobheiten.

Der spöttisch persönlichste Zug ist der unschuldige Scherz, Maupertuis einen Lappländer, geboren in St. Malo, zu nennen, weil er auf seine Reise nach Lappland so stolz war.

Akakia ist als Arzt über die Aussicht beunruhigt, niemals Honorar zu bekommen, wenn nicht die Patienten gesund werden: „Er will uns Ärzte verhungern lassen; er behandelt uns wie seine Verleger.“

Akakia ist unruhig über das Loch, das zum Mittelpunkt der Erde gegraben werden soll; das muß einen Umfang wie ganz Deutschland bekommen, was das Gleichgewicht Europas zerstören würde. Die Wahrheit liegt zwar auf dem Grunde eines Brunnens; aber diesen Brunnen zu graben, würde zu schwierig sein.

In der lateinischen Stadt würden Köchinnen und Waschfrauen ja nicht von vornherein Latein verstehen, und fingen sie an, lateinische Grammatik zu lernen, so würde nicht gekocht und würden keine Hemden gewaschen werden.

Hier und da tut Voltaire Maupertuis Unrecht. Sein klarer, doch nicht tiefer Verstand genügte nicht für einzelne der Einfälle des Präsidenten. Maupertuis hatte gesagt, daß der Raum nur eine Vorstellung unseres Verstandes sei. Voltaire belehrt ihn darüber, jeder Schuljunge wisse, daß die Ausdehnung nicht wie Ton und Farbe nur in unseren Sinnen existiert. Hier ist es Voltaire, der wie ein Schuljunge denkt.

Wenn er weiterhin Maupertuis verspottet für den (allerdings falsch begründeten) Satz, daß die Kenntnis der Zukunft dieselbe Sache sein könne wie die Kenntnis der Vergangenheit, so durchdenkt er selber nicht die Frage. In der Astronomie kennen wir die Zukunft so genau wie die Vergangenheit, und zwar kraft derselben Einsicht. Wir kennen Tag und Stunde, wann eine Sonnenfinsternis nach Jahrhunderten stattfinden wird.

Wie die Schrift war, mußte man sie aber doch ein kleines witziges Werk streng literarischen Charakters nennen, das auf unschuldige Weise lächerlich machte. Im Vergleich mit Heines Polemik gegen Platen ist dies Zuckerwasserpolemik.

Die Schwierigkeit war, die Schrift herauszugeben.

Man brauchte eine königliche Bewilligung dazu, und Friedrich würde sie selbstverständlich niemals erteilen. Voltaire erlistete sie sich dadurch, daß er vorgab, er wolle eine Antwort veröffentlichen auf die Angriffe, die ein Züricher Theologe, Zimmermann, gegen den König und ihn als Freidenker gerichtet hatte. Mit dieser Bewilligung wurde *Akakia* gedruckt.

Maupertuis lag mit angegriffenen Lungen und kam nicht zu den Abendmahlzeiten. Friedrich und Voltaire taten weiter so, als ob nichts im Wege wäre, und als man eines Abends die Idee zu einer Art Sach-Lexikon bekam, das der kleine Kreis schreiben sollte, fing Voltaire sofort an, dem König Artikel auf Artikel mit gutem Humor zu senden: Abraham, Ame, Athéisme, Baptême. Aus diesem Einfall entstand Vol-

taires *Dictionnaire philosophique*, woraus seinerzeit wahrscheinlich sogar die Enzyklopädie, Diderots und D'Alemberts großes Werk, hervorging.

Man kann sich Friedrichs Erbitterung vorstellen, als er entdeckte, daß er hinters Licht geführt worden war, und daß *Akakia* gedruckt in Potsdam vorlag. Wer der Verfasser war, sah er auf den ersten Blick.

Er sandte seinen Kammerdiener zu Voltaire, um zu erfahren, wo die Auflage verborgen war. Voltaire wußte von nichts. Inzwischen gestand es der Buchdrucker, so daß es Voltaire nichts mehr nützte, unschuldig zu tun. Er versuchte dann dem König gegenüber, aus dem ganzen einen Scherz zu machen. Aber der König beschied ihn zu sich, ließ die Auflage im Schloß verbrennen und zwang Voltaire, eine Erklärung zu unterschreiben, daß er, so lange Seine Majestät ihm die Gnade erwies, ihn auf seinem Schloß wohnen zu lassen, nichts gegen Frankreichs Regierung, andere Herrscher oder berühmte Schriftsteller schreiben würde, sondern sich so aufführen wie es sich für einen Schriftsteller, der die Ehre hatte, Seiner Majestät Kammerherr zu sein und mit gebildeten Männern zu verkehren, geziemte.

Voltaire unterschrieb notgezwungen; war deshalb aber nicht weniger entschlossen, seinen Kampf durchzuführen. Sein *Akakia* war bereits auf dem Wege nach Dresden, um dort gedruckt zu werden. Und bald darauf erregte das Buch Jubel in Berlin, wo man Maupertuis wegen seines Hochmuts nicht leiden konnte und wo man die Partei des Spaßmachers ergriff.

Nun wurde Friedrich wild vor Zorn. Maupertuis sollte Genugtuung haben, und seine eigene Autorität nicht weniger. Die Exemplare, die man zu fassen bekam, wurden vom Henker an den verschiedenen Straßenecken Berlins verbrannt, u. a. vor dem Hause in der Taubenstraße, wo Voltaire während des Karnevals wohnte. Diese lächerliche Brutalität wurde von Friedrich am Weihnachtsabend 1752 ins Werk gesetzt, achtzehn Jahre nachdem Ludwig Voltaires *Philosophische Briefe* hatte verbrennen lassen. Darin waren die Könige einander ähnlich.

Für Friedrich war Voltaire zwar noch der große Schriftsteller, sonst aber das boshafteste Geschöpf, ein Affe, der die Peitsche verdiente.

Voltaire sandte Friedrich seinen Kammerherrnschlüssel, seinen Orden pour le mérite und seine Bestallung als königlicher Pensionär zurück und schrieb dazu ehrerbietig, fast zärtlich:

Je les reçus avec tendresse,
Je vous les rends avec douleur;
C'est ainsi qu'un amant dans son extrême ardeur
Rend le portrait de sa maîtresse.

Er bekam jedoch am selben Tage alles zurück.

V

Voltaire hatte jetzt nur einen Gedanken: fortzukommen. Aber das war sehr schwierig; er konnte nur die Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand als Grund angeben. Denn Friedrich sah äußerst ungern, daß ihn jemand aus dem Kreise verließ. Und er konnte Voltaire nicht entbehren.

Voltaire mußte ein Vierteljahr lang eine ganze Krankheitskomödie spielen, sich außerstande erklären, sein Zimmer zu verlassen. Seine Behauptung Friedrich gegenüber, er brauche die Bäder in Plombières, machte keinen Eindruck. (Der König antwortete, es gäbe vortreffliche Bäder in der Nähe, bei Glatz in Schlesien.) Aber schließlich mußte Friedrich seinen Widerstand aufgeben: Voltaire könnte seinen Dienst verlassen, wann er wolle. In einem Brief darüber verlangt er doch, daß Voltaire zuerst das Dokument betreffend seine Anstellung, den Kammerherrnschlüssel, den Orden und einen Band Gedichte, den er ihm anvertraut hat, zurückgeben solle. Danach drückt er in dem Brief den sonderbaren Glauben aus, daß Voltaire nun anfangen werde, seine Schriften anzugreifen.

Unglücklicherweise vergaß Voltaire über all dem vielen anderen, woran er zu denken hatte, das Verlangte noch einmal zurückzusenden (er hatte es ja getan und alles wieder bekommen), vergaß es um so leichter, als er nach seiner Ankunft von Berlin in Potsdam zwei Stunden lang mit dem König in freundschaftlichem Gespräch im Zimmer eingeschlossen war, danach an der Abendtafel wieder sechs Tage hintereinander gefeiert und verhätschelt wurde.

Eines Morgens, als der König zur Parade war, wurde ihm gemeldet: Herr de Voltaire ist hier, um Euer Majestät Befehle entgegenzunehmen. Der König wandte sich um und sagte: Nun, Herr de Voltaire, Sie wollen durchaus fort! — Sire, unaufschiebbare Angelegenheiten und besonders mein Gesundheitszustand zwingen mich. — Monsieur, ich wünsche Ihnen eine gute Reise. — — Sie wußten beide, daß sie einander nie wiedersehen würden.

In Leipzig, wo Voltaire Halt machte, fügte er einen kleinen humoristischen Abschnitt zu *Akakia* hinzu. Maupertuis, der nun ganz den Kopf verlor, schrieb an Voltaire und drohte ihm damit, daß er schon wissen würde, ihn zu kriegen, falls er noch weiter gegen ihn schriebe. Am nächsten Tage stand in der Leipziger Zeitung die folgende Anzeige:

Ein gewisser Mann hat an einen Einwohner Leipzigs einen Brief geschrieben, worin er ihm mit Mord droht. Da nun Mordversuch den Messeprivilegien widerstreitet, ersuchen wir jeden, über diesen Mann Mitteilung zu machen, wenn er sich innerhalb der Tore Leipzigs zeigt. Er ist ein Philosoph von zerstreutem Wesen und mit hastigem Gang, die Augen sind klein und rund, die Perücke ebenso, die Nase flach, das Gesicht dick, der Ausdruck garstig und selbstgefällig. Er trägt stets ein Seziermesser, um große Menschen zu sezieren. Wer Aufklärung über ihn geben kann, erhält 1000 Dukaten Belohnung, die in der lateinischen Stadt zu erheben sind, die dieser Herr erbauen läßt.

Friedrich nahm diese Witze so pathetisch, daß in einem Brief an seine Schwester steht: Man verurteilt manchen zum Tode durch das Rad, der es nicht in dem Maße verdient wie Voltaire.

Am König hatte eine Furcht zu nagen begonnen, daß Voltaire von seinen Briefen ebenso rücksichtslos Gebrauch machen würde, wie er selbst es seiner Zeit mit denen Voltaires gemacht hatte und besonders

davor, daß er in Frankreich die gedruckten Verse zeigen würde, in denen sich Friedrich über Herrscher und Minister lustig gemacht hatte. Voltaire hatte nichts dieser Art im Sinne, hatte auch nichts, was vom König stammte, auf der Reise bei sich.

In Frankfurt holte Friedrichs Zorn Voltaire ein, und das burleske Nachspiel zu jenem Zusammenleben trat ein, das ein Wendepunkt in Voltaires innerem Verhältnis zum König von Preußen wurde.

Frankfurt war damals Reichsstadt. Friedrich hatte dort nichts zu sagen. Als Voltaire aber kaum angekommen war, wurde er von dem preußischen Residenten, Herrn Freytag, verhaftet, der ihm die Weiterreise verbot, ehe er die dem König von Preußen gehörenden Sachen zurück gegeben hätte. Es handelte sich besonders um die Gedichte des Königs. Voltaire glaubte, das Buch läge in einer Kiste, die vielleicht in Leipzig stand. Am 1. Juni schrieb er nach der Kiste; erst am 18. Juni kam sie, und Voltaire glaubte, er dürfe nun reisen. Aber Freytag konnte sich nicht denken, daß wegen eines gedruckten Buches der französische Verbrecher festgehalten werden sollte. Im Befehl war da unbestimmt von königlichen Briefen oder Manuskripten die Rede.

Voltaire wurde so wieder verhaftet.

Er machte einen Fluchtversuch, schlich sich mit seinem Sekretär hinaus, stieg in einen gemieteten Wagen mit einem Diener, der einen kleinen Reisesack trug. Aber sie wurden vermißt, ausspioniert, eingeholt und im Triumph zurückgeführt. Diese Flucht machte in Freytags Augen den Verbrecher noch gefährlicher.

Voltaires Nichte, Madame Denis (die ihren Onkel in Straßburg erwartet hatte, nun aber kam), der Sekretär, die Dienerschaft, alle wurden verhaftet. Zwei Soldaten wurden vor die Haustüre gestellt, außerdem hatten vier Voltaire zu beobachten, und vier standen vor dem Zimmer der Nichte; ein Polizist namens Dorn blieb sogar nachts über in ihrem Schlafzimmer, obwohl die Arme, wie Voltaire sagte, für den König von Preußen niemals Verse verbessert hatte.

Endlich, am 5. oder 6. Juli kamen die Behörden der Stadt Voltaire zu Hilfe, und er konnte nach fünf Wochen Einsperrung reisen. Doch forderte der preußische Beamte von ihm eine sehr bedeutende Summe als Ersatz für Kost und Logis in der Zeit, die die Kriegsgefangenschaft gedauert hatte, ganz, als hätte Voltaire sich freiwillig in diese begeben — eine merkwürdige Äußerung preußischer Habsucht.

Gewiß war man weiter gegangen, als Friedrich gemeint hatte, wenn aber auch die Dummheiten nicht auf seine Rechnung kommen, so doch die Brutalität — und er ließ niemand bestrafen.

VI

Als Niederschlag all dieser Ereignisse blieb eine Bitterkeit, beinahe ein Haß in Voltaires Empfinden zurück. In den *Memoiren*, die er sechs Jahre später über sein Verhältnis zu Friedrich niederschrieb, aber ver-

nichtete, und die erst nach seinem Tode nach einer von La Harpe gestohlenen Kopie herauskamen, macht er sich in blutigen, treffenden Spöttereien Luft.

Auch Friedrich bewahrte in seinem Gemüt eine gewisse Bitterkeit, aber er hatte es leichter, sie zu überwinden, da er nicht gedemütigt worden war. Er hatte nur darunter gelitten, daß er sein Ideal sich in Dunst auflösen sah.

Er schrieb, als der Briefwechsel wieder aufgenommen war, an Voltaire: „Sie haben mir gegenüber ganz entschieden Unrecht gehabt. Ich habe alles verziehen, ich will sogar alles vergessen. Hätten Sie aber nicht mit einem zu tun gehabt, der in Ihr schönes Genie irrsinnig verliebt war, wären Sie nicht so gut davon gekommen.“ Und danach:

„Wollen Sie Süßigkeiten? Ich will Ihnen Wahrheiten sagen: Ich achte in Ihnen das schönste Genie, das Jahrhunderte hervorgebracht haben; ich bewundere Ihre Gedichte; ich liebe Ihre Prosa, besonders die kleinen losen Stücke in Ihren gemischten Schriften. Niemals hatte ein Schriftsteller vor Ihnen einen so feinen Takt, einen so sicheren und erlesenen Geschmack, wie Sie ihn haben. Sie sind im Gespräch hinreißend; Sie verstehen es, zugleich zu belehren und zu unterhalten. Sie sind das verführerischste Geschöpf, das ich kenne, imstande, irgend jemand dahin zu bringen, daß er sie liebt, wenn Sie es wollen. Sie besitzen soviel Anmut in Ihrem Witz, daß Sie verletzen können und doch zugleich Nachsicht von dem, der Sie kennt, erlangen. Kurz gesagt, Sie wären vollkommen, falls Sie kein Mensch wären.“

Später im Leben, als Friedrich Mühe hat, den Jähzorn des alternden Voltaire zu bekämpfen, preist er ihn mit einer Art Andacht als Mitarbeiter an der Zivilisation der Zukunft, und schreibt: „Alles hängt für den Menschen von der Zeit ab, zu der er auf die Welt kommt. Obwohl ich allzu früh gekommen bin, beklage ich es nicht, ich habe Voltaire gesehen und wenn ich ihn auch nicht mehr sehe, so lese ich ihn, und er schreibt mir.“

Wenn man diese Äußerungen kennt, versteht man, daß die beiden Männer trotz allem, das sie trennte, einfach nicht einander entbehren konnten. Sie haßten und liebten sich abwechselnd im Verlauf von wenigen Tagen oder beides auf einmal. Nach kurzer Zeit wirkt der alte Zauber, die gegenseitige Anziehung aufs neue, und der Briefwechsel beginnt wieder, hält 24 Jahre hindurch an und hört erst bei Voltaires Tode auf.

Ein Zeitraum scheint mir hier besonders bemerkenswert: der vom Juni zum November 1757.

Im Jahre 1756 hat Österreich ein Bündnis mit Frankreich und Rußland gegen Friedrich geschlossen. Als Friedrich in Sachsen einfällt, treten dem Bündnis noch Schweden und die Reichsfürsten bei. Eine Bevölkerung von 100 Millionen Menschen steht verbündet gegen ein Volk von 5 Millionen — nach der Niederlage bei Kolln am 18. Juni 1757 sieht es aus, als wäre für Friedrich alles vorbei. Er trägt ein Flacon mit

schnell wirkendem Gift bei sich, ist entschlossen, es zu gebrauchen, falls sich sein Schicksal nicht wendet, und schreibt, höchst bezeichnend für seine Lust zum Versemachen, einen Reimbrief darüber an seinen Freund d'Argens. Es ist das Gedicht, das anfängt: *Ami, le sort en est jeté*:

Das Los ist gefallen. Müde des Mißgeschicks und des Elends, mit dem unsere Mutter, die Natur, mein Leben erfüllt hat, will ich meine Tage abkürzen. Lebewohl Größe, lebewohl göttliche Lust! Ich wende mich nicht zur Religion. Ich weiß von meinem Lehrer Epikur, daß der Funke des Lebens nicht unsterblich ist. Aber schmückt mein Grab mit Rosen und Myrthen.

Und er vergleicht sich in einem Brief an Voltaire mit den sogenannten großen Freiheitshelden, einem Cato, einem Brutus, die von eigener Hand gefallen sind.

Tragikomisch ist es, daß Friedrich aus alter Gewohnheit auch dieses Gedicht, in dem er voll bitteren Ernstes seine Selbstmordgedanken mitteilt, Voltaire schickt, damit er es durchsieht und verbessert. Mit gutem Grund antwortet dieser, daß es sich hier nicht darum dreht, wie weit man noch diese Denkmäler an einen großen Geist und an ein großes Genie vervollkommen kann, sondern um des Königs Leben und das Interesse, das die Menschheit hat, daß es erhalten bleibt, Und um den König von seinen Selbstmordgedanken fortzubringen, gibt er ihm dreist zu wissen, daß niemand ihn mit Brutus oder Cato vergleichen wird: „Keiner wird Sie als einen Märtyrer der Freiheit betrachten. Man muß den Dingen, wie sie sind, ins Auge schauen. Sie müssen sich vor Augen halten, wie viele Höfe es gibt, die in Ihrem Einfall in Sachsen hartnäckig einen Bruch des Völkerrechts sehen.“ Friedrich würde durch seinen Tod nur seinen Feinden und denen der Philosophie einen ungeheuren Triumph verschaffen.

Friedrich antwortete Voltaire am 9. Oktober 1757 mit einem schönen und männlichen Gedicht. Es fängt an:

Je suis homme, il suffit, et né pour la souffrance;
Aux rigueurs du destin j'oppose ma constance.

Glauben Sie mir, heißt es darin, wenn ich Voltaire und Privatmann wie er wäre, so würde ich dem Wechsel des Schicksals mit Gleichgültigkeit begegnen. Ich kenne den Überdruß, gepriesen zu werden, die Last der Pflichten, den Ton der Schmeichler. Ich verstehe, als König zu denken, zu leben und zu sterben:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi.

Kaum hatte aber Friedrichs Schwester, die Markgräfin, Voltaire die verzweifelte Absicht ihres Bruders mitgeteilt, als ihm die Idee kam, daß der König, um sich Luft zu schaffen, zu allererst mit Frankreich Frieden schließen mußte. Und da Voltaire ja bereits von der Schulbank

her mit dem Marschall von Richelieu bekannt war, der die französischen Heere führte, riet er dazu, der König sollte sich brieflich an Richelieu wenden und den Brief an Voltaire zur Weiterbeförderung schicken.

Friedrich schrieb darauf einen würdigen, aber klug schmeichelnden Brief an Richelieu, und Voltaire empfahl ihm die Sache. Richelieu antwortete Friedrich, daß er keine Vollmacht zum Friedensschluß habe, daß er aber den Brief des Königs seinem Herrn, König Ludwig, gesandt habe.

Und nun begann Voltaire leidenschaftlich für die Angelegenheit zu arbeiten, nicht so sehr aus Freundschaft für Friedrich — denn ihn haßte er gelegentlich — als um glühende Kohlen auf seinem Haupt zu sammeln und besonders aus Vernunftgründen, damit nicht etwas so Wertvolles und Seltenes wie Friedrich zugrunde gehen sollte, und schließlich Frankreichs wegen: er wußte, daß Friedrich sogar im äußersten Mißgeschick eine ungeheure Kraft war, und wenn er in der Verzweiflung geniale Taten vollbrachte, hatte Frankreich den Schaden. Durch den Kardinal von Tencin, mit dem er die Markgräfin von Bayreuth in Verbindung brachte, versuchte er auf den Minister der Madame de Pompadour, Abbé de Bernis, einzuwirken. Tencin bittet die Markgräfin, Voltaires Rat zu befolgen, die Gefahren durch die Machterhöhung des Hauses Habsburg hervorzuheben und dem Minister zu schmeicheln.

Aber Madame de Pompadour war entschieden österreichisch gesonnen, Friedrich hatte Spottverse über sie geschrieben, Maria Theresia ihr einen Brief voll geheuchelter Herzlichkeit gesandt. Und Bernis war der Staatsmann. Friedrich bekam keine Antwort. Wundern konnte ihn das nicht. Über Bernis hatte er geschrieben: „Evitez de Bernis la stérile abondance!“ über den König:

Quoi! Votre faible monarque
Jouet de la Pompadour,
Flétri par plus d'une marque
Des opprobres de l'amour...
Cet esclave parle en maître.

Da nahm er sich zusammen und demütigte Frankreich, wie es vorher niemals gedemütigt worden war. Am 5. November erfolgte die Schlacht bei Roßbach. Mit einem Heer, das halb so groß war wie das französische, jagte er zuerst die Reiterei, dann das Fußvolk in wilde Flucht, bis sich das ganze Heer fortwälzte und von Friedrichs Reiterei verfolgt wurde. Allein an Gefangenen machte er 5000 Mann, darunter 5 Generale und 300 Offiziere.

Voltaire schreibt an d'Argental: „Friedrich hatte nur einige 20 000 Mann, die von Märschen und Kontramärschen ermattet waren, und mit ihnen vernichtet er ein Heer von 50 000 Mann. Welche Schande für unsere Nation. . . Nun kann Madame de Pompadour sehen, daß ich recht hatte, als ich ihr schrieb, „es könnte die Zeit kommen, da man nicht unzufrieden sein würde, einen Franzosen am Hofe in Berlin zu haben“. . . und an Thiériot: „Die Nachwelt wird sich darüber wundern,

daß ein brandenburgischer Kurfürst, nachdem er eine große Schlacht gegen die Österreicher verloren hatte, nachdem seine Bundesgenossen vollkommen vernichtet waren, als er sogar in Preußen selbst von 100 000 Mann siegreichen Russen verfolgt wurde, als er zwischen zwei französischen Heeren in der Klemme saß, die mit einemmal über ihnen herfallen konnten, dem allen widerstanden hat, seine Eroberungen festgehalten und eine der denkwürdigsten Schlachten gewonnen hat, die in diesem Jahrhundert geliefert wurden. . . Es ist nicht angenehm, jetzt Franzose im Auslande zu sein. Man lacht uns ins Gesicht, als ob wir alle zusammen Adjutanten beim Herrn de Soubise gewesen wären.“

Man wäre der Demütigung entgangen, wenn man seinen Rat befolgt hätte.

VII

Nach dem Tode der Markgräfin bat Friedrich Voltaire um ein Werk zu ihrem Gedächtnis und erhielt von ihm zuerst das schöne Gedicht vom Dezember 1758. Da Friedrich in dem Gedicht aber nicht selbst genannt sein wollte, bekam er, als er um etwas Monumentaleres bat, die fast dreimal so lange aber kältere Ode *Sur la mort de la princesse de Bareith*.

Es scheint, als verlief von nun an das Verhältnis zwischen Friedrich und Voltaire in einem friedlichen und lebhaften Gedankenaustausch noch zwanzig Jahre hindurch. Sieht man jedoch schärfer hin, dann entdeckt man in dem Briefwechsel einen leeren Raum zwischen dem 1. November 1760 und dem 1. Januar 1765, also über eine Zeit von vier Jahren und zwei Monaten. Diesmal brach der König die Verbindung ab, und zwar ohne ausreichenden Grund. Denn Voltaire traf in keiner Hinsicht ein Verschulden ihm gegenüber.

Friedrichs Verärgerung wird zuerst durch den Umstand geweckt, daß Voltaire an einer *Geschichte Peters des Großen* schrieb, zu der er mit wahrer Leidenschaft das Material sammelte, was ihm das offizielle Rußland, an das er sich deshalb wandte, wie man sich denken kann, nicht leicht machte. Aber diese Geschichte war das von dem Instinkt Voltaires geforderte Gegenstück zur *Geschichte Karls des Zwölften*. Wir haben gesehen, daß Peter in weit höherem Maße seinem Begriff von einem großen Mann entsprach als Karl.

Friedrich schreibt an Voltaire: „Ich bitte Sie, sagen Sie mir, was das heißen soll, daß Sie die Geschichte der sibirischen Bären und Wölfe schreiben? Und was können Sie vom Zaren erzählen, was man nicht schon in Ihrer *Geschichte Karls des Zwölften* findet? Ich will die Geschichte dieser Barbaren nicht lesen. Ich möchte am liebsten nichts davon wissen, daß sie überhaupt unsere Halbkugel bewohnen.“ Mit immer wachsender Heftigkeit kam Friedrich auf die Angelegenheit zurück und sparte nicht an starken und groben Worten.

Der andere Punkt, der Friedrich veranlaßte, sich Jahre hindurch von Voltaire fernzuhalten, war der leidenschaftliche Haß gegen Ludwig den Fünfzehnten und Madame de Pompadour, der sich u. a. in den höhnischsten Spottversen Luft machte, und der nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges als Niederschlag im Gemüt Friedrichs zurückblieb. Und da ereignete es sich 1761, daß Voltaires *Tancrède* aufgeführt wurde und daß das Stück mit der oben erwähnten Widmung an Madame de Pompadour erschien. War diese unvorsichtigerweise so gefaßt, daß sie die Favoritin reizen mußte, so erschien sie umgekehrt Friedrich so schmeichlerisch, daß er sich darüber empörte. Er schrieb an d'Argens: „Die Widmungsepistel hat ein Bursche geschrieben, der bald kalt bläst, bald warm, dessen Schmeicheleien und dessen Verhöhnungen gleichermaßen feil sind . . . Vergleichen Sie gewisse Verse in *La Pucelle* mit dieser Zueignung und geben Sie zu, daß man ein Lump sein muß, wenn man sich durch solche Widersprüche gegen sich selbst entehrt“.

Friedrich urteilt hier unverhältnismäßig hart. Wäre Madame de Pompadour, deren an ihn gesandte Grüße er niemals erwiderte, von adligem Blut gewesen, hätte er gegen sie nicht mehr Vorurteile genährt als gegen die Herzogin von Châteauroux, an die er seinerzeit schrieb. Hätte er Voltaire nicht unaufhörlich gequält und geplagt, in die *Jeanne* schauen zu dürfen, so hätte er diese unseligen Zeilen niemals kennen gelernt, die Voltaire in seine eigene, späte Ausgabe von *La Pucelle* nicht aufnahm und die er schnell bereute, während er Madame de Pompadour in vollem Ernst sehr hochschätzte und nach ihrem Tode voll Trauer an seine Freunde schrieb: „Sie war eine der unsrigen.“

Der Briefwechsel wurde erst wieder aufgenommen, als Ende 1761 Gerüchte, Friedrich wäre ernstlich krank, Voltaire erreichten; er erkundigte sich da nach dem Befinden des Königs, und dieser sandte ihm am 1. Januar 1765 eine höfliche Antwort.

VIII

Aber Voltaire hatte nun genug davon, Königen zu dienen. In der republikanischen Schweiz, so unfrei sie auch war, wurde er selbst ein König, der geistige Monarch seines ganzen Zeitalters.

Was Voltaire dem Zusammenleben mit Friedrich verdankt, läßt sich ja nicht haarscharf darlegen. Aber man bemerkt es. In der Atmosphäre, die Friedrich um sich schuf, wuchs Voltaires philosophische Kühnheit. Friedrichs kräftige und rücksichtslose Gedanken gaben ihm Mut. Vorher war Voltaire kein Kampfschriftsteller gewesen. Seit er 1734 die *Philosophischen Briefe* schrieb, war sein Lebenswerk rein literarisch oder rein wissenschaftlich. Seine Angriffe auf das Bestehende waren versteckt, nur auf Umwegen zu entdecken, so daß er sie im Notfalle verleugnen konnte.

Man nehme seinen *Mahomet*! Sicher von der ersten bis zur letzten Zeile als Angriff auf die Vorstellung von einer Offenbarung gedacht, aber so abgefaßt, daß Voltaire 1745 das Drama dem Papst Benedikt dem Vierzehnten widmen konnte.

Von nun an widmet Voltaire keinem Papst mehr Bücher, wenn er auch weiterhin das gute Verhältnis zu Benedikt aufrecht erhielt, und von diesem auf die Bitte um Reliquien für die Kirche in Ferney das Haarhemd seines Schutzpatrons, des heiligen François (Francesco) erhielt.

Der Verkehr mit Friedrich hatte ihm den Mut eines Bekämpfers des Glaubens an jede sogenannte Offenbarung gegeben; das nahe Verhältnis zu Friedrich hatte außerdem eine Zeitlang sein Ansehen bei den Zeitgenossen gestärkt. Zum erstenmal seit dem Altertum war ein großer Schriftsteller der Freund und Ratgeber eines Königs, nachdem er sein Lehrer gewesen war. Seit Aristoteles und Alexander war das nicht wieder gewesen.

Hier ist nicht der Ort, zu entwickeln, was Friedrich als Monarch war und wurde. Rücksichtslos in seinem Werk als Staatsgründer, hart, arbeitsam und genialisch schuf er Preußen und dadurch das moderne Deutschland. Ja, er war seiner Zeit noch weiter voraus. Mit seinem Wort *Je serai le roi des gueux* (Ich werde der König der Ärmsten sein) drückte er seine Absicht aus, das soziale Königtum zu gründen.

Man nehme als Maßstab für seine Größe nur dies: er, und er allein unter den Königen Preußens wie aller anderen Länder wagte es, sich offen als Freidenker zu erklären, wagte in jener dunklen Zeit sogenannte religiöse Verbrechen ungestraft zu lassen und bei allen Gelegenheiten einen heidnisch-philosophischen Geist zu bekunden.

Dies hat keiner im 19. Jahrhundert, dem der Reaktion, gewagt. Kein Kaiser oder König — nicht einmal Napoleon der Erste — kein Minister in keiner Monarchie — nicht einmal Bismarck!

Daß er das aber wagte, ist Voltaires Werk.

Es ist Voltaires größtes historisches Verdienst, daß er den Aberglauben zerstörte und die Kirchen erschütterte, die ihn stützten und die von ihm gestützt wurden.

Von nun an ist er aber nicht mehr nur der Feind des Pfaffentums. Er wirkt in seiner Einsamkeit schaffend als der Unterdrückten und Verstoßenen großer Beschützer, Helfer, Verteidiger, als der, der ihnen im Leben Recht verschafft, nach dem Tode die Ehrenrettung. Vor ihm zittern die hochmütigsten Machthaber, bei seinem Namen erbleichen die blutbesudelten Richter, zu ihm schauern die Männer des Geistes wie zu ihrem Führer auf. Ohne sein entflammendes Treiben wäre die Enzyklopädie kaum zustande gekommen, ohne sein geniales Eingreifen die äußere Macht der katholischen Kirche kaum derart untergraben worden, daß die französische Revolution in ein Dutzend Jahre nach seinem Tode sie zum Einsturz brachte.

Zu seinen Lebzeiten wurde Voltaire, wie wir gesehen haben, bekämpft zum Teil von Neidern wie J. B. Rousseau, Desfontaines, Fréron, La Beaumelle, zum Teil von Gegnern der Philosophie wie Palissot und Lefranc de Pompignan.

Zu dieser geistlosen Reaktion kam bald die geistige Reaktion, in Frankreich die von Jean Jacques Rousseau und in Deutschland zuerst die von Lessing, dann von Herder und Goethe, dann von Schiller führte.

Noch während Voltaire lebte, schrieb der junge Goethe in seiner Prosahymne an Shakespeare:

„Voltaire, der von jeher eine Profession daraus machte, alle Majestäten zu lästern [gerade dies war niemals seine Profession], hat sich auch hier als ein echter Thersites bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren.“

Lessings Reaktion erfolgt wegen Shakespeare, Schillers wegen Jeanne d'Arc. Aber einen wie scharfen Blick Lessing auch für die Fehler des dramatischen Systems Voltaires haben mag, wie tief Schillers Gefühl im Vergleich mit dem Voltaires auch sei, beide stehen stark unter seinem Einfluß, Lessing als Geist überhaupt, Schiller besonders als Dramatiker, und beider Kampfführung ist um so unerbittlicher, als sie Schüler sind, die sich vor Zeiten emanzipiert haben. Von keinem von ihnen läßt sich Billigkeit in der Auffassung Voltaires erwarten. Und ebensowenig läßt sie sich von Herder erwarten, der seinen Ausgangspunkt, wie Schiller, in dem genommen hatte, der auf französischem Boden allmählich Voltaires Gegenpol geworden war, Jean Jacques Rousseau.

Um so bedeutungsvoller ist der Umschlag in der Beurteilung Voltaires, der bei dem größten Deutschen eintrat, demselben, der ihn mit so jugendlicher Ungerechtigkeit verurteilt hatte. Man bedenke u. a., daß Goethe Herders Schüler gewesen und Schillers naher Freund war, man bedenke, daß Voltaire als Newtons Fürsprecher ihm zuwider war und daß er sich in seiner *Geschichte der Farbenlehre* scharf gegen ihn ausspricht.

Er war in den Fünfzigern, da er als gereifter Mann die Anerkennung über Voltaire zu seiner Übersetzung der Diderot'schen Schrift *Rameaus Neffe* schrieb, in der er ihm possierlich genug gerade 45 hervorragende Eigenschaften beilegt:

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und andedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem Vierzehnten ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forde-

rungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

An Vollendung besitzt Voltaire eher zu viel (bis zur Glattheit) als zu wenig.

Aber Goethe war ein Kenner. Ihm gebührt es, das letzte Wort zu behalten.

JEAN JACQUES ROUSSEAU

I

Jean Jacques Rousseau, dessen Name von der Nachwelt mit dem Voltaire's verknüpft worden ist, hat in seinem Leben für Voltaire nicht viel bedeutet. Aber beide geben ein Beispiel — unter vielen — ab für gleichzeitige Genies, die einander beleuchten, während sie sich lange mißverstehen und sich zum Schluß gegenseitig verabscheuen.

Voltaire ist über ein halbes Jahrhundert alt und weit berühmt, als Rousseau zum erstenmal seine Existenz berührt.

Der Herzog von Richelieu hat Rousseau aufgefordert, Voltaire's Festspiel *Die Prinzessin von Navarra* für die Aufführung am Hofe mit Rameaus Musik herzurichten.

Dieser sendet Voltaire die Bearbeitung: „Mein Herr, fünfzehn Jahre lang habe ich gearbeitet, mich Ihrer Blicke und der Fürsorge würdig zu machen, mit der sie die Jungen begünstigen, bei denen Sie etwas Talent entdecken.“ — Er bittet ihn, die Stellen anzugeben, wo er sich von dem Schönen und Wahren, d. h. von dem Gedanken Voltaire's entfernt habe.

Voltaire antwortet als grand seigneur, äußerst höflich — und gleichgültig: „Sie vereinen zwei Talente, die bisher stets getrennt gewesen sind [die des Musikers und Dichters]. Das sind für mich zwei gewichtige Gründe, Sie zu schätzen und zu versuchen, Sie gern zu haben. Es tut mir leid, daß Sie diese beiden Talente auf ein Werk verwenden, das Ihrer nicht ganz würdig ist. Doch glücklicherweise ist es in Ihren Händen; Sie sind unbedingt Herr darüber.“

Voltaire hatte in Rousseaus jungen Jahren einen starken Einfluß auf ihn ausgeübt. Die Lektüre Voltaire's regte nach eigener Aussage Rousseau an, sich mit Eleganz auszudrücken, und was er das „schöne Kolorit“ des Stils nennt, nachzuahmen. Die *Lettres philosophiques* belehren ihn, wenden seine Gedanken nach England, von wo er wie Voltaire so viele Gedanken holen sollte, die in Frankreich Epoche machten. Die Tragödie *Alzire* bewegt ihn als Zuschauer so, daß er nicht atmen kann, Herzklopfen bekommt, mehrere Tage danach krank ist; sie ist ihm „das Große, Erhabene, Pathetische“. (Brief an Frau de Warens.)

Rousseau gehört ursprünglich zu der kleinen Phalanx, die damals Philosophen genannt wurden, die wie Diderot, D'Alembert, Helvetius und andere die freidenkerische Kultur ihrer Zeit fördern wollten und in Voltaire ihren bedeutendsten Mann sahen.

Er entfernt sich zum erstenmal von der Gruppe, als die Akademie in Dijon 1749 ihre Preisaufgabe stellt: Hat die Erneuerung der Wissenschaften und Künste die Sitten gefördert oder verdorben?

Diderot fragt ihn: Welche Stellung werden Sie einnehmen? — Natürlich die bejahende. — Das ist die Eselsbrücke, antwortet Diderot mit seiner Bewunderung der Zustände auf Tahiti und seinem Sinn für Wirkung und Paradoxe. Alle Mittelmäßigkeiten werden den Weg gehen. Der entgegengesetzte bietet dem Denken und der Beredsamkeit neue Gebiete.

Diese Äußerung gab Rousseau den Anstoß, sich zu dem zu entwickeln, der er schließlich wurde. Dadurch wurde der revolutionäre und religiöse Plebejer sich seines Wesens bewußt. Er teilte nicht die unschuldige Überzeugung der Philosophen von einem ständigen Fortschritt auf allen Gebieten. Er war ein Sonderling, wie sie Gesellschaftsmenschen waren. Er war ein Wanderer; sie hatten sich niedergelassen. Er war ein Landschaftsmaler, während sie nur die Allnatur liebten, die sie erforschten, die Landschaft, die sie vor Augen hatten, den Boden, den sie besaßen. Er war ein Instinktmensch, der sich im Zustand des Zweifels unglücklich fühlte, während sie als Denker zu allererst den Zweifel wecken mußten. Er hatte eine Neigung zum Respekt wie Voltaire zum Spott. In seinem Haß gegen den Zweifel wurde er ein auführerischer Doktrinär und Dogmatiker.

In seinem Buch griff er die Literaten seiner Zeit als Schmarotzer bei hohen Herren an. „Das ist der Lebensweg unserer Schöngeister, falls man einen ausnimmt.“ (Er meint Diderot.) Voltaire bekam den folgenden Hieb ab: „Sag uns, berühmter Arouet, wieviel männliche Schönheit du unserer falschen Feinheit geopfert hast, wieviele große Werke dich der Geist der Galanterie, der bei kleinen Dingen so fruchtbar ist, gekostet hat?“

Voltaire nahm von dieser Stichelei keine Notiz, die ihn außerdem nicht traf. Er hatte seinem Temperament niemals irgendeinen Zwang auferlegt. Er fühlte nicht, daß für Rousseau ein Gegensatz zwischen dem glänzenden Schöngeist und dem schaffenden Genie bestand, der ihm mit Recht fremd war. Er war beides.

Voltaire hatte einen lächerlichen, geringfügigen Zusammenstoß gehabt mit einem Herrn Rousseau, der im Théâtre français eins seiner Stücke auszischte, und da er diesen Rousseau für Jean Jacques hielt, und sich über dessen Undankbarkeit äußerte, gab dies dem richtigen Rousseau Veranlassung zu einem ehrerbietigen und stattlichen Brief, in dem er zum Schluß sagt: „Ich finde mich darin, unbekannt zu leben, aber nicht ehrlos, und ich würde mich für ehrlos halten, falls ich es an der Achtung fehlen ließe, die Ihnen jeder Schriftsteller schuldet,

und die alle Ihnen gegenüber hegen, die selbst Achtung verdienen.“

Inzwischen begann Rousseau, persönlich eine Diogeneshaltung anzunehmen, wie er sie literarisch angenommen hatte.. Er reformierte seinen Anzug, gab die Goldstickerei am Rock und die weißen Strümpfe auf; er legte seinen Degen fort, verkaufte seine Uhr, setzte eine unansehnliche dunkle Perücke auf. — Die Perücke fortzuwerfen war undenkbar.

Es lag in seinem Ursprung und in seinem früheren Lakaien- und Landstreicherleben, daß er sich außerhalb der Gewohnheiten der guten Gesellschaft wohl fühlte. Wie Madame d'Epainay von ihm sagte: „Er konnte Komplimente sagen, aber nicht höflich sein. Er war ja auch kein Franzose sondern ein Schweizer, und die Schweizer, die ein Bergvolk sind, sehen wie gelegentlich die Norweger auf die Höflichkeit wie auf eine untergeordnete Sache herab.“

Jetzt, da er seine Verachtung der Mode zur Schau trug, wurde er Mode. Er wurde von Menschen überlaufen, die ihn kennen lernen wollten.

Er komponierte *Le Devin du village*. Der König, die Königin und der Hof sahen die Oper in Fontainebleau, Rousseau war bei der Ausführung im gewöhnlichen Anzug, mit Bartstoppeln und ungekämmter Perücke zugegen. Er vermied den König und kam um das ihm zugedachte Jahresgehalt, da er zu schwach war, sich der Möglichkeit auszusetzen, während des Wartens auf Audienz nicht einen Augenblick hinauszugehen.

Damals knüpfte der arme kränkliche Mann (der an Urinstauungen, Arterienverkalkung und noch mehreren Gebrechen litt) seinen lebenslänglichen Bund mit der früheren Kellnerin Therese Levasseur, die gleichmäßig von Schönheit und Begabung entblößt war, nicht lesen, kaum schreiben konnte, weder die Jahreszahl noch die Wochentage kannte. Dies arme Geschöpf bekam nacheinander fünf Kinder, — vielleicht von Rousseau, vielleicht von anderen — die Rousseau sämtlich ins Findelhaus brachte. Das war jedoch tiefes Geheimnis, das erst spät gelüftet wurde. Rousseau gab dann verschiedene Gründe für sein Verhalten an, erstens, daß es damals Sitte und Brauch war, und daß es sich darum handelte, Thereses Ehre zu retten, dann daß er als Bürger und Vater handelte, wenn er die Kinder Arbeiter und Bauern werden ließ anstatt Abenteurer und Glücksjäger.

II

Jean Jacques hatte sich im Alter von sechzehn Jahren vom Calvinismus zum Katholizismus bekehren lassen. Als er, 42 Jahr alt, nach 26jähriger Abwesenheit aus seiner Geburtsstadt nach Genf zurückkam, wechselte er die Religion aufs neue, und erhielt dadurch seine verlorenen Bürgerrechte zurück. †

Er wurde glänzend empfangen und versprach, sich im nächsten Frühjahr, also 1755, in Genf niederzulassen. †

Doch gerade damals ging Voltaire — nach seinem mißglückten Abenteuer mit Friedrich dem Großen — nach der Schweiz unter dem Vorwand, bei dem berühmten Genfer Arzt Tronchin Rat und Hilfe zu suchen, in Wirklichkeit „um seine Kleider nach dem Gewitter trocknen zu lassen“, wie er in Vertraulichkeit gesteht.

Er kaufte die Besetzung *Les Délices* durch Tronchin als Mittelsmann; denn ein Katholik — so wenig er auch Katholik war — durfte in der Republik Genf nicht Grundbesitzer werden. Nach seiner Gewohnheit richtete er dort sofort ein Haustheater ein.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Paris beteiligte sich Jean Jacques an dem Wettstreit um den neuen Preis der Akademie in Dijon: *Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen den Menschen und über ihre Grundlage*.

Er widmete sein Buch der Republik Genève und in einem langen Vorwort verherrlicht er ihre Einrichtungen. Er kann sich keine bessere Verfassung vorstellen; sie ist von der erhabensten Vernunft diktiert; die Obrigkeit ist die beste der Welt; die Priester sind ehrwürdige Seelenhirten, eifrige Bewahrer heiliger Dogmen usw.

Aber das Buch, das die Gleichheit aller Menschen in einem angeblichen idyllischen Naturzustand verkündet und der Gesellschaft und der Kultur Schuld an der Ungleichheit gibt, konnte der aristokratischen Regierung in Genf nicht gefallen. Der Rat antwortete höflich aber kühl, während Rousseau Begeisterung erwartet hatte.

In dem Buch verfolgt Rousseau seinen paradoxen Gedankengang und kommt zu dem abschreckenden Satz: „Der Mensch, der denkt, ist ein entartetes Tier“. Im Grunde wollte er mit diesem häßlichen Satz sagen: Das Gefühl ist eine selbständige Macht im geistigen Leben. Da es sich vor der Vernunft regt, ist es natürlicher als die Vernunft. Es gibt uns unseren eigentlichen Wert. Das war nicht zu bezweifeln, aber auch nicht verblüffend. Er wollte verblüffen.

Voltaire, der in dem Buch über die Kultur als einer verderblichen Macht eine Caprice gesehen hatte, stutzte doch stärker bei dieser Fortsetzung; aber Rousseau war der Freund aller Encyclopädisten, und als Feldherr war der Mann mit dem klugen Blick gegen jede Zersplitterung der Truppen. Er verstand den tieferen Sinn des Buches nicht, antwortete aber auf die Übersendung des Buches höflich und voll guter Laune: „Ich habe Ihr Buch erhalten, das Sie gegen das Menschengeschlecht geschrieben haben, und danke Ihnen dafür. Es ist unmöglich, mit stärkeren Farben die Schrecken unserer Gesellschaft zu malen, von der sich unsere Schwachheit und Unwissenheit so viel verspricht. Niemals wurden wir mit so vielem Witz verdammt. Beim Lesen bekommt man Lust, auf allen vieren zu gehen. Da es jedoch 60 Jahre her ist, seit ich diese Gewohnheit aufgab, ist es mir leider unmöglich, sie wieder aufzunehmen, und ich überlasse diese natürliche Haltung Menschen, die ihrer würdiger sind als Sie und ich.“

Er nennt sich einen friedlichen Wilden in der Einsamkeit, die er sich in der Nähe der Geburtsstadt Rousseaus erwählt hat, wo dieser

selbst wohnen sollte. Mit Sorge hat er gehört, daß Rousseaus Gesundheit nicht gut sei. Er soll sie im Klima seiner Heimat wiederherstellen. Kommen Sie und trinken Sie die Milch unserer Kühe mit mir, und sollen Sie auf Gras gehen, dann tun Sie es hier!

Rousseau dankt geschmeichelt: „Als ich Ihnen meine bekümmerten Träumereien sandte, glaubte ich nicht, Ihnen eine Gabe zu überreichen, die Ihrer würdig war, sondern wollte nur eine Pflicht erfüllen und Ihnen die Huldigung erweisen, die wir alle Ihnen als dem Führer schuldig sind.“ Er dankt für die Ehre, die Voltaire durch seine Niederlassung seinem Vaterlande bereitet, und bittet ihn, ein Volk aufzuklären, daß seiner Belehrung wert sei und es zu lehren, die Tugenden und die Freiheit zu lieben.

Nun war der Augenblick gekommen, wo Rousseau, der stets verkündet hatte, Paris zu verabscheuen, nach Genf übersiedeln sollte; aber nun fühlte er, daß das unmöglich wäre. Er wollte der Erste in Genf sein — und Voltaire war dort. Die Gegenwart Voltaires verschloß ihm die Tore Genfs. Er bat Madame d'Epinay, ihm das kleine Haus Eremitage bei Montmorency zu überlassen. Der Vorkämpfer der Gleichheit nahm die Gastfreundschaft der Frau eines Bankiers an. Der barsche Verteidiger der Tugend fühlte sich wohl in jener überkultivierten und am freiesten der Liebe huldigenden Gesellschaft.

III

Im November 1755 ereignete sich das Erdbeben in Lissabon. Zwei Drittel der Stadt und 30 000 Menschen gingen zugrunde. Dies Ereignis machte auf die Mitwelt den tiefsten Eindruck, veranlasste die reifsten Menschen, ihre Lebensanschauung erneut zu prüfen. — Man vergleiche damit den geringen Eindruck, den die vulkanischen Ausbrüche des Mont Pelé oder des Ätna auf unsere Zeit gemacht haben. — Die damalige Weltanschauung beruhte auf dem Leibnizschen Optimismus: Gott hat sich wohl alle möglichen Welten denken können, aber nur die bestmögliche schaffen können: wenn es in dieser Welt Unvollkommenheiten gibt, dann nur deshalb, weil eine Welt ohne diese unmöglich wäre.

Ganz im allgemeinen beruhigte man sich bei dem Gedanken, daß diese Welt die bestmögliche aller möglichen Welten sei.

Nun kam diese große Zerstörung einer ganzen Stadt. Was war der Sinn? Man konnte doch schwerlich glauben, daß die 30 000 Umgekommenen schlechter oder sündiger als andere Einwohner der Stadt seien. Wo war hier der Finger der Vorsehung zu spüren?

Voltaire hatte, wie fast alle Nichtrechtgläubigen jener Zeit, an dem Dasein eines Gottes nicht gezweifelt. Er brauchte ihn physikalisch, um die Welten in Gang zu setzen, brauchte ihn moralisch, um nach dem Tode Lohn oder Strafe erteilt zu sehen; wenn er nicht da sei,

müßte man ihn erfinden. Innerhalb dieses Ringes bewegte sich sein geistiges Leben.

Aber die Zerstörung Lissabons erschütterte seinen Optimismus; nein, es war nicht alles gut. Und er schrieb sein Gedicht *Le désastre de Lisbonne*: Alles wird einmal gut sein, — das ist unsere Hoffnung. Alles ist bereits jetzt gut — das ist eine Sinnestäuschung. Die Weisen haben sich geirrt. Gott allein hat recht. Ich wage nicht, mich gegen die Vorsehung zu erheben:

Un jour tout sera bien, voilà notre espérance,
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion.
Les sages se trompaient, et Dieu seul a raison.
Humble dans mes soupirs, soumis dans ma souffrance
Je ne m'élève point contre la Providence.

Die Pfarrer in Genf baten Rousseau zu antworten. Er war von vornherein voller Galle. Er fand Voltaires Stellungnahme lächerlich: „Der arme Mann, der von Glück und Ehren überhäuft ist, deklamiert mit Bitterkeit über das Elend des Lebens.“ Er selbst, der arm und unglücklich ist, wird Voltaire beweisen, das alles gut ist, daß Voltaires Gott ein Teufel ist, ein Wesen, das Böses tut:

Es ist doch ganz deutlich nicht Gottes, sondern der Menschen Schuld, daß Lissabon zugrunde ging. Gott wollte, sie sollten im Naturzustand verbleiben, in Erdlöchern oder zerstreuten Hütten wohnen. Dann hätte ihnen das Erdbeben nichts getan. Sie zogen in großen Städten zusammen, daher das ganze Elend.

Und er richtete an Voltaire einen langen Privatbrief, den er später zu veröffentlichen gedachte. Darin heißt es: Der Himmel verhüte, daß ich den unter allen meinen Mitmenschen kränke, dessen Talente ich am höchsten schätze, und dessen Schriften am stärksten mein Herz bewegen; aber es handelt sich um die Sache der Vorsehung, um die Vorsehung, von der ich alles erwarte.

Rousseau hoffte auf eine Antwort von Voltaire, einen dramatischen Zusammenstoß mit dem bekanntesten Mann seiner Zeit, ein Turnier, in dem er Gelegenheit haben würde, als der Ritter der Vorsehung aufzutreten.

Aber Voltaire ging nicht in diese Falle, gönnte außerdem den Feinden der Philosophie nicht das Schauspiel, zwei Freidenker gegeneinander Sturm laufen zu sehen. Statt einer theologischen Streitschrift sandte er Rousseau ein höfliches Billet: seine Nichte sei krank; er pflegte sie; auch ihm selbst sei durchaus nicht wohl. Unter solchen Umständen lasse er die Metaphysik liegen. Aber er versicherte Rousseau, daß keiner, der ihn gelesen, ihn höher schätze, und daß keiner — wenn Rousseau nach Genève käme — ihn inniger lieben würde.

Die Antwort an Rousseau erfolgte erst vier Jahre später. Sie wurde weltberühmt. Sie heißt *Candide*.

IV

Genf wurde von den Lehren Calvins beherrscht; Schauspiel und Theater waren unbedingt verboten. Sogar Marionetten-Vorstellungen waren dort unmöglich. Als D'Alembert unmittelbar, ehe er den Artikel *Genf* für die Enzyklopädie schreiben sollte, Voltaire besuchte, bat dieser um die Erlaubnis, einige Zeilen über das Theater einzufügen:

„Das Schauspiel wird in Genf nicht geduldet; man fürchtet die Putzsucht, die Zerstreuung, den Leichtsin, die es angeblich verursacht. Jedoch dagegen könnte man ja strenge Gesetze erlassen, und das Theater würde dann den Geschmack der Bürger bilden und ihnen das Feingefühl geben können, das sonst kaum zu erwerben ist.“

Die Einwendungen jener Zeit gegen das Theater sind uns so fremd, daß wir über sie lächeln: es fördert die Putzsucht. Die Verteidigung erscheint uns nicht minder seltsam: es bildet ein Feingefühl heraus, das sonst schwer zu erwerben sei.

Wie zäh die europäischen Vorurteile sind: nach Shakespeares Tod schließt der Puritanismus alle Theater in England vor seinem Lebenswerk. Port-Royals Verurteilung der Bühnenkunst bewegt Racine, das Theater aufzugeben. Mehr als hundert Jahre nach Shakespeares Zeit verschließt der Pietismus in Kopenhagen das Theater vor Holberg und der Calvinismus in Genf das Theater vor Voltaire.

Die Pfarrer in Genf gerieten über die Bemerkung in der Enzyklopädie in Aufregung und Tronchin versuchte vergebens, D'Alembert zu veranlassen, sie zu widerrufen, erhielt auch anfangs von Rousseau eine Absage, als er ihn um eine Entgegnung bat.

Erst als dieser ahnte, daß die Bemerkung von Voltaire stammte, ergriff er die Gelegenheit, seinen großen Rivalen zu ärgern, und schrieb seine *Briefe über Schauspiele*.

Er ließ sich auch durch die Betrachtung nicht abhalten, daß es sich für einen dramatischen Schriftsteller, Opern- und Text-Komponisten nicht gerade paßte, vor den Gefahren des Theaters zu warnen. Er ließ sich allein von seiner Sucht leiten, Voltaire zu Leibe zu gehen. Voltaire ist der Inbegriff alles dessen geworden, was er haßt: Voltaire ist vornehm, liebenswürdig, spöttisch; er selbst ungeschickt, unliebenswürdig, feierlich. — Voltaire ist geistreich und boshaft witzig; er selbst ernsthaft und von trübsinniger Genialität. — Voltaire ist nicht fromm, aber ordnungsliebend; er selbst naturfromm und aufrührerisch. — Voltaire in der Politik tatsächlich und vorsichtig; er selbst idealistisch und umstürzlerisch. Voltaire ist besonders alles, was er beneidet: er ist reich, zufrieden, bewundert.

Rousseau greift die dramatische Kunst an wie nach ihm Tolstoi, sein großer Nachfolger: die Tragödie ist verderblich. Die Zuschauer werden durch erdichtete Leiden gerührt, gegen die wirklichen verhärtet. Die Komödie ist verderblich. Ihre Moral ist nicht, daß man nicht lasterhaft sein solle, sondern daß man nicht lächerlich sein darf.

Molières Theater ist die Schule des Lasters. Molière lacht über seinen Alceste, den anständigsten Menschen. Die Errichtung eines Theaters in Genf, einer kleinen Stadt von 20000 Einwohnern, würde die Stadt zerstören. Sie soll Frühluffeste, Paraden, Schützenfeste, Wettsegeln haben. Das Schauspiel ist unschädlich in einer verdorbenen Stadt wie Paris, aber nicht in dem unschuldigen Genf.

Sicher war sein *Devin* mit der Zurschaustellung tanzender Mädchen für die Tugend schädlicher als Molières *Misanthrope*. Aber all dies war ja Herausforderung Voltaires, wenn auch in Rousseaus Brief Voltaires *Cäsars Tod* und *Brutus* vorsichtigerweise von den schädlichen Schauspielen ausgenommen werden. Doch Voltaire schwieg.

Die Bürgerschaft in Genf war entzückt. Voltaire mit seinem Haus-theater war plötzlich ein Schrecken geworden. Er wurde öffentlich verhöhnt. Auf seinen Herrensitz wurden drohende und schmähende Anschläge geklebt. Er entschloß sich denn, den Ort zu verlassen, verkaufte mit großem Verlust Les Délices, wie er schreibt, „damit die Priester Baals ihn nicht verbrennen sollen“.

Er kaufte die Herrensitze Ferney und Tournay auf der anderen Seite der Grenze und baute dort sofort nicht weniger als zwei Theater. Ununterbrochen gab er in Tournay Privatvorstellungen, bei denen sich die Genfer Aristokratie im Schloßsaal drängte, ja sogar ständig mitspielte.

V

Während einer Pause in den Beziehungen zwischen den beiden großen Schriftstellern ereignen sich jetzt entscheidende Begebenheiten im Leben Rousseaus. Er verliebt sich und hat die irrsinnige Idee, daß die Vicomtesse von Houdetot ihn liebe. Er belästigt sie vergeblich. Ihr Geliebter Saint-Lambert, der beim Heere ist, erhält einen anonymen Brief, der ihn warnt. Rousseau ist so töricht, Frau d'Epinay anzuklagen, diesen geschickt zu haben, während er zweifellos von Therese herrührte; er schickt seiner Wohltäterin beleidigende Briefe, bekommt noch dazu die Idee, daß sie bei einer von ihm vermuteten Schwangerschaft ihm Vaterwürden anhängen will, während ihr Geliebter, Grimm, der rechte Vater sein solle, und er klagt sie wegen dieser Schlechtigkeit bei Diderot an.

Bruch mit ihr, mit Frau d'Houdetot, mit Saint-Lambert, mit Grimm und mit Diderot, weil dieser im Vorwort zu *Le fils naturel* geschrieben hat: „Nur der schlechte Mensch ist einsam“, und Rousseau sich einbildet, daß damit auf ihn gezielt sei.

So brach Rousseau mit der ganzen philosophischen Partei, und die Salons, in denen man die Philosophen haßte, öffneten sich vor ihm.

Er, der so viel Schlechtes über den Hochadel gesagt hatte, der sich so streng gegen die literarischen Schmarotzer gezeigt hatte, wurde der Gast des Marschalls von Luxembourg und seiner Frau, der Herzogin, auf deren Schloß in Montmorency. Die Herzogin, die wegen ihrer Leicht-

fertigkeit verschrien war, war nun von ihren Anbetern verlassen; ihre Schönheit war fort; aber sie war geistreich und gut erzogen, und war für Rousseau begeistert. Bei ihr versammelte sich Frankreichs vornehmste Gesellschaft, und bei ihr traf er täglich den Prinzen von Conti, einen Bourbon, der sein Beschützer wurde, und dessen nahe Freundin, die Gräfin von Boufflers, die reich an Kenntnissen und fein gebildet, Rousseau schätzte. Nach seiner Gewohnheit bildete er sich ein, die Gräfin wäre in ihn verliebt, aber aus Respekt für Conti hielt er sich doch zurück.

Während sich Voltaire in vornehmer Gesellschaft mit vollkommener Ungezwungenheit bewegte, wirkte Rousseau durch Unhöflichkeit und Schroffheit. Er schlug dem Prinzen von Conti ein Stück Wild aus, das dieser ihm anbot. Die Gräfin schrieb ihm: „Der Prinz billigt Ihre allzu große Delikatesse nicht, aber obgleich er selbst weit entfernt ist, sie verdächtig zu finden, fürchtet er, andere können darin eine Gespreiztheit sehen.“

In diesen Kreisen sprach Rousseau unaufhörlich gegen Voltaire, und füllte auch seine Briefe mit heftigen Ausfällen gegen ihn. Aber Voltaire tat weiterhin, als merkte er nichts. Von 1759 an bot er ihm sogar verschiedentlich durch den Genfer Chappuis einen Landsitz an, den er in seiner Nähe gekauft hatte.

Noch beschäftigte Rousseau nämlich Voltaire nicht. Zwar hatte der andere ihn fühlbar getroffen, als er durch seinen Appell an die mittelalterliche Auffassung vom Theater als der Stätte der Sünde die rein privaten Aufführungen von Voltaires eigenem unschuldigen Schauspiele in Alexandrinern verhinderte, die von jungen Dilettanten im Schloßsaal gegeben wurden und schließlich diese Vorstellungen unmöglich machte; aber niemals hatte Voltaire in Rousseau einen Nebenbuhler gesehen. Jean Jacques dagegen hatte von seinem Erwachen als geistiges Individuum an Voltaire stets vor Augen gehabt, hatte ihn bewundert, ihm nachgeahmt, ihn gehaßt und ihn gereizt. Jetzt fühlte er, daß er ihm gegenüber ein neues Prinzip vertrat und hatte ihn ständig auf den Fersen

Die beiden Kampfgeister waren außerstande zum Zusammenleben und gemeinsamen Wirken. Der eine, der ebenbürtige Gegner der katholischen Kirche, der Inquisition und der politischen Alleinherrschaft, lehrte seine Zeitgenossen eine ganz neue Anschauungsweise, die kritische, und gab zum erstenmal dem Spott einen Wert als Waffe, der allein mit dem verglichen werden kann, den das Pulver vor Jahrhunderten erhalten hatte. Der andere, der fanatische Bußprediger seiner Zeit, der Prophet der Demokratie, teilte seinen Zeitgenossen eine ganz neue Art des Gefühles mit, besonders eine neue Art, die Natur zu sehen, zu fühlen, zu lieben und zu beschreiben, weiter eine Denkungsart, die die Urteilskraft dem Gefühl unterwarf und das Empfinden so revolutionierte, daß es zu einer Sprengkraft in der alten Gesellschaft wurde.

Der eine zuerst ein geistiger Erwecker und Einweiher — u. a. in die Engländer Newton, Locke und Shakespeare — ein Schriftsteller mit erlesener Sprache, ausgesuchtem Geschmack; später ein geistiger Hüter und Erhalter der Schätze der Nation.

Der andere der Lobredner der unberührten Natur, der deklamierende Apostel der Einzelpersönlichkeit, von dem zuerst die Revolution, dann die Romantik ausgingen.

Beide Jahrhunderte hindurch befruchtende Geister, wie seit dem Altertum keine andere Größen vor ihnen.

Voltaire war die geistige Nahrung von Geschlechtern. Von ihm haben ihre Herkunft u. a. Paul Louis Courier, Byron, Heine, Edmond About, in unserer Zeit Anatole France. Rousseau, der in unseren Tagen Schüler wie Tolstoi und Strindberg hat, erzeugte Chateaubriand und George Sand, befruchtete Herder und Goethe, dessen *Werther* von *Der neuen Heloise* abstammt, und Schiller, dessen Gedicht *Rousseau* den verherrlicht, der aus Christen Menschen wirbt.

Mehrmals hatte Rousseau sich an Voltaire mit der Bitte gewandt, den Brief über den Untergang Lissabons herausgeben zu dürfen. Voltaire, der sich auf einen Streit Vorsehung — Keine Vorsehung nicht einlassen wollte, schlug beständig ab. Da aber Rousseau die Schrift vielen gezeigt hatte, erschien sie 1760 in Berlin.

Nachdem er in einem Brief an Voltaire kühl und trocken die Herausgabe entschuldigt hatte, fügte er die verrückten Worte hinzu:

Ich liebe Sie nicht. Sie haben mir, Ihrem Schüler und Ihrem Enthusiasten, das mir schmerzlichste Leid zugefügt. Sie haben Genf verdorben zum Lohn für die Zuflucht, die es Ihnen gab. Sie haben mir meine Landsleute entfremdet zum Dank für die Lobpreisungen, die ich auf Sie verschwendet habe. Sie machen mir den Aufenthalt in der Heimat unerträglich und zwingen mich, in der Fremde zu sterben, während alle Ehren, die ein Mensch erlangen kann, Ihnen in meinem Vaterland zuteil werden. Ich hasse Sie, da Sie es so wollten.

Voltaire antwortete kein Wort, schrieb aber an D'Alembert:

„Ich wünschte, Rousseau wäre nicht völlig wahnsinnig, aber er ist es. Er hat einen Brief an mich geschrieben, für den man ihm Sturzbäder und kräftige Fleischsuppen geben sollte.“¹⁾

¹⁾ (12 janvier 1803) Le premier Consul: Quelle différence de ce qu'on écrit aujourd'hui à Voltaire. Plus je lis Voltaire, et plus je l'aime. C'est un homme toujours raisonnable; point charlatan, point fanatique. J'aime aussi beaucoup son histoire quoique on la critique. La Pucelle ne vaut rien à la jeunesse; mais elle égaye les gens mûrs. Jusqu'à seize ans je me serais battu pour Rousseau contre les amis de Voltaire. Aujourd'hui c'est le contraire. Je suis surtout dégoûté de Rousseau depuis que j'ai vu l'Orient. L'homme sauvage est un chien.

VI

Zu jener Zeit ereignete sich in Genf ein unbedeutender Skandal. Eine Frau, die trotz ihrer nicht regelrechten Vergangenheit für ebenso tugendhaft wie geistreich und schön galt, und die Voltaire als eines der beiden weiblichen Genies der Erde bezeichnet hatte (Sappho war das andere) wurde von ihrem Ehemann mit einem Liebhaber überrascht.

Das stellte die kleine heilige Stadt auf den Kopf.

So etwas war ja unerhört. Wer und was hatte Schuld daran? Wer wohl außer Voltaire und seinem Theater! Der Rat verbot auf das strengste jede Teilnahme an den Theateraufführungen in Tournay. Niemand wagte mehr, sich dorthin zu begeben.

Voltaire schreibt an d'Argens: „Wir haben einen Hahnrei in Genf gehabt. Calvins kleine Gemeinde, deren Tugend im Wucher besteht, bildet sich ein, daß es betrogene Ehemänner außer dort, wo Theater gespielt wird, in der Welt nicht gibt.“

Aber diesmal wurde er zornig und besonders zornig auf Rousseau, der den Pfarrern in Genf immerfort Briefe sandte und diese gegen die Schauspiele aufhetzte.

Er beschränkte sich jedoch vorläufig auf einen kleinen lustigen Spaß über den Gegner. Ein beliebter Gastwirt, den man an eine Pariser Bühne verpflichtet hatte in der Hoffnung, er würde die Leute in das Theater ziehen, brach seinen Vertrag und weigerte sich aufzutreten; Voltaire schrieb aus diesem Anlaß *Ramponneaus Verteidigungsrede vor dem Richter*.

Um die Andeutungen darin zu verstehen, muß vorausgeschickt werden, daß in Palissots satirischem Stück *Die Philosophen*, das in Paris Erfolg hatte, der Verfasser, der von Rousseaus Abfall von der Gruppe noch nichts wußte, ihn als Philosophen dargestellt hatte, der (in Übereinstimmung mit dem bekannten Briefe Voltaires) auf allen Vieren ging. Gleichfalls muß man wissen, daß Rousseau in seinem Brief gegen die Schauspiele von seinen Genfern geschrieben hatte, daß sie auf keinen Fall ins Theater gehen durften: „Laßt die nur die Nacht mit Trinken verbringen, die sie sonst zu schlimmeren Sachen gebrauchen würden!“

Ramponneau sagt da: „Man meint, wenn Rousseau, ein Genfer Bürger, sich auf allen Vieren gehend in einem Theater hat beschauen lassen, dann braucht Ramponneau, Bürger in Cortille, nicht zu erröten, sich in einem anderen zu zeigen. Aber Jean Jacques ist ein Ketzer, ich bin Katholik; Jean Jacques ist Komödienschreiber, ich bin ein anständiger Gastwirt. Jean Jacques selbst zieht offen die Gastwirte den Komödianten vor. Er will nicht, daß es in seinem Vaterland Theater gibt, sondern Wirtshäuser. Er kann den schönen Tag nicht vergessen, als er alle Genfer Bürger betrunken sah.“

VII

1761 erschien *Die neue Heloïse*, ein epochemachender, wenn auch geschmackloser Roman. Die Liebe war darin nicht wie sonst in den Romanen jener Zeit leichtsinnig — das gefiel, besonders den Frauen. Unaufhörlich wurde darin von der Tugend gesprochen, nachdem man solange mit dem Laster gescherzt hatte — das begeisterte, besonders die Frauen. Rousseau behauptete, daß es wenig Frauen gebe, selbst unter den höchststehenden, deren Eroberung ihm nicht geglückt wäre, falls er sie versucht hätte. — Er hielt sich immer für unwiderstehlich, trotzdem er in Wirklichkeit niemals jemanden gewonnen hat außer seiner sogenannten „Mama“, Frau de Warens, und seiner Therese, zwei Frauen ohne Widerstandskraft.

Das Buch war zugleich gegen die Philosophen und gegen die Kirchengläubigen gerichtet. Gegen Voltaire's Richtung, die irreligiös war, ohne atheistisch zu sein, stellte Rousseau seine eigene auf, die religiös war, ohne christlich zu sein.

Voltaire wurde noch zorniger und zeigte sich in seiner Beschränktheit. Für ihn war Rousseau jetzt nur ein Elender, der seine Freunde verlassen hatte. — Schade, daß er mit einigen Halbtalenten geboren war!

Voltaire schrieb eine Reihe satirischer Briefe über *Die neue Heloïse*, die der Marquis von Ximenés unterzeichnen und veröffentlichen mußte, da er einmal ein Manuskript Voltaire's gestohlen und verkauft hatte und deshalb von ihm abhängig war. Die Schrift ist treffend, wie alles, was Voltaire geschrieben hat, macht auf zahlreiche sprachliche und andere Mängel im Roman aufmerksam, aber sie hinterläßt einen peinlichen Eindruck. Diese Kritik ist unfruchtbar und leer. Nicht eine Spur von Beachtung des wertvollen Neuen bei Rousseau, des Sinnes für die landschaftliche Natur und für eine einfache, ungekünstelte Lebensweise, der sich hier zeigt. Voltaire hätte hervorheben sollen, daß seit tausend Jahren der Sinn für die Physiognomie der Erde, für Luft und Duft, Farben und Linien der Landschaft nie so lebendig gewesen wäre wie bei Rousseau. Er hätte sich an sein eigenes naturloses Heldengedicht, die *Henriade*, erinnern sollen, in dem kein einziger Grashalm zu finden war.

Voltaire macht sich ferner über das Theoretische und Wirklichkeitsfremde bei Rousseau lustig, über seinen Plan zum ewigen Weltfrieden. Der Kaiser von China befiehlt allen Souverainen, Frieden zu halten bei Strafe, für die erste Übertretung eine Flugschrift Jean Jacques auf sich zu ziehen.

1762 erschienen die beiden Hauptwerke Rousseaus, *Emile* und *Le contrat social*, das eine ein Buch über die Erziehung, das andere die Lehre vom allgemeinen Volkswillen und von der Gleichheit aller Menschen.

Da es ja damals keine Pressefreiheit gab, blieben alle Schriftsteller anonym; sogar Montesquieu gab sich nicht als Urheber eines so wissenschaftlichen Werkes wie *L'Esprit des lois* zu erkennen.

Statt sich nach diesem allgemein geübten Brauch zu richten, setzte Rousseau trotzend seinen Namen auf das Titelblatt des *Emile*, was denn auch der Staatsprokureur später als eine unerhörte Frechheit gegen ihn geltend machte.

Sein Werk, dessen wertvolle Stellen einfach aus Lockes Buch *Gedanken über Erziehung* (1728 ins Französische übersetzt) abgeschrieben sind, enthielt christliche Moral ohne christliche Dogmen. Er warf den Müttern vor, daß sie ihre Kinder nicht selbst nährten. Pflegemütter hängten die schreienden Kleinen an einem Haken auf. Keiner, der nicht eines Vaters Pflichten erfüllte, hatte das Recht, Vater zu werden -- das unmittelbar, nachdem er selbst sein fünftes Kind ins Findelhaus gebracht hatte.

Das Parlament in Paris, das die Jesuiten verfolgte, wollte seine Unparteilichkeit durch Verfolgungen in entgegengesetzter Richtung zeigen und erklärte: die Schrift wagt den Versuch, die Wahrheiten und Prophezeiungen in der Heiligen Schrift zu leugnen und will die Überzeugung von den Wundern, die in den heiligen Büchern berichtet werden, vernichten.

Das Buch soll deshalb zerrissen und vom Henker verbrannt werden, der Verfasser ist ins Gefängnis zu sperren.

Gleichzeitig wurden beide Bücher in Genf zerrissen und verbrannt und Rousseau für verhaftet erklärt, falls er sich zeigte.

Zur Enttäuschung Rousseaus nahmen die Bürger das Urteil des Rates hin.

D'Alembert riet nun Rousseau, nach Neuchâtel zu fliehen, das, als Provinz des Königs von Preußen von dem Schotten Lord Keith, „Mylord Maréchal“, selbst einem landesverwiesenen Mann, regiert wurde.

Rousseau hatte Friedrich verabscheut, hatte unter sein Porträt in Montmorency geschrieben: „Er denkt als Philosoph, benimmt sich aber wie ein König“, womit er durchaus nichts Schmeichelhaftes meinte.

Friedrich begnügte sich nicht damit, ihm ein Obdach zu geben, sondern schickte ihm durch seinen Gouverneur eine bedeutende Geldsumme und bot ihm eine Villa, Korn, Wein, Holz an. Rousseau lehnte in seinem Kleine-Leute-Stolz alles ab: „Es wäre ihm unmöglich, in einem Hause zu schlafen, das eines Königs Hand gebaut hatte“. — So schlug er dauernd die Geschenke ab, welche die praktische Therese hinter seinem Rücken annahm.

VIII

Voltaire saß beim Frühstück, als ihm die Post aus Paris die Nachricht von der Verfolgung Rousseaus brachte. Er brach in Tränen aus und sagte dumpf: „Laßt ihn doch kommen, nur kommen! Ich werde ihn mit offenen Armen empfangen. Er soll hier mehr Herr sein als ich. Ich werde ihn wie meinen eigenen Sohn behandeln.“

Er schrieb sofort eine Einladung an Rousseau in sieben Exemplaren, da er seine genaue Adresse nicht kannte, damit mindestens eine ihn erreichte.

Rousseau antwortete niemals und hatte es später nicht gern, wenn man ihn daran erinnerte.

Die Nemesis war über ihm. Er hatte seinerzeit, um den Geistlichen in Genf zu gefallen, gegen D'Alembert über die Schauspiele geschrieben. Nun verbrannten dieselben Kanzelredner sein Buch und bedrohten ihn mit dem Gefängnis.

Aber seine Manie hielt ihn gepackt. Er bildete sich ein und teilte es allen mit, daß Voltaire Schuld hatte an dem Vorgehen der Genfer gegen ihn.

Als der Erzbischof von Paris einen donnernden Brief gegen Rousseau schrieb, antwortete dieser mit der Behauptung, man sollte ihm lieber Statuen errichten, statt seine Bücher zu verbrennen. (Damals fand man die Äußerung lächerlich. Jetzt errichtet man ihm ein Denkmal nach dem andern.) Er behauptete, daß er Christ wäre, wenn er die christliche Glaubenslehre auch preisgab.

Voltaire schreibt dazu übertrieben: „Vielleicht geht er darin zu weit. Das Christentum hat doch in ungefähr 1400 Jahren nicht mehr als fünfzig Millionen Menschen wegen theologischer Streitigkeiten umgebracht.“¹⁾ — Voltaire nennt Rousseau jetzt einen Diogenes, der sich manchmal wie ein Platon ausdrückt. „Im *Emile* sind ein halbes Hundert Seiten, die ich mir in Maroquin binden lassen möchte.“

In jedem Besucher, der in Motiers zu ihm kam, glaubte Rousseau einen Spion Voltaires zu sehen; in anonymen Briefen glaubte er, seinen Stil wiederzuerkennen. Im Jahre 1763 machte Voltaire nichtsdestoweniger wieder den Versuch, zu einer Versöhnung zu gelangen, und zwar durch Rousseaus nahen Freund Moulton, der ihn besuchte gelegentlich seines Kampfes für Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Calas, der ruhmvollsten Tat in dem Leben Voltaires.

Rousseau schlug ab, nannte Voltaire einen Komödianten.

Er hatte auch abgelehnt, sich der unglücklichen französischen Protestanten während ihrer Mißhandlung anzunehmen und hatte als Grund dafür die Unduldsamkeit der Protestanten in Genf gegen ihn selbst genannt.

Aber es kam hinzu, daß er nicht wie Voltaire der Fürsprecher der Toleranz sein wollte noch konnte. Er war Verfechter einer Staatsreligion, die die Verträglichkeit ausschloß.

Um diese Zeit legte Rousseau armenische Tracht an (er hatte in Montmorency einen armenischen Schneider getroffen). Sie eignete sich

¹⁾ Voltaire schätzt in seiner Schrift *Dieu et les hommes* die Zahl der Menschen, die als Opfer der Kirchenlehre gefallen sind, auf zehn Millionen, bemerkt aber selbst, daß er die Zahl eher zu niedrig ansetzt.

für seine Koketterie mit Sonderlichkeiten und war bei seiner Blasenkrankheit angenehm. Sie bestand aus Jacke, Kaftan, gefütterter Mütze, buntem Gürtel, war prachtvoll, damit sie nicht mit einem Schlafrock verwechselt werden könnte.

IX

Als der Generalstaatsanwalt in Genf ein Buch *Lettres de la campagne* schrieb, um das Verhalten des Rates gegen Rousseau zu verteidigen, antwortete dieser mit den *Lettres de la montagne*, einer heftigen Satire gegen die Regierung und die Religion in Genf: die Protestanten seien von Verfolgten zu Verfolgern geworden. Da die Reformierten sich einmal auf die freie Forschung berufen hatten, mußten sie sich nun in jede Auslegung der Schrift finden.

Das Buch enthielt eine ganz witzige Stelle über Voltaire, aber darin lag eine Angeberei. Rousseau gab hier Voltaire als den Verfasser der unerhört dreisten Schrift *Sermon des cinquante* an, die den Glauben an das Neue wie an das Alte Testament ins Lächerliche zog, eine Schrift, die Voltaire stets hartnäckig abgeleugnet hatte.

Diese Angeberei, die Voltaire den ernstesten Gefahren aussetzte, brachte seinen Groll zum Überfließen. Es ist infam, schreibt er am 4. Januar 1765, Denunziant zu sein und seinen Gefährten zu verleumden — so grundlos, fügt er vorsichtig hinzu.

Voltaire hatte bis dahin unbekümmert den Autodafes seiner Schriften beigewohnt. Er war stets anonym; er wohnte außerhalb der Genfer Gerichtsbarkeit, hatte nichts zu fürchten gehabt.

Nun aber war man in Genf gereizt. Es hieß, daß er die Republik mit skandalösen Schriften überschwemmte. Seine Verfasserschaft am *Brief eines Quäkers* war eben angezeigt worden, als Rousseaus gefährlichere Angeberei erfolgte. Auch im *Dictionnaire Portatif* erkannte man nun Voltaire. Der Unwille in Genf war groß, die Stadt stand in den Flammen gerechter Entrüstung.

In seiner Verlegenheit schrieb Voltaire als scheinbar guter Bürger an den Leiter der Polizei und gab *Le Portatif* als eines der verderblichsten Bücher an, während er selbst schwere Pakete des Buches einschmuggelte.

Doch in Paris war die Situation für ihn noch schlimmer als in Genf. Der Herzog von Choiseul, der Premierminister, hatte größere Strenge für nötig erklärt. Der König selbst hatte gesagt: Kann man denn diesen Menschen nicht zum Schweigen bringen! Alle Briefe aus Paris brachten die Nachricht, daß nur noch die Rede davon war, ihn aus Ferney fortzuführen und für den Rest seines Lebens in die Bastille zu sperren.

Voltaire ist in tödlicher Angst. Aber mitten in seiner Angst macht er Spaß auf Spaß, schreibt z. B. an Holvetius: Man darf niemals etwas unter seinem Namen herausgeben. Ich habe auch nicht *La Bucelle*

geschrieben. Ich werde beweisen, daß der Staatsadvokat selbst sie geschrieben hat. Sobald unmittelbare Gefahr droht, bitte ich, mich freundschaftlichst zu unterrichten, damit ich mit meiner gewöhnlichen Treuherzigkeit und Unschuld alles ablehne.“

Gleichzeitig schrieb er offiziell nach Paris: „Der König ist zu gerecht und gut, um mich auf Grund leichtfertiger Verleumdungen zu verurteilen und auf eine so unbestimmte und falsche Anklage hin einen schwächlichen, kränklichen Greis von einundsiebzig Jahren zu überwältigen.“

In diese Bedrängnis brachte also Rousseaus Angeberei Voltaire. Als ob die beiden hervorragenden Männer nicht schon von vornherein in einem barbarischen Zeitalter schwierig genug dastanden, mußten sie sich noch durch gegenseitige haßerfüllte Verfolgungen ins Unglück stürzen.

Wir beobachteten bei Rousseau zuerst die Bewunderung, dann den Neid, den doppelten auf Ruhm und auf Reichtum. Dieser Neid verummumt sich als Tugend beim Angriff auf das Genfer Theater, als Religion beim Angriff auf die Lissabon-Ode. Der Neid wird zum Haß, zum glühenden Haß. Doch dieser Haß ist selbst wieder Vermummung des klaren Bewußtseins, Träger einer neuen Idee zu sein, eines Prinzips, das dem rationalistischen Voltaire entgegengesetzt ist. Bei Voltaire zuerst Überlegenheit, dann Verärgerung darüber, schikaniert zu werden, Ingrimm über einen Abtrünnigen, durch den Mangel an Verständnis für die Neuschöpfungen eines Sonderlings vergrößert. Dann Mitleid, Anerbieten zu helfen, das zurückgewiesen wird. Dann die gegenseitigen gehässigen Angebereien bei den Machthabern.

Mit dem Sprunge eines Tigers wirft sich nun der so lange gereizte und herausgeforderte Voltaire auf Rousseau.

Er gibt anonym *Le Sentiment des Citoyens* heraus, das anscheinend von einem Genfer Bürger geschrieben, Jean Jacques des Unglaubens, der Gottlosigkeit und der Gotteslästerung überführt:

Darf ein Mann, der in unserer Stadt geboren ist, in dem Maße unsere Pfarrer verhöhnen? Ist das ein Gelehrter, der Gelehrte angreift? Traurig müssen wir gestehen: ein Mann ist es, der noch mit den Malen seiner Ausschweifungen behaftet ist, und der in der Verkleidung eines Charlatans das unglückliche Weib von Stadt zu Stadt mit sich schleppt ... deren Kinder er vor der Pforte eines Hospitals ausgesetzt hat.

Das war unwürdig; aber das war ein furchtbarer Schlag. Kaum vier oder fünf Menschen in Europa waren damals in Rousseaus Geheimnis eingeweiht. Niemand wußte anderes, als daß Therese seine treue Haushälterin war. Niemand ahnte, daß sie Kinder geboren hatte, die er für seine hielt, noch weniger das Schicksal, das ihnen bereitet worden war. Was man auch gegen Rousseau einzuwenden hatte, seine reine puritanische Tugend — die er bei jeder Gelegenheit im Munde führte — war von niemandem bezweifelt worden.

Rousseau konnte nicht annehmen, daß die Schrift von Voltaire war, und er suchte den Urheber in der Genfer Geistlichkeit, fiel über Unschuldige her und machte sie sich zu Feinden.

Rousseaus *Lettres de la montagne* wurden in Paris verboten, in der Schweiz und in Holland verbrannt. Nirgends konnte er mehr Zuflucht finden. Er wollte seine gesammelten Werke in Neuchâtel herausgeben. Der Rat widersetzte sich. Die Pfarrer verbannten ihn. Friedrich der Große versuchte vergeblich, ihn zu beschützen. Selbst Mylord Maréchal bezweifelte, ob der theologische Haß zu überwinden sei. Da Rousseau das Berliner Klima nicht vertragen konnte, schrieb Lord Keith um Zuflucht für den Verfolgten an die Staatsinquisitoren in Venedig, die abschlägig antworteten. Dieselbe Antwort kam aus Turin, dieselbe aus Wien, wo Rousseaus Beschützer, der Prinz von Württemberg, doch Verbindungen hatte. Inzwischen hetzte man die Bevölkerung in Motiers auf; Steine wurden durch die Scheiben in Rousseaus Haus geworfen. Therese ließ außerdem von kleinen Jungen und Mädchen große Steine auf die offene Galerie des Hauses tragen, um Rousseau zu erschrecken. Sie hatte die Stadt über. Da floh er, während Friedrich Briefe voll äußerster Strenge an die „Dalai-Lamas“ in Neuchâtel sandte.

X

Da brach in den tugendhaften Genf ein neuer und höchst komischer Skandal aus, dessen Folge war, daß sich Voltaire mit dem Konsistorium der Stadt gänzlich überwarf.

Ein Herr Robert Covelle wurde von einem Fräulein Cathérine Ferboz verklagt, mit ihr ein Verhältnis gehabt zu haben und der Vater ihres Kindes zu sein. Jenes räumte er ein, dies bezweifelte er. Nach alter Sitte wurde er verurteilt, Gott auf den Knien um Vergebung zu bitten. Er weigerte sich zu knien. Wurde deshalb zu Gefängnis verurteilt. Weigerte sich wieder zu knien, bat Voltaire um Hilfe, und dieser schrieb darüber eine lustige Flugschrift nach der anderen, außerdem noch ein ganzes allerdings etwas ermüdendes episches Gedicht *La Guerre civile de Genève ou les Amours de Robert Covelle*.

Da Herr Covelle in Ferney jederzeit freundlich aufgenommen wurde, begann er, sich selbst für einen bedeutenden Mann zu halten. Voltaire machte sich ganz offen über ihn lustig und nannte ihn unter Freunden niemals anders als mit dem biblischen Ausdruck für sein Vergehen: Monsieur le fornicateur. Die Lakaien, die ihn stets so nennen hörten, die biblische Bezeichnung aber nicht kannten, glaubten, das wäre irgend ein Amt in der Republik und meldeten von nun an zur Freude der Anwesenden unter einer Verbeugung von den Flügeltüren her: Monsieur le fornicateur!

Die Bürger standen auf Covelles Seite gegen den Rat. In dem entstehenden Streit zwischen dem Rat und den Bürgern suchten diese

Hilfe bei Voltaire, denn er stand sich mit dem französischen Residenten gut, der zum Schiedsrichter ernannt worden war. Voltaire war zufrieden: in Versailles konnte man nun sehen, welchen Einfluß er in Genf ausübte. Er wollte die Gegner versöhnen, die Rousseau aufeinander gehetzt hatte. Der französische Resident wünschte, daß das Theater in Genf wieder geöffnet wurde, der Rat wagte nicht, sich dem zu widersetzen. Und unter Jubel wurde *Tartuffe* gespielt.

Von dieser Höhe aus bot Voltaire nun zum letzten Mal Rousseau Frieden und Versöhnung an. Wieder vergebens, obgleich er ihm versprach, ihn wieder in alle seine Rechte in Genf einzusetzen.

XI

Man erlangte einen Paß für Rousseau zur Durchreise durch Frankreich. In Paris wurde er mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen, hielt förmlich Hof, und trotzdem der Verhaftungsbefehl über seinem Haupte schwebte, ging er im Luxembourg-Garten in seinem armenischen Kostüm spazieren.

Man hielt jedoch England für seinen sichersten Aufenthalt. Und der große Philosoph David Hume, der damals Gesandtschaftssekretär in Paris war und allgemein verehrt wurde, nahm sich seiner an, brachte ihn über den Kanal und führte ihn in London überall ein. Das Parlament empfing ihn ehrenvoll; im Theater saß er in Garricks Loge. Der König und die Königin besuchten das Theater, um ihn zu sehen. Mit Rousseaus Erlaubnis bat Hume den König um ein Jahresgehalt für ihn und erhielt es.

Dann legte sich die Neugier. Therese kam zu Rousseau. Er wünschte, die vornehme Gesellschaft sollte sie einladen. Aber man wollte das gesellschaftliche Herkommen seinetwegen nicht außer Kraft setzen.

Hume fand eine ausgezeichnete Zufluchtsstätte für ihn auf dem Lande in Wootton, wo ein Mr. Davenport ihm Haus und Dienerschaft zur Verfügung stellte.

Aber die Verehrung, deren Gegenstand Rousseau war und seine ewigen Klagen über Verfolgung hatten Horace Walpole geärgert, und dieser witzige Mann schrieb im Übermut einen *Brief Friedrich des Großen an Rousseau*, in dem die folgenden scherzhaften Zeilen standen:

Mein lieber Jean Jacques! Kommen Sie zu mir! Ich bewundere Ihre Talente. . . . Zeigen Sie nun Ihren Feinden, daß Sie gelegentlich gesunden Verstand haben können. Das wird die Feinde ärgern, ohne Ihnen bei Ihren Freunden sonderlich zu schaden. Ich will Ihnen wohl und werde es Ihnen beweisen, falls Sie es wünschen. Wenn Sie aber meine Hilfe abschlagen, dann vertrauen Sie nicht darauf, daß ich es jemandem weitererzähle. Wenn Sie sich weiter den Kopf zerbrechen um neue Arten Unglück zu finden, über das Sie sich beklagen können,

dann wählen Sie, wie Sie wollen. Ich bin König und kann Ihnen Unglück nach Wunsch verschaffen usw. Ihr guter Freund Friedrich.

Dieser Brief ging wie ein Lauffeuer durch Paris; Rousseau bekam ihn aber nicht zu sehen. Jetzt brachte *St. James Chronicle* den Brief und die Zeitungen sprachen mit Ironie von Rousseau. Er bildete sich ein, Voltaire hätte den Brief geschrieben und Hume ihn veröffentlicht, und er wütete gegen beide. Er bildete sich außerdem ein, daß Hume seine Privatbriefe öffnete und nannte ihn deshalb Verräter und Verfolger.

Hume antwortete empört und legte Rousseaus Undankbarkeit dar. Er verstand nicht, daß Rousseau an Verfolgungsmanie litt, und Voltaire verstand das eben so wenig, so oft er auch Rousseau verrückt nannte.

Deshalb ging Voltaire nun als Angreifer vor und gab anonym seinen *Brief an Dr. Pansophe* heraus, der Rousseau verhöhnt und ihn besonders in England vernichten mußte, da er einen Auszug von allen leichtfertigen und törichten Äußerungen Rousseaus über die Engländer enthielt. — Noch schlimmer waren die späteren Noten zu diesem Brief, in denen erbarmungslos das wenig anständige Verhalten, das Rousseau in seiner Jugend als Sekretär des französischen Gesandten in Venedig gezeigt hatte, enthüllt wurde.

Als sich aber Voltaire auch an Friedrich wandte, um ihn zu bewegen, sich gegen Rousseau zu äußern, da antwortete dieser hochherzig und barsch: „Ich bin der Ansicht, daß er unglücklich und zu bedauern ist. Ich habe weder seine Paradoxe noch seinen zynischen Ton gern. Aber man soll vor den Unglücklichen Achtung haben. Nur verdorbene Seelen fallen über sie her.“

Verwirrt und verzweifelt flüchtete Rousseau nach Frankreich und lebte dort einige Jahre in Ruhe.

XII

Im Jahre 1770 bekam Madame Necker den Einfall, man sollte Voltaire noch zu Lebenszeiten eine Statue errichten.

Rousseau schrieb aus Lyon an Monsieur de la Tourette: „Ich höre, daß man plant, für Herrn de Voltaire eine Statue zu errichten und daß man allen, die sich durch einige gedruckte Werke bekannt gemacht haben, gestattet, sich an diesem Vorhaben zu beteiligen. Ich habe die Möglichkeit, an dieser Ehre teilzunehmen, teuer genug bezahlt, um Anspruch auf sie zu erheben und bitte Sie inständigst, mir lebenswürdig zu gestatten, mich unter die Subskribenten einzutragen.“ Darauf sandte er zwei Louisdor mit einem Brief an D'Alembert:

„Ich höre, daß man allen, die sich durch ein oder das andere gedruckte Werk bekanntgemacht haben, gestattet, an diesem Vorhaben teilzunehmen. Auch ich wage da, Anspruch auf diese Ehre zu erheben.“

Als Voltaire es erfuhr, versuchte er mit aller Macht zu erreichen, daß man den Beitrag zurücksandte; seine Freunde, die Philosophen im Hause der Madame Necker, meinten gleichfalls, Rousseau müßte abgewiesen werden, wie man z. B. Fréron abgewiesen hatte, der sich auch beteiligen wollte. Aber D'Alembert wollte sich aus guten Gründen darauf nicht einlassen.

Acht Jahre später starb erst Voltaire, dann Rousseau nur einen Monat darauf. Friedlich verbunden wurden sie nie.

Sie gehörten zu den Gegensätzen, die zu paaren der Geschichte manchmal gefällt.

Oft stehen sich solche Gegensätze schroff gegenüber, lassen sich aber doch zur Not versöhnen, wie in älteren Zeiten Shakespeare und Ben Jonson, in neueren Hugo und Musset, Björnson und Ibsen.

Manchmal sind sie unversöhnlich wie Erasmus und Luther, Corneille und Racine, Byron und Southey, Oehlenschläger und Baggesen, Heine und Börne, Wergeland und Welhaven. Selten nur fühlen zwei große Zeitgenossen dauernd brüderlich für einander wie Petrarca und Boccaccio — oder wird die angeborene lang genährte Antipathie von einer fruchtbaren Freundschaft abgelöst. Goethe und Schiller sind das große Beispiel.

In diesem Fall war der Gegensatz unversöhnlich.

Bei Voltaire war, wie bereits erwähnt, der gesunde Menschenverstand in so hervorragendem Maße, in einer so unerhörten Klarheit und Schärfe ausgeprägt, daß sie Genie wurde — wie hundert Jahre später auf dem praktischen Gebiet bei Bismarck.

Bei Rousseau wurde umgekehrt das ganz Irrationelle, das geheimnisvolle Fühlen, der Wahnsinn selbst in seiner Verwandtschaft mit der Genialität, als heilige Raserei zum Genie, zur Schöpferkraft, zur Freude über das Leben und die Allnatur.

Die Griechen nannten den Dichter Poietes: einen Macher, Former, Gestalter. Für die Römer war er Vates: ein Seher, Prophet, Wahrsager.

Voltaire war als Denker und Schreiber Poietes, Rousseau als revolutionärer und gefühlvoller Religionsstifter Vates.

Voltaire formgebend und bis zur Übertreibung Formen schätzend. Rousseau formsprengend, bis zur Sentimentalität unter Pathos der Fürsprecher des Urgefühls.

Das positive Wesen beider ist in Tausende von Geistern übergegangen, während die Werke ins Halbvergessen gesunken sind.

Beide siegten am stärksten im Negativen. Voltaire sprengte die Religion des alten überlieferten Régimes, Rousseau dessen Gesellschaft.

Als Voltaire im Juli 1753 der preußischen Gefangenschaft in Frankfurt entronnen war, wurde er in Mainz aufs glänzendste aufgenommen und der Kurfürst huldigte ihm durch ununterbrochene Festlichkeiten auf dem Schlosse Schwetzingen, wo ihm zu Ehren vier seiner Stücke aufgeführt wurden. Es könnte also scheinen, als würde das zwischen ihm und dem König von Preußen entstandene Mißverhältnis nicht einmal in Deutschland irgend einen Einfluß auf seine Lage ausüben. Als er sich von dort nach dem Elsaß begab und mehrere Monate unbehelligt auf französischem Boden lebte, konnte er sich eine kurze Zeit vorstellen, er wäre in seiner Heimat gern gesehen und könne als freier Mann Aufenthalt nehmen, wo er wolle.

Er wurde doch bald aus diesem Glauben gerissen. In Colmar erfuhr er, daß ein Buchhändler Jean Néaulme im Haag ohne sein Wissen und Wollen ein altes Manuskript von ihm veröffentlicht hatte, eine kurzgefaßte Weltgeschichte, die er vor fünfzehn Jahren Friedrich dem Großen geschenkt hatte, *Abrégé de l'histoire universelle*. Es wurde behauptet, das Manuskript hätte zur Beute nach der Schlacht bei Sohr gehört und wäre für 50 Louisdor von dem Kammerdiener des Prinzen Karl verkauft worden. Wie es aber auch in den Besitz des Buchhändlers gekommen war, durch Raub oder Diebstahl, der Druck setzte den Verfasser großen Gefahren aus.

Es hatten sich nicht nur Flüchtigkeiten und Unrichtigkeiten in die Abschrift eingeschlichen, die die Unterlage bildete, der Text war manchmal derart verändert, daß die Stelle, wenn man sie feindlich deutete, als Angriff auf die französischen Behörden ausgelegt werden konnte. An einer Stelle hatte Voltaire z. B. geschrieben: „Die Historiker ähneln in diesem Punkte gewissen Tyrannen, von denen sie sprechen, die dem Wohl eines einzelnen Menschen das des Menschengeschlechtes opfern.“ Hier war das Wort Tyrannen durch Könige ersetzt worden, was es etwaigen Fürsprechern Voltaires am Hofe sehr schwierig gemacht hätte, seine Sache zu vertreten.

Hierzu kam, daß Bruchstücke aus *la Pucelle*, die ebenfalls aus der Kassetten des Königs von Preußen erbeutet worden waren, sich nun

in Wien befanden und plötzlich gedruckt vorliegen konnten. Die kurzgefaßte Weltgeschichte genügte indessen schon. Sie hatte die ganze Geistlichkeit in Frankreich gegen ihn aufgebracht, und seine Sache war gründlich verloren.

Er wußte nicht, daß der leitende Minister, sein alter Schulkamerad, der Marquis von Argenson, bereits am 8. August 1753 in seinem Tagebuch bemerkt hatte: „Man verweigert dem Dichter Voltaire die Genehmigung, nach Frankreich zurückzukehren. Man will durch diese kleine Aufmerksamkeit dem König von Preußen gefällig sein, während man ihm in wichtigeren Angelegenheiten entgegen ist.“

Nicht nur jeder Rückweg nach Paris war so für Voltaire versperrt, sondern die Jesuiten, deren Einfluß im Elsaß groß war, waren fest entschlossen, ihn auch dort nicht zu dulden. Vor wenigen Jahren, 1750, hatte man auf dem größten Platz in Colmar ein Autodafé aller Exemplare von Bayles *Dictionnaire* veranstaltet, die Privatleute in der Stadt besaßen; ja, zum Schluß kamen diese selbst und warfen ihre Bücher in den Scheiterhaufen.

Voltaire tat nach seiner Gewohnheit, was von ihm verlangt wurde, um die geistlichen Machthaber milder zu stimmen, ging in die Kirche und ging zum Abendmahl. Er wollte das Recht erlangen, nach Paris zurückzukehren und sich in Frankreich aufzuhalten. Er durfte sich auch nicht dem aussetzen, daß Friedrich ihn auf die Dauer für seinen Gegner hielt. Ein gekrönter Philosoph ist ja um vieles stärker als ein ungekrönter. Er wußte, daß nur ein Wort des preußischen Gesandten in Paris nötig wäre, und seine Rückkehr würde unmöglich sein. Mylord Maréchal hatte das offen zu seiner Nichte ausgesprochen, und der dem König ergebene Schotte hatte die Drohung geäußert, um zu verhindern, daß Voltaire eine Zeile oder ein Gedicht gegen seinen Herren veröffentlichte, der noch vor so ganz kurzer Zeit Voltaires Freund gewesen war. Die Drohung war überflüssig, da Voltaire seine Erbitterung in sich schlang und an keinerlei feindliche Haltung dachte, und der Druck von Preußen war überflüssig, da Ludwig XV. auf jeden Fall den Unruhestifter ein für alle Male los sein wollte.

II

So unsicher sich Voltaire auch fühlte, er begriff nicht, wie ausichtslos seine Stellung in Frankreich in Wirklichkeit war. Es ist leicht genug zu sagen, er hätte keine Zugeständnisse machen sollen. Falls man sich in jener Zeit weigerte, zum Abendmahl zu gehen, mußte man es „par arrêt de Parlement“ tun. Das heilige Abendmahl wurde unter Drohung von Bajonettstößen zelebriert, „la baïonnette au bout du fusil“.

Kirche und Königtum fühlten den Boden unter sich beben, und mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts wurde ihre Selbstbehauptung immer krampfhafter. Die französische Inquisition nahm an Ausdehnung



Nach einem Pastell von de la Tour 1730.

und Machtfülle ständig zu. Bereits im Jahre 1735 hatte Voltaire geschrieben: „In was für einem Jahrhundert leben wir! Heutzutage hätte man La Fontaine sicher verbrannt.“ Am 12. Februar 1752 schrieb d'Argenson in seinem Tagebuch: „Weh den ehrlichen Männern, die jetzt ihre Zunge nicht im Zaum halten!“ Am 7. Mai desselben Jahres erzählt er nach einer Unterredung mit D'Alembert über die Möglichkeit, die Enzyklopädie fortzusetzen, daß D'Alembert ihm bewiesen habe, es wäre unumgänglich, die Gedanken durch Trivialitäten zu ersetzen; es gäbe keine Redefreiheit. — Zehn Jahre danach schreißt D'Alembert niedergeschlagen, blutenden Herzens an Voltaire: „Sie können sich nicht vorstellen, zu welcher Höhe an Raserei die Inquisition gelangt ist. Die Zöllner des Gedankens, die ja königliche Zensoren heißen, streichen in den Büchern Wörter wie Aberglauben, Duldsamkeit, Verfolgung.“

Sehen wir zurück auf Voltaires frühere, verhältnismäßig so unschuldige Schöpfungen zurück, so finden wir *Karl XII.* verboten, auf Schleichwegen vertrieben, *la Henriade* so vollkommen unterdrückt, daß 1728 in Paris weder für Silber noch Gold ein Exemplar aufzutreiben war. 1733 wird sie „geduldet“, man hat Nachsicht mit ihr; gesetzlich erlaubt war sie nicht. Wir haben verfolgt, welchen Gefahren das Gedicht *Le Mondain* den Urheber aussetzte. *Lettres Philosophiques* wurden vom Henker verbrannt. Das Gedicht *Poeme sur la loi naturelle* wurde später ebenfalls auf Parlamentsbefehl verbrannt. Die in der Ouverture erwähnte königliche Erklärung vom April 1757 machte jede Schriftstellertätigkeit lebensgefährlich.

Im Jahre 1724 war ein Bewohner von Montmartre wegen Verspottung Gottes lebendig verbrannt worden. Am 6. September 1758 wurde ein Justizbeamter namens Moriceau de la Motte erst zur öffentlichen Buße und danach zum Tode durch Erhängen verurteilt, weil er im Besitz von Plakaten gefunden worden war, die „bestimmt schienen, angeschlagen zu werden“, besonders da er stark verdächtig war, was auf den Plakaten stand, verfaßt zu haben (man erfährt nicht, was); er hätte privat „aufrührerische Reden“ geführt.

1768 wurde ein armer Teufel zur Galeere verurteilt, weil er einen Buchhändler gebeten hatte, ihm ein paar Bücher abzunehmen, die er als Bezahlung erhalten hatte. Der Kolporteur, von dem er die Bücher empfang, wurde ebenfalls zur Galeere verurteilt. Seine Frau wurde ins La Salpetrière-Gefängnis gesteckt. Diderot teilt mit, daß alle drei außerdem an den Pranger gestellt, gepeitscht und gebrandmarkt wurden.

Tocqueville hat es an einer Stelle „eine Lächerlichkeit“ genannt, zu glauben, daß die königliche Erklärung über die Presse buchstäblich angenommen wurde. Das zeigt nur seine Voreingenommenheit als konservativer Schriftsteller. Nach der Erklärung hat Voltaire die größte Mühe, einen Artikel für die Enzyklopädie „christlich“ genug zu machen, damit D'Alembert ihn drucken lassen darf. Er bekommt den Artikel zurück und wird gebeten, die Ausdrücke noch weiter zu mildern.

Jeder begreift, welche Gefahr er lief, als er ein Werk wie den *Dictionnaire philosophique* veröffentlichte. 1769 wurde in Paris seine *Histoire du Parlement* mit 6 Louisd'or bezahlt (144 Francs nach damaligem Geld, jetzt also vielfach mehr); man hatte die Händler so schwer bestraft, daß niemand wagte, ein solches rein historisches Werk zu verkaufen.

Und man verbrannte seine Bücher ja nicht nur in Paris. Wie Voltaire's *Doctor Akakia* in Berlin, so wurde sein *Dictionnaire philosophique* in Genf verbrannt.

Ihm selbst drohte bis in seine letzten Lebensjahre das Gefängnis. Am 8. Oktober schrieb Diderot an seine Freundin, Fräulein Volland: „Sie werden kaum erraten, aus welchem Grunde eine schmachvolle Einsperrung über seinem Haupte schwebt. Sie droht als Folge eines tiefen Grolls, den unsere Herren gegen ihn wegen eines Artikels im Dictionnaire hegen... Sie verzeihen Voltaire niemals. — Ich fürchte sehr, daß diese Menschen trotz allen Ansehens, das er genießt, trotz aller Protektion, trotz seiner seltenen Talente und schönen Werke unserem armen Patriarchen einen traurigen Streich spielen werden. Wissen Sie, daß man vor drei Tagen beschlossen hatte, ihn ins Gefängnis zu sperren?“

1776 richtete er einen Brief an die Akademie, die, nachdem sie sich mit seinem Inhalt bekannt gemacht hatte, es D'Alembert übertrug, ihn laut vorzulesen. Der Buchhändler, dem D'Alembert ihn gab, druckte ihn ohne Zögern, da er das Recht, ihn zu veröffentlichen, nicht in Zweifel zog. Der Schatzkammerkanzler verweigerte die Genehmigung.

Das stimmt damit überein, daß es nach Voltaire's Tode den Blättern und Zeitschriften verboten war, im ersten Jahr über ihn zu schreiben.

Man muß sich diese Tatsachen vor Augen halten, um das nach modernen Begriffen manchmal Unmännliche seiner Haltung zu verstehen. Da die Menschen unserer Zeit von den damaligen Verhältnissen nichts wissen, ahnen sie nicht, daß die Größten, die sogenannten Reinsten und Frömmsten, noch ganz anders auswichen, als er es jemals getan, der schließlich doch diesen ganzen Zustand und das ganze Jahrhundert revolutionierte.

All die besten französischen Schriftsteller haben ihre Werke verleugnet—ganz wie er die seinen. Nicht nur die weltlichen wie Rabelais, La Rochefoucauld, Pierre Bayle, sondern auch die Heiligen wie die Hauptpersonen in Sainte-Beuve's *Port-Royal*, Saint-Cyran, der nicht zugeben wollte, daß er der Verfasser des *Petrus Aurelius* war, ja sogar Pascal, der sich verstellte und Zweideutigkeiten gebrauchte, um die Urheberschaft an *Les Provinciales* abzuleugnen. Vater Amat hatte gesagt, daß der noch unbekannte Verfasser des Werkes „Sekretär in Port-Royal“ war. „Ich bin nicht aus Port-Royal,“ antwortete Pascal. Wenn das bedeuten sollte, daß er in keinem Verhältnis zu Port-Royal stand oder in keinerlei Verbindung mit diesem Kloster, dann würde Joseph de Maistre recht haben, wenn er von Pascal's *Les Menteuses*

spricht, wie er von Corneilles Komödie *Le Menteur* (*Der Lügner*) spräche. Sollte es aber nur sagen, daß Pascal nicht dort wohnte, dann war die Erklärung nur leer und nichtssagend.

Ganz im selben Geist leugnet Racine in einem Brief an Madame de Maintenon vom 4. März 1698, Jansenist zu sein. Er habe voll Schmerz erfahren, daß man beim König diesen Eindruck erwecken möchte. Das sei eine niedrige Verleumdung wie jene, die er in seiner *Esther* gestempelt habe. Mit einer derartigen Unwahrhaftigkeit und Furchtsamkeit verleugnete Racine seine jansenistischen Freunde, als sie unpopulär und bedroht waren. Im Vergleich mit der Anonymität und Verleugnung in diesen Fällen ist Voltaires Anonymität nur eine Parade, von der er weiß, daß man sie durchschaut, aber doch nicht durchschlagen kann, und die Ablehnung eine Sicherheitsmaßnahme, ein provisorischer Deckmantel, eine Maske, die er stets bei sich hat und sich manchmal um die Ohren und vor den Mund bindet, während er doch fühlt, daß seine Augen ihn verraten.

Er war in jenem Jahrhundert, in dem der Gedanke um seine Freiheit kämpfen mußte, gerade der einzige, der niemals den Mut verlor. Er hätte friedlich in Paris leben können, falls er hätte schweigen wollen, aber er konnte nicht schweigen. Lange ist er der einzige, der nicht schweigen kann. Seht rückwärts! Kopernikus schweigt sein Leben lang. Galilei widerruft seine Lehre. Cartesius unterdrückt seine Abhandlung über die Physik, als er das Urteil über Galilei erfährt. Oder man denke an seine Zeitgenossen! Fontenelle verzichtet auf Kritik und Geschichte, denn seine Ruhe ist ihm lieber als seine Gedanken. Fréret läßt sich durch einen Aufenthalt in der Bastille stumm machen, er, ein wirkliches Genie, der nach der Ansicht von Augustin Thierry die französische Altertumsgeschichte um ein Jahrhundert vorwärts gebracht haben würde. Für seine Antrittsrede in l'Académie des inscriptions: *Über den Ursprung der Franzosen* wird er eine Zeitlang ins Gefängnis gesperrt, und das veranlaßt ihn, jede Beschäftigung mit der Geschichte aufzugeben. Der Marquis von Mirabeau läßt seine reformatorischen Gedanken fahren, nachdem man ihn nach Bignon verwiesen hat. D'Alembert verliert schließlich den Mut und bleibt taub bei den Beschwörungen der Freunde, die Arbeit an der Enzyklopädie nicht fallen zu lassen.

Voltaire sagt, was er denkt. Sein Leben ist Handlung. Er schreibt nicht, um zu schreiben, oder um Ehre zu gewinnen, am wenigsten um Geld zu verdienen; er schreibt aus innerem Trieb und um zu wirken.

III

Was nützte es, daß die Markgräfin von Bayreuth Voltaire in Colmar aufsuchte, ihm die größte Herzlichkeit erwies und den redlichsten Eifer zeigte, den Eindruck des gewaltsamen Benehmens ihres Bruders auszulöschen! Seine Stellung zu Friedrich konnte nie mehr ein Verhältnis

gegenseitigen Vertrauens werden. Was nützte es, daß er in Plombières mit Richelieu wie so oft vorher zusammentraf, und daß die beiden Freunde, die nach der Angabe Sénac de Meilhans sich auffallend ähnlich geworden waren, sowohl in den Handbewegungen wie in der Stimme und in der Betonung, vereint Pläne schmiedeten, wie Richelieu seinen Einfluß bei Madame de Pompadour (wie auch bei den Schauspielern der Comédie française) benutzen sollte, um Voltaire wieder den Weg nach Paris zu bahnen? Ludwig der Fünfzehnte ließ sich nicht erweichen.

Der König von Frankreich hatte nie in seinem Leben Voltaire fünf Minuten vermißt. Der König von Preußen dagegen entbehrte ihn so hart und fühlte sich so einsam, nachdem ihn Voltaire und die meisten der Tafelrunde verlassen hatten, daß seine Hofleute ernstlich nach einem Ersatz suchten. Schließlich hörte man, daß ein Chevalier Masson, Kapitän im Regiment Briquerville, den Ruf besaß, ein ganz besonders geistreicher und ursprünglicher Mann zu sein. Friedrich erbat sich ihn von Ludwig dem Fünfzehnten. Er kam, speiste ein paarmal an der Tafel des Königs, hielt den Vergleich mit seinem Vorgänger aber so schlecht aus und beging so viele kleine Ungeschicklichkeiten, daß ihm der König, der ihm ein Jahresgehalt versprochen hatte, ihm dies zwanzig Jahre lang auszahlte, ohne ihn überhaupt zu sehen.

Wie Voltaires Stellung in Frankreich indessen war, erfuhr er am besten, als er in Lyon seinem alten Bekannten, dem Kardinal von Tencin, einen Besuch abstatten wollte. Die Audienz dauerte kaum eine Minute. Der Kardinal sagte Voltaire, daß er außerstande sei, ihn zum Essen einzuladen, da Voltaire beim Hofe in Paris nicht gut angeschrieben wäre, worauf der Dichter sich erhob und ging. — Es vergingen Jahre, bis das Verhältnis zwischen ihnen wieder einigermaßen hergestellt wurde. Das trat dann ein, als Voltaire vor der Schlacht bei Roßbach durch Tencin versuchte, eine Annäherung zwischen Friedrich und Ludwig zustande zu bringen.

Es war nur eine geringe Genugtuung für Voltaires Ehrgefühl, daß die Bevölkerung Lyons ihm im Theater eine stürmische Huldigung darbrachte. Er fühlte innerlich, daß Frankreich nicht für ihn war, und er wandte seine Blicke nach der Schweiz.

Wenige Tage, nachdem er Lyon verlassen hatte, war er in Genf. Er wohnte einige Zeit im Schloß Prangins bei Lausanne, wo er sich wohl fühlte und sich einen dauernden Aufenthaltsort suchte.

Er schickte dem Staatsrat in Genf einen Brief, in dem er die Herren des Rates um die Erlaubnis bat, das Gebiet der Republik bewohnen zu dürfen, und gab als Grund seinen Gesundheitszustand und die Notwendigkeit an, seinem Arzt „dem ehrenwerten Tronchin“, nahe zu sein. Die Entscheidung des Rates lautete dahin, dem genannten Sieur de Voltaire zu erlauben, das Herrschaftsgebiet der Republik zu bewohnen, so lange die Obrigkeit (die Seigneurie) es für gut fand.

Voltaire wollte sich mit dem Rat am liebsten gut stehen, denn er dachte an eine dauernde Niederlassung. Er suchte und fand in der

Nähe Genfs eine herrliche Sommerresidenz und kaufte sich für 90000 Livres das Eigentum Saint-Jean, dem er in seinem Entzücken über den Platz den Namen Les Délices gab, und wo er leidenschaftlich wieder die ihm so liebe Wirksamkeit als Maurer, Zimmerer, Ackerbauer und Gärtner begann, um alles nach seinem Wunsch eingerichtet und verändert zu haben. Einer seiner ersten Gäste hier war der Schauspieler Le Kain aus Paris, den er, wie ein Vater seinen Sohn, empfing.

IV

Bei dem Mann, den Voltaire in seinem Gesuch an den Rat in Genf nannte, ist es nötig, etwas zu verweilen, da sein Name von nun ab unlösbar mit dem Voltaires verbunden ist, denn er wachte als Arzt bis zu seinem Tode über ihn. Voltaire hegte nicht nur Vertrauen zu Tronchins Tüchtigkeit, sondern große Bewunderung und ungewöhnliche Freundschaft für ihn. Soweit man es beurteilen kann, hat er niemals daran gezweifelt, daß die Sympathie erwidert wurde. Hier irrte er sich aber merklich. In den zahlreichen Äußerungen Tronchins über Voltaire, die sich in seinen Briefen finden, liegt, wenn man sie aufmerksam liest, nicht die Spur wirklichen Wohlwollens, sondern viel außerordentlich unwillige Kritik und die vorurteilsvolle Mißbilligung eines wahrscheinlich aus religiösen Gründen voreingenommenen Mannes.

Zeigt sich Tronchin in seinen stets moralisierenden Ergüssen über Voltaire nicht gerade als großer Psycholog, so erweist sich Voltaire zum Ausgleich dafür als höchst unvollkommener Menschenkenner, da er in fast einem Vierteljahrhundert nicht entdeckte, wie wenig ihm Tronchin im Grunde zugetan war und wie gering er ihn einschätzte.

Das war umso ungerechter, als der Genfer Arzt einen guten Teil seines Rufes seinem berühmten Patienten verdankte: Voltaire sagt von ihm: „Er ist ein Mann, der sechs Fuß groß ist, gelehrt wie Äskulap und schön wie Apollon.“ Aber nicht nur die äußeren Eigenschaften Tronchins nahmen für ihn ein. Voltaire behauptet, daß niemand besser sprach als Tronchin und daß niemand mehr Witz besaß. Als Arzt scheint Tronchin das gehörige Interesse für Voltaires Gesundheit gezeigt zu haben. Er hat danach gestrebt, diesem großen Kind mehr Selbstbeherrschung beizubringen und diesem flammenden Temperament mehr Mäßigung zu geben — Aufgaben, die doch beinah der Quadratur des Kreises gleichkamen. Sein erster Brief an Jean Jacques Rousseau nach der Ankunft Voltaires, der damals noch in einem guten Verhältnis zu seinem späteren Gegner stand, enthält schon ganz und gar Tronchins falsche Grundanschauung über Voltaire. Der Brief ist so lang, daß hier nur ein Bruchstück gebracht werden kann:

Was kann man von einem Menschen erwarten, der sich fast stets im Streit mit sich selbst befindet, dessen Herz von seinem Kopf immer enttäuscht wird! Sein moralischer Zustand ist von seiner Kindheit an so unnatürlich gewesen, daß sein Wesen jetzt ein künst-

liches Ganzes geworden ist, das mit nichts Ähnlichkeit besitzt. Von allen Zeitgenossen ist er selbst derjenige, den er am wenigsten kennt. Alle Verhältnisse zwischen ihm und anderen Menschen sind in Unordnung. Er hat mehr Glück erreichen wollen, als er zu fordern berechtigt war. Die Übertreibung seiner Forderung hat ihn unmerklich zu einer Ungerechtigkeit geführt, die von den Gesetzen nicht verurteilt, von der Vernunft aber mißbilligt wird. . . . Die Lobpreisungen seiner Bewunderer haben vollendet, was seine eigenen maßlosen Forderungen begonnen hatten; er ist der Sklave seiner Verehrer geworden; von ihnen hängt sein Glück ab . . . daher kommt es, daß ihn eine Schmähung La Beaumelles mehr ärgert, als ihn der Beifall eines ganzen Theaters erfreut. Und das Resultat? Die Furcht vor dem Tode (denn er zittert vor ihm) hindert ihn nicht, sich über das Leben zu beklagen, und da er nicht weiß, wem er die Schuld geben soll, so beklagt er sich über die Vorsehung, während er allein mit sich selbst unzufrieden sein sollte.

Deutlich genug haben für diesen strengen und ehrbaren Calvinisten Voltaires Reizbarkeit in kleinen Dingen und seine Empfindlichkeit gegen Schmähungen und Schikanen alle großen Eigenschaften seines Wesens verschluckt.

Gleich nach der Niederlassung in der Schweiz begannen wegen des mangelhaften Schutzes der Literatur Verdrießlichkeiten in großer Zahl. Der Marquis von Ximénès, einer der Freunde des Hauses, der eine Zeitlang Madame Denis etwas näher gestanden hatte, war, wie schon erwähnt, in den Besitz eines Manuskriptes gekommen, an dem Voltaire noch arbeitete und das er noch nicht abgeschlossen hatte, *Der Feldzug Ludwigs XV. (Campagnes de Louis XV)* und hatte es für einige Louisdor an einen Buchhändler verkauft. Deshalb eine Menge Sorgen, ein verwickelter Kriegsplan, das Manuskript zurückzubekommen und hundertfache Mühe, ganz abgesehen von der schmerzlichen Erfahrung, daß ein vornehmer Freund, dem man zu sehr vertraut hatte, Manuskripte stahl und zu Geld machte.

Aber die Hauptursache aller Schwierigkeiten, die den Frieden und die Ruhe Voltaires während seines Aufenthalts in der Schweiz störten, war seine Leidenschaft für das Theater, seine unüberwindbare Lust, Schauspiele zu schreiben und sie in seinem eigenen Hause vor einem kleinen Kreis Geladener aufzuführen. Und auf diesem Gebiet wollte Calvins fromme und tugendhafte Herde nicht nachgeben.

Schon vor seinem Kommen hatte das Theater Anlaß zu einem Skandal gegeben. Denn ein Professor Maurice hatte im Jahre 1748 Corneilles (streng christliche) Tragödie *Polyeucte* von einigen jungen Damen in einem Privathause spielen lassen, und der Rat hatte darauf den Pastoren Befehl gegeben, Privatleute vor jeder Aufführung von Theaterstücken zu warnen, da derartiges verboten war. Am 17. Februar 1752 wurden fünfzehn Barbier- und Friseurgehilfen vor den Rat gefordert und erhielten heftige Verweise, weil sie bei einem Schneider Joubert die Tragödie *Cäsars Tod* von Voltaire aufgeführt hatten.

Große Aufregung entstand zunächst in Genf, als Voltaire sein Gedicht *Le Désastre de Lisbonne* schrieb. Tronchin schrieb darüber an

Jean Jacques, für dessen Angriffe auf Voltaire dies Gedicht ja einer der Ausgangspunkte war:

Als er sein Gedicht geschrieben hatte, flehte ich ihn an und beschwor ihn, es zu verbrennen. Als ich nach Paris reiste, taten sich unsere gemeinsamen Freunde zusammen, um ihn dazu zu bewegen. Aber man erreichte nur, daß er einige Ausdrücke milderte; Sie können den Unterschied sehen, wenn Sie den zweiten Text mit dem ersten vergleichen. . . . Ich hoffe jedoch, daß er Ihren schönen Brief darüber mit Aufmerksamkeit lesen wird; wenn er keine Wirkung ausübt, so beruht es darauf, daß man im Alter von 60 Jahren nicht von den Übeln geheilt wird, die sich zu zeigen begannen, als man 18 Jahre war.

Am allerwenigsten verstand Tronchin, daß sich Voltaire nicht auf eine Polemik mit Rousseau über Gottes Güte einlassen wollte. Er bedachte u. a. nicht, daß diese Polemik für Rousseau eine literarische und gesellschaftliche Förderung war; für Voltaire würde sie Abbruch des Dutzends Arbeiten bedeuten, die er immer zugleich angelegt hatte, während er im voraus wußte, daß solche Polemik gänzlich unfruchtbar war und daß sich gar nichts daraus ergeben würde. Das, was ihn stets so aufbrachte, wenn man ihn angriff, war ja gerade der Groll über eine nun unvermeidliche Zeitvergeudung, während der Gegner sich über den Ritterschlag freute, der darin lag, mit Voltaire die Klinge zu kreuzen.

V

Eine kurze Zeitlang schien jedoch alles auf Frieden und Glück zu deuten. Les Délices war ein Ort nach dem Herzen des Dichters. Er wollte den Platz nicht verlassen, um Maria Theresia in Wien seine Aufwartung zu machen, wozu er aufgefordert worden war. „Glücklich der,“ schreibt er im Sommer 1756 an Thiériot, „der in seinem eigenen Heim lebt mit seinen Nichten, seinen Büchern, Gärten, Weinhöfen, Pferden, Kühen, seinem Adler, seinem Fuchs und seinen Kaninchen, die ihre Pfote an die Nase legen! Das alles habe ich, außerdem die Alpen, die im Bilde stattlich wirken. Ich schimpfe lieber mit meiner Gärtnerin, als daß ich Königen den Hof mache.“

Er war herrschaftlich eingerichtet, hatte vier Wagen, einen Kutscher, einen Postillon, zwei Lakaien, einen Kammerdiener, einen anderen Diener, einen französischen Koch, einen Küchenjungen und einen Sekretär. Das Mittagessen war stets gut, und es verging kein Tag, wo nicht zahlreiche Gesellschaft zu Tisch da war. Es kamen u. a. gelegentlich Dichter aus Paris, so der später recht treulose Palissot und der liebenswürdige Patu, der jung starb, aber in einem Brief an den berühmten Garrick seine Begeisterung über den Empfang und den Aufenthalt geschildert hat. Nur in London war der junge Patu Zeuge einer so hinreißenden Gastlichkeit gewesen:

Was für ein Mensch ist nicht der göttliche Sänger der Henriade! O, mein sehr lieber Freund, welch eine Freude, sich in einen so großen Geist zu vertiefen! Stellen Sie sich das Feuer der Jugend in einem

Gesicht vor, das hier und da die Züge eines Sterbenden zeigt, stellen Sie sich das Glänzende einer unwiderstehlichen Beredsamkeit vor. Wenn ich an alle die Fehler, ja Laster denke, die man Herrn de Voltaire anhängt, an den Geiz, dessen ich ihn habe beschuldigen hören, als was für jämmerliche und lächerliche Tiere mir dann seine Verleumder erscheinen! Nirgends findet man eine so prachtvolle Bewirtung, und nirgends findet man ein so höfliches, so anmutiges, so gewinnendes Wesen. Ganz Genf ist entzückt, ihn zu haben, und diese glücklichen Republikaner tun, was sie können, um ihn an sich zu fesseln.

Von dem Augenblick an, als D'Alemberts Artikel über Genf in der Encyclopädie gedruckt vorlag, war die Freude, Voltaire in der Stadt zu haben, völlig zu Ende.

Jeder Schriftsteller weiß, wie oft Literaten von nicht gerade höherem Rang, die Jahre hindurch einen Schriftsteller von grösserem Ansehen verfolgt haben, wenn sie durch Lebensverhältnisse, die man nicht voraussehen konnte, sich in seiner Nähe befinden, sorgsam das Geschehene zu verwischen streben, ihm in der Güte ihres Herzens all das Unrecht vergeben, das sie ihm zugefügt haben, und aufrichtig seine Freundschaft suchen. So erging es Voltaire, als er sich in *Les Délices* niederließ.

Der junge Franzose, um dessen Willen seinerzeit Olympe Dunoyer ihn vergessen hatte, Guyot de Merville, hatte seinerseits Voltaire nicht vergessen. In den vierzig Jahren, die seit damals vergangen waren, hatte er ihn rastlos verfolgt, während Voltaire seinen Angriffen nie die geringste Beachtung geschenkt hatte. Nun lebte jedoch Merville in Genf. Voltaires Name hing dort überall in der Luft; Merville konnte nicht vermeiden, ihm zu begegnen; der Gehaßte war jetzt außerdem recht einflußreich und konnte höchst wahrscheinlich ein sehr nützlicher Freund sein. Was war da anderes zu tun, als Frieden und ein Bündnis zu schließen!

Und Guyot de Merville schrieb einen recht von Herzen kommenden Brief an Voltaire: Er hatte den großen Schriftsteller angegriffen. Seine Entschuldigung war, daß er schwach gewesen war. Er habe sich von Leuten betören und mitreißen lassen, die Voltaire feindlich gesinnt waren. Aber gerade die besten Gefühle, Ergebenheit, Liebe, hatten ihn verleitet: „Meine Ergebenheit für Rousseau (Jean Baptiste), mein Entgegenkommen Abbé Desfontaines gegenüber sind die einzigen Ursachen des Bösen, das ich Ihnen zufügen wollte, Ihnen aber nicht zugefügt habe (weil nämlich gegen seinen Willen die Angriffe von Voltaire abprallten). Der Tod hat Sie an den Männern gerächt, die mich inspirierten, und daß die Opfer, die ich diesen Männern brachte, nur geringe Frucht trugen, hat mich über ihren Tod getröstet... Ich weiß, daß ich Sie gekränkt habe, aber ich habe es nicht aus einer der Leidenschaften getan, die im gleichen Maße die Menschheit wie die Literatur entehren. (Sein Beweggrund war edel.) In vier handgeschriebenen Bänden habe ich eine Kritik Ihrer Werke verfaßt; die will ich Ihnen übergeben. — Vor meiner ersten Komödie steht ein Brief, von dem man mir seinerzeit gesagt hat, daß Sie sich durch ihn verletzt

fühlten. (Das war ein Vorwort, in dem J. B. Rousseau gepriesen und Voltaire niedergedrückt wurde.) Diesen Brief will ich in der neuen Ausgabe meiner Schriften unterdrücken. Abbé Desfontaines hat zwei Arbeiten in Versen herausgegeben, die ich auf seine Veranlassung gegen Sie geschrieben habe. Auch diese beiden will ich unterdrücken.“ Er bot noch an, die Korrekturen der neuen Werke Voltaires zu lesen, wie er auch behauptete, vor 30 Jahren im Haag an den Korrekturen zur Henriade mitgearbeitet zu haben, und sogar noch mehr: er bot Voltaire an, ihm seine sämtlichen Schauspiele in vier Bänden zu widmen.

Es glückte dem reuigen Lumpen nicht, Voltaires hartes Herz zu rühren. Er antwortete höflich:

Mein Herr, Rache macht die Seele müde, und meine gebraucht sehr viel Ruhe. Meine Freundschaft ist den geringen Wert und die Opfer nicht wert, die Sie anbieten. Ich will versuchen, Nutzen aus dem zu ziehen, was sich an Richtigem und Vernünftigem in den vier Bänden Kritik meiner Werke, die Sie geschrieben haben, finden mag, und ich danke Ihnen für die außerordentliche Mühe, die Sie sich so großherzig gemacht haben, meine Fehler zu verbessern. Wenn die zwei Satiren, die gegen mich zu schreiben Rousseau und Desfontaines Sie veranlaßt haben, gefallen, wird das Publikum ihnen Beifall schenken. Ich bin der Ansicht, daß das Publikum Richter sein soll. Die Zueignung Ihrer Werke, die anzubieten Sie mir die Ehre machen, würde zu Ihren Verdiensten nichts hinzufügen. Was mich betrifft, so widme ich nur meinen Freunden. Also, mein Herr, wenn Sie mit mir einig sind, lassen wir unser Verhältnis bei dem, wie es ist, beruhen.

VI

In dem Briefe Tronchins an Jean Jacques über Voltaire stießen wir auf den Satz, daß eine Schmähung La Beaumelles ihn mehr ärgerte, als ihn der Applaus eines ganzen Theaters erfreute — ein Satz, der kaum unrichtig war.

Es ist notwendig, bei diesem La Beaumelle etwas zu verweilen, der, wenn er auch sonst nicht viel Gaben hatte, doch die besaß, Voltaire aus dem Gleichgewicht zu bringen.

La Beaumelle hat einmal sogar ein bißchen in Dänemarks literarisches Leben eingegriffen. Aus unbegreiflichen Gründen wurde er, als er nur einige zwanzig Jahr alt war, als Professor der französischen Sprache und Literatur nach Kopenhagen berufen, wo er an der Universität Vorträge hielt. Daß man keinen besseren fand, als man für Dänemark einen Vertreter französischen Geistes gewinnen wollte, zeigt deutlich, auf welcher Bildungsstufe man dort im Jahre 1748 stand.

Sein Vorlesungsprogramm war äußerst geschmacklos im Stil der königlichen Bekanntmachungen in Frankreich abgefaßt:

„Ich, Laurent Angliviel de la Beaumelle, lasse laut Befehl Seiner Majestät des Königs das literarische Publikum wissen“ usw.

Sein Einführungsvortrag hatte das barocke Thema, dessen Tendenz nicht zu bezweifeln war: „Ist ein Land ehrwürdiger durch die Künste,

die es schafft, oder durch die, die es übernimmt?“ und beantwortete die Frage natürlich so, daß es viel vornehmer sei, sich eine fremde Zivilisation anzueignen als eine eigene zu erzeugen. Der Vortrag selbst ist nichts als fader Unsinn, ist aber, merkwürdig genug, nicht einmal La Beaumelles Erzeugnis, sondern von ihm nur adoptiert, da er, wie Nisard entdeckt hat, gedruckt mit dem Titel vorliegt: Verfaßt in Paris von M. de Méhégan, vorgetragen in Kopenhagen von M. de la Beaumelle.

In Dänemark gab der junge Bursche zweimal wöchentlich ein albernes Blatt heraus *La Spectatrice Danoise*, an das man sich noch erinnert, weil La Beaumelle darin Holberg befehdete; teils wegen einiger sehr konservativer Episteln von ihm zur Verteidigung der Haltung der Katholiken gegen die Hugenotten in Frankreich, teils wegen seiner angeblich zu kühlen Äußerungen über Freimaurer und Freimaurerei, teils wegen seiner dichterischen Benutzung des Plautus (daher die spöttische Bezeichnung Plautiberg).

La Beaumelles Aufenthalt in Dänemark liegt vor der Zeit, da er in persönliche Berührung zu Voltaire trat und vor seinem Zusammenstoß mit ihm, durch den er sich mit einem Schläge als ein vor Einbildung halb verrückter, ganz frecher Kumpan enthüllt, der im vollen Ernste glaubt, daß er durch die Beschimpfung eines bedeutenden Mannes selbst ein Mann von Bedeutung wird.

Laurent Angliviel de la Beaumelle wurde in Vallaranguie in Bas-Languedoc im Januar 1726 geboren. Voltaire, der sich, wie sein Freund Richelieu, gelegentlich das boshafte Vergnügen machte, Namen zu verdrehen, amüsierte sich damit, den Namen Langlevieux zu schreiben. La Beaumelle beklagte sich darüber und da antwortete Voltaire: „Ein gewisser La Beaumelle ruft das ganze Publikum als Zeugen dafür an, daß man seinen Namen falsch buchstabiert hat. Ich heiße Langleviel, sagt er in einem seiner unsterblichen Werke, und nicht Langlevieux; folglich ist alles, was man mir vorgeworfen hat, falsch und trifft mich nicht.“

In einem Nachtrag zum Artikel Quisquis im *Dictionnaire philosophique*, den Voltaire nicht selbst veröffentlicht hat, wird ein ganzer Lebenslauf La Beaumelles gegeben, der hauptsächlich darauf ausgeht, daß er in der Schule kleine Diebstähle und Betrügereien begangen hat, was wahr zu sein scheint, während die Angaben über seine Eltern rein phantastisch sind. Sein Vater war Calvinist, seine Mutter, die früh starb, katholisch. Er studierte kurze Zeit in Genf und gab eine Verteidigung des *L'Esprit des lois* von Montesquieu heraus, die einzige Produktion, die der Grund zu seiner Berufung nach Kopenhagen hat sein können. Hier schrieb er ein kleines Buch *Mes Pensées*, das voll von billigen Wahrheiten und Paradoxen ist, wie z. B. man sollte sich bestreben, schöne und starke Kinder dadurch zu erzeugen, daß man wie in Gestüten Paarungen zwischen ausgesuchten Individuen vornahm und dadurch, daß man die Individuen in ihren erlesensten Augenblicken

paarte, was anderthalb Jahrhundert später unter der Bezeichnung Eugenie wieder Mode wurde.

Unter diesen Gedankensplittern war einer, der für Voltaire nicht gerade schmeichelhaft war:

Man kann die alte und die neuere Geschichte durchgehen, man wird kein Beispiel für einen Fürsten finden, der einem Schriftsteller 7000 Taler als Jahresgehalt gab. Es haben größere Dichter als Voltaire gelebt, aber kein so gut bezahlter. . . . Der König von Preußen überhäuft talentvolle Menschen mit Wohltaten aus genau demselben Grunde, aus dem ein deutscher Fürst einen Hofnarren oder Zwerg gut behandelt.

La Beaumelle ging von Kopenhagen nach Berlin, suchte Voltaire auf und teilte ihm unverfroren mit, daß er gekommen sei, um seine und des Königs Bekanntschaft zu machen. Er schien sich vorzustellen, daß der König jeden empfangt, der den Wunsch hatte, seine Zeit in Anspruch zu nehmen. Als Voltaire ihn auf den angeführten Passus in seinem Buch aufmerksam machte, antwortete er, daß der zu Ehren Voltaires geschrieben wäre. — Dann kann ich nicht lesen! sagte Voltaire. — Das ist leicht möglich, antwortete er. Vielleicht habe ich Sie auch gekränkt, ohne es zu wollen.

Friedrich wurde für den Burschen auch nicht dadurch gewonnen, daß dieser ihn mit kleinen deutschen Fürsten verglichen hatte, und Friedrichs Gesellschaft nicht, als sie sich mit Zwergen und Narren verglichen sahen.

Während La Beaumelle, der bei Maupertuis Unterstützung gesucht und gefunden hatte, danach strebte, sich einen Platz in der Nähe des Königs in Berlin zu erkämpfen, widerfuhr ihm ein unangenehmes Abenteuer. Er machte eines Abends in der Oper die Bekanntschaft einer Hauptmannsfrau, Madame Cocchius, die ihm ein Stelldichein zusagte, bei dem er — nach Verabredung zwischen Mann und Frau — von dem Hauptmann überrascht wurde. Dieser verlangte seine Geldbörse, und da diese leicht war, zeigte er La Beaumelle außerdem bei der Berliner Kommandantur wegen Ehebruchs an. Der Kommandant schickte ihn ohne Verhör nach Spandau, wo man ihn einem Monat im Gefängnis sitzen ließ, anscheinend, damit es ihm gelänge, sich eine weniger hohe Vorstellung von seinen persönlichen Vorzügen zu machen. Er war inzwischen zum Gelächter Berlins geworden, und man hatte kein Mitleid mit ihm.

Als Maupertuis dann die Angelegenheit dem König darlegte, griff dieser ein und sowohl der Hauptmann wie seine unternehmungslustige Frau wurden verurteilt. La Beaumelle bildete sich ein, Voltaire hätte hinter seinem Unglück gestanden, haßte ihn doppelt und war in seinem Hochmut töricht genug, zu erwarten, Voltaire würde versuchen, sich vor ihm zu rechtfertigen. Als dies nicht geschah, beschloß er, nach Frankfurt zu gehen, um dort des Dichters noch nicht erschienenen *Siècle de Louis XIV* mit kritischen Anmerkungen herauszugeben. Doch unterwegs lernte er in Gotha eine französische Gouvernante

kennen, die dort die Kinder einer Dame unterrichtete. Er entführte die Gouvernante, und diese entführte das Geld und den Schmuck ihrer Herrin, ohne daß man jedoch Beaumelle beschuldigen kann, er wäre an dem Diebstahl beteiligt gewesen.

In Frankfurt fand er den Verleger Walther mit der Vorbereitung einer Ausgabe der Voltaire'schen Werke beschäftigt. Walther hatte sich das alleinige Recht gesichert. Trotz des Gesetzes bewog La Beaumelle einen Verleger Esslinger zur Herausgabe des *Jahrhunderts Ludwigs XIV. von Voltaire, erweitert durch eine große Anzahl Anmerkungen von Herrn de B.* Eine frechere Räuberei soll man erst suchen! Ehe noch der Verleger, von Voltaire nicht zu sprechen, irgend eine Frucht des Werkes geerntet hatte, wurde es also von La Beaumelle mit einer Fülle herabsetzender Anmerkungen herausgegeben, die nicht die Bohne wert waren. Die Raubausgabe fand jedoch bedeutende Nachfrage und schadete natürlich dem Verkauf von Voltaire's eigener, lange erwarteten Ausgabe außerordentlich.

Es klingt unglaublich, ist aber wahr, daß ein großer Teil der Anmerkungen La Beaumelles dahin geht, Voltaire's Stil zu verbessern, was selbst dem Gegner Voltaire's, Nisard, so ungeheuerlich vorkommt, daß er den Verbesserer mit einem Dorfschullehrer vergleicht. Wo La Beaumelle den Plan und den Aufbau des Werkes kritisiert, zeigt er nur, daß er von Voltaire's Absicht mit dieser Arbeit nicht das geringste verstanden hat. An sich liegt ja nichts Überraschendes in einer solchen Kritik. In kleineren Gemeinschaften wird sie zu allen Zeiten mit derselben Unverfrorenheit und derselben Unwissenheit geübt; daß diese aber in Anmerkungen zu dem eigenen, noch unbekannten Werk des angegriffenen Verfassers gemacht wurden, war eine Neuheit, für die La Beaumelle die Ehre gebührt.

Im übrigen war er pedantisch, unverschämt und immer überheblich, eifrig bemüht, aus seinem Nichts Schlagsahne zu schlagen.

Als Voltaire in seinem *Supplément du Siècle de Louis XIV* antwortete, peitschte er La Beaumelles Hinterteil.

Inzwischen war dieser — was Voltaire nicht wußte, aber vielleicht verursacht hat — bereits bei seiner Ankunft in Paris im April 1753 in die Bastille gesteckt worden, da unter seinen Anmerkungen eine war, die für die Erinnerung an den Regenten höchst ehrverletzend war. Er blieb bis zum Oktober in der Bastille und schrieb gleich nach seiner Freilassung eine Antwort auf Voltaire's *Supplément*, voll geheuchelten Mitleids mit dessen Schicksal, da er nun überall verstoßen war, von Friedrich preisgegeben, in Frankfurt gefangen gehalten, in Frankreich ungern gesehen; seine Freunde waren nicht mehr seine Freunde, seine Feinde triumphierten. Er, La Beaumelle, wollte doch nicht triumphieren, sondern Voltaire nur auffordern, aus seinem Schicksal zu lernen, wie er selbst die Lehren aus dem seinigen ziehen würde. Er wollte auf Voltaire's Beleidigungen nicht antworten. Wenn Kränkungen von gewissen Lippen kamen, sei die einzige Antwort Schweigen und Verachtung.

Kurz, La Beaumelle war groß und gut, überlegen und edel, rein, wie ein solcher Kritiker stets rein ist.

Wer seine Ergüsse gelesen hat, wird sich von der Dreistigkeit überwältigt gefühlt haben, mit der er häufig Voltaires *Jahrhundert Ludwigs XIV.* mit dem vergleicht, was er seine *Briefe der Madame de Maintenon* nennt. Woher hatte er diese Briefe? Hat er sie, wie Voltaire meint und behauptet, einfach gestohlen, und von wem? Die wahrscheinlichste Erklärung ist diese: diese Briefe waren im Besitz des Grafen Caylus. Er übergab sie seinem Neffen, dem Marschall von Noailles zur Verwahrung. Dessen Sekretär ließ sie einem Stallmeister Ludwigs XV., und dieser ließ sie wieder Louis Racine. Sie lagen auf Racines Kamin, als La Beaumelle sie stahl und mit nach Kopenhagen nahm.

Auf diese Weise wurde La Beaumelle nach seinem eigenen Urteil als Geschichtsschreiber Voltaires Nebenbuhler. — Doch war die Veröffentlichung dieser Briefe Anlaß, daß er wieder auf einige Monate in die Bastille kam.

Voltaire hat La Beaumelle beschuldigt, eine Ausgabe von *La Pucelle* veranstaltet zu haben, in die zahlreiche Schmutzereien eingefügt waren, unter anderem der grobe Angriff auf Madame de Pompadour, eine Ausgabe, die Voltaire ganz niederschlug. Er fand nichts, das man dagegen tun konnte: „Wie könnte ich“, schreibt er an d'Argental (22. November 1756), „Madame de Pompadour darüber einen Brief schreiben, der beide, den, der ihn schrieb, und sie, die ihn empfängt, zum Erröten bringen würde?“

Der Streit zwischen den ungleichen Kämpfern ruhte zwischen 1756 und 1759, wo Voltaire ihn in *La Pucelle* stempelte.

Als Voltaire im Jahre 1767 mitten im Kampf für die Familie Calas stand, erfuhr er zu seinem Kummer, daß sich La Beaumelle mit der Tochter von Lavaysse, der in die Angelegenheit verwickelt war, verheiratet hatte.

Da er fest überzeugt war, daß La Beaumelle der Urheber von vierundneunzig anonymen Briefen war, die er aus Lyon erhalten hatte, konnte er es nicht unterlassen, an die Familie Lavaysse zu schreiben und seinen Gram darüber auszusprechen, daß sie in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu seinem Todfeind getreten war, und sein Erstaunen darüber, daß sie nach allem, was er für sie getan hatte, nicht vermocht hatte, diesen seinen Feind zum Schweigen zu bringen. Vergebens versuchte d'Argental ihn mit der Versicherung zu beruhigen, daß La Beaumelle vergessen sei. „Vergessen!“ ruft Voltaire aus (22. Juli 1767), „wenn es im Ausland sieben Ausgaben seiner Gemeinheiten gibt, und wenn er jetzt heimlich eine neue Ausgabe in Avignon beginnt“. Und an Richelieu schreibt er gleichzeitig: „Die Dummköpfe, von denen die Welt voll ist, nehmen seine Lügen für Wahrheiten. Im Ausland fragt man nach keiner anderen Ausgabe vom *Jahrhundert Ludwigs XIV.* als der, die von ihm herrührt.“ Ein fünfundneunzigster anonym Brief, den Voltaire erhielt, versetzte ihn in eine derartige Erregung, daß er in

einem Brief an den Kanzler und die Minister La Beaumelle als den Schuldigen angab; er erwirkte denn auch ein Verbot gegen den Neudruck der La Beaumelleschen Verzerrungen seines *Ludwigs XIV.* in Avignon, was diesen sonderbarerweise zum Schweigen brachte.

Im achtzehnten Gesang von La Pucelle hat Voltaire La Beaumelle folgendes Denkmal gesetzt: Wo Fréron die Mitglieder seiner Bande aufzählt, sagt er zu König Karl:

Pour le dernier de la noble séquelle
C'est mon soutien, c'est mon cher La Beaumelle.
De dix gredins qui m'ont vendu leur voix
C'est le plus bas; mais c'est le plus fidèle,
Esprit distrait, on prétend que parfois
Tout occupé de ses œuvres chrétiennes
Il prend d'autrui les poches pour les siennes.
Il est d'ailleurs si sage dans ses écrits!
Il sait combien, pour les faibles esprits,
La vérité souvent est dangereuse,
Qu'aux yeux des sots sa lumière est trompeuse,
Qu'on en abuse; et ce discret auteur
Qui toujours d'elle eut une sage peur
A résolu de ne la jamais dire.

VII

Um diese Zeit gewinnt eine Gestalt, der wir bisher nur flüchtig begegnet sind, bei Voltaire größere und größere Teilnahme für sein Streben, wird allmählich mit größerer und größerer Bewunderung umfaßt, bis er gleichsam ein Mitverschworener in dem Hauptbestreben des großen Mannes wird; er ist wie er mit umfassenden Kenntnissen ausgestattet, mit Genie und Darstellungsvermögen, aber als Charakter ist er weniger aushaltend und hartnäckig. Es ist Jean le Rond D'Alembert, das uneheliche Kind der Madame de Tencin und eines Ingenieurs, des Bruders des Dichters Destouches. D'Alembert, der dreiundzwanzig Jahre jünger als Voltaire ist, vertritt, wie auch sein einige Jahre älterer Mitarbeiter Denis Diderot das nächste Geschlecht, das Voltaires Arbeit aufnimmt und weiterführt, eine schon vorurteilsfreiere Generation als seine eigene.

D'Alembert war ein hervorragender Naturwissenschaftler und ein Aufklärungsschriftsteller hohen Ranges. Er litt nicht unter seiner Stellung als uneheliches Kind, obgleich seine Jugend streng war, und das Schicksal sich ihm gegenüber eine Zeitlang als karg erwies. Sofort, nachdem er seine erste Arbeit veröffentlicht hatte, öffneten sich alle vornehmen Häuser seiner Geistesüberlegenheit. Fremde Herrscher, wie Friedrich und später Katharina, suchten Beziehungen zu ihm und Belehrung bei ihm.

In der Pariser Gesellschaft wurde er als ein Stern betrachtet. Sein langjähriges zärtliches Freundschaftsverhältnis zu Mademoiselle de L'Espinasse wird in der Nachwelt nicht weniger oft erwähnt als seine

wissenschaftlichen Arbeiten. Es ist bekannt, daß das ursprüngliche Schicksal dieser ausgezeichneten Frau Ähnlichkeit mit dem des Freundes hatte, insofern als auch ihre Abstammung nicht der Regel entsprach.

Julie Jeanne de L'Espinasse war in einem Ehebruch der Madame d'Albon gezeugt worden; sie war eine vornehme Dame aus Burgund und ihre eheliche Tochter war mit einem Bruder der Madame du Deffand vermählt. Bei diesem Bruder fand die Schwester auf einer Reise durch Burgund das junge zwanzigjährige Mädchen, das damals ein trauriges Leben auf dem Lande führte, mit häuslichen Pflichten überbürdet war und sich in einer völlig abhängigen Stellung befand. Madame du Deffand, die bei ihrem selbstsüchtigen Gemüt eine der geistreichsten Frauen Frankreichs war, war von der überraschenden Intelligenz des jungen Mädchens ganz eingenommen und nahm sie mit sich und zu sich. Die Familie zitterte, daß Julie de L'Espinasse Anspruch auf den Namen d'Albon erheben würde — wozu sie berechtigt war, da ihr nomineller Vater mit ihrer Mutter verheiratet war — und mit dem Namen auch auf ein Erbe. Madame du Deffand war nicht so rücksichtsvoll, um nicht sofort ihre Bedingungen in dieser Hinsicht zu stellen. Sie hätte sich die Mühe sparen können; denn das junge Weib war so stolz wie D'Alembert; es fiel ihr so wenig ein, Forderungen auf den Namen d'Albon zu stellen, wie er sich de Tencin nennen wollte. Und jeder von ihnen hat seinen Namen unvergeßlich gemacht.

Nach zehn Jahren ungestörten Zusammenlebens kam es wie bekannt zwischen Madame du Deffand und Mademoiselle de L'Espinasse zum Bruch, weil jene, die selten vor sechs Uhr nachmittags aufstand, entdeckte, daß ihre junge Gesellschaftsdame die berühmten Freunde des Hauses gern eine Stunde früher empfing, so daß die erste Blüte der Unterhaltung bereits geschwunden war, wenn Madame du Deffand eintrat. Das kränkte die jähzornige Dame so, daß sie aufschrie, als wäre ihr ein Raub zugefügt worden und als hätte sie eine Schlange an ihrer Brust gehegt.

Fräulein de L'Espinasse zog von der cholerischen Dame fort. Ihre Freunde legten zusammen, um ihr eine passende Wohnung zu mieten, und es ging Madame du Deffand sehr nahe, daß von ihrem eigenen Salon eine Auswanderung nach der Rue de Belle-Chasse stattfand, wo Fräulein de L'Espinasse nun Haus hielt. Allein die Persönlichkeit D'Alemberts und ihr Einfluß auf D'Alembert machten sie zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt. Aber ihr bescheidenes Heim wurde der Ort, wo D'Alembert ihre anderen Freunde traf, Turgot, den Chevalier von Castellux, den späteren Kardinal Brienne, den Erzbischof von Aix, Boisgelin, den Abbé de Boismont, die besten Geister der damaligen Zeit.

Die Zeitgenossen waren sich einig über die Anziehungskraft, die sie als Wirtin in diesem improvisierten Heim ausübte, sie, die niemals jemanden zu größeren Mahlzeiten einladen konnte.

Der erste Salon jener Zeit war sonst der der Madame Geoffrin. Sie war eine sehr reiche Dame, die eine großartige Wohltätigkeit ent-

faltete. Ihr Einfluß war bedeutend (Voltaire schreibt an sie und bittet sie, ihn für die Familie Sirven in die Wagschale zu legen). Sie gab in jeder Woche zwei große Dinners, eins für Künstler: Vanloo, Vernet, Boucher, La Tour, Vien, Lagrenée, Soufflot, Lemoine, eins für Schriftsteller: D'Alembert, Mairan, Marivaux, Marmontel, Saint-Lambert, Raynal, Grimm. Die einzige Dame, die zugelassen wurde, war gerade Fräulein L'Espinasse. Aber alle bemerkenswerten Fremden wünschten eine Einladung zu Madame Geoffrin: der Schwede Creutz, Galiani, Hume, Gibbon. Sie war mütterlich, verstand eines jeden Charakter, leitete nach Möglichkeit. Zu geben und zu vergeben war ihre Losung. Da sie selbst ohne Kenntnisse und ohne Leidenschaft war, wirkte sie besänftigend. Da sie von Natur etwas furchtsam war, litt sie nicht, daß an ihrem Tisch heftige Äußerungen fielen, die bekannt werden und kompromittierend wirken konnten.

Jeder sieht, in wie vielen Punkten es für Fräulein L'Espinasse unmöglich war, mit Madame Geoffrin zu rivalisieren. Aber in ihrem Heim, dem Lagerplatz der Enzyklopädisten, wurden keinem Temperament Zügel angelegt; hier war das Wort — innerhalb der Grenzen des Schicklichen — vollkommen frei, und sie besaß das in allen Zeiten seltene, für derartige Zusammenkünfte unschätzbare Talent, zersplitterte Gespräche zwischen den einzelnen auf ein und denselben Gegenstand zu führen, so daß die Unterhaltung allgemein wurde, und jeder seinen Beitrag zur Beleuchtung derselben Sache gab.

Es scheint bei D'Alembert eine ähnliche Bewunderung und Ergebenheit für Julie de L'Espinasse vorgelegen zu haben wie die, die Voltaire für Emilie du Châtelet fühlte. Als D'Alembert einmal eine schwere Krankheit durchzumachen hatte, saß sie täglich an seinem Bett und pflegte ihn. Da er aber damals noch bei der Amme seiner Kindheit wohnte, einer braven Glasermeisterswitwe, und die Ärzte ihm bessere Luft empfahlen, zog er mit Julie de L'Espinasse zusammen. Die gute Gesellschaft fand dagegen nichts einzuwenden.

Doch es sind nicht die zärtlichen Gefühle, die von der ausgezeichneten Frau für ihren großen Freund gehegt wurden, die ihren Namen unter den Frauennamen des achtzehnten Jahrhunderts unvergeßlich gemacht haben. Es ist die Liebe, die sie zuerst im stillen fünf oder sechs Jahre lang für den hervorragenden Spanier, Marquis de Mora, fühlte, doch besonders die heftige erotische Leidenschaft, die sie danach für den jungen Herrn de Guibert ergriff. Im Jahre 1809 wurden ihre Briefe an ihn in zwei Bänden herausgegeben. Diese Briefe sind stets mit Recht als eine der schönsten und rührendsten Äußerungen eines leidenschaftlichen Gefühlslebens betrachtet worden. Es ist die grenzenlose und demütige, aber deshalb nicht minder unersättliche Leidenschaft einer feurigen Frau für einen kühlen, von mehreren Frauen in Anspruch genommenen Mann. Es ist die tiefe Verliebtheit einer vierzigjährigen Frau in einen dreißigjährigen Mann. Es ist das Aufgehen einer glänzend ausgestatteten, hochbegabten Frau in einen Mann, der als angebliches

Genie in Mode gekommen ist und dem ständiges Glück eine eitle Freude, Aufsehen zu erregen, eingeflößt hat. Wehmütig stimmt es, daß diese seltene Frau für diesen Mann einen Brief folgendermaßen datiert:

Mein Freund, ich leide, ich liebe Sie und ich erwarte Sie.
Jeden Augenblick meines Lebens.

Er hielt nicht ein einziges der Versprechen, die er gab. Er enttäuschte die Welt, wie er sie enttäuschte. Sie verzehrte sich an ihrer unbeherrschbaren und qualvollen Leidenschaft, die D'Alembert nicht einmal ahnte, und er mußte sie im selben Alter sterben sehen, in dem Emilie du Châtelet wegen einer ebenso unbefriedigenden Verliebtheit in den flachen Saint-Lambert starb.

Außer der Waffengemeinschaft haben Voltaire und D'Alembert in ihrem intimen Privatleben ein gemeinsames Schicksal.

VIII

Die *Enzyklopädie*, dies Riesenwerk, das reichste Arsenal, das die Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts zur Bekämpfung des Aberglaubens anlegte, war kaum angefangen, als D'Alembert und Diderot, die beiden gleich kühnen und kenntnisreichen Baumeister, bereits verfolgt wurden. D'Alembert schreibt (24. August 1752) an Voltaire: „Wir waren in diesem Winter einem heftigen Gewitter ausgesetzt; ich hoffe, wir werden endlich in Ruhe arbeiten können. Ich dachte mir ja, wenn man uns erst mißhandelt hätte, wie man es getan hat, dann würde man kommen und uns bitten, weiterzuarbeiten. Und darin habe ich mich nicht geirrt. Ich habe ein halbes Jahr lang nein gesagt. Ich habe geschrien, wie Ares bei Homer und ich kann sagen, daß ich nur dem ungewöhnlichen Drängen des Publikums nachgegeben habe. Ich hoffe, daß uns dieser so lange Widerstand für die Zukunft etwas mehr Ruhe verschaffen wird.“ Und Voltaire antwortet (Potsdam, 5. September 1752): „Sie und Diderot führen ein Werk aus, das Frankreich zur Ehre gereichen wird, und denen, die Sie verfolgt haben, zur Schande. Paris ist reich an Schmierfritzen, aber von beredten Philosophen kenne ich nur Sie und ihn.“

Bald wurde Voltaire selbst einer der eifrigsten Mitarbeiter an der *Enzyklopädie*, und was zu bewundern ist: er wurde es mit einer Bescheidenheit, die sich niemals verleugnete, er spricht immer, als führte er Anordnungen seiner Freunde aus, hebt hervor, daß ihm weder seine Kenntnisse, noch seine Zeit, noch seine Gesundheit gestatten, seine Artikel so vollendet zu machen, wie es im Interesse eines derartigen Unternehmens notwendig wäre. Er sendet Material, das sie bei ihrem Ewigkeitsbau verwenden können, wie sie wollen, Feldsteine, die sie nach Erfordernis behauen mögen, mit denen sie die eine oder andere Lücke in einer Mauer oder Wand ausfüllen können. Wieder und wieder führt er an, daß sich in diesem Fall persönliche Eitelkeit nicht geltend

machen könne oder dürfe, daß es sich um eine Sache handelt, bei der nur das allgemeine Wohl gilt:

So lange ein Hauch Leben in mir ist, stehe ich den ruhmvollen Verfassern der *Encyclopädie* zu Diensten. Ich werde es stets als eine Ehre für mich ansehen, wenn auch nur schwach an dem schönsten Denkmal mitwirken zu können, das sich das französische Volk und die französische Literatur setzen.

(9. Dezember 1755.) Er wirkt übrigens nicht nur mit, sondern leitet an und beurteilt. Er bedauert die mittelmäßigen Artikel, die sich hier und da einschleichen. Mit seinem Abscheu gegen das Verschwommene, Weitläufige, Überflüssige, die leeren Redensarten, drängt er darauf, daß die Artikel kurz und gehaltvoll seien; sie sollen das Wort bestimmen; sie sollen einen Fall durch Beispiele erklären.

Die *Enzyklopädie* war im Gegensatz zu all dem Zeug und all der Gedankenspiellerei, die sonst gedruckt und gelesen werden, Belehrung für die Gebildeten, Aufklärung für das Volk. Sie war außerdem im Gegensatz zu all dem sogenannten erbaulichen Gefasel und verworrenen Unsinn, der gepredigt und geglaubt wird, ein Mauernbrecher schwerster Konstruktion gegen Aberglauben und Fanatismus. Da ihre Veröffentlichung aber am selben Tage verboten werden konnte, an dem man beweisen konnte, daß sie das war, mußten D'Alembert, Diderot und Voltaire — mit blutendem Herzen — bei theologischen und metaphysischen Fragen Artikel aufnehmen, die in ihren Augen nur Mönchsgeplapper enthielten, die aber als Deckung für andere dastanden, die Wahrheiten enthielten. Sie litten darunter. „Es ist grauenhaft“, schreibt Voltaire im Oktober 1756, „daß man gezwungen ist, das Gegenteil von dem zu drucken, was man denkt.“ Es waren aber sowohl List wie geistige Gewalt, Diplomatie wie Offenheit erforderlich, sollte überhaupt Aussicht sein, das Werk durchzuführen. Wenn ein einzelner Minister wie Malesherbes etwas weniger abweisend war, mußte man das ausnutzen. Wenn Justiz und Geistlichkeit, Parlament und Bischöfe in ewiger Fehde miteinander lagen, konnten die Philosophen hier und da hindurchschlüpfen, während sich die Pedanten und die Pfaffen prügten.

Frankreichs Zustand machte damals das Lesepublikum der Kritik gegenüber hellhörig. Das Elend war unermesslich. Die Landbevölkerung war derart ausgeplündert und ausgehungert, daß sie buchstäblich versuchte, wie ihr Vieh, sich mit Gras zu ernähren. Frankreichs damalige Staatsform fand den schärfsten Ausdruck darin, daß an Brot direkt Mangel herrschte.

Voltaires Briefe über England waren der erste Versuch gewesen, die Aufmerksamkeit auf die Ursache des Elends hinzulenken. Nun stand die ganze Literatur unter seinem Einfluß. Die Machthaber versuchten den Eindruck zu erwecken, als würde ein ehrwürdiger Glaube angegriffen, als gäbe es etwas weniger Ehrwürdiges, als einen fanatisierten Glauben. Aber in Wirklichkeit war in erster Linie gar nicht

von dem von der Geistlichkeit verkündigten Glauben die Rede. Es handelte sich um ihre Steuerfreiheit, um ihre Vorrechte.

Für alle, die die Reform der Gesellschaft erstrebten, war die Geistlichkeit das große Hindernis. Ihre Macht beruhte auf ihrem Reichtum. Sie besaß ein Drittel des französischen Bodens. Sie bot dem Königtum und den Forderungen des Volkes die Spitze; sie war solidarisch mit dem Adel, dessen Mitglieder sie in sich aufnahm; sie war eine politische Organisation, die ihr weltliches Wesen mit der Ehrfurcht verhüllte, auf die sie als kirchliche Körperschaft Anspruch erhob. Es war jedoch klar: wurde der Glaube, auf dem die Ehrfurcht beruhte, ernstlich erschüttert, dann würde sich der Stoß allmählich wie ein Erdbeben ausbreiten. Die Enthüllung der Offenbarung als Menschenwerk und das Durchsägen dieses Menschenwerks würden den Fall der Kirche mit sich bringen, und da die Alleinherrschaft auf der Kirche beruhte, würde auch ihr Sturz nur eine Frage der Zeit sein.

Am 23. Juni 1760 schrieb Voltaire an D'Alembert: „Ich möchte, Sie zerschmetterten die Infame, das ist die Hauptsache. Man muß sie auf den Zustand zurückführen, in dem sie sich in England befindet, und es wird Ihnen gelingen, falls Sie es wollen. Das ist der größte Dienst, den man der Menschheit erweisen kann.“

Bereits zwanzig Jahre früher hatte Voltaire in einem Briefe an den Präsidenten Hénault von dem „niedrigen und infamen Aberglauben“ gesprochen. Dann verschwindet das Wort aus seinen Briefen und Schriften. Als es das erstmal wieder auftaucht, und zwar als Formel, geschieht es nicht in einem Briefe Voltaires, sondern in einem Friedrichs an ihn vom 18. Mai 1759, in dem der König, dessen Haß gegen alles Kirchliche in Wirklichkeit stärker ausgeprägt war als Voltaires, spottend schreibt:

„Sie werden noch lange von Les Délices aus dem Parnaß Gesetze diktieren; Sie werden auch in Zukunft die Infame mit der einen Hand liebken und sie mit der anderen Hand kratzen; Sie werden sie behandeln, wie Sie mich und die ganze Welt zu behandeln pflegen.“

Voltaire antwortet: „Eure Majestät werfen mir in sehr schönen Versen vor, daß ich die Infame gelegentlich liebke; mein Gott! das tu ich nicht; ich arbeite nur daran, sie mit der Wurzel herauszureißen, und ich habe ab und zu Erfolg dabei gehabt unter gebildeten Menschen.“

Ende 1757 schrieb Voltaire an D'Alembert: „Ich mache es wie Cato. Ich ende jede Rede mit einem Deleatur Carthago. Um den Koloß umzustürzen, sind nur fünf oder sechs Philosophen nötig, die in Übereinstimmung miteinander vorgehen. Es gilt ja nicht, unsere Lakaien daran zu hindern, eine Messe oder Predigt zu hören; es gilt, unsere Familienväter der Tyrannei von Betrügnern zu entreißen und ihnen den Geist der Verträglichkeit einzuflößen. Diese große Sendung hat schon Erfolge aufzuweisen. Der Weinberg der Wahrheit wird von Männern wie D'Alembert, Diderot, Bolingbroke, Hume usw. gepflegt. Falls sich Ihr König von Preußen (Voltaire nennt ihn nicht mehr seinen) auf dies ge-

heiligte Wirken beschränkt hätte (statt dauernd Krieg zu führen), hätte er glücklich leben können und alle wissenschaftlich Gebildeten in Europa hätten ihn gesegnet.“

Es liegt keine Geringschätzung für den Mann des Volkes in Voltaires Wort von den Lakaien, die es nicht zu bekehren gilt. Er zeigt an zahllosen Stellen und hat durch die Tat gezeigt, wieviel Herz er für den gemeinen Mann hatte. Aber er meinte, wie er oft gesagt hat, daß diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben mußten, unmöglich Zeit und Kraft erübrigen konnten, um genug zu lernen, daß die Denker für ihre Unterweisung sich hätten einsetzen sollen. Und wenn man die Bildungsstufe der Bauern und Arbeiter Frankreichs um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kennt, versteht man, daß er sich nicht vorstellen könnte, es würde in absehbarer Zeit etwas nützen, sich an diese Gesellschaftsschicht mit einer antikirchlichen Propaganda zu wenden. Und doch wird sein Vertrauen zum Volk größer und größer. Am 28. September 1768 schreibt er: „Man öffnet in ganz Europa die Augen. Es geht eine Revolution des menschlichen Geistes vor sich, die große Folgen haben wird.“

IX

Während Voltaire so sich und seine Freunde aus ganzer Seele dem Kampf gegen die Überlieferung weihte, die in seinen Augen die Grundlage der Infamen war, dachte man am französischen Hofe daran, ihn in den Dienst dieser Überlieferung zu ziehen. Madame de Pompadour, die nicht mehr jung war und deren Schönheit mit der Jugend zu entfliehen begonnen hatte, sah sich nach einer dauerhafteren Unterlage ihrer Stellung um. Sie wußte zu gut, daß es nur die Macht der Gewohnheit war, die den König an sie band. Lange hatte sie gegen ihr eigenes kühles Temperament gekämpft, daß nur durch aufstachelnde Mittel, die ihre Gesundheit zerrütteten, dem Verlangen ihres Herren entgegenkommen konnte, wie er es verlangte. Dann hatte sie es aufgegeben, und sie erhielt sich seine Gunst, indem sie junge Schönheiten die zwar neue Liebkosungen, wenn auch nicht das Pulver erfunden hatten, in dem kleinen Haus im Parc-aux-Cerfs einander ablösen ließ.

Ihr ganzer Sinn stand jetzt auf eine feste und ehrenvolle Stellung am Hofe ähnlich der Madame de Maintenon's unter Ludwig dem Vierzehnten. Sie wollte zur Palastdame der Königin ernannt werden. Zu diesem Zweck hatte sie schon früher verschiedentlich gesagt und sagen lassen, daß jeder intime Verkehr zwischen ihr und dem König längst aufgehört hatte. Um die kirchliche Sündenvergebung zu erlangen, fügte sie eine vorgebliche Bekehrung hinzu, eine neu gewonnene Religiosität, und sie wandte sich an den Heiligen Vater selbst, um zu erreichen, wonach sie trachtete.

Obwohl die Entrüstung der Jesuiten und der Unwille, der sich am Hofe des Dauphin äußerte, sie zwangen, ihre Übungen in wahrem

Christentum mit dem Père Sacy einzustellen, gelang es ihr durch ein geschicktes Manöver anscheinend zu ihrem, übrigens abweisenden, Ehemann zurückkehren zu wollen, die Königin der Demütigung zu unterwerfen, die ihre Ernennung zur Palastdame war.

Doch während Madame de Pompadour noch den Versuch machte, sich bei der Kirche einzuschmeicheln, versuchte sie, Voltaire zu etwas Ähnlichem zu bewegen. Da ein Strahl der Gnadensonne sie erleuchtet hatte, warum sollte diese nicht auch ihn erleuchten? Und welcher Triumph für die Marquise, das verirrte — ach, so weit verirrte — Lamm zurück in die kirchliche Hürde zu führen!

Auf Veranlassung der Madame de Pompadour fragte der Herzog von La Vallière bei Voltaire wegen einer Übersetzung der Psalmen Davids in schönen Versen an. Er würde ja mit Leichtigkeit J. B. Rousseau als geistlichen Dichter übertreffen können. Er würde seine Leser erbauen und Madame de Pompadour die größte Freude bereiten. Er sollte David gleichkommen, David bereichern. Man würde von diesen Psalmen eine prachtvolle Ausgabe in der Druckerei des Louvre veranstalten.

Condorcet behauptet, daß man Voltaire sogar einen Kardinalshut in Aussicht stellte, falls er den Wünschen entgegenkam — was doch wohl kaum ernst gemeint war. Voltaire selbst begnügt sich in einem Brief an Thiériot mit der Andeutung, daß man von ihm Umdichtungen des Alten Testaments haben möchte. Das einzige was er in Übereinstimmung mit der ihm gegebenen Anregung tat, war eine freie Wiedergabe vom *Hohen Lied* und vom *Kohélet*, zwei Büchern, die ja nur in geringem Grade zur Erbauung geeignet waren, und deren Übertragung ins Französische wohl kaum mit dem Kardinalspurpur belohnt werden konnte.

Madame de Pompadour trug keine Bedenken, religiöse Heuchelei als Mittel zum Zweck anzuwenden. Voltaire war zu stolz dazu.

Das einzige, was er überhaupt vom französischen Hofe erreichen wollte, war die allen anderen französischen Bürgern zugestandene Erlaubnis, sich in Frankreich aufzuhalten und in Paris einen Wohnsitz zu haben. Aber das wurde und blieb ihm verweigert. Im Juli 1756 schreibt der Marquis d'Argenson in seinem Tagebuch: „Als der Dichter Voltaire meinen Bruder um Erlaubnis gebeten hatte, wegen geschäftlicher Angelegenheiten nach Paris zurückzukehren, wurde ihm diese verweigert.“ Es ist sicher, daß der Graf von Argenson seine alte Schulfreundschaft zu Voltaire ganz vergessen hatte; er war ihm gegenüber kühl, wie er Madame de Pompadour gegenüber gehässig war. Endlich im Jahre 1757 gelang es ihr, nach einer Szene mit überströmenden Tränen und einer Ohnmacht, die mit Hilfe einiger Hoffmannstropfen aufhörte, den König bezüglich des Grafen d'Argenson umzustimmen, und zwei Tage darauf erhielt der Minister eine lettre de cachet, in der stand:

Ihre Dienste sind für mich nicht mehr nötig. Ich befehle Ihnen, mir Ihr Abschiedsgesuch als Kriegsminister und in allen Eigenschaften, die mit dieser Stellung zusammenhängen, einzureichen und sich auf Ihre Güter bei Ormes zurückzuziehen.

D'Argensons Sturz war für Voltaire kein Kummer. Um so mehr trauerte er bei dem ungefähr gleichzeitigen Tode des Bruders. Der Marquis d'Argenson hatte seinem Herzen stets weit näher gestanden und hatte sich oft als ein verlässlicher Freund erwiesen. Die Nachwelt erinnert sich seiner nur auf Grund einer Antwort, die er eines Tages in einer Voltaireschen Angelegenheit gab: als er in seiner Eigenschaft als Minister Desfontaines fragte, warum er gegen seinen Wohltäter geschrieben habe, antwortete dieser: *Il faut que je vive*, worauf er mit der Wendung antwortete, die in der französischen Sprache zur stehenden Redensart geworden ist: *Je n'en vois pas la nécessité*.

Darin liegt mehr als Humor; ein überlegener, vernichtender Witz, ein Todesurteil der Verachtung, mit schneidender Ironie gefällt.

X

Les Délices war ein Sommeraufenthalt. Den Winter verbrachte Voltaire in Monrion bei Lausanne, einer Stadt, die ihm viel lieber wurde als Genf. Lausanne war eher eine französische als eine schweizerische Stadt, da die gute Gesellschaft des Orts aus französischen Familien bestand, die durch die Aufhebung des Edikts von Nantes, vertrieben worden waren, und französische Gewohnheit und Sitte, französische Höflichkeit und Anmut bewahrt hatten. Diese Familien nahmen Voltaire mit höchster Achtung auf; sie teilten nicht das hugenottische Vorurteil gegen Bühnenkunst. Man spielte alte und neue Stücke, Komödien und Tragödien von Voltaire, und er selbst setzte sie immer in Szene.

In Lausanne machte Voltaire die Bekanntschaft zweier allein und bescheiden wohnenden Damen, der Gräfin Nassau und des Fräulein Rieu, die er wahrscheinlich aufsuchte, weil er erfahren hatte, daß die zuletzt genannte eine Sammlung höchst fesselnder Briefe von einer merkwürdigen Frau aufbewahrte, die er in jüngeren Jahren selbst gekannt hatte, ebenso wie den Mann, von dem die Briefe sprachen. Fräulein Rieu war die Enkelin der Madame Calandrini, an die Mademoiselle Aïssé diese Briefe gerichtet hatte, die heute als ein kostbarer Schatz der französischen Literatur aus dem achtzehnten Jahrhundert gewürdigt werden, als eine mit köstlicher Essenz gefüllte Alabasterurne.

Wie gesagt: Voltaire hatte sowohl Mademoiselle Aïssé wie den Ritter von Aydie gekannt. Es mußte auch ihn tief rühren, daß im Anfang jenes achtzehnten Jahrhunderts, das so reich an Wollust und so arm an Liebe war, während der Regentschaft in Frankreich eine junge Frau in stärkster und zärtlichster Liebe gelebt hatte, so sanft

wie jenseits der Mitte des Jahrhunderts Mademoiselle de L'Espinasse heftig war.

Die Briefe dieser beiden Frauen — Flammen, Tränen — sind die bedeutendste erotische Dichtung des Jahrhunderts. Inmitten der Frivolität ihrer Zeit und der geschlechtlichen Ausschweifungen, die mit immer steigender Herzlosigkeit begangen wurden, bewachten diese beiden Frauen wie geweihte Priesterinnen das heilige Feuer der Liebe.

Von beiden war ohne Zweifel Aïssé (ursprünglich Haydie) poetischer. Ihr Lebensgang ist wie ein orientalisches Märchen: Herr de Feriol, der Gesandte Ludwigs des Vierzehnten in Konstantinopel, sah dort eines Tages auf dem Sklavenmarkt ein kleines vierjähriges Tscherkessenmädchen zum Verkauf ausgestellt. Sie war aus einer tscherkessischen Stadt, die von den Türken eingenommen und geplündert worden, und war im Palast eines Fürsten gefunden. Herr de Feriol kaufte das kleine Mädchen, und sandte sie nach Frankreich zu seiner Schwägerin, Madame de Feriol, damit sie dort zu einer Mustergeliebten reife, einer Sklavin oder einer Odaliske, für das Alter eines orientalisierten Franzosen aufgespart.

Das junge Mädchen wuchs auf und war entzückend, hatte ein fast kindlich unschuldiges Aussehen, ein liebliches Mienenspiel, die Leichtigkeit der Gazelle und einen zugleich naiven und schmach tenden Blick. Man weiß nicht, ob sie, die ihre Freiheit gegen die verliebten Nachstellungen des Regenten zu wehren verstand, Widerstand zu leisten vermochte, als ihr gesetzlicher Herr zehn Jahre nach ihrer Ankunft heimkehrte und seine Pascharechte geltend machen wollte. Aber das weiß man, daß ihr ganzes Wesen in einer einzigen Liebe von dem Tage an aufging, als sie bei Madame du Deffand zum erstenmal den Chevalier d'Aydie traf. Und — sonderbar genug — ihr Auserkorener war ihrer wert, liebte sie so tief und ernst, daß Madame de Feriol sie eines Tages fragte, ob sie ihn verzaubert habe? „Der Zauber, den ich angewandt“, war die Antwort, „ist der, ihn unfreiwillig zu lieben und alles zu tun, um ihm das Leben so schön zu machen, wie es mir möglich ist.“ Sie schreibt: „Viele Menschen kennen die Befriedigung nicht, die darin liegt, mit solcher Zärtlichkeit zu lieben, daß man das Glück des Geliebten dem eigenen vorzieht.“

Aydie bot ihr zu wiederholten Malen seine Hand an. Sie schlug es mit den Worten ab: „Nein, sein Ruhm ist mir zu teuer.“ Sie betrachtete es mit ihrem reinen Gemüt als eine Art Pflicht, sich von dem zärtlichen Zusammenleben mit Aydie zurückzuziehen. Aber es gelang ihr sehr schwer: „In Lebendiges zu schneiden, in eine heftige Leidenschaft zu schneiden, das ist furchtbar. Der Tod ist nicht schlimmer. Ich zweifle, ob ich in dieser Krise das Leben behalte.“ Ihr Herz blutete, Tropfen um Tropfen; sie bereute ihre Hingebung; sie schämte sich ihrer, wie man sich denken mag, daß sich ein gefallener

Engel schämt. Ihre Kräfte nahmen ab, ihre Gesundheit verzehrte sich, ihre Schönheit schwand. Aber der Chevalier von Aydie blieb gleichmäßig liebevoll und herzlich.

Er bildet einen scharfen und wohltuenden Gegensatz zu jenen Männern, die von hervorragenden Frauen geliebt wurden, Saint-Lambert, de Guibert usw., die nur Miniaturausgaben des wahren Modehelden sind, jenes Richelieu, der von drei Frauengeschlechtern nacheinander angebetet wurde, so daß er zum Schluß einem Abgottbilde ähnelte, vor dem die Andächtigen aus Aberglauben und Gewohnheit auf den Knien lagen. Doch er war zum mindesten ein Mann von Wert, und wenn er blendete, dann machten ihn seine großen Eigenschaften, Geistesgegenwart, Mut, Feldherrngabe, für das andere Geschlecht unwiderstehlich. Diese Männer dagegen waren nur eitel, und waren mit scheinbarer Genialität sowohl ohne Kraft zum Handeln wie ohne künstlerische Gabe.

Aïssé gehörte auch nicht, wie Emilie du Châtelet zu den vornehmen Damen jener Zeit, die ohne heilige Scheu waren, ja kaum von Schamhaftigkeit wußten. Im Gegenteil! Sie schreibt (anläßlich des übertriebenen Spieles einer Schauspielerin als Liebende) diese Worte, die ihr eigenes Wesen zeichnen: „Es kommt mir vor, daß für diejenige, die eine liebende Frau darstellen will, Bescheidenheit und Zurückhaltung notwendige Eigenschaften sind, wie aufregend die Situation auch sei. Alle Leidenschaft muß durch Biegung der Stimme und durch die Betonungen ausgedrückt werden. Die gewaltsamen Armbewegungen soll man Männern und Zauberern überlassen. Eine junge Prinzessin muß mehr Schamgefühl haben.“

Aïssé selbst ähnelt der jungen türkischen Prinzessin, Atalide, in Racines *Bajazet*, die von der Hauptperson geliebt wird und ihn liebt, aber mit einer so rührenden Sanftheit und einer solchen Angst, seiner Zukunft im Wege zu stehen, wenn sie seine Hand annehme, daß sie alle Herzen gewinnt. Wie schön hat nicht Aïssé in ihrer letzten Krankheit den Geliebten und sich selbst gezeichnet, wenn sie sagt: „Er bildet sich ein, daß er durch seine Freigebigkeit mein Leben erhalten könne; er gibt dem ganzen Haus; ja, er gibt sogar der Kuh; der gibt er Heu. Er gibt der einen, damit sie ihren Sohn ein Handwerk lernen lassen kann, der anderen, daß sie sich einen Pelzkragen und ein paar Bänder kaufe; er gibt allen, die ihm nahekommen und ihm hier begegnen; es nähert sich schon dem Wahnsinn. Wenn ich ihn frage: wozu soll das gut sein? antwortet er: es soll alle, die in Deiner Nähe sind, verpflichten, damit sie noch größere Sorgfalt für Deine Pflege zeigen.“

Unglücklicherweise war es Voltaire versagt, etwas in diesem Maße Zartes und Erlesenes in einer weiblichen Gestalt zu schaffen. Aber dem Chevalier von Aydie hat er mit voller Absicht ein Denkmal gesetzt im Ritter von Couci in *Adelaïde de Guesclin*; wahrscheinlich hat er sich seiner auch bei der Hauptperson im *Tancrède* erinnert.

XI

Da unternimmt Voltaire einen Schritt, der gewissermaßen der erste auf einer Bahn ist, die später die seinige wurde. Er bemüht sich, das Leben eines unschuldig Angeklagten zu retten, als dieser sich aus weiter Ferne an ihn wendet. Wir haben gesehen, mit welcher Bravour Richelieu 1756 Minorca von den Engländern eroberte. Beim Beginn des Feldzuges hatte Voltaire die Taten seines Jugendfreundes in zahlreichen Auslassungen voraus gesagt, und wenn sie der Abwesende auch nicht zu sehen bekam, gerieten sie doch in Paris in lebhaften Umlauf, und wurden mit den verschiedensten Bemerkungen versehen, je nach der größeren oder geringeren Sympathie für Voltaire. Als Richelieu nun im großen Stile siegte, war es natürlich, daß Voltaire seine Befriedigung zu erkennen gab.

Der Eindruck war um so stärker, als die Engländer, die von der Überzeugung ihrer unendlichen Überlegenheit zur See durchdrungen waren, im voraus die Franzosen verhöhnt hatten, und z. B. die französische Flottenstärke folgendermaßen angegeben hatten: Die Fährboote bei Corbeil und Auxerre, die Fähre bei Asnières und die Galiote bei Saint Cloud. Es wurden in London öffentliche Wetten abgeschlossen, ob Richelieu innerhalb vier Monaten wohlverwahrt im Tower sitzen würde. Es war also in England für unmöglich angesehen worden, daß ein englischer Admiral von einer französischen Flotte überwunden werden oder, wie man es nannte, vor ihr die Flucht ergreifen konnte, und es regnete Verwünschungen und Anklagen über den unglücklichen Admiral Byng, für den man ein Kriegsgericht verlangte, und der denn auch wirklich vor eins gestellt wurde.

Voltaire, der während seines Aufenthalts in England Byng persönlich kennen gelernt hatte, fühlte die schneidende Ungerechtigkeit, einen einzelnen Menschen für die verletzte Nationaleitelkeit der Engländer hüßen zu lassen, fühlte sie um so schärfer, als er von Richelieu wußte, wie tapfer Byng gekämpft hatte. Er wandte sich da an den Freund und bat ihn, einen Zeugenbericht niederzuschreiben, den er Byng senden und seinen Richtern vorlegen lassen konnte. Richelieu's feine, würdevolle Antwort, die nicht auf sich warten ließ, lautet folgendermaßen:

Ich bin sehr betrübt über die Anklage gegen den Admiral Byng; ich kann versichern, daß, was ich von ihm gesehen und über ihn gehört habe, ihm nur zur Ehre gereicht. Da er alles getan hat, was man vernünftigerweise von ihm erwarten durfte, sollte er nicht getadelt werden, daß er eine Niederlage erlitten hat. Wenn zwei Höchstkommandierende um den Sieg kämpfen, dann muß, auch wenn sie im gleichen Maße ehrenhaft sind, der eine von ihnen notwendigerweise geschlagen werden; und nichts anderes spricht gegen Byng, als daß er das ward. Sein ganzes Verhalten war das eines tüchtigen Seemannes, und es wäre einfach zu bewundern, wenn Gerechtigkeit bewiesen werden soll. Die beiden Flotten waren, praktisch genommen, gleich stark: die Engländer hatten dreizehn Schiffe und wir zwölf, aber unsere waren weit besser ausgerüstet und leichter zu manö-

vrieren. Das Kriegsglück, das den Ausfall aller Schlachten, besonders der Seeschlachten bestimmt, war uns günstiger als unseren Gegnern, denn unsere Geschosse richteten größeren Schaden an als die ihren. Ich bin überzeugt, und es ist die allgemeine Ansicht, wenn die Engländer die Schlacht fortgesetzt hätten, wäre ihre ganze Flotte zerstört worden. Kein Verfahren kann ungerechter sein als das jetzt gegen Admiral Byng eingeleitete. Jeder Mann von Ehre, jeder Offizier in den beiden Heeren muß dem Prozeß mit gespannter Aufmerksamkeit folgen.

Voltaire übersandte Byng das Schreiben des Marschalls mit folgendem Billet:

Mein Herr, obwohl ich Ihnen fast unbekannt bin, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen die Kopie eines Briefes zu senden, den ich eben von dem Herrn Marschall von Richelieu erhalten habe. Ehre, Menschlichkeit und Billigkeit gebieten mir, sie in Ihre Hände gelangen zu lassen. Dies edle und so unerwartete Zeugnis von einem der aufrichtigsten und hochherzigsten unter meinen Landsleuten läßt mich annehmen, daß Ihre Richter Ihnen die gleiche Gerechtigkeit erweisen werden.

Richelieus Brief gewann dem Angeklagten nur vier Stimmen. Er wurde zum Tode verurteilt und am 14. März 1757 erschossen. Er starb mit großer Festigkeit. Vor seinem Tode sandte er das Memorandum, das er zu seiner Rechtfertigung geschrieben hatte, an Voltaire und ließ ihm durch seinen Testamentsvollstrecker folgende Zeilen senden: „Der verstorbene Admiral Byng versichert Sie seines Respekts, seiner Erkenntlichkeit und seiner vollkommenen Achtung; er würdigt Ihr Verhalten durchaus und stirbt geströbt durch die Gerechtigkeit, die ihm ein edler Soldat erwiesen hat.“

Wenn man bedenkt, wie fern Voltaire Byng stand, und daß er nur als Privatmann, ohne Auftrag von irgendeiner Seite handelte, dann fühlt man, wie stark selbst eine ferne und fremde Ungerechtigkeit sein Gerechtigkeitsgefühl in Bewegung setzte und wie fern es ihm lag, Mühe zu scheuen, um die Fälle von Unglück und Gewalt zu vermindern, die nationale Vorurteile nicht weniger als religiöse zu seiner Zeit verschuldeten.

XII

In der Zueignung an Monseigneur le maréchal de Richelieu, mit der Voltaire seine Tragödie *L'Orphelin de la Chine* einleitete, die auf der Bühne sowohl in Paris wie in Fontainebleau einstimmigen Beifall gefunden hatte, teilt er mit, daß er die Idee zu dem Stück erhielt bei der Lektüre einer alten chinesischen Tragödie in der französischen Übersetzung eines Missionars.

Die Tragödie ist fest und sicher gebaut, die theatralische Spannung und Wirkung steigert sich ununterbrochen, und das Ganze gestaltet sich zu einer Verherrlichung der zu jener Zeit sogenannten „Tugend“, was ein Leben für Ideale bedeutete. Der Eroberer Tschengis-Khan,

ein geborener Skythe, der in seiner Jugend nach der Hauptstadt Chinas kam, hat dort seinerzeit Idame, eine vornehme Chinesin, geliebt, die ihn jedoch zurückweisen mußte, da die Vorschriften und Gebräuche der alten Kultur Chinas ihr die Ehe mit einem Fremden nicht gestatteten. Danach lebte sie in einer ruhigen und würdigen Ehe mit dem gerechten Mandarinen Zamti, mit dem sie einen kleinen Sohn hat.

Tschengis-Khan kehrt als Welteroberger nach China zurück und läßt das nationale Kaiserhaus ausrotten, dessen jüngere und ältere Angehörigen niedermachen. Es gelingt nur, den jüngsten Sproß der Kaiserfamilie zu retten, der vater- und mutterlos ist. Nach ihm ist das Stück benannt. Dies Kind ist in Zamtis Obhut gegeben und wird von ihm verborgen gehalten.

Da aber der Tyrann, der sonst wohl zur Milde gegen die Überwundenen neigt, sich gegen jede zukünftige Beunruhigung durch die früher herrschende Dynastie schützen will, verlangt er die Auslieferung des Kindes, und Zamti hat in seiner Kaisertreue keinen anderen Ausweg finden können, als ohne Wissen seiner Frau seinen eigenen Sohn auszuliefern, als wäre er das gesuchte Kind. Als Idame davon hört, wehrt sie sich gegen die Auslieferung ihres Sohnes und erklärt voll verzweifelnder Mutterliebe, daß das Kind ihr Sohn sei. Der Eroberer kommt hinzu und sieht sie voll Bewegung wieder. Sie ruft ihm um Schonung für ihr unschuldiges Kind an. Er gewährt sie sofort, denn er weiß nicht, daß es eben das Kind ist, daß seinen Männern als Fürstenkind übergeben worden ist. Zamti wird dadurch gezwungen, die Wahrheit zu bekennen. Er ist jedoch ruhig, denn soweit man vermuten kann, ist der jüngste Sproß des Kaiserhauses nun in Sicherheit. Nach den Kriegsgesetzen der Mongolen muß dieser Betrug natürlich bestraft werden, und Idame ist eher bereit, mit ihrem Mann zu sterben, als daß sie den Aufenthalt des Kaiserkindes verrät.

Auf diese Weise erfährt Tschengis, welche Blüten eine alte, friedlich aufbauende Kultur an Edelmut und Opferwilligkeit gedeihen läßt. Mit Verwunderung vergleicht er jene Zivilisation mit der Verwüstungswut seiner Tataren, er ist nicht mehr so stolz darauf, daß er Asien unterworfen hat:

Le ciel ne nous donna que la force en partage.
Nos arts sont les combats; détruire est notre ouvrage.
Ah, de quoi m'ont servi tant de succès divers!
Quel fruit me revient-il des pleurs de l'Univers!
Nous rougissons de sang le char de la victoire.
Peut-être qu'en effet il est une autre gloire.

Das Edle in ihm erwacht; er will auf seine Rache verzichten; Zamti kann das Leben behalten. Aber voll Würde erinnert er Idame an ihre frühere, gegenseitige Zuneigung. Sie ist bei ihm nun zur Leidenschaft gestiegen. Da er jedoch ihren Wert vollkommen eingesehen hat, bietet er ihr seine Hand, sie soll seinen Thron teilen; sich nur von Zamti trennen, dem nichts Böses widerfahren soll. Ja, sogar das Leben des

Thronerben soll geschont werden. Zamti ist entschlossen, Idames Glück nicht im Wege zu stehen; aber für sie gibt es kein anderes Glück als in seiner Nähe. Eine derartige Bewunderung haben sein Wesen und seine Haltung in ihrem Gemüt geweckt.

Vergebens ruft Idame Tschengis-Khans Gerechtigkeitsgefühl an; seine unerwiderte Liebe wird zum Haß, und er droht, von nun an nur Herrscher zu sein, nur als Herrscher zu handeln. Da beschließen Idame und Zamti, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Sie stehen im Begriff, diesen Vorsatz auszuführen, als der Welteroberer dazwischentritt und Idame verhindert, sich von Zamtis Dolch durchbohren zu lassen. Tschengis-Khan ist durch ihren Geistesadel überwunden, den er zuerst nicht verstanden:

Gengis: Que la sagesse règne, et préside au courage!
Triomphez de la force; elle vous doit hommage.
J'en donnerai l'exemple, et votre souverain
Se soumet à vos lois, les armes à la main....

Zamti: Ah, vous ferez aimer votre joug aux vaincus.

Idamé: Qui peut vous inspirer ce dessein?

Gengis:

Vos vertus.

Diese Tragödie ist die typische Voltairesche Tragödie seiner reifsten Jahre. An äußerer Anziehungskraft das fremdartige ostasiatische Gewand, wodurch der Dichter den gewöhnlichen Horizont seiner Zuschauer erweiterte. Als Hintergrund Voltaires tief empfundene, oft ausgedrückte Achtung vor Chinas uralter, heidnischer, aber sittenreiner Friedenszivilisation. Dann die Verherrlichung der rein menschlichen Tugenden, Treue und Opferwilligkeit und des unverbrüchlichen Festhaltens an einem rein menschlichen Ideal.

Schließlich ist *L'Orphelin de la Chine* merkwürdig genug der Ausdruck einer lichten Lebensanschauung, die stark im Gegensatz zu der Satire über sie in *Candide* und verschiedenen der kleinen philosophischen Erzählungen steht. In der Tragödie steckt ein auffallender Glaube an das Gute als Grundlage der menschlichen Natur, der Voltaire seinem Gegner Jean Jacques nähert. Dieser geriet allerdings nicht selten nur deshalb in Streit mit ihm, weil er Streit suchte.

L'Orphelin ist das erste französische Stück, bei dessen Aufführung die Schauspielerinnen keine Reifröcke trugen. Diese standen in zu großem Gegensatz zum chinesischen Kostüm. Beinahe wäre das Stück in Fontainebleau überhaupt nicht zur Aufführung gekommen. Die geistliche Gesellschaft bei Hofe hatte der Königin erzählt, daß es Angriffe auf die Religion enthielt. Sie verlangte, daß die Stellen, wo sich solche Angriffe fanden, unterdrückt wurden. Als man jedoch ehrfurchtsvoll fragte, welche Stellen die Königin entfernt wünschte, zeigte es sich, daß sie das Stück gar nicht gelesen hatte. Dies wurde nun von der Polizei sorgfältig durchforscht, die jedoch nichts daran auszusetzen fand als die folgenden Verse, die als Verteidigung des Deismus aufgefaßt werden konnten:

La nature et l'hymen, violà les lois premières,
 Les devoirs, les liens des nations entières:
 Ces lois viennent des dieux, le reste est des humains.

Bei weiterer Erwägung fand die Zensur die Stelle jedoch so unschuldig, daß man sie stehen ließ.

Dafür daß *L'Orphelin de la Chine* auch außerhalb Frankreichs und ein gut Stück in das neue Jahrhundert hinein seine Macht über die Gemüter in verschiedenen Kreisen bewahrt hatte, liegt ein Beweis in der dänischen Übersetzung des Stückes von C. H. Pram vor (Kopenhagen 1815). In einer langen, unglaublich schlecht geschriebenen Zueignung dieser Arbeit an Oehlenschläger sieht er es als gegeben an, daß alle Urteilsfähigen dies Schauspiel als „eines der glänzendsten, die jemals geschaffen wurden,“ betrachten, und er beklagt es, daß „unsere südlichen Nachbarn ihr entschiedenes Vernichtungsurteil über jene Muster anscheinend auch hier geltend machen wollen.“ Die Übersetzung in ungereimten Jamben ist schwach, aber nicht ganz schlecht: doch die Zeit für Voltaires Theaterstücke war ja besonders in Dänemark unwiderruflich vorbei.

XIII

Seit Voltaire sich in der Schweiz aufhielt, war er die größte Sehenswürdigkeit der Schweiz geworden. Sein Aufenthaltsort am Genfer See, gleichgültig, wo er gerade war, wurde der Wallfahrtsort für Reisende von Distinktion aus ganz Europa. Zahlreiche Zeugnisse liegen deshalb über ihn aus dem Vierteljahrhundert vor, das er sich dort aufhielt, sowohl von Leuten, die er niemals in seinen Schriften oder Briefen erwähnt, wie von Europas hervorragenden Frauen und Männern jener Jahre.

Unter den Damen, die ihn damals aufsuchten, muß Madame d'Epinay genannt werden, die durch ihre Sorge für Jean Jacques Rousseau und ihr nahes Verhältnis zu Grimm bekannt ist; sie war nach Gené gekommen, um Tronchin um Rat zu fragen, der damals das Orakel aller Frauen war, offiziell wegen ihrer schwachen Nerven, vielleicht aber aus Anlaß einer angenommenen Schwangerschaft, die bei ihrem Gesundheitszustand gefährlich werden konnte. Sie wünschte, daß Rousseau sie auf dieser Reise begleitete, mußte sich aber schließlich mit der Gefolgschaft ihres Ehemannes begnügen; es war dies die Reise, die den Bruch zwischen Grimm und Rousseau verursachte.

Voltaire überhäufte sie mit Höflichkeiten jeder Art, stellte ihr und ihrem Mann seinen Wagen zur Verfügung; nannte sie „den wahren Philosophen unter den Frauen“, pries in jedem Billet an sie die großen schwarzen Augen, die ihm Bewunderung und Achtung einflößten. Niemals lud er sie ein, ohne sie mit seinem Wagen abholen zu lassen.

Louise Tardieu d'Esclavelles (in ihren Memorien Emilie) wurde 1725 geboren, und heiratete mit 20 Jahren Herrn d'Epinay, den

ältesten Sohn eines Steuerpächters, der sich schmählich gegen sie benahm. Diderot antwortete auf die Frage, was für ein Mann das wäre: „Einer, der zwei Millionen geschluckt hat, ohne ein amüsanter Wort zu sagen oder eine gute Tat zu vollbringen.“

Sie war klein, mager, außerordentlich wohl gebaut, sah ohne sonderliche Frische sehr jung aus, war rechtschaffen, lebhaft, geistreich. Sie hatte weiße Schultern und schön gelocktes Haar. Sie hat sich selbst mit den Worten gekennzeichnet: „Ich besitze Mut, Entschiedenheit und eine ungeheure Verlegenheit. Ich bin wahrhaftig, ohne offen zu sein (je suis vraie sans être franche).“

Voltaire seinerseits hat sie mit den Worten gezeichnet: „Sie hat das große Geheimnis gefunden, das beste, was ihrem Wesen möglich war, zu werden. Ich möchte ihr Lehrling sein; aber dazu ist es zu spät; die Falte ist gelegt. Sie ist ein Adler in einem Käfig aus Musselin.“

Sie hatte sich erst in einen gewissen Francueil verliebt; aber er kühlte sich schnell ab und wurde ein lasterhafter Mensch. Duclos, Sekretär der französischen Akademie, versuchte ihn durch ein Gemisch von Zartheit und Brutalität zu verdrängen, wurde aber abgewiesen.

Beim Tode ihrer Schwägerin, Madame de Jully, geriet sie in Verdacht, mit einer Anzahl kompromittierender Briefe ein Papier verbrannt zu haben, das sich auf die Geschäfte ihres Mannes und Jullys bezog; Grimm, der deutsche Baron, der ein vortrefflicher französischer Kritiker wurde, übernahm ihre Verteidigung. Er war zuverlässig und beständig, ein guter Beobachter des Lebens, der von jeder Überschätzung der Menschen frei, eher etwas misantropisch war. Grimm war zwei Jahre älter als sie, 33 Jahre alt, als er sie kennen lernte. Ihre Verbindung währte 27 Jahre und in der ganzen Zeit verleugnete sich sein Gefühl niemals.

Madame d'Epınay gehörte zu dem Kreis der Enzyklopädisten, wo es gegen den Ton verstieß, sich von Bewunderung hinreißen zu lassen. Man übte Kritik.

Sie wußte außerdem, daß zahlreiche Frauen Voltaire mit ihrem Entzücken und ihren Schmeicheleien überfielen, und daß er sich über sie lustig machte, wenn sie aus der Tür waren. Sie wollte ihn fühlen lassen, daß sie aus anderem Guß war. Wenn man ihre Eindrücke von den Besuchen bei ihm in ihren Briefen an Grimm verfolgt, sieht man, daß sie an ihm doch wenig oder nichts zu kritisieren hat und ihren Witz nur über die dicke, runde Nichte, Madame Denis, ergehen läßt, die schon alt und häßlich und gutmütig war und über alles mit-sprach, ohne irgend etwas zu verstehen. Über Voltaire selbst ist der Ton sehr verschieden:

Ich habe wieder einen Tag bei Voltaire verbracht. Ich wurde mit einer Höflichkeit, Ehrerbietung und Aufmerksamkeit empfangen, die ich zu verdienen glaube, an die ich aber nicht gewöhnt bin. Er fragte mich nach Neuem über Sie, Diderot und alle unsere Freunde. Er tat das Äußerste, um liebenswürdig zu sein. Und es gelang ihm; es fällt ihm nicht schwer.

Doch wollte sie, soweit sie urteilen konnte, ihr Leben lieber mit Diderot als mit Voltaire verbringen. Sie fand nicht, daß Diderot in diesem Hause seinem vollen Werte gemäß anerkannt wurde, da man, wenn man die Enzyklopädisten erwähnte, ständig von D'Alembert sprach. (Das beruhte doch nur darauf, daß D'Alembert ein näherer Freund und ein fleißigerer Korrespondent war.)

Sie zog wieder nach Les Délices, um dort drei, vier Tage zusammen mit ihrem Arzt, Tronchin, zu verbringen. Und sie schreibt von dort aus an Grimm:

Man hat keine Zeit, etwas vorzunehmen, wenn man bei Voltaire ist. Ich kann nichts weiter tun, als meinen Brief schließen, lieber Freund. Ich habe den Tag allein mit ihm und seiner Nichte verbracht, und nun ist er müde von den vielen Geschichten, die er mir erzählt hat. Als ich ihn bat, vier Zeilen an Sie schreiben zu dürfen, damit Sie wegen meines Gesundheitszustandes, der übrigens gut ist, nicht beunruhigt wären, äußerte er den Wunsch, sitzen bleiben zu dürfen, um zu sehen, was meine schwarzen Augen sagen, wenn ich schreibe. Er sitzt mir nun auch gegenüber. Er stochert im Kaminfeuer; er lacht; er sagt, daß ich mich über ihn lustig mache und daß ich aussehe, als ob ich ihn zum Narren hielte. Ich antwortete, daß ich alles niederschreibe, was er sagt, weil das wohl so gut ist wie das, was ich denke. Am Abend fahre ich nach der Stadt zurück und werde da auf Ihre Briefe antworten. Hier ist es unmöglich, etwas zu schreiben.

XIV

Noch berühmter als Madame d'Epinay wurde der nächste Besucher, der große englische Geschichtsschreiber Gibbon, der damals in seiner schönsten Jugend stand und keinen heftigeren Wunsch hegte, als Voltaire kennen zu lernen. Als Junge von fünfzehn Jahren war Gibbon zum katholischen Glauben übergetreten und war deshalb von seinem Vater nach Lausanne geschickt worden, um unter calvinistischen Einfluß zu kommen. Er brachte dort fünf volle Jahre zu (1753 - 1758). In seinen *Erinnerungen* hat er darüber geschrieben:

Ehe ich aus der Schweiz zurückgerufen wurde, hatte ich die Befriedigung, den außergewöhnlichsten Mann der Zeit zu sehen, Dichter, Historiker, Philosoph, der dreißig Quartbände mit seiner Produktion in Prosa und Versen gefüllt hatte, die oft vortrefflich, stets unterhaltend war. Ist es nötig, daß ich den Namen Voltaire hinzufüge? . . . Der größte Vorteil, den ich aus Voltaires Aufenthalt in Lausanne zog, war der so seltene, auf der Bühne einen großen Dichter seine eigenen Werke selbst rezitieren zu hören. Er hatte eine Gesellschaft von Damen und Herren gebildet, unter denen einige nicht ganz ohne Talent waren. Ein zierliches Theater wurde in Monrepos, einem Platz am Ende der Vorstadt eingerichtet, Kostüme und Dekorationen waren auf Kosten der Schauspieler angefertigt worden, und die Proben wurden von dem Verfasser mit Aufmerksamkeit und dem Eifer der Vaterliebe geleitet. Zwei Winter hintereinander wurden seine Tragödien *Zaire*, *Alzire*, *Zulime* und seine empfindsame Komödie *L'Enfant prodigue* im Theater in Monrepos aufgeführt. Voltaire spielte selbst

die Rollen, die seinem Alter angemessen waren, Lusignan, Alvarès, Benassar, Euphémon. Sein Vortrag war im Stile des alten Theaters moduliert mit pompöser Betonung und atmete Begeisterung für die Poesie, drückte aber nicht eben die natürlichen Gefühle aus.

Ohne es zu wollen verursachte Gibbon dem bewunderten Dichter nicht geringen Ärger und viel Unannehmlichkeit. Nur um sich und einigen Freunden ein Vergnügen zu machen, hatte Voltaire seine schöne Epistel 91 über seine Stimmung bei der Rückkehr auf sein Landgut in der Schweiz geschrieben. Das Gedicht gibt eine malerische Beschreibung des Genfer Sees und eine schöne Schlußhymne auf Freiheit und Freundschaft, die folgendermaßen endet:

O deux divinités! vous êtes mon recours.
L'une élève mon âme et l'autre la console,
Présidez à mes derniers jours!

Nach seiner Gewohnheit achtete er aus Furcht vor Verfolgungen darauf, keinerlei Abschrift des Gedichtes von sich zu geben. Aber er gestattete dem englischen Gesandten und dem jungen Gibbon, den der Minister eingeführt hatte, das Gedicht bei ihm zu lesen. Als der junge Mensch mit dem starken Gedächtnis des Historikers es zweimal gelesen hatte, wußte er es auswendig, schrieb es nieder und machte mit der Verbreitung der Epistel in Lausanne sein Glück.

In dem Gedicht fand sich jedoch eine Strophe, die nicht bekannt werden sollte, da sie einen alten Amadeo von Savoyen behandelte, der um 1440 in dem Kloster Ripaille jenseits des Sees gelebt hatte, das Voltaire täglich vor Augen hatte. Dieser Herzog hatte ein maßlos lustiges und epikuräisches Leben geführt, bis er das eines Tages aufgab, um als Gegenpapst gegen Nikolaus den Fünften aufzutreten. In der ursprünglichen Form, die Gibbon hörte, lauteten die Verse folgendermaßen:

Ripaille, je te vois. O bizarre Amédée,
Est-il vrai que dans ces beaux lieux,
Des soins et des grandeurs écartant toute idée
Tu vécus en vrai sage, en vrai voluptueux?
De quel caprice ambitieux
Ton âme fut-elle possédée?
Duc, ermite et voluptueux,
Ah, pourquoi t'échapper de ta douce carrière?
Comment as-tu quitté ces bords délicieux,
Ta cellule et ton vin, ta maîtresse et tes jeux,
Pour aller disputer la barque de Saint-Pierre?
Lieux sacrés du repos, je n'en ferais pas tant.
Et malgré les deux clefs, dont la vertu nous frappe,
Si j'étais ainsi pénitent,
Je ne voudrais point être pape.

Obgleich die Begebenheit, auf die hier angespielt wird, mehr als 300 Jahre zurücklag, geriet der Turiner Hof doch in Bewegung, als das Gedicht durch Gibbons Indiskretion verbreitet wurde, und ruhte nicht, ehe er erreichte, daß es in Genf verboten wurde.

XV

Eine Berühmtheit unter den Besuchern, die Voltaire niemals nennt, die sich aber um so weitläufiger, wenn auch vielleicht nicht ganz zuverlässig, über Gespräche mit dem gastfreien Wirt ausgelassen hat, ist Jacques Casanova de Seingalt, der das neunte Kapitel des vierten Bandes seiner *Memoiren* der Wiedergabe seiner Gespräche mit Voltaire widmet. Wenn ein Zweifel hinsichtlich der vollen Zuverlässigkeit ausgesprochen wird, geschieht das nicht, weil die Gespräche Leben und Wahrscheinlichkeit vermissen lassen; im Gegenteil; sie scheinen, wie auch behauptet wird, sofort, nachdem sie stattgefunden hatten, aufgezeichnet zu sein; sonst wären auch manche kleinen Umstände, die erwähnt werden, in Vergessenheit geraten.

Es ist ganz natürlich, daß sich die Rede wesentlich um italienische Persönlichkeiten und um vergangene und zeitgenössische italienische Literatur dreht; aber man spürt ein zu deutliches Bestreben, Casanova auf jedem Gebiet, das behandelt oder gestreift wird, seine Überlegenheit zeigen zu lassen. Er sagt Voltaire auch häufig Unannehmlichkeiten, die er sich in Wirklichkeit wohl kaum erdreistet haben wird, in so naseweiser Form vorzubringen. Kennt man Voltaires vielfach geäußerte überschwengliche Bewunderung für Ariosto, dann klingt es sonderbar, daß ihm Casanova eine Jugendaussprechung (aus dem Versuch über epische Poesie) vorgeworfen haben soll, in der die Anerkennung etwas begrenzt war. Dagegen scheint es glaubhaft, daß Voltaire dem jungen Italiener eine bestimmte Strophe aus den Fragmenten vorgetragen hat, die er von Ariosto übersetzt hat, und die im *Dictionnaire philosophique* gesammelt sind; denn der Gedanke in dieser Strophe von Ariosto stimmt ganz mit seiner eigenen Ansicht überein. Sie lautet:

Les papes, les Césars, apaisant leur querelle,
Jurent sur l'Evangile une paix éternelle;
Vous les voyez demain l'un de l'autre ennemis;
C'était pour se tromper qu'ils s'étaient réunis;
Nul serment n'est gardé, nul accord n'est sincère.
Quand la bouche a parlé, le cœur dit le contraire,
Du ciel qu'ils attestaient, ils bravent le courroux;
L'intérêt est le Dieu qui les gouverne tous.

Recht humoristisch wirkt es, daß Casanova Voltaire gegenüber als Verteidiger der Religion auftritt. Als Voltaire seinen Kampf gegen den Aberglauben erwähnt, sagt Casanova:

Sie könnten, meiner Ansicht nach, es sich ersparen, zu bekämpfen, was Sie doch nicht zerstören können. —

Was ich nicht ausführen kann, werden andere ausführen, und mir wird doch immer die Ehre zukommen, begonnen zu haben.

Das ist sehr schön. Aber angenommen, es gelänge Ihnen, den Aberglauben auszurotten, wodurch wollten Sie ihn ersetzen?

Wenn ich die Menschheit von einem wilden Tiere befreie, das sie auffrißt, darf man dann fragen, was ich an seine Stelle setze?

Es frißt sie nicht auf. Es ist im Gegenteil für ihr Bestehen nötig.

Voltaire betont, daß er die Völker glücklich und frei sehen will. Frei können sie aber nicht sein, solange der Aberglaube herrscht. Casanova fragt, ob er an die Volkssouveränität glaube? Nein, ein Herrscher ist erforderlich, um zu führen. Er soll aber kein Despot sein, soll ein freies Volk leiten. Hierauf gibt Casanova als Antwort die Erklärung, daß er ein Anhänger Hobbes sei; das Volk müsse geknechtet, gezähmt, in Fesseln gehalten werden. Lassen Sie dem Volk das Tier, das es so gern hat. Casanova findet, daß Voltaire an Don Quixote erinnert, der die Galeerensklaven befreite, die ihn zum Dank überfielen usw.

Ob nun diese Äußerung, wie es scheint, nach dem Ausbruch der französischen Revolution eingefügt ist oder nicht, der Sinn ist doch nicht zweifelhaft und außerdem offen ausgesprochen, Voltaire als den naiven Liberalen darzustellen, der daran glaubt, daß sich die gesunde Vernunft des Volkes wecken und entwickeln läßt, während Casanova als der entschiedene Menschenkenner und Menschenverächter auftritt, der voraus fühlt, daß die Revolution die Folge der Freidenkerei der Massen sein wird, und der auf die Religion hält — zwischen zwei Orgien, die zu beschreiben einzig seine Feder geeignet ist.

Da es jedoch nicht nur dieser ewig Frauen nachjagende Wichtigtuer ist, der den Anschein hat erwecken wollen, als ob Voltaire ohne die leiseste Ahnung von der ungeheuren Umwälzung gewesen wäre, die nur zehn Jahre nach seinem Tode bevorstand, soll hier eine Stelle aus einem höchst bezeichnenden Brief angeführt werden, den er (am 2. April 1764) an den französischen Botschafter in Turin, seinen Freund, den Marquis von Chauvelin, schrieb, der sich mit seiner Frau bei ihm aufgehalten hatte:

„Alles, was ich sehe, wirft Saat für eine Revolution, die unfehlbar eintreten wird, deren Zeuge zu sein ich aber nicht das Vergnügen haben werde. Die Franzosen kommen spät zu allem; aber schließlich kommen sie doch. Die Aufklärung hat sich derart von Mann zu Mann ausgebreitet, daß bei der ersten Gelegenheit alles gesprengt werden kann. Das wird einen lauten Knall geben. Die jungen Menschen sind glücklich; sie werden schöne Dinge zu sehen bekommen.“

Alles, was in Wahrheit darüber gesagt werden kann, ist, daß Voltaire nicht die Schreckensperiode der Revolution vorausgesehen hat; dagegen hat er sie unzweifelhaft als reinigende, aufklärende, befreiende Macht aufgefaßt und so vorausgesagt.

Sehr bezeichnend sagt im Laufe des Gesprächs der ehrbare Casanova, daß Chapelains *La Pucelle*, die ein schlechtes Gedicht zu nennen Voltaire sich erlaubt hat, mindestens nicht (wie eine gewisse andere *Pucelle*) dadurch um den Beifall der Leser buhlt, daß sie das Schamgefühl verletzt und die Frömmigkeit kränkt, und er verabschiedet sich, nachdem er seinem Wirt noch die angenehme Mitteilung gemacht hat, daß der Schweizer Schriftsteller, der sogenannte „große“ Haller, über den sich Voltaire mit gebührender Achtung ausgesprochen hat, leider

im Gespräch eine ähnliche Hochachtung für Voltaire nicht erkennen läßt. —

Etwas später wird Casanova noch verbitterter, weil Voltaire seine italienische Übersetzung der *L'Ecossaise* nicht einmal einigermaßen gut gefunden hat.

Er beendet seine Schilderung mit den folgenden höchst lehrreichen Worten:

Ich ging meines Wegs, zufrieden damit, wie ich törichterweise annahm, diesen Athleten an die Wand gedrückt zu haben. Zum Unglück blieb in mir ein Rest an schlechter Stimmung gegen diesen großen Mann, was mich volle zehn Jahre hindurch zwang, alles herabzusetzen, was aus seiner unsterblichen Feder kam. Jetzt bereue ich es, wenn ich auch bei der Durchsicht meiner Kritiken finde, daß ich oft recht gehabt habe. Ich hätte schweigen sollen, ihn achten und an meiner Urteilskraft zweifeln. Ich hätte bedenken sollen, daß ich ihn ohne seine Foppereien, um die ich ihn am dritten Tage haßte, in jeder Hinsicht erhaben gefunden hätte. . . . Die Nachwelt, die mich lesen wird, wird mich mit unter die Zahl seiner Schmäher rechnen, und die Genugtuung, die ich dem großen Mann nun hier gebe, wird vielleicht nicht beachtet werden. Wenn wir uns nach dem Tode bei Pluto treffen . . . wird er mein Freund, werde ich sein aufrichtiger Bewunderer sein.

Diese Stelle legt ein bezeichnendes Zeugnis dafür ab, wie wenig dazu gehörte, um Voltaire — zur Strafe für die einem ihm unbekannten Fremden erwiesene Gastfreundschaft — eine zehnjährige, gehässige Verfolgung auf den Hals zu schaffen, und wie groß die liebenswürdige Ungezwungenheit war, mit der man sich in solchen Fällen freisprach und sich noch dazu als Lohn des hervorragenden Mannes Freundschaft zuerkannte — nach dem Tode.

XVI

Voltaire stand im Begriff, zum Kurfürsten von der Pfalz in Schwetzingen zu reisen, wohin ihn Geldgeschäfte riefen, als er höflich seine Abreise hinausschob, weil eine damals fast berühmte, heute vergessene Schriftstellerin, Madame Bocage, ihm ihren Besuch anzeigte. Sie war zu ihrer Zeit so beliebt, daß ihr Porträt mit der (lateinischen) Unterschrift erschien: „In ihrem Äußeren Venus, in ihrer Kunst Minerva“. Sie besaß den guten Geschmack, nichtsdestoweniger bescheiden und einfach im Auftreten zu sein.

Voltaire empfing sie mit einer Artigkeit, die so weit ging, daß er der schönen Frau sein eigenes gutes Bett abtrat, als sie sich bitter über die harten und schlechten Lager beklagte, die sie in den Wirtshäusern auf dem Wege von Paris nach der Schweiz gefunden hatte. Er konnte ihrer ganz unplastischen Kunst unmöglich Wert beilegen, aber er brachte ihrer Weiblichkeit und Schönheit seine Huldigung dar. Sie schreibt an ihre Schwester:

Mit der Feinheit, die man bei einem Mann von Herz findet, vereint er all das Reizende, das in gewählten und treffenden Umgangsformen liegt, all das Anziehende, das der Geist der Höflichkeit verleiht, und er kommt mir jünger, zufriedener und gesünder vor als vor seinem Aufenthalt in Preußen. Seine Gespräche haben nichts von ihrer Gefälligkeit verloren, und sein Geist, der sich freier fühlt, ist deshalb auch heiterer.

Der Kurfürst von der Pfalz hatte ihm seinen Beistand bei einer Ordnung seiner Vermögensverhältnisse versprochen, nach der ihm und seiner Nichte eine bedeutende Lebensrente ausbezahlt werden sollte. Der hohe Herr hielt sein Wort, erwies, nicht weniger als die andern deutschen Fürsten in seiner Nähe, Voltaire das herzlichste Entgegenkommen und die größte Gastfreundschaft. Auf dem Wege zum Kurfürsten hielt Voltaire sich einige Zeit in Karlsruhe beim Markgrafen von Baden-Durlach auf, dessen Gemahlin, Charlotte Luise von Hessen-Darmstadt, zu den feurigsten Verehrerinnen des Dichters gehörte. Der Aufenthalt in Schwetzingen hat für uns aus dem Grunde Interesse, weil nach einer Überlieferung, die nicht grundlos scheint, Voltaire hier die Niederschrift des *Candide* begann, und dem Kurfürsten die Kapitel vorlas, wie er sie beendete.

Schon lange hatte Voltaire seine Briefe scherzend: der Schweizer Voltaire unterzeichnet. Mit jedem Jahr, das vergangen war, war er mehr und mehr Schweizer geworden, Landmann und Gutsbesitzer.

Er hat seine kleine Eremitage Monrion bei Lausanne, mit der er fast nicht mehr rechnet, seit er sich in Lausanne selbst ein hübsches Haus mit fünfzehn Fenstern Front gekauft hat, so daß er von seinem Bett aus über den schönen Genfer See sehen kann und ganz Savoyen außer den Alpen vor Augen hat. Hunderte von Gärten liegen unter seinem Garten. Diesseits Savoyens auf der anderen Seite des Sees, in dessen Spiegel sich die Gärten abzeichnen, erheben sich die Alpen amphitheatralisch. Mit dieser Aussicht vor seinen Augen entbehrt er Potsdam nicht. Und sein Landsitz Les Délices ist ihm im Sommer ebenso lieb wie das Haus in Lausanne im Winter.

Doch er nimmt bald ganz andere und größere Erwerbungen vor, nicht aus reiner Erwerbslust, sondern im Interesse seiner Sicherheit.

Sobald er sich entschlossen hatte, sich für den Rest seiner Tage am Genfer See niederzulassen, mußte er aus den Erfahrungen, die er bis dahin gemacht hatte, die Folgerungen ziehen. Er hatte ja schnell entdeckt, daß es in Genf wie anderwärts Pastoren gab, und daß es nicht leichter war, mit protestantischen Pfarrern auszukommen als mit katholischen Priestern. Er hatte hier wie in Frankreich alle Arten Quälereien mit den Behörden gehabt. Er richtete sich dort ein wie ein Fuchs mit vielen Löchern und vielen Ausgängen aus jedem Loch.

Zwar war er Schweizer, durch und durch Schweizer; aber er kaufte sich den Herrnsitz Ferney auf der anderen Seite der Grenze, und beim ersten Zusammenstoß mit den Herren in Genf war er dann in Ferney,

wo er Franzose, durch und durch Franzose war, und wo sie ihm nichts antun konnten. Sollte dagegen das französische Ministerium einen seiner häufigen, unangenehmen Anfälle von Neugierigkeit bekommen, um zu erfahren, wer wohl der Verfasser dieser oder jener Flugschrift sein mochte, schwupp war er in Les Délices auf Schweizer Boden. Und da nichts so nützlich ist wie Macht und nichts so geachtet wird wie Macht, war es verständig, so viele kleine Schweizer Machthaber wie möglich sich zu Vasallen zu machen.

Dadurch daß er von dem Präsidenten de Brosŷes Tournay kaufte, ein Rittergut, das zwischen der französischen Grenze und Genf lag, erhielt er das Eigentum mit allen herrschaftlichen Rechten und Privilegien, die das Lehnŷverhältnis mit sich führte. Tournay war eine Grafschaft, und es sind Briefe vorhanden, ein paar Stück, die Voltaire unterzeichnet hat: Comte de Tournay, zum größten Spaß Friedrichs, der ihn aus Schalkhaftigkeit auf verschiedenen Anschriften so nennt. Voltaire hat jedoch in einem der Briefe an Tronchin sehr unzweideutig die Annehmlichkeit für sich dargelegt, Männer zu Lehnŷleuten zu bekommen, die begonnen hatten, Eingriffe in seine Ruhe vorzunehmen.

Mit dem Kauf von Ferneŷ waren direkt wohl nicht so viele herrschaftlichen Rechte verbunden, aber durch das Wohlwollen des französischen Ministeriums erlangte er Begünstigungen für Ferneŷ, die den Rechten entsprachen, die er durch den Kauf von Tournay erwarb. Tournay war vernachlässigt, aber ausgedehnt, und Voltaire wollte es anbauen. Seine beiden großen Besitzungen reichten beinahe bis an Les Délices, so daß er sich „ein hübsches kleines Königreich in einer Republik“ zusammengefügt und angepaßt hatte.

An Thiériot schreibt er (am 24. Dezember 1758) lustig: „Sie irren sich, alter Freund, wenn Sie glauben, ich hätte hier nur zwei Beine. Ich habe vier Pfoten statt zwei. Ein Bein habe ich in Lausanne, in einem sehr schönen Winterhaus, ein Bein in Les Délices bei Genf, wohin die gute Gesellschaft mich besuchen kommt. Die beiden sind meine Vorderbeine. Die Hinterbeine stehen in Ferneŷ und in der Grafschaft Tournay, das ich in Erbpacht vom Präsidenten de Brosŷes gekauft habe.

Und der Vertrag über den Kauf von Ferneŷ war noch nicht einmal unterzeichnet, bevor er seine zukünftigen Lehnŷleute gegen einen Pfarrer verteidigte, der erklärt hatte, „sie bis zum Äußersten verfolgen zu wollen“, und bevor er sich schon der Wege in der Umgebung annahm, die andere seiner Lehnŷleute pflichtwidrig vernachlässigt hatten. Alles, vom größten bis zum geringsten, war Gegenstand seiner Sorgfalt. Es fehlte ein Hengst in seinen Ställen in Les Délices, und er schrieb an den Marquis de Voyer, den Intendanten der königlichen Ställe, um einen ausgezeichneten Hengst für sein Gestüt zu bekommen. Allerlei Vergünstigungen erreichte er auch durch ein Wort der Madame de Pompadour an den Minister, den Herzog von Choiseul.

Nennt sich Friedrich in seinen Briefen während des ewigen Krieges „Don Quixote des Nordens“, so nennt Voltaire sich jetzt „der Alte vom Berge“ (le vieux de la montagne) wie zu seiner Zeit das Haupt der Assassinen, doch „mit besserem Gewissen, da er niemanden ermordet“.

Alles in allem, tut er auf Schweizer Boden, was er vermag, um seine Unabhängigkeit nach jeder Seite zu sichern, und er genießt sie, als hätte er niemals etwas anderes erstrebt. Er hat entdeckt, daß vor allen anderen Gütern die Unabhängigkeit erstrebenswert ist.

SATIRISCHE DICHTUNG

I

Während der Reaktion der französischen Romantik gegen den Klassizismus und während der Erneuerung und Umbildung der Sprache, die durch Victor Hugo und Théophile Gautier stattfanden, geriet Voltaire als Dichter in Vergessenheit, verlor sein Ansehen in seinem Vaterlande, wie er in Deutschland längst höhnisch übersehen worden war wegen der Angriffe Lessings und der Geringschätzung deutscher Romantiker, die in seiner Poesie niemals die kleine blaue Blume gefunden hatten, die ihnen so teuer war. Doch von der ersten Stunde an war unter den französischen Romantikern ein Mann, die einzige kritische Begabung der Gruppe und bis jetzt Frankreichs größte, Sainte-Beuve, der Voltaire auch als lyrischen Dichter Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Nachdem er gezeigt hat, daß Jean Baptiste Rousseau zwar untadelhafte, kalte Oden hinterließ, aber durchaus keinen persönlichen Einfluß ausübte, sagt er: „Das Gegenteil ist der Fall bei Voltaire, dem einzigen wahren, einzigen großen Lyriker im achtzehnten Jahrhundert. Seine Einbildungskraft ist stets wach. Wohl versagt bei Voltaire das Werk nicht selten, aber so lange man die Persönlichkeit spürt, vernimmt man auch den Dichter. Ihn findet man in allem, was bei ihm aus der Quelle strömt, was unwillkürlich aus seiner Feder fließt: leichte Kleinigkeiten, Satiren, humoristische Einfälle, Einleitungen zu Dichtungen, hervorsprudelnde Verse, die als Sprichwörter geboren werden, Verse, die ihm über irgendeinen Gegenstand entschlüpfen und danach um die Erde eilen. Dichter ist er in seinen Gesprächen durch die funkelnden Strahlen seines Witzes, das ewige Blitzen der Worte, die lebensvollen und anmutigen Wendungen, die er jeder seiner Äußerungen gibt.“

Zu jeder Zeit sind es nur wenige, die sich über die engen Begriffe ihrer Zeitgenossen von Poesie zu erheben vermögen, und die wissen, daß sich die Vorstellungen vom Dichterischen ändern. Diese werden sich auf ihre eigene Urteilskraft verlassen und ohne jede Rücksicht auf den Geschmack der Zeit das gut nennen, was sie als gut empfinden. Der Kritiker, der mehr ist als ein Organ des Modegeschmacks, wird Voltaire als lyrischen Dichter schätzen.

II

Seine Prosa wird heutzutage allgemeiner anerkannt als seine Poesie; deshalb sind oben so viele Verse von ihm angeführt.

Seine Prosa wird in unserer Zeit fast nur in seinen kleinen Romanen gelesen und gewürdigt, in jenen Erzählungen, von denen er die ersten bei der Herzogin von Maine schrieb und deren beste er beim Kurfürsten von der Pfalz begann. Leider sind manchmal gewisse historische Voraussetzungen zum rechten Verständnis von Erzeugnissen nötig, die anderthalb Jahrhundert alt sind.

Will man diese Prosa gebührend schätzen, sollte man sich vielleicht in unseren Tagen am liebsten einer Vorbereitung unterwerfen, um sie zu genießen, und eine oder die andere der kleineren, ausgelassenen *Facéties* Voltaires lesen. Hier ist seine Kunst noch deutlicher ausgeprägt, die komische Kraft noch reizender, die geistige Überlegenheit fällt noch mehr auf, sogar für den, der ohne Voraussetzungen kommt.

Wir haben gesehen, wie lange Voltaire, der von den Jesuiten erzogen worden war, sich befleißigte, ihnen seine Dankbarkeit zu zeigen. 1749 schrieb er an Père Vionnet: „Ich habe lange unter der Fahne Ihrer Gesellschaft gekämpft. Sie haben kaum einen geringeren, aber keinen treueren Soldaten“ — starke und recht possierliche Worte. Oft hat er später, trotz aller prinzipiellen Verschiedenheit der Ansichten, der Gesellschaft Jesu eine beinahe kindliche Ehrfurcht erwiesen, und wenn die Jesuiten durchgehend ebensoviel Rücksicht auf ihren berühmten Zögling genommen hätten, so hätte alles gütlich verlaufen können. Aber es gab ja streitbare Jesuiten, und ihr Hauptorgan richtete einen Angriff nach dem andern gegen Voltaire, bis ihn Pater Berthier, der es redigierte, zu einer Antwort reizte, die trotz ihrer Stacheln besonders durch hinreißende Ausgelassenheit und unwiderstehlichen Witz wirkt.

Der Titel ist: *Bericht über des Jesuiten Berthier Krankheit, Beichte, Tod und Offenbarung samt Bericht über die Reise des Bruders Garassise mitsamt allem, was darauf folgte und erfolgen wird.*

Dieser Scherz stammt aus dem November 1759, und der Mann, dessen Tod scherzhaft geschildert wird, lebte noch dreiundzwanzig Jahre, vier Jahre länger als Voltaire. Er hatte lange das Organ redigiert, das Voltaire hartnäckig *Le Journal de Trevoux* nennt (vgl. z. B. sechzehntes Kapitel von *Candide*) nach der Stadt, in der es erschien. Sein richtiger Titel war: *Mémoires pour servir à l'histoire des sciences et des beaux-arts*. Berthier hatte sich eben nach der Stadt Bourges zurückgezogen und war von seinen Ordensbrüdern mit einer Pension belohnt worden. Das Journal war eine Kirchenzeitung und hatte die Aufgabe, Freidenkerei und Freidenker anzugreifen, also besonders Voltaire.

Die Erzählung beginnt:

Am 12. Oktober 1759 reiste Bruder Berthier zu seinem Unglück von Paris nach Versailles mit dem Bruder Coutu, der ihn gewöhnlich begleitet. In den Wagen hatte Berthier einige Nummern von *Le Journal de Trevoux* gelegt, die er seinen Beschützern und Beschütze-

rinnen schenken wollte, dem Kammermädchen bei der Frau Amme im Schloß, einem königlichen Koch, einem der Apothekerjungen des Königs, und mehreren anderen hohen Herren, die das Talent zu schätzen verstehen. Auf dem Wege fühlte sich Berthier einige Male nicht wohl; der Kopf wurde ihm schwer; er mußte gähnen. — Ich weiß nicht, was mir fehlt, sagte er zu Coutu; ich habe in meinem Leben niemals derart gegähnt. — Ehrwürdiger Vater, sagte Bruder Coutu, das hebt sich auf. — Wie? Was wollen Sie sagen mit Ihrem: hebt sich auf? — Ich meine, antwortete Bruder Coutu, daß ich auch gähne, und ich weiß nicht weshalb, da ich den ganzen Tag nichts gelesen habe und Sie auch nicht mit mir gesprochen haben, seit wir zusammen unterwegs sind. — Während Bruder Coutu diese Worte sprach, gähnte er stärker als je. Berthier antwortete, daß scheinbar diese Gähnerei niemals ein Ende nehmen würde. — Der Kutscher drehte sich um, und als er die beiden geistlichen Herren gähnen sah, gähnte er mit. Das Übel steckte die Vorübergehenden an. Man gähnte in allen Häusern in der Nähe. Einen so großen Einfluß übt bisweilen ein einzelner gelehrter Mann nur durch seine Nähe aus.

Nach einigen Frostschauern fallen nun beide Reisende in Schlaf, und in einen so tiefen, todesähnlichen Schlaf, daß sie noch nicht aufgewacht sind, als der Wagen vor der Einfahrt von Versailles hält. Der Kutscher versucht, sie aus dem Wagen zu ziehen und zu wecken, aber es gelingt ihm nicht. Er ruft Hilfe herbei. Coutu, der robuster ist, gibt noch einige Lebenszeichen von sich, aber Berthier bleibt kalt. Einige Hofärzte, die vom Mittagessen kommen, gehen gleichgültig vorbei, ohne daß sie sich darum bemühen, nach den Kranken zu sehen, oder sie geben Erklärungen über deren Zustand ab, die aus der Luft gegriffen sind, bis ein hervorragender Arzt, der bei Boerhaave studiert hat, den Mund des Kranken öffnet, seinen verpesteten Atem merkt und entscheidet, daß er vergiftet ist, und zwar mit einem der stärksten und schlimmsten Gifte. Man fragt den Kutscher, ob er nicht vielleicht ein Paket Arzneien für die Apotheker in Versailles mithabe? — Nein, antwortet er, das einzige Paket, das ich auf Befehl des ehrwürdigen Vaters mitführe, ist dieses. — Er kramt im Korb der Kutsche herum und zieht zwei Dutzend Nummern von *Le Journal de Trevoux* hervor. — Da sehen Sie, meine Herren, hatte ich unrecht? fragt der große Arzt, und alle Anwesenden bewundern seinen erstaunlichen Scharfsinn.

Nun begreifen alle die Ursache des Übels. Auf der Stelle verbrennt man unter der Nase der Patienten das gefährliche Paket, und Berthier fühlt sich dadurch etwas besser; aber der Kopf ist angegriffen und die Gefahr noch nicht überstanden. Der Arzt kommt darauf, ihn eine Seite der Enzyklopädie in Weißwein nehmen zu lassen, worauf eine reichliche Entleerung von Galle erfolgt. Da sich der Zustand aber verschlimmert, ist man genötigt, einen Beichtvater zu holen. Der erste Priester, an den man sich wendet, will die Verantwortung für eine Jesuitenseele nicht übernehmen, der zweite geht mit. Dieser fragt unter anderem, ob der Sterbende Gott und seinen Nächsten liebe? — Ich liebe Gott, antwortet er, und meinen Nächsten, so weit ich es kann.

Haben Sie nicht oft schlechte Bücher gelesen, fragt der Beichtvater. Ich meine nicht die einfach tödlich langweiligen wie (und nun folgen ein Dutzend Bücher von Verfassern, die Voltaire treffen will), sondern ich meine (und nun wurden eine Anzahl theologischer Schriften aufgezählt, darunter Bücher des alten Jesuiten Sanchez, den Pascal seinerzeit angegriffen hat).

Berthier erklärt, daß er kraft seiner Stellung Erlaubnis hat, alles zu lesen; er ist der Redakteur von *Le Journal de Trevoux*. — Wie, Sie geben diese Schrift heraus, die alle guten Schriftsteller richtet und verurteilt? Wissen Sie nicht, daß derjenige, der zu seinem Bruder Racha sagt, dem höllischen Feuer verfallen ist? Und Sie führen rechtschaffene Leute, die darauf kommen, Sie zu lesen, in die Versuchung, Racha zu Ihnen selbst zu sagen! Zu Ihnen, der Sie so aufgeblasen alles richten, was Sie nicht verstehen. Zwei Laster haben Macht über Sie, Hochmut und Habgier. Ich kann Ihnen keine Sündenvergebung erteilen, wenn Sie nicht schwören, niemals wieder für *Le Journal de Trevoux* zu arbeiten.

Als sich Berthier weigert, versagt ihm der Priester die Sündenvergebung. Da kommt gerade Bruder Coutu gelaufen und ruft, schwitzend und stinkend: Um Gottes Willen nehmen Sie das Sakrament nicht aus seiner Hand! Wissen Sie, wer er ist? Der Herausgeber von *Les Nouvelles Ecclésiastiques* (die rivalisierende Kirchenzeitung). Er ist der Fuchs, der den Wolf bekehren will. Sie sind verloren, wenn Sie vor ihm beichten.

Vor Verwunderung, Scham und Zorn, kommen die Lebensgeister des Sterbenden einen Augenblick zurück. Schurke! ruft er, Feind Gottes, der Könige, der Jesuiten! Du bildest dir also ein, weniger langweilig und weniger fanatisch zu sein als ich! Lassen wir, daß ich gegen aufgeklärte Männer geschrieben habe, die sich nicht einmal herabließen zu antworten und mich zu vernichten! Bist du nicht vielleicht ebenso unverschämt gewesen? Müssen wir nicht gestehen, daß wir in diesem Jahrhundert, der Kloake der Jahrhunderte, die zwei elendesten Insekten von allen Insekten sind, die um den Misthaufen summen?

„Die Macht der Wahrheit zwang Pater Berthier, so in seiner Todesstunde zu sprechen. Er sprach wie ein Inspirierter. Aber bald trat der Todeskampf ein; er drückte Bruder Coutu die Hand. O, ehrwürdiger Vater, sagte dieser, Sie sind ein Heiliger, Sie sind der erste Schriftsteller der Welt, der selbst gestanden hat, daß er langweilig war, stirbt in Frieden!“

Der nächste Abschnitt: Bruder Berthier offenbart sich als Geist dem Bruder Garassise“ beginnt folgendermaßen:

Als ich, Bruder Ignaz Garassise am 14. Oktober 2 Uhr morgens erwachte, hatte ich eine Geistererscheinung. Vor mir zeigte sich als Gespenst Bruder Berthier, worüber ich von dem fürchterlichsten und

längsten Gähnen gepackt wurde, das ich jemals kannte. — Sie sind doch tot, ehrwürdiger Vater? sagte ich. — Gähnend machte er mir ein Zeichen, das bedeuten sollte: ja! — Um so besser, sagte ich. Denn ohne Zweifel sind Euer Ehrwürden nun unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Sie müssen ja einen der ersten Plätze einnehmen. Welche Freude, Sie im Himmel mit allen Brüdern wiederzusehen. Macht es nicht ungefähr vier Millionen Verklärte von der Gründung des Ordens an bis auf unsere Tage aus? Sprechen Sie, ehrwürdiger Vater, gähnen Sie nicht mehr, aber geben Sie mir Aufklärung.

Der Verstorbene teilt ihm nun mit, daß er sich irrt; das Paradies sei ihm verschlossen. Und er, Garassise, müsse sich, wenn er in Zukunft am *Journal de Trevoux* arbeitet, davor hüten, zu verleumden, denn das werde im Himmel nicht vergeben; und davor, unvernünftige Folgerungen zu ziehen, denn auch das werde streng beurteilt; besonders aber müsse er sich in acht nehmen, langweilig zu sein, wie es zu sein Berthier das Unglück gehabt hätte, denn Langweiligkeit werde hier oben als die unverzeihlichste Sünde betrachtet. Berthier ist deshalb doch nicht in die Hölle, sondern in das Fegefeuer gekommen; dort soll er 333,333 Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage bleiben und er wird nicht entlassen, ehe man nicht einen Bruder findet, der demütig, friedfertig, unweltlich ist und der niemanden bei den regierenden Fürsten verleumdet.

Der Schlußabschnitt behandelt Bruder Garassises Ankunft von Lissabon in Paris im Jahre 1760; er gerät gerade in den Kreis der Brüder, die sich versammelt haben um zu bestimmen, wer das *Journal de Trevoux* nach Berthier übernehmen solle. Unter vielen anderen empfiehlt sich Fréron aufs beste: „Meine ehrwürdigen Väter,“ sagt er, „ich bin Jesuit gewesen; ihr habt mich fortgejagt; aber ich gehöre zu euch; denn wie Horaz sagt: Lange bewahrt das Faß den Geruch von dem, was in ihm gewesen. Ich eigne mich für die Aufgabe. Ich bin unwissender, frecher und verlogener als jeder andere. Gebt mir das *Journal de Trevoux* in Pacht, und ich werde Euch zahlen, wie ich es kann.“

Man ist jedoch nicht geneigt, den Kindern des Hauses das Brot fortzunehmen und es den Hunden zu geben, wie in der Bibel steht, und Bruder Garassise macht seine Rechte geltend:

Ich bin von Berthier selbst erkoren, der mich gähnend zum Journalisten weihte. Ich habe am *Journal de Trevoux* gearbeitet, bis ich mich auf Euren Befehl nach Paraguai einschiffen mußte. Ich besitze Berthiers Feder, Catrous Fadheit, Porées Antithesen, Daniels Trockenheit. Ich erbitte so den Preis, der meinen Verdiensten gebührt.

Und das Journal wurde ihm einstimmig übertragen.

Auf wenige Seiten ist hier zusammengedrängt, was im Original mehr als anderthalb große Bogen füllt; aber der Extrakt ist gegeben. Und der Leser hat eine Vorstellung von dem Humor Voltaires in ausgelassener Polemik.

III

Voltaires kleinere und größere Romane drehen sich nicht selten um die Einschätzung des Lebens, um ein Abwägen seiner Güter und Lasten gegeneinander. Gegen die, die mit Pascal behaupten, die Erde sei ein Jammertal, macht der Verfasser von *Le Mondain* geltend, daß das Leben viele schöne Augenblicke habe und daß seine Zeitgenossen besser und glücklicher leben als ihre Eltern. Er widerspricht sein Leben lang eifrig dem Satz, daß der Denkende unglücklicher sei als derjenige, der nur vegetiert.

Eine Erzählung wie die kleine *Histoire d'un bon Bramin* erörtert das Problem, das fast hundert Jahre später wieder von Stuart Mill in *Utilitarianism* bei der Behandlung der Frage untersucht wurde, ob es besser sei, ein glückliches Schwein oder ein unglücklicher Sokrates zu sein. Voltaire hat keine Sympathie für die Lehre, daß der Einfältige allein glücklich sei. Der Unglückliche würde sich das Glück nicht um den Preis erkaufen, zu verdummen. Voltaire drückt es aus: „Er wird in der Regel die Vernunft dem Glück vorziehen.“ Man könnte das vielleicht besser so ausdrücken: die stärkere Empfänglichkeit für das Leid ist kein zu hoher Preis für eine Erhöhung des gesamten Lebensinhaltes.

Man hat uns nun einmal die beiden törichten und pedantischen Ausdrücke: Optimismus — Pessimismus beschert, zwei dieser schrecklichen Wörter auf ismus, denen kein vernünftiger Inhalt entspricht. Wie ich bereits 1884 schrieb: Es ist unmöglich, Ausdrücke wie „das Gute“ oder „das Böse“ vom Leben zu gebrauchen, unmöglich, Bestimmungen wie „gut“ oder „schlecht“ auf das Weltall anzuwenden. Die Welt ist so wenig gut oder schlecht, wie sie blau oder gelb, wohl- oder übelriechend ist. Alle Zusammenstellungen von Lust- oder Unlustempfindungen im Leben, sowie alle Versuche, der letzteren Überzahl oder Minderzahl zu beweisen, sind unwissenschaftlich, da es uns an einem Maßstab für diese Werte fehlt.

Voltaire neigt dazu, zugleich die guten und die schlechten Seiten einer jeden Gesellschaftsform zu sehen.

In seiner allerersten Erzählung *Le Monde comme il va* hat er diesen Ton angeschlagen. Die Handlung ist, wie gewöhnlich in diesen kleinen philosophischen Novellen nach dem Beispiel Montesquieus in den *Lettres Persanes* nach dem Orient verlegt. Aber unter dem Namen Persepolis ist Paris sehr ausführlich geschildert, und zwar mit allen Lastern und allen Lächerlichkeiten der Zeit. Der weise Babouc ist häufig im höchsten Grade verärgert; aber stets entdeckt er etwas Nützliches sogar bei verderblichen Sitten und Gebräuchen, und neben vielem Abstoßenden und Verwerflichen etwas Anziehendes und Erfreuliches, so daß er schließlich zu dem Resultat kommt, wenn auch nicht alles gut sei, so sei es doch zu ertragen. Während der Prophet Jonas zu seiner Zeit darüber klagte, daß Ninive wegen seiner Laster nicht zer-

stört wurde, findet Babouc es richtig, daß Persepolis bestehen bleiben darf.

Dem entspricht es, wenn es in der kurzen Erzählung *Le Crocheteur borgne* heißt, daß das eine unserer Augen dazu dient, die guten Seiten des Lebens, das andere, die schlechten zu sehen. Man darf sagen, daß Voltaire keines der beiden Augen schloß. Sonst ist diese Geschichte nur ein lustiger und gut geschriebener Hinweis auf das Glück im Träumen und Phantasieren, als Gegengewicht gegen die Widrigkeiten der Wirklichkeit.

Cosi-Sancta ist ein frivoler Scherz, der einprägen soll, welche traurigen Folgen eine allzu strenge Tugend haben kann, während die im rechten Augenblick geopferte Tugend in kritischen Fällen das Leben teurer Wesen retten könne.

IV

Die große Erzählung *Zadig*, die wie so viele andere dem Anschein nach orientalisches ist, im übrigen aber allegorisch, satirisch und märchenhaft, ist mit guter und glänzender Laune geschrieben, und verschmilzt die verschiedensten Bestandteile, persönliche Erinnerungen und alten Folklore. Der Schlußabschnitt über den Eremiten ist rein didaktisch, zeigt, daß nichts Zufall ist, alles Prüfung oder Strafe oder Belohnung oder Voraussicht, obwohl Voltaire es sich nicht versagen kann, die Lehre mit einem bezeichnenden aber . . . zu schließen, auf das keine Fortsetzung folgt. Die unzuverlässige Geliebte, die Zadig mit seinem Freund die Treue bricht, sobald er tot scheint, erinnert an Suzanne de Livry, die Voltaire mit Genonville hinterging, sobald er ins Gefängnis gesperrt wurde. Der König, vor dem Zadig von dem Neidhart verleumdete wird, und von dem es heißt: „Der König liebte die Poesie, und bei einem König, der Verse gern hat, gibt es stets einen Ausweg“, erinnert an Friedrich, von dem Voltaire noch kein Mißverständnis geschieden hatte. Wenn es heißt, Zadig wurde vor dem „Erzmagier Yebor, dem dümmsten aller Chaldäer und deshalb dem verfolgungsfrohesten“ angeklagt, dann hat Voltaire natürlich an den Theatiner Boyer, den Lehrer des Dauphin, Bischof von Mirepoix, gedacht, von dessen Namen Yebor ein Anagramm ist.

In *Zadig*, der wie so viele der späteren Erzählungen halb Lebens-, halb Reisebeschreibung ist, ist Verschiedenes angelegt, wie es sich im Hauptwerke *Candide* wiederholt. Zadig und seine Geliebte, Astarte, bleiben die ganze Erzählung hindurch getrennt und finden sich erst ganz zum Schlusse wieder, wie im *Candide* die Hauptperson und Kune-gunde. Zadig und Candide sind jedoch Gegensätze; Zadig ist der Weise, Candide der Einfältige.

Die allegorischen Züge sind rasch ohne Erklärung hingeworfen. Wenn die Königin auf keinen Fall blaue Augen haben darf, entspricht es dem, daß sie in den westlichen Ländern auf keinen Fall bürgerlicher

Herkunft sein darf. Das eine ist nicht vernünftiger als das andere. Wenn Zoroaster verboten hat, Greife zu essen, und Zadig während der Auseinandersetzung, ob es überhaupt Greife gäbe, mit Recht behauptet, Zoroasters Verbot habe Geltung, ob es nun Greife gäbe oder nicht, so entspricht das der Bestrafung der Gotteslästerung in den modernen Staaten, ob es nun einen Gott gebe oder nicht. Es ist ganz natürlich, daß Zadigs Standpunkt einen Gelehrten reizt, der dreizehn Bände über die Eigenschaften des Greifs geschrieben hat. Ein Greif ist bekanntlich ein geflügelter Löwe mit einem Adlerkopf. Sage und Kunst haben Greife vielfach verherrlicht, wie sie gute Engel verherrlicht und böse Engel gebrandmarkt haben. Die Malerei hat das Lamm dargestellt, das von der Taube abstammt, überhaupt das ganze Gebiet des Glaubens, an dem sich Zadig klugerweise nicht vergreift. Trotzdem finden in der Erzählung die Eiferer, daß er der Religion nicht die schuldige Ehrfurcht erwiesen habe, wenn er sich nur die Möglichkeit denken kann, daß der Greif nicht existiere.

In das Kapitel, das den Titel „die Abendmahlzeit“ führt, wo sich Mitglieder der verschiedenen Glaubensbekenntnisse treffen und ihren Glauben darlegen, ist wie in eine Nuß alles gedrängt, was in Flauberts *Saint-Antoine* zu dem großen Abschnitt über die Götter der verschiedenen Völker wird, nur daß Flaubert über den flachen Deismus erhaben ist, in den Voltaire das Gespräch münden läßt.

V

Memnon ist ein lustiger kleiner Scherz, der zeigt, wohin es führt, den Vorsatz zu fassen, sich stets vernünftig aufzuführen. Das Motto sagt:

Nous tromper dans nos entreprises,
C'est à quoi nous sommes sujets;
Le matin je fais des projets,
Et le long du jour, des sottises.

Die paar Blätter, die *Bababec et les Fakirs* heißen, sind eine ausgelassene Satire über religiöses Zeremoniell. Bababec ist ein Fakir, der das höchste Ansehen genießt, weil er mit einer Kette um den Hals nackt auf einem Holzstuhl sitzt, dessen spitzer Nagel in sein Hinterteil eindringt. Als Omri den Fakir fragt, ob er, Omri, nach dem Tode in Bramas Himmel kommen könne, wenn er sich auf nichts anderes zu berufen vermag, als daß er ein guter Bürger, ein guter Ehemann, ein guter Vater und ein guter Freund gewesen ist, bezweifelt Bababec, der sich seinen Platz im 35. Himmel gesichert hat, daß er weiter als bis in den 19. Himmel gelangen könne. Omri stellt dem Fakir dann dar, daß es verdienstvoller sei, für andere Kohl zu pflanzen als unaufhörlich seine Nasenspitze zu betrachten oder sich spitze Nägel in die Kehrseite einzutreiben, und schließlich überredet er Bababec, sich etwas Nützliches vorzunehmen und es sein zu lassen, sich auf Nagelspitzen zu setzen. Aber

von dem Tage an geht es mit Bababec ganz zurück. Das Vertrauen des Volkes schwindet; die Frauen fragen ihn nicht mehr um Rat; und er wird so gezwungen, Omri zu verlassen und sich von neuem auf den Stuhl mit den spitzen Nägeln zu setzen, um die Achtung der Bevölkerung wiederzugewinnen.

L'Histoire des voyages de Scarmentado ist eine lustige Fahrt durch alle Reiche und Länder der Erde, die einen Überblick über die menschliche Verrücktheit und Rohheit in den verschiedenen Erdteilen und Staaten gibt. Die religiöse Unduldsamkeit wird in aller Kürze aber mit viel Witz verspottet. Scarmentado hat jedoch nicht nur Zeiten, in denen er aus religiösen Gründen verfolgt wird, sondern auch einzelne gute Augenblicke, wie den in Rom: „Une jeune dame de mœurs très douces, nommée la signora Fatelo (Tu es!), s'avisa de m'aimer ... Je partis très content de l'architecture de Saint-Pierre.“

In allen Ländern in Europa flammen die Scheiterhaufen und blüht der Aberglaube. In Afrika machen die Neger ihn zum Sklaven in gerechter Vergeltung für die Sklaverei, in der die weiße Rasse an anderen Stellen die schwarze hält. Die Erzählung endet zart humoristisch. „Nach Verlauf eines Jahres wurde ich losgekauft. Ich hatte alles gesehen, was es Schönes, Gutes und Bewunderungswürdiges auf der Erde gibt; ich beschloß, in Zukunft nur in meiner Heimat zu wohnen: Dort verheiratete ich mich; ich wurde Hahnrei, und ich sah ein, daß es der angenehmste Stand und Zustand im Leben sei.“

VI

Unter diesen kleinen Erzählungen, die *Candide* vorausgehen, wird man wieder und wieder nach *Micromégas* greifen, als derjenigen, die den stärksten Eindruck macht. Einflüsse von vielen Seiten vermischen sich hier. Man findet eine unzweifelhafte Beeinflussung durch Fontenelle, obgleich satirisch an ihn gedacht ist bei dem Zwerg vom Planeten Saturn, über den es heißt: „Sekretär der Akademie auf dem Saturn (wie Fontenelle der französischen), ein sehr geistreicher Mann, der sich wahrhaftig niemals etwas ausgedacht hatte, aber außerordentlich gut über die Erfindungen anderer Rechenschaft ablegen konnte.“ Es gibt hier ferner einen deutlichen Einfluß von Cyrano de Bergeracs *Reise nach dem Mond* und von Swifts *Gulliver*. Aber Voltaires Eigenart ist so ausgeprägt, daß er trotz der Anregungen nicht nur originell wirkt, sondern auch stärker als seine Vorbilder. Das beruht auf seiner eigentümlichen, hoch entwickelten Erzählungskunst.

Baron Karl Heinrich v. Gleichen, der einmal dänischer Gesandter in Paris war, teilt in seinen Lebenserinnerungen mit, daß er im Jahre 1757 auf Les Délices häufiger den Maler Huber traf, der in der Genfer Gesellschaft als guter Erzähler sehr beliebt war. Als Huber eines Tages eine Geschichte beendet hatte, sagte Voltaire zu ihm: der Grundriß

war vortrefflich, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu zeigen, wie er hätte ausgeführt werden müssen. Dann goß er die Geschichte um, und wies dem Maler, wie man im Anfang hätte stark in Einzelheiten gehen und sofort alles berichten müssen, was zum genauen Verständnis der Erzählung dienen könnte; man müsse darauf die Hauptpersonen einführen, sie mit scharfen Strichen zeichnen, daß die Zuhörer ihre Gesichter, Bewegungen, Charaktere vor sich sähen; man müsse die Neugier wecken, spannen, zwischendurch auch enttäuschen; Episoden sollten kurz, klar und so angebracht sein, daß sie die Erwartung aufrecht hielten; man müsse schließlich den Verlauf der Geschichte beschleunigen, wenn man sich dem Ende nähere, und die Entscheidung selbst mit so wenig Worten wie möglich mitteilen.

Man sieht hieran, wie viel Voltaire über seine Form des Erzählens nachgedacht hatte, und woran es liegt, daß er durch seine Kürze alle Erzähler aus dem Felde schlägt.

Eine auffallende und unvergeßliche Stelle in *Micromégas* beschreibt, wie die Bewohner von Sirius und Saturn eine Schlacht auf der Erde beobachten. Die Art, wie der Siriusbewohner den Krieg beurteilt, der Unwille des Riesen über dessen Sinnlosigkeit, sein Mitgefühl mit den Opfern gehen einem nicht aus dem Sinn:

Kann man eine derartige Raserei verstehen! Ich hätte Lust, drei Schritt vorwärts zu gehen und mit drei Fußtritten den ganzen Ameisenhaufen lächerlicher Mörder zu vernichten. — Das lohnt die Mühe nicht, antwortet der Saturnbewohner; die arbeiten selbst genügend an ihrer Vernichtung. Wisse, daß in zehn Jahren nicht ein Hundertstel dieser Jämmerlichen übrig sein wird. Wisse, wenn sie einander nicht selbst mit den Waffen erschlagen, dann werden Hunger, Erschöpfung, Maßlosigkeit fast allen ein Ende machen. Außerdem sollte man nicht sie bestrafen, sondern die ruhig dasitzenden Barbaren, die in warmen Stuben, während sie behaglich verdauen, einer Million Menschen den Massenmord befahlen, und darauf in den Kirchen Gott feierlich danken.

Voltaires Abscheu vor dem Kriege verleugnete sich nie, nicht einmal bei seiner pflichtschuldigen Verherrlichung der Kriegshelden, oft nur sogenannter Helden. Man achte auf seinen Briefwechsel mit Friedrich dem Großen. Er sagte dem König ohne Umschweife seine Meinung über die Eroberung von Schlesien: „Ich wünschte, Sie hätten die Güte, mir, die Hand auf dem Herzen, zu sagen, ob Sie nun glücklicher sind als in Rheinsberg“ (25. März 1741) und fast mit derselben Wendung (April 1742): „Ich weiß nicht, ob Sie jetzt in diesem ganzen Lärm der Berühmtheit glücklicher sind, als Sie in Remusberg in stiller Zurückgezogenheit waren.“ Endlich nimmt er bei aller Bewunderung und allem Respekt kein Blatt vor den Mund im Briefe vom 26. Mai 1742, in dem es heißt: „Ich denke an die Menschheit, Sire, ehe ich an Sie denke; ich vergieße (wie der Abbé Saint-Pierre) Tränen über die Menschheit, deren Schrecken Sie werden, und erst danach kann ich

nich Ihres Ruhms erfreuen.“ Er drückt in diesem Briefe denselben Gedanken in Versen aus:

J'aime peu les héros; ils font trop de fracas;
 Je hais ces conquérants, fiers ennemis d'eux-mêmes
 Qui dans les horreurs des combats
 Ont placé le bonheur suprême,
 Cherchant partout la mort et la faisant souffrir
 A cent mille hommes, leurs semblables.
 Plus leur gloire a d'éclat, plus ils sont haïssables.
 O ciel, que je dois vous haïr!
 Je vous aime pourtant malgré tout ce carnage.

Und siebzehn Jahre später kommt er Friedrich gegenüber auf denselben Gegenstand zurück (Brief vom Juni 1759): „Glauben Sie mir, Sire, ich war für Sie geschaffen, und ich schäme mich, glücklicher als Sie zu sein; denn ich lebe mit Philosophen, während Sie nur vortreffliche Mörder in Uniform um sich haben. Ziehen Sie nach Sans-Souci, Sire! Nach Sans-Souci!“

Fügen wir Voltaires beißende Schilderung eines Sturmangriffs auf eine belagerte Stadt und ihre Einnahme hinzu, wo er allerdings den Mut beschreibt, aber auch die Greuel, den Triumph der Niedertracht, die im Dank an Gott und im Te Deum mündet, wo die ganze falsche, erlogene Herrlichkeit des Krieges geschildert wird:

Je n'ai cessé de voir ces voleurs de nuit
 Qui, dans un chemin creux, sans tambour et sans bruit,
 Discrètement armés de sabres et d'échelles,
 Assassinent d'abord cinq ou six sentinelles;
 Puis, montant lestement aux murs de la cité,
 Où les pauvres bourgeois dormaient en sûreté,
 Portent dans leur logis le fer avec les flammes,
 Poignardent les maris, déshonorent les femmes,
 Ecrasent les enfants, et, las de tant d'efforts
 Boivent le vin d'autrui sur des monceaux de morts.
 Le lendemain matin on les mène à l'église
 Rendre grâce au bon Dieu de leur noble entreprise;
 Lui chanter en latin qu'il est leur digne appui;
 Que dans la ville en feu l'on n'eût rien fait sans lui;
 Qu'on ne peut ni violer, ni massacrer son monde,
 Ni brûler les cités, si Dieu ne nous seconde.

Damals stieg man auf Sturmleitern hoch, den Säbel in der Hand. Was würde Voltaire sagen, lebte er jetzt, wo der Säbel eine Waffe ohne Bedeutung geworden ist im Vergleich mit den Vernichtungswerkzeugen, die täglich angewandt werden, und wo zwei Gebiete, die bis zum zwanzigsten Jahrhundert friedlich waren, nämlich der Bereich unter der Oberfläche des Meeres und der Raum über der Erde, ungeheure Kampfplätze geworden sind, von denen aus ständig Sprengmittel angewandt werden.

Nur im Vorübergehen spricht Voltaire in *Micromégas* seinen Abscheu vor dem Kriege aus; die Erzählung, die die Relativität der irdischen Verhältnisse zeigt, hat einen allgemeineren Inhalt.

VII

In *Candide* dagegen ist alles auf ein einziges Ziel gerichtet. Jede Einzelheit ist von der Tendenz beherrscht, den Optimismus lächerlich zu machen. Für Voltaires Geistesform ist es im Vergleich mit der seines Vorgängers Montesquieu bezeichnend, daß sein Zielpunkt nicht im Sozialen liegt, sondern die Weltanschauung selbst betrifft.

In vielem hat Montesquieu ihm ja allerdings vorgearbeitet. In den *Lettres Persanes* greift der gründliche Denker schärfer als jemals Voltaire die Grundlage der katholischen Gesellschaft an, die Ehe, die keine Scheidung kennt, und das geistliche Cölibat. Seine Perser finden die europäischen Einrichtungen verlogen und zweckwidrig, genau wie Voltaires Orientalen und Huronen sie finden. Montesquieu geht indessen unmittelbar auf die Angelegenheit ein. Man lese den 116. Brief über das Verbot der Scheidung: Anstatt durch dieses Verbot die Herzen zu vereinen, wie man beabsichtigte, hat man sie dadurch für immer geschieden. Auf einem Gebiet, wo das Herz frei verfügen können muß, hat man Hindernisse aufgestapelt, Zwang, Notwendigkeit angewandt, ein förmliches Fatum. Man hat nicht mit Abneigung, Launen, der Verschiedenart der Gemüter rechnen wollen. Man hat das Herz festigen wollen, d. h. das veränderlichste und unbeständigste in der Natur. Ohne Möglichkeit einer Lösung hat man Menschen fest aneinander gebunden, die einander müde und überdrüssig waren, und die außerdem fast niemals von Anfang an übereinstimmten; kurz, man hat wie die Tyrannen gehandelt, die einen Lebendigen mit einem Toten verknüpften.

Über das Cölibat sagen Montesquieus Perser im nächsten Kapitel: „Das Verbot der Scheidung ist nicht der einzige Grund für die Entvölkerung der christlichen Länder. Eine ebenso bedeutende Ursache ist die große Zahl von Eunuchen, die die Bevölkerung unter sich hat. Ich spreche von Priestern und Derwischen beiderlei Geschlechts, die sich ewiger Enthaltbarkeit weihen. Diese Keuschheit ist die Haupttugend der Christen, was ich nicht verstehe, da ich nicht begreife, wie etwas eine Tugend sein kann, das nicht weiter wirkt. Ich finde, daß ihre Gelehrten sich offenbar widersprechen, wenn sie sagen, daß die Ehe heilig ist und daß das Cölibat, der Gegensatz zur Ehe, noch heiliger ist. . . . All diese Enthaltbarkeit hat die Bevölkerung stärker als Pest und blutige Kriege vermindert. In jedem religiösen Haus (in den Klöstern) eine große Familie, in der keine Geburt stattfindet, und die auf Kosten anderer Menschen unterhalten wird.“

Obwohl Voltaire in seinem *Dictionnaire philosophique* und im *Essai sur les mœurs* davon spricht, daß die Ehe nicht mehr als ein lösbarer Zivilvertrag sein sollte, und die Willkürlichkeit, mit der das Zölibat der Geistlichen in der katholischen Kirche eingeführt wurde, geschichtlich darlegt, sind doch Ehe und Scheidung keine der Fragen, die ihm am Herzen liegen, oder der Institutionen, auf deren Reformierung er brennt.

Die Ehe war in der besten Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts bereits in sich selbst eine anerkannte Form der Scheidung, und da die Sitten außerordentlich frei waren, fühlte man den Zwang dieser Einrichtung sehr wenig.

VIII

Voltaire macht sich mit einer anderweitig ausgedehnten Frage in seiner Haupterzählung zu schaffen, nämlich der: ist diese Welt wirklich, wie Leibniz meint und Pope behauptet hat, die bestmögliche aller möglichen Welten?

Mit jedem Jahr, das vergangen war, hatten ihn des korrekten Engländers Satz „Alles ist gut“ und des deutschen Akademikers von der „vorausbestimmten Harmonie“ stärker gereizt. Er, der sich anfangs lernwillig und anerkennend gezeigt hatte, als der Kronprinz Friedrich ihm eine Übersetzung seines lieben Wolff gesandt hatte, war der deutschen Metaphysik gegenüber längst mehr als ungläubig, ihrer müde und überdrüssig und von der Leere ihrer Scholastik überzeugt.

Er war ihr ja persönlich nahegetreten, als König seinerzeit nach Cirey kam und seine Freundin zu Leibniz bekehrte, so daß er in ihren *Institutions physiques* die ihm bereits damals verhaßten Sätze lesen mußte:

Diese Welt ist die beste aller möglichen Welten, die, in der die größte Abwechslung und Ordnung herrschen. — Alle Einwendungen, die man von den Übeln, die sich in der Welt finden, herleitet, verschwinden vor diesem Prinzip. . . . Gott duldet sie im All, soweit sie in die bestmögliche Reihenfolge der Dinge gehören, und aus der sie nicht entfernt werden könnten, wenn nicht das All bestimmter Vollkommenheiten beraubt werden sollte; denn das gesamte All ist verbunden, und das geringste Ereignis hängt mit einer Unendlichkeit anderer zusammen. Die Vollkommenheit des Universums von einem einzelnen Übel aus beurteilen zu wollen, hieße, ein ganzes Gemälde von einem einzelnen Pinselstrich aus zu beurteilen.

Wie Voltaire damals schrieb: „Man kann sich keinen schärferen Gegensatz vorstellen als den zwischen Madame du Châtelets und meinen philosophischen Ansichten, während gleichzeitig die vollkommenste Übereinstimmung zwischen unseren übrigen Empfindungsarten herrscht.“

Voltaires Pangloss ist ein deutscher Metaphysiker, wie es König war. Doch die deutsche Metaphysik war ihm überdies im Jahre 1744 selbst feindlich entgegengetreten in der Person des höchst unbedeutenden Professors Marthin Kahle, des ordentlichen Professors an der Universität Göttingen, dessen Entgegnung auf Voltaire's *Eléments de la philosophie* sogar ins Französische übersetzt wurde. Voltaire hatte auf diese unverständlich geschriebene Abhandlung über Freiheit, Raum, Voraussetzung und Folge, ausreichenden Grund, teils mit einem Brief an Kahle geantwortet, teils mit seiner *Courte réponse aux longs discours*

d'un docteur allemand, deren Ironie die Ironie im *Candide* ankündigt und einleitet.

Candide ist so geschrieben, daß die Erzählung bei dem Widerwillen Voltaires gegen metaphysische Debatten auf Popes „Alles ist gut“ und auf Leibniz’ „Alles ist das möglich Beste“ nicht mit Überlegungen antwortet, sondern mit Tatsachen. Die Antwort lautet: Sklaverei und Syphilis, dreißigtausend Tote beim Lissabonner Erdbeben, zehnmal soviel Tote und zahllose Verwundete im siebenjährigen Kriege, Glut und Flammen der Scheiterhaufen, Diebstahl und Betrug im täglichen Leben, Gewalt und Mißhandlungen — jede Einzelheit ein Schlag ins Gesicht für den faden und süßlichen Optimismus.

Als *Candide* einen Neger trifft, den ein barbarischer Herr furchtbar verstümmelt hat, sagt er: O Pangloss, diese Abscheulichkeit hast Du nicht vorausgesehen. Es ist aus. Ich muß Deinem Optimismus entsagen. — Was ist Optimismus, fragt Cacambo. — Ach, antwortet *Candide*, das ist der Irrsinn, der behauptet, Alles sei gut, wenn es einem schlecht geht. Und er vergießt Tränen beim Anblick des Negers.

Hätte man nach dem Lissabonner Erdbeben den unglücklichen Überlebenden, die verletzt zwischen den Ruinen lagen, zugerufen: „Alles ist gut, notwendige Wirkung notwendiger Ursachen; Dein privates Unglück bedeutet nichts, dient dem Wohle des Ganzen“ — es hätte wie ein grausamer Versuch, witzig zu sein, geklungen. Alles ist gut, für wen? Augenscheinlich nicht für uns. Für einen Gott? Es ist klar, daß dieser Gott nicht unter unserem Unglück leidet. Welchen Trost bringen da Redensarten? Was nutzt es, den Verlästerten, den Verfolgten, denen, die auf dem Scheiterhaufen stehen und warten, daß die Flammen sie erreichen, versengen, schließlich über ihnen zusammenschlagen, zu erzählen, daß Alles gut ist, daß nichts Besseres von einer Vorsehung zu erwarten ist, die liebevoll alles umfängt?

Voltaire war veranlagt, Freude am Leben zu haben. Alles erfreute ihn, von einem guten Essen, einem guten Bett, einem fröhlichen Gespräch bis zum Anblick einer schönen Frau oder dem Eindruck von einem schönen Gedicht. Es machte ihm Freude, Dichter, Geschichtsschreiber, Physiker, Baumeister, Tapezierer, Gärtner, Weinbauer, Bekämpfer von Irrtümern, Streiter gegen Dummheit und Aberglauben zu sein. Wenn er sein Zeitalter mit der Vergangenheit verglich, fühlte er mit Befriedigung, daß man ein Stück vorwärtsgekommen war.

Doch um die Mitte des Jahrhunderts nimmt seine Lebensfreude merklich ab. Es ereignet sich zu viel Grauensvolles im öffentlichen und in seinem privaten Leben. Lissabons Zerstörung gibt gewissermaßen das Signal zu all den öffentlichen Unheilsfällen. Die Ketzerfeuer flammen wieder auf. Der siebenjährige Krieg ertränkt in Blut die Hoffnung auf friedlichen Fortschritt. Die Studien aus der Weltgeschichte, die Voltaire für seinen *Essai sur les mœurs* vornimmt, wirken niederdrückend auf ihn:

Er sieht in der Geschichte wie rings um sich die Ungerechtigkeit des Schicksals und die Leiden der Menschen. Die Natur scheint Übel zu verschwenden; sie sprießen tausendfach aus dem kleinsten Keim. Das Schicksal spielt mit den armen Sterblichen, als spielte es Ball mit ihnen. Manchmal ist er geneigt, sich denen zu nähern, die da glauben, daß ein böser Geist diese elende Welt zusammengezimmert hat. Überall, überall göttliche Grausamkeit und menschliche Dummheit!

Früher genoß er das Leben; jetzt findet er sich darin. Neue Nachrichten sind fast stets neues Unglück. Wenn man einige Zeit gelebt hat, sind alle Illusionen entflohen. Das Schicksal hält uns zum besten und reißt uns mit. Versuchen wir, versuchen wir . . . was für ein Wort! Nichts hängt von uns ab, wir können nichts bestimmen, wir sind Marionetten, von Mächten beherrscht, Atome, die Schickungen, die wir nicht verstehen, umher- und hinwegwirbeln.

IX

Aus dieser Stimmung schießt *Candide* hervor, und da das Buch so gründlich vorbereitet ist, erfordert die Gestaltung fast keine Zeit, einige wenige Wochen. Zum Schluß wird Voltaire so begierig, es zu vollenden, daß er sich drei Tage hintereinander einschließt, seine Tür nicht öffnen will, außer um die Mahlzeiten und den Kaffee hereinbringen zu lassen. Kaffee verlangt er sogar recht häufig.

Am vierten Tage erzwang sich seine geängstigte Nichte Einlaß. Er warf ihr die eben vollendete Niederschrift hin und sagte nur: Da, neugierige Madame, ist etwas, was Du lesen kannst.

Wenn *Candide* nun auch auf jeder Seite den Optimismus ins Lächerliche zieht und verhöhnt, kann wohl deshalb gesagt werden, daß es den Pessimismus verkündet? Durchaus nicht. Das eine System ist Voltaire so verhaßt wie das andere. Er weiß, es gibt gutmütige Menschen, brave Menschen, wohlthätige Menschen und macht kein Hehl daraus. Mit seinem rastlosen Drang zur Tätigkeit, seinem trotz allem unüberwindlichen Glauben an den Fortschritt, ist er ganz und gar nicht geneigt, prinzipiell schwarz zu sehen. Er selbst ist ja im Hafen; nur freut es ihn nicht, wie Lukretius das ausgedrückt hat, aus dem sicheren Hafen das wütende Gewitter zu beschauen. Seine Lebensfreude wird gedämpft durch Teilnahme, Mit-Leiden, Lebensweisheit, die erkennt, wo allein Trost zu finden ist.

Man lese aufmerksam den Schluß der Erzählung: Candide und seine Begleiter treffen außerhalb Konstantinopels einen guten, alten Mann, der vor seiner Tür unter einem Laubdach, das von Pommeranzbäumen gebildet wird, die frische Luft genießt. Sie fragen ihn nach dem Namen eines Mufti, der kürzlich in der Stadt erwürgt worden ist. Er weiß von dem Fall nichts, ladet die Reisenden aber in sein Haus ein, und richtet ein erlesenes Mahl für sie her. Seine Gastfreundschaft ist die

eines Gutsbesitzers. Und er besitzt doch nur wenige Morgen Land, die er mit seinen Kindern bestellt. Die Arbeit hält drei große Übel von ihm und ihnen fort: Langeweile, Laster und Armut.

Dieser Ausspruch dringt tief in *Candide* ein. Pangloss erklärt, daß der Mensch nicht zur Ruhe geschaffen ist, und Martin räumt ein, daß es ein Mittel gibt, das Leben erträglich zu machen: zu arbeiten ohne zuviel zu grübeln. Die ganze kleine Gesellschaft bekehrt sich denn zu dieser Ansicht. Und jeder erweist sich für etwas tauglich. Sogar Bruder Giroflée wird ein guter Arbeiter, mehr noch: ein braver Bursche. Und als Pangloss wieder seine langen Vorträge beginnen will, daß Hoheit vor dem Fall steht, und daß alle Geschehnisse aufs engste verkettet sind in dieser bestmöglichen aller möglichen Welten, unterbricht ihn *Candide* mit den Worten: Wohl gesprochen, aber wir müssen unsern Garten bestellen.

Dies *Laboremus*, das man weder Ausdruck des Spottes, noch der Verzweiflung, noch der Schwarzseherei, noch des Selbstaufgebens nennen kann, ist Voltaires eigene schließliche Losung und der Trost, auf den er die Menschheit verweist.

X

Da *Candide* infolge der Idee der Dichtung durch eine Anhäufung tragikomischer Widrigkeiten und Schrecklichkeiten wirken muß, sagt das Werk empfindsamen Gemütern nicht zu. Dennoch ist es ein Meisterwerk. Als Improvisation niedergeschrieben, enthält es in zusammengedrängter Form eine mächtige Summe von Eindrücken und Erfahrungen, von gesunder und bitterer Lebensweisheit. Und mit scheinbarer Nachlässigkeit hat Voltaire hier eine kühne und sichere Kunst geleistet. Es ist überraschend, mit wie einfachen Mitteln Menschen und Zustände so geschildert sind, daß man sie nicht vergißt. Daß eine scherzhaft belehrende Dichtung wie diese nicht auf Seelenstudium angelegt ist, versteht sich von selbst. Aber doch ist alles mit jener Kraft gesehen und wiedergegeben, deren Wesen Knappheit und Kürze ist.

Kein geringerer als Delacroix bewunderte als außerordentliches Gemälde den Schiffbruch im fünften Kapitel. Er ist in zwanzig Zeilen geschildert, aber so, daß sich der Schiffbruch in Shakespeares *Perikles* kaum darüber erhebt. Oder man lese die Darstellung des Erdbebens in Lissabon im selben Kapitel. Voltaire opfert dafür kaum ein Dutzend Zeilen, aber man sieht, vernimmt, erlebt es.

Als Beispiel für die Art der Personenschilderung nehme man den spaßigen deutschen Metaphysiker Pangloss mit seinem Glauben an die Leibnizsche Formel, von dem ihn kein noch so trauriges unvorhergesehenes Schicksal heilen kann, und sein Gegenstück, den französischen Pessimisten Martin, in dessen Mund dies und jenes, was er gern gedruckt sehen wollte, zu legen, Voltaire Vergnügen gemacht hat. Er selbst

hat ja gezeigt, wie verkehrt es in allen Ländern der Erde auf beiden Halbkugeln zugeht — nur nicht in dem herrlichen Land Eldorado, das man leider auf keiner Karte findet, und wo Candide die Reichtümer erwirbt, die er freilich danach beinahe ganz verliert.

Wovon sich Martin besonders übel berührt fühlt, ist der Menschen gegenseitiger Neid und Haß: Ich habe, sagt er, kaum eine Stadt gesehen, die nicht den Ruin der Nachbarstadt gewünscht hätte, keine Familie, die nicht gern alles Schlimme über eine andere Familie brächte. Überall verabscheuen die Schwachen die Mächtigen, vor denen sie kriechen, und die Mächtigen behandeln die Schwachen wie eine Herde, deren Felle und Fleisch sie verkaufen. Eine Million Mörder eilen, in Regimenten eingeteilt, von dem einen Ende Europas zum anderen, verüben unter strenger Disziplin Mord und Räuberei, verdienen damit ihr Brot in der Meinung, es gäbe keine ehrenvollere Laufbahn; und in den Städten, wo man die Glückseligkeit des Friedens genießt, werden die Menschen von so viel Neid und so vielen Sorgen verzehrt, daß das Unheil, das eine belagerte Stadt heimsucht, durchaus nicht schlimmer ist. Die heimlichen Sorgen sind zudem grausamer als das öffentliche Elend.

Glauben Sie, fragt in einem folgenden Kapitel Candide, daß die Menschen zu jeder Zeit einander nieder gemetzelt haben, wie sie es heute tun, daß sie stets verlogen, heimtückisch, treulos, versoffen, habgierig, ehrgeizig, blutdürstig, verleumderisch, liederlich, fanatisch, heuchlerisch und dumm gewesen sind?

Glauben Sie, antwortet Martin, daß Habichte jemals, wenn sie Tauben erwischen konnten, darauf verzichteten, sie zu fressen?

Eine der unterhaltendsten und zugleich wahrsten Gestalten ist der Bruder der schönen Cunigonde, der westfälische Junker, der sogar als Jesuit in Paraguai, sogar als Galeerensklave in der Türkei seinen deutschen Adelshochmut unverändert bewahrt und sich bei dem Gedanken empört, daß seine Schwester mit ihren einundsiebzig Ahnen sich herablassen könnte, ihren Beschützer und Retter Candide zu heiraten.

Eine der treffendsten und am besten gezeichneten Szenen des Buches ist die, als Candide abends in Italien dazu kommt, im Wirtshaus mit nicht weniger als sechs vertriebenen Königen am Tisch zu sitzen, die Voltaire wegen der stärkeren Wirkung — zum besten für das Crescendo des Romans — sich schließlich alle während des Karnevals in Venedig treffen läßt. Diese Könige sind alle geschichtlich. Voltaire hat gleichsam der Stimmung vorgegriffen, die Alphonse Daudet viel mehr als ein Jahrhundert später über seinen Roman *Könige im Exil* gegossen hat.

Hier und da berührt Voltaire kürzlich eingetretene Ereignisse, sogar solche, in die einzugreifen er selbst versucht hat, wie im 23. Kapitel, wo Candide und Martin, die eben in England angekommen sind, Zeugen der unmenschlichen Hinrichtung des unglücklichen Admirals Byng werden.

Und wie wehmütig wirkt es nicht zum Schluß, wenn Candide, als der Don Quixote, der er ist, endlich mit seiner unter Leiden und aus

der Entfernung angebeteten Dulcinea, genannt Cunegonde, zusammen trifft, die inzwischen alt, häßlich und dazu zänkisch geworden ist, und er als Mann von Ehre sie dennoch heiratet, trotz des Protestes des erbitterten Bruders, nach welchem er sich am allerliebsten gerichtet hätte.

Ebenso hatte in einem Roman des Abbé Prévost *Mémoires pour servir à l'histoire de Malte* der Held nach vielen Abenteuern schließlich seine Geliebte Helene häßlich zum Nichtwiedererkennen gefunden. Nur daß der Roman des Abbé Prévost heutzutage unlesbar und ganz vergessen ist, während *Candide* so lange leben wird, wie die französische Sprache gesprochen und geschrieben wird.

Im Gefühl der Unabhängigkeit und Sicherheit, das ihm mehrere Besitzungen und Aufenthaltsstätten gaben, zögerte Voltaire diesmal nicht, sein Werk herauszugeben. Seine Freunde erkannten seinen Stil; aber wie gewöhnlich beeilte er sich, diese Arbeit abzuleugnen, die auf dem Titelblatt trug: *Übersetzt aus dem Deutschen von Dr. Ralph*. Er schrieb an seinen guten Bekannten, den Genfer Pastor Jacob Vernes: „Ich habe endlich *Candide* zu lesen bekommen und ganz wie bei *Jeanne d'Arc* erkläre ich Ihnen, daß man von Vernunft und Sinnen sein muß, um mir eine derartige Schweinerei anzuhängen.“ Ja, an seine eigenen Verleger, die Brüder Cramer, schrieb er vorsichtig: „Was ist das für eine Broschüre betitelt *Candide*, von der man sagt, es wäre ein Skandal, sie zu vertreiben, und die aus Lyon gekommen sein soll? Ich möchte sie gerne haben. Könnten Sie, meine Herren, mir nicht ein gebundenes Exemplar beschaffen? Es wird behauptet, einzelne Menschen wären unverschämt genug, mir diese Arbeit zuzuschreiben, die ich niemals gesehen habe.“

Trotz dieser kleinen Komödie, die im voraus zwischen den Verlegern und ihm verabredet war, gelang es diesen, eine nicht geringe Anzahl Exemplare in Genf einzuschmuggeln.

Im März 1759 wurde *Candide* beim Rat angegeben, der bestimmte, daß das Buch sofort vom Henker zu verbrennen sei, was zu Voltaire's größtem Ärger geschah, und wofür er sich dadurch rächte, daß er kurz darauf Genf mit kleinen kirchen- und christentumsfeindlichen Flugschriften überschwemmte.

XI

Die Behörden in Paris wie in Genf waren entrüstet. Die Enzyklopädisten hatten sie beinah aus der Fassung gebracht. Die Geistlichkeit drängte, daß heftig und entscheidend zugeschlagen würde. Helvetius' Buch *De l'Esprit*, das begreifliches Aufsehen erregt hatte, wurde vom Parlament verurteilt und vom Henker am 10. Februar 1759 verbrannt.

Die Enzyklopädisten selbst waren wehrlos und waren gezwungen, sich in die Angriffe der Heiligen und in die Übergriffe der Behörden zu finden. Sie hatten auf dieser Erde nur einen einzigen Beschützer

und Fürsprecher, den Mann dort unten in der Schweiz; aber er reagierte auch schärfer auf jeden Schritt, der in Paris vorgenommen wurde, als diejenigen, die in der Stadt selbst waren, und er ganz allein bedeutete ein Heer.

Der Marquis Le Franc de Pompignan, der in seiner Einbildung Frankreichs größter Dichter war, hatte seinerzeit einen kleinen Zusammenstoß mit Voltaire gehabt; als er über den Inhalt von *Alzire* hatte berichten hören, hatte er sich beeilt, eine ähnliche Tragödie zu schreiben, worauf ein Streit um die Priorität entstand, der verwunderlicherweise zugunsten dessen entschieden wurde, der wirklich die Idee zuerst gehabt hatte. Da Voltaire ebenso wie Le Franc in freundschaftlichem Verhältnis zu dem Finanzmann Herrn de la Popelinière stand, hatte er nicht nur Streit vermieden, sondern mit größter Höflichkeit sich in ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Rivalen gestellt.

Dieser lebte in seiner Provinz und nachdem er in Paris Schönggeist geworden war, war er in der Provinz der große Mann geworden. Man bewunderte ihn, sobald er bloß den Mund öffnete. Die Akademien in Montauban und Toulouse brachten ihm Huldigungen dar. Als Präsident des Magistrats des Ortes war er ein kleiner Machthaber und fühlte sich in höchstem Grade als solcher. Im Jahre 1760, als Maupertuis durch seinen Tod einen Platz in der Französischen Akademie frei ließ, wurde dieser Le Franc zuteil, und in seinem Ehrgeiz und Hochmut beschloß er, die Gelegenheit zu einer weiteren Beförderung zu benutzen.

Es war immer sein Traum gewesen, dahin zu kommen, daß ihm die Erziehung der königlichen Prinzen übertragen wurde. Er kannte des Thronerben gottergebenes Gemüt und zweifelte nicht daran, daß eine Antrittsrede, die er als Mitglied der Akademie hielt, in der er den Unglauben verdammt und die er mit Anspielungen auf die Männer der Enzyklopädie und ihre Helfer spicken konnte, bewirken würde, daß die Wahl auf ihn fiel, falls ein Erzieher der Kinder des Dauphin ernannt werden sollte.

Er trat daher in seiner Rede ohne Umschweife als Feind derjenigen auf, die man damals Philosophen nannte, deklamierte voll Wärme, trug billige Wahrheiten mit tiefer Überzeugung und brennender Entrüstung vor, erhob die Religion, verfocht die Tradition, verteidigte leidenschaftlich die Sittlichkeit, schämte sich nicht, in der Zeit der Auflösung seine Liebe zu allem Edeln und Guten zu bekennen, brandmarkte wiederum nach Verdienst die falsche Literatur und die leere Philosophie des Jahrhunderts, die alle Stützen von Altar und Thron durchsägte.

XII

Voltaire begriff, ein wie gefährlicher Mann diese aufgepustete Blase werden konnte, wenn er so hoch und sicher im Hause des Thronerben untergebracht würde, und er beschloß, das einzige Mittel anzuwenden, das er besaß, um Le Francs Beförderung zu verhindern, nämlich die

spitze Nadel seines Witzes in diese Blase zu stechen, so daß sie platzte. Es galt, Le Franc de Pompignan derart mit Lächerlichkeit zu überhäufen, daß er unmöglich für einen vorgeschobenen Posten in Paris wurde.

In der akademischen Versammlung, an die er sich gewandt hatte, hatten die gesellschaftstützenden Mächte selbstverständlich mehr Anhänger als die Philosophen, und die Antwortrede, die von Dupré de Saint-Maur gehalten wurde, war eine so bis zur Geschmacklosigkeit unbedingte Verherrlichung, daß Le Franc sich als Sieger betrachten mußte. Er hatte einen Bruder Jean George, der Bischof in Puy war. In der Antwortrede wurde Simon le Franc als Dichter und Richter mit Moses verglichen, der Bischof mit Aaron: „In ihrem Wesen ruft alles das Bild der beiden Brüder herauf, von denen der eine zum Richter, der andere zum Hohen Priester geweiht wurde, damit sie Wunder in Israel vollbrachten.“

Fréron, der als Organ für Le Franc de Pompignan Bericht über die Ceremonie in seinem Blatt erstattete, bedachte sich nicht, diesen Vergleich „durchaus neu“ zu nennen; er hatte für das Lächerliche dieser Schmeichelei kein Wort übrig. Le Franc erhielt die Erlaubnis, dem König seine Rede zu überreichen und ließ Fréron berichten, daß als König Ludwig am selben Tage einen Hofmann fragte, wie er sie fände, und als dieser antwortete: „Etwas lang, Eure Majestät!“ der König gesagt habe: „Das ist wahr; ich habe zwanzig Minuten gebraucht, um sie zu lesen, und sie muß in der Akademie länger gedauert haben; aber nach meiner Meinung ist sie ein vortreffliches Werk, übrigens wenig geeignet, den Beifall der Gottlosen und der starken Geister zu gewinnen.“ Es versteht sich von selbst, daß Madame de Pompadour mit Seiner Majestät einig war.

Als er die königliche Anerkennung derart ins Publikum fließen ließ, schien es Le Franc, daß er sich nun aufs beste gegen jeden Angriff verbarrikadiert hatte, der von denen ausging, auf deren Kosten er sich hatte aufschwingen wollen, und die er deshalb ohne jede Art Herausforderung überfallen hatte.

Le Franc de Pompignan war doch nur für einen Tag Triumphator. Eine kleine Flugschrift von sieben Seiten, ohne Druckort, ohne Jahreszahl lag schon überall in Paris. Der Titel war: *Les Quand, notes utiles sur un discours prononcé devant l'Académie française*. Die Schrift hieß nur *Wenn*, denn jeder Abschnitt in dieser scharfen Kleinigkeit begann mit „Wenn“, und das Ganze war eine Lektion für den aufgeblasenen Gecken, kurz, nachdrücklich, überlegen, ohne Komplimente, ohne Verspottung, nüchterne Schläge. Der Stil ist:

„Wenn man in eine würdige Gesellschaft aufgenommen wird, soll man in seiner Rede unter dem Schleier der Bescheidenheit die unverschämte Einbildung verbergen, die hitzigen Köpfen und mittelmäßigen Fähigkeiten eigentümlich ist.“

Mit dieser Flugschrift hatte Voltaire ein Signal gegeben. Ihr folgte aus anderer Hand eine, die hieß *Falls*, dann eine, die hieß *Warum* (vom Abbé Morellet), dann wieder von Voltaire ein Hagel kleiner anonymen Flugschriften in Versen. Zuerst *Les Pour*, in der alle Strophen mit „Um“ anfangen, dann *Les Que*, wo sie mit „Daß“ beginnen, *Les Qui*, wo sie mit „Wer“ beginnen. *Les Quoi*, *Les Oui*, *Les Non*, *Les Car*. *Les Ah*, *Ah*. Le Franc de Pompignan erinnert in allen diesen Gedichten, die jedes mindestens vier Strophen haben, an die armen militärischen Sünder, die vor dem Fenster Friedrichs des Großen 36 Mal Spießruten laufen mußten.

Der Ton ist übrigens freundlich ermahnend. *Les Pour* beginnt:

Pour vivre en paix joysement,
Croyez-moi, n'offensez personne:
C'est un petit avis qu'on donne
Au sieur Le Franc de Pompignan.

und schließt:

Pour prix d'un discours impudent,
Digne des bords de la Garonne,
Paris offre cette couronne
Au sieur Le Franc de Pompignan.

Doch das war nur die einleitende Musik. Die Hinrichtung war noch nicht erfolgt. Erst kam ein Epigramm wie dies, das auf Le Francs Übersetzung des Alten Testaments zielt:

Savez-vous, pourquoi Jérémie
A tant pleuré pendant sa vie?
C'est qu'en prophète il prévoyait
Qu'un jour Le Franc le traduirait.

Ein solcher Vers kann mit den Flötentönen verglichen werden, die den Sünder begrüßten, wenn er am Pranger stand.

Dann kam der Festgesang zu Ehren der beiden Brüder:

Moïse, Aaron,
Vous êtes des gens d'importance,
Moïse, Aaron,
Vous avez l'air un peu gascon.
De vous on commence
A ricaner beaucoup en France,
Mais en récompense
Le veau d'or est cher à Fréron.
Moïse, Aaron,
Vous êtes des gens d'importance.
Moïse, Aaron,
Vous avez l'air un peu gascon.

Man merkt, daß Voltaires Spott die Deiche durchbrochen hat; in der Ferne hört man das Meer des Gelächters brausen.

Dann folgt, dadiert 20. Februar 1763 eine *Lettre de Paris*, worin erzählt wird, wie dem Schatzkammerkanzler ein Patent überbracht wurde, das alle Verdienste des Hauses Le Franc um den französischen Staat aufzählte, und auch alle Ehrenbezeugungen, durch die es geehrt

werden müßte, mit dem Ersuchen, daß der Kanzler es unterzeichne. Als er es gelesen hat, ruft er den Sekretär des Königs zu sich und fragt ihn, ob er den Verstand verloren habe, wie es ihm einfallen könne, den König in derartigen Ausdrücken über Le Franc sprechen zu lassen. Er erhält die Antwort, daß die Formulierung dem Sekretär von Herrn Le Franc selbst übersandt sei; er habe jedoch schon drei Viertel der Lobpreisungen fortgestrichen. Streichen Sie das vierte Viertel auch fort! sagt der Kanzler.

Danach kam ein Brief vom Zahnarzt Herrn de L'Ecluse an seinen Priester, der anfängt:

Sie wissen, daß ich auf meine Kosten die Kirche in Tilloy instand gesetzt und die Kanzel ausgebessert habe, die zu zwei Dritteln verfault und morsch war; Sie haben mir kaum dafür gedankt; meine Freigebigkeit hat keinen Lärm verursacht, während Herr Le Franc unvergängliche Ehren genießt. Sie werden vielleicht einwenden, daß er sich diese Ehren selbst erwiesen hat; daß er selbst alles angeordnet, gemacht hat, bis zu der Predigt, die ihm zu Ehren in seinem Dorf gehalten wurde, und daß er selbst diese Predigt in Paris bei Barbou, Rue Saint Jacques, hat drucken lassen. Sie werden vielleicht geltend machen, wenn man auf die Nachwelt kommen will, muß man sich viele Mühe machen, und daß ich mir keine gemacht habe. . . . Aber hätten Sie nicht meine Bescheidenheit überwinden, mich zwingen können, die Unsterblichkeit anzunehmen? Was hinderte Sie, die Kirche in Tilloy mit der heiligen Stadt Jerusalem zu vergleichen, die vom Himmel herniedersank?

Wie man sieht, war Le Franc so dreist und dumm gewesen, eine ihm zu Ehren gehaltene Predigt herauszugeben: *Discours prononcé dans l'église de Pompignan, le jour de sa bénédiction*, par M. de Reyraç.

Voltaire tut so, als ob der Zahnarzt unter all dem Weihrauch leide, der Le Franc dargebracht wird, und läßt ihn schließen:

Herr de Pompignan genießt jede erdenkliche Ehre, seit er seine schöne Rede in der Französischen Akademie hielt. Frankreich spricht nur von ihm, und ich bin vergessen. Ich frage die Herren Mitglieder der Akademie, ob das gerecht ist.

Direkt wundervoll ist die Broschüre von dreieindeinhalb Seite, die nun folgt, sicher eines der feinsten witzigen Werke, das einer rächenden Feder entfloß: *Relation du voyage de M. le Marquis Le Franc de Pompignan depuis Pompignan jus'qu'à Fontainebleau*, das nur im Anschluß an die erwähnte Predigt von Reyraç die Herrlichkeit Pompignans beschreibt, den Bericht aber ihm selbst in den Mund legt; er ist an den procureur fiscal des Dorfes Pompignan gerichtet. Die ersten Zeilen lauten:

Sie waren Zeuge meines Ruhmes, lieber Freund; Sie gingen in jener stolzen Prozession an meiner Seite, wo ich hinter einem jungen Jesuiten schritt. Alle Kirchenglocken der Gegend ließen sich vernehmen, alle Bauern bildeten meine Garde. Sie, mein Freund, hörten jene Predigt, in der es hieß, daß ich des Adlers Jugend habe und daß ich den Sternen nahesitze, während der Neid unter meinen Füßen stöhnt. Sie wissen, wieviel Mühe mir die Predigt gekostet hat; dreimal arbeitete ich sie mit Hilfe dessen, der sie auf sagte, um; denn man

kommt mit seinem Namen nicht auf die Nachwelt, wenn man in der Gegenwart nicht seine Werke danach einrichtet.

Unter Voltaires gemischten Gedichten findet sich noch eine *Hymne*, gesungen im Dorfe *Pompignan*, die mit der ganzen Musikbegleitung abgedruckt ist. Sie beginnt:

Nous avons vu ce beau village
De Pompignan
Et ce marquis brillant et sage,
Modeste et grand,
De ses vertus premier garant
Et vive le roi et Simon Le Franc,
Son favori,
Son favori.

Je suis marquis, robin, poète,
Mes chers amis,
Vous voyez, que je suis prophète
En mon pays;
A Paris c'est tout autrement
Et vive le roi, etc.

Die ganze Hymne verdiente, angeführt zu werden; jede Strophe webt weiter an dem Narrenkleid, das schließlich wie ein Nessushemd über den Marquis geworfen wird und sich in sein Fleisch einfrißt.

XIII

Doch mit all dem noch nicht genug: Voltaire, der diese Maus zwischen den Tatzen hielt, wurde nicht müde, mit ihr Ball zu spielen. Er schrieb das prachtvolle und vernichtende Gedicht *La Vanité*, in dem er Le Franc beschreibt, obgleich erst die letzte Zeile des langen Gedichtes seinen Namen verrät:

Qu'as-tu, petit bourgeois d'une petite ville?
Quel accident étrange, en allument ta bile
A sur ton large front répandu la rougeur?
D'où vient que tes gros yeux pétillent de fureur?
Réponds donc! — „L'univers doit venger mes injures
L'univers me contemple, et les races futures
Contre mes ennemis déposeront pour moi.“
— L'univers, mon ami, ne pense point à toi,
L'avenir encor moins...
De quel image épais ton crâne est offusqué!
— „Ah, j'ai fait un discours, et l'on s'en est moqué!
Des plaisants de Paris j'ai senti la malice;
Je vais me plaindre au roi, qui me rendra justice;
Sans doute il punira ces ris audacieux.“
— Va, le roi n'a point lu ton discours ennuyeux...
— „Non, je n'y puis tenir; de brocards on m'assomme,
Les *Quand*, les *qui*, les *quoi*, pleurant de tous côtés
Sifflent à mon oreille, en cent lieux répétés.“

Das Gedicht geht weiter mit Hieben auf den einen Philosophenfeind nach dem andern. Der Jesuit Berthier wird auch hier nicht aus dem Auge verloren. Aber zum Schluß schwingt sich Voltaire zur Größe

auf. In wuchtigen, stählern klingenden Worten spricht er wie Montaigne und wie Hamlet darüber, wie wenig der Mensch bedeutet, und wie lächerlich alle Einbildung ist, bis in der letzten Zeile der vernichtende Schlag auf das Haupt Le Francs fällt.

Piron seul eut raison, quand, dans un goût nouveau,
Il fit ce vers heureux, digne de son tombeau:
Ci-gît qui ne fut rien. Quoi que l'orgueil en dise,
Humains, faibles humains, voilà votre devise.
Combien de rois, grands dieux! jadis si révévés,
Dans l'éternel oubli sont en foule enterrés!
La terre a vu passer leur empire et leur trône.
On ne sait en quel lieu florissait Babylone.
Le tombeau d'Alexandre, aujourd'hui renversé
Avec sa ville altière a péri dispersé.
César n'a point d'asile où son ombre repose,
Et l'ami Pompignan pense être quelque chose!

Die letzte Zeile ist mit der unbändigen Kraft Voltaires so geformt, daß sie sogleich nach der Niederschrift zum Sprichwort wurde und — so wunderlich es klingt, so wahr ist es — sie fraß sich selbst ins Gedächtnis derjenigen ein, die ganz auf der Seite Le Francs standen; es war ihnen unmöglich, nicht über die Worte und über ihn zu lachen.

Man dachte mit Unruhe an die Zeit, da der Dauphin den Thron besteigen würde. In seiner Umgebung sprach man laut davon, daß Voltaire die Todesstrafe verdiente. Man fürchtete die Wiederkehr von Zeiten, die Johannes Huß auf den Scheiterhaufen hatten bringen können. Die Furcht war überflüssig, denn der Dauphin starb noch zu Lebzeiten Ludwig des Fünfzehnten am 20. Dezember 1765. Aber das Merkwürdige ist, daß, als der tief religiöse Pompignan eines Tages den tief religiösen Thronerben besucht hatte, um ihm seine Stimme in der Akademie anzubieten, für den Abbé Saint-Cyr, der zum Lehrpersonal des Prinzen gehörte, der Dauphin sich an den Präsidenten Hénault wandte und lächelnd sagte:

Et l'ami Pompignan pense être quelque chose.

Und das schlimmste für den guten Marquis war, daß dieses Zitat aus dem Munde des Kronprinzen durch ganz Paris und ganz Frankreich lief. So großes Aufsehen erregte es, daß der Dauphin Voltaire zitierte.

Le Franc de Pompignan versuchte weiter sein Ansehen zu behaupten. Er überreichte dem König ein ausführliches Mémoire in dem die unglaublichen Worte standen:

Der ganze Hof war Zeuge des Empfanges, der mir seitens Eurer Majestät zuteil wurde. Die Welt sollte auch wissen, daß es den Anschein hatte, als beschäftigten Sie sich mit meinem Werk (der Antrittsrede) nicht wie mit einer vorübergehenden oder gleichgültigen Neuheit, sondern wie mit einem Erzeugnis, das der besonderen Aufmerksamkeit des Souverains nicht unwürdig war.

Da folgte Voltaires *Extraits des Nouvelles à la main, de la ville de Montauban*, in der erzählt wird, daß Verwandte des Burschen, der die Mémoire geschrieben hat, Bedenken bekommen hatten, ob es in

seinem Kopfe auch richtig sei, und daß sie einen verläßlichen Advokaten nach seiner Stadt geschickt hatten, um über seinen Zustand Gewißheit zu erlangen:

Der Advokat fand ihn zwar aufrecht, aber mit wilden Augen und hohem Puls. Der Patient rief zuerst: Jehova! Jupiter! Herr!

„Ich bin nur ein Advokat“, sagte der Abgesandte, „ich heiße nicht Jehova.“ — „Haben Sie den König gesehen?“ fragte der Kranke, — „Nein, ich komme, um nach Ihnen zu sehen.“ — „Gehen Sie und sagen Sie dem König von mir, daß er meine Mémoire noch einmal lesen solle, und bringen Sie ihm den Katalog meiner Bibliothek.“ — Der Advokat riet ihm, kräftige Suppen zu essen, zu baden und früh zu Bett zu gehen. Bei diesen Worten bekam der Patient krampfhaftes Zucken usw.

Der Kranke fängt dann an, Verse vorzutragen, die er übersetzt hat, allerdings sehr schlecht, teils deistische von Pope, von denen er jetzt aufrichtig bereut, daß er sie in seiner Jugend ins Französische übertragen hat, teils biblische, die keiner liebt — diese heiligen Hymnen, über die es in Voltaires *Le pauvre Diable* heißt:

Sacrés ils sont, car personne n'y touche.

Der Advokat vergießt Männertränen, als er den bedauerlichen Zustand des Patienten sieht, und es bleibt ihm nicht anderes übrig, als der Familie mitzuteilen, daß der arme Pompignan verrückt geworden ist.

Verrückt wurde er gerade nicht, aber so elend von all den Witzen, die auf ihn niederhagelten, daß er sich zum Schluß nicht hinauswagte — die Leute fingen an zu lachen, wenn sie ihn sahen — ja, er bekam einen derartigen Ruf als eitler Geck, daß eines Abends im Théâtre Français, als sein Schauspieler, wie es Brauch war, die Vorstellung des Abends anzeigte: Pompignans *Didon*, darauf Pont-de-Veyles's *Le fat puni* (Der bestrafte Narr) die Zuschauer in einen derartigen Jubel ausbrachen, daß man dies Lustspiel nicht öfter nach Pompignans Jugendarbeit zu spielen wagte.

Voltaire gab dann noch den kleinen Scherz *Les Ah* heraus.

Ah! Ah! Moses Le Franc de Pompignan! Sie wollten ja die ganze Literatur zum Erben bringen. Sie waren ja eines Tages der Wichtigtuier, der einem armen Teufel den Hinterteil verhielt. Der empfing die Schläge mit Respekt. Aber dann kam ein mutiger Mann, der den Wichtigtuier nachdrücklich den Hinterteil vollhielt. Da drehte sich der arme Teufel, der geprügelt worden war, um und sagte zu seinem Büttel: Ah! Ah! Sie hatten mir nicht gesagt, daß Sie eine Memme waren. Und nun prügelte er seinerseits den Wichtigtuier gehörig durch, worüber sich seine Nächsten nun wieder freuten. Ah! Ah!

So zermahlte Voltaire in ganz kurzer Zeit den Mann, der nahe daran war, eine leitende Stellung am Hofe des Thronfolgers einzunehmen und der in seinem Übermut die Enzyklopädisten, Freidenker und Voltaire selbst dem Haß der höchsten Stelle ausgeliefert hatte. Und er erreichte es ohne irgendeinen persönlichen Angriff, nur dadurch, daß er den Moralisten in Lächerlichkeit ertränkte.

Im Leben eines jeden Menschen kommt verhältnismäßig früh ein Augenblick, wo er von den andern nicht mehr als sonderlich jung betrachtet wird, wo er aufhört zu sein, was er zu sein pflegte: fast in jedem Kreise der jüngste. Er selbst merkt in der Regel wenig davon, daß er mit den Jahren, die dahingehen, auffallend älter wird; er erfährt es von anderen. Das geht so schnell. Es ist doch erst so kurze Zeit her, daß er überall der früh gereifte, der aufgeweckte Liebling, der viel Versprechende war. Da trifft er denn eines Tages einen Altersgenossen und ist überrascht zu sehen, daß der andre nicht mehr jung ist. Sein Genosse war erst im Leutnantsalter, dann sieht er ihn als Hauptmann. Eines schönen Tages ist er Oberst.

Dann folgt die Zeit, in der die Jahre, die sich bis dahin mit würdiger Langsamkeit vorwärts bewegten, im Sturmschritt zu laufen beginnen, als hätten sie eine fast unpassende Eile. Ein früherer Schulkamerad, den er trifft, erscheint grotesk — und er betrachtet sich verwundert im Spiegel.

Weniger als irgend ein anderer hatte sich Voltaire an die fliehende Jugend geklammert. Wir haben gesehen, wie er der Zeit des Alters vorgegriffen, und sich bereits in den Vierzigern hartnäckig alt nannte, doch wohl meist, um andere daran zu hindern, ihn sein Alter hören zu lassen, um ihnen zuvorzukommen oder sie eher zum Widerspruch zu zwingen.

Es ist unmöglich, daß ihm um diese Zeit die folgende Erscheinung nicht aufgefallen sein sollte: ständig besuchten ihn Männer, die ihm teure und bekannte Namen trugen; aber es waren nicht die, deren Anblick und Person er immer mit diesen Namen zu verbinden gewohnt gewesen war; es waren ihre Kinder, und diese Söhne waren manchmal so alt, wie die Väter gewesen waren, als er mit ihnen verkehrte. Seine ganze frühere Umgebung rückte in der Zeit gleichsam zurück und wurde Vergangenheit, während er selbst sich beständig als Gegenwart, ja als Zukunft fühlte.

Man wird sich erinnern, wie nahe Voltaire in jüngeren Jahren dem Marschall von Villars und seiner Frau gestanden hatte. Eines Tages kam der Sohn des Marschalls, der Herzog von Villars, Gouverneur

der Provence, der in Aix ein Leben in fürstlicher Pracht führte. Er war 1760, als er zu Voltaire kam, nicht weniger als 58 Jahre alt, hatte Haltung und Wesen eines großen Herrn, war aber in hohem Grade durch Vergnügungen und Laster verbraucht. Er hegte eine Leidenschaft für das Theater, hatte bereits in seiner Jugend auf dem Gut seiner Eltern Komödie gespielt. Er war der Meinung, daß äußerst wenige so wie er Verse vorzutragen verständen, bedachte sich auch keinen Augenblick, bei Voltaire den Tschengis-Khan in *l'Orphelin de la Chine* mit Madame Denis als Partnerin zu spielen. Die Aufführungen, in denen er mitwirkte, fanden nur vor verschlossenen Türen statt, da er fürchtete, sonst seine Würde als Gouverneur einer Provinz preisgeben.

Nach ihm kam der junge und gewinnende Chevalier de Boufflers, der bereits 26jährige Sohn der liebenswürdigen Marquise, die den Hof des polnischen Königs in Lunéville zierte. Er war ein junger Meister in Schelmenstreichen mit vielen kleinen Talenten. Er schrieb zierliche Verse, versicherte seiner schönen Mutter bald, daß sie so hoch über anderen Frauen stand wie Seraphe über Engeln, quälte diese bewunderte Mutter bald mit ihrer Zündbarkeit, bald die Damen überhaupt mit jenem wunderlichen, ihm unfaßbaren Wesen, das sie ihr Herz nannten, und dem er, wenn er von dessen Sehnsucht und Bedürfnissen, Befriedigungen und Freuden hörte, einen anderen Namen zu geben geneigt war. Er hatte sich in der Schweiz, um das Land gründlich studieren zu können, für einen armen französischen Zeichner ausgegeben, der von seiner Kunst lebte, hatte in Nèvey einen kleinen Roman erlebt, hatte sich während dieser Odyssee in Lausanne wie auf Kirkes verzauberter Insel gefühlt, und hatte dort einer schönen Dame eine Zeichnung des Teufels mit Horn und Schwanz gesandt, die er mit folgendem Vierzeiler begleitete:

Ce n'est point sans raison, marquise trop aimable,
Que j'envoyai chez vous la diable et son portrait,
Je ne sais s'il vous tenterait,
Mais vous, vous tenteriez le diable.

Von seiner Jugend an war es dem Chevalier als das höchste Glück erschienen, Voltaire kennenzulernen. Er stellte sich also in Ferney vor und wurde wie der Sohn seiner Mutter empfangen, der in das Heim eines alten Freundes und Verehrers der Marquise de Boufflers gehörte. Er blieb denn auch mehrere Monate dort. Er war entzückt von dem Ort und dessen Besitzer, ließ es sich als Gleichaltriger wohl sein im Verkehr mit der jungen schönen und witzigen Madame Cramer, der Frau des Buchdruckers und Verlegers Voltaires, des stattlichen und hübschen Philibert Cramer, Liebhaber des Lusttheaters, der als Lebemann und Weinkenner im fünften Gesang von *La Guerre de Genève* besungen worden ist. Doch am lebhaftesten bewunderte der junge Boufflers den Hausherrn selbst. Er schreibt aus Ferney über Voltaire:

Sie können sich keine Idee von dem Geld machen, das er ausgibt, und von dem Guten, das er tut. Er ist König und Herr über das Land, das er bewohnt; er schafft Glück für seine Umgebung und ist ein ebenso guter Familienvater wie er ein guter Dichter ist. Wenn man ihn teilte und ich auf der einen Seite den Mann sähe, den ich gelesen habe, auf der anderen den, den ich sprechen höre, dann weiß ich nicht, welchen ich am eifrigsten suchen würde. Seine Buchdrucker mögen machen, was sie wollen, er ist und bleibt selbst die beste Ausgabe seiner Bücher. Das Haus ist übrigens entzückend, die Lage vorzüglich, das Essen ausgesucht, meine Wohnung herrlich.

Als Antwort auf Boufflers' jugendlich respektloses Gedicht *Le Cœur* schrieb ihm Voltaire fünf schöne Strophen, von denen eine lautet:

Hélas! faibles humains, quels destins sont les nôtres,
Qu'on a mal placé les grandeurs!
Qu'on serait heureux, si les cœurs
Étaient faits les uns pour les autres.

Kein Besuch kann doch Voltaire einen stärker überwältigenden Eindruck vom Lauf der Jahre und von der Verschiebung der zeitgenössischen Gestalten gemacht haben als der des jungen Grafen Lauraguais, eines etwas überspannten aber geistreichen Dichters, der sich im September 1761 in Ferney einfand, um Voltaire seine Tragödie *Clytemnestre* zu widmen und sich als — Enkel der lustigen Herzogin von Lauraguais vorstellte, der Ludwig der Fünfzehnte vor gar nicht allzu langer Zeit seine Gunst geschenkt hatte.

Der Graf von Lauraguais schrieb Verse, sogar gute Verse; er war der Geliebte des aufsteigenden Opernsterns Sophie Arnould und er interessierte sich so leidenschaftlich für das gesamte Theaterwesen, daß er die Fürsorge für das Kostüm auf dem französischen Nationaltheater erneuerte und schließlich der Befreier des französischen Bühnenraums von den vornehmen Zuschauern wurde, die den Platz füllten und die Bewegungsfreiheit hinderten. Mit einer Summe von 30 000 Livres hielt er die Schauspieler für den Verlust schadlos, den sie dadurch erlitten.

Voltaire, der sein ganzes Leben hindurch die hartnäckige Unsitte bekämpft hatte, die gelegentlich die ergreifendsten Szenen ins Lächerliche zogen, dankte Lauraguais mit feurigen Worten für seine Wohltat in der Zueignung von *L'Ecosaise*, ohne doch seinen eigenen Namen als Verfasser zu nennen.

Lauraguais hatte andere gute Eigenschaften, so unterstützte er verdienstvolle, aber arme Schriftsteller. Oft spricht Voltaire von dem Jahresgehalt, das er Du Marsais gab, dem hervorragenden Enzyklopädisten, der vom Bischof von Soissons verfolgt wurde. Lauraguais hat seine Ankunft bei dem Patriarchen geschildert:

Kaum hatte er mich mit diesen Armen umfassen, die sich in meiner Kindheit so oft vor mir geöffnet hatten, und den Briefwechsel erwähnt, mit dem er mich ausgezeichnet, seit wir uns in Berlin wiedersehen, als er mich durch sein Schloß führte, mir Weihwasser am Eingang seiner Kirche gab und sagte: „Nun wollen wir in den Garten

hinuntergehen.“ Als ich verwundert war, dort einen Esel zu finden, der sich im Grünen gütlich tat, sagte er: „Erkennen Sie Freron nicht wieder?“ Ja, antwortete ich, man könnte wegen des Körperbaus wohl etwas dagegen einwenden, aber die Ähnlichkeit im Gesicht ist treffend. Ich bin überrascht, ihn bei Ihnen zu finden; ich glaubte nicht, daß Sie sich so gut mit ihm standen. Seine Person, war die Antwort, gedeiht am besten bei Herrn Ramponneau in Paris (Gastwirt in Courtille), aber sein Gesicht befindet sich besser bei mir. Wie Sie mich sehen, bin ich nicht ganz so, als wenn man mich liest. Ich habe manchmal Zorn nötig, und diese Fratze gibt mir dann den nötigen Zorn.

II

Gewissermaßen mußte sogar der Besuch, den der Jugendfreund Marschall von Richelieu gleichzeitig in Ferney machte, wie ein Memento der fliehenden Zeit wirken. Sobald Richelieus Ankunft gemeldet wurde, ging ihm Voltaire in Festtracht mit seinem ganzen Hausstand entgegen. Er, der aus Preußen verjagte, aus Paris verwiesene, der heimlos umhergeschweift war, freute sich, den Sieger von Mahon bei sich aufzunehmen, ihm fürstliche Gastfreundschaft als Lehnsherr eines kleinen Landesgebiets erweisen zu können, das ganz sein eigen war.

Während des Aufenthalts des Marschalls verließen die Herzogin von Enville, ihr Sohn, Graf d'Harcourt, und der Herzog von Villars Ferney nicht; ebenso wenig Cramer und andere lebenswürdige Mitglieder der guten Genfer Gesellschaft. Madame Ménage und Madame Cramer waren zwei anziehende Damen. Der Marschall blieb fünf Tage bei Voltaire. Man hatte ihm das Schloß in Tournay ganz überlassen und begleitete ihn jeden Abend in großem Aufzuge dorthin. Voltaire bot alles, was er an Witz besaß auf, um den Aufenthalt Richelieus festlich zu gestalten. Und dieser hatte die Fähigkeit seiner Jugend bewahrt, sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen. Voltaire fand ihn eines Tages vor Madame Ménage auf den Knien. Dann ergriff ihn plötzlich eine Leidenschaft für Madame Cramer. Es wurde eine ganze Intrigue ins Werk gesetzt, damit Richelieu mit dieser Pariserin, die in das calvinistische Genf verschlagen worden war, allein bleiben konnte. Ihr Mann, Philibert, wurde nach der Stadt geschickt, um dort über Nacht eine poetische Epistel drucken zu lassen, die Voltaire zur Huldigung des Marschalls geschrieben hatte, so daß dieser sie am Morgen beim Erwachen haben konnte.

Richelieu hatte sich jedoch noch nicht einmal Madame Cramers Einwilligung versichert, so sehr verließ er sich trotz seiner 66 Jahre auf seine gewohnte Unwiderstehlichkeit. Als aber Philibert Cramer richtig nach Genf gegangen war, um dort die Nacht über zu bleiben, und Richelieu sich dessen schöner Frau näherte, lachte diese ihm ins Gesicht. Sein einziger Trost war, daß er am Morgen den Ehemann, das frisch gedruckte Gedicht in der Hand, über die Schwelle seines Schlafzimmers treten sah.

Diese erotische Niederlage Richelieus, vielleicht seine erste, mußte auf ihre Weise Voltaire daran erinnern, daß die Jahre über sie beide hinweg gegangen waren, und sogar dem Ideal der Frauen ihr Zeichen aufgedrückt hatten.

Daß wir übrigens von diesem Korb wissen, den der übermütige Verführer empfing, liegt an ihm selbst; er fand die Geschichte so lustig, daß er sie in Paris ohne weiteres seinen Freunden erzählte.

III

Ein Gast, den Voltaire zum erstenmal sah und von dem ein Ruf ausging, war der spätere österreichische Feldmarschall Fürst Charles Joseph de Ligne, „der Günstling aller Könige, Hofmann an allen Höfen, Freund aller Philosophen“, wie er von seiner Zeit genannt wurde. Er war damals 28 Jahre alt; aber überall führte man schon seine witzigen Einfälle und geistreichen Antworten an. Im Gespräch war er bezaubernd, ungefähr wie Fürst Pückler nach ihm. In meinen *Hauptströmungen* ist angeführt, wie einige Sätze in seinen Schriften über den militärischen Beruf eins der schönsten Gedichte Alfred de Mussets inspiriert haben, und er lebte lange genug, um in Deutschland ein Freund der Rahel zu werden, er, der ein Günstling Voltaires und Katharinas der Zweiten gewesen war. Ségur erzählt einige Anekdoten von Einfällen, die er hatte, und Antworten, die er gab, als er Katharina auf der Reise von Kiew nach Kersan begleitete. An Bord des Schiffes sagte die Kaiserin eines Tages, als über die Beunruhigung gesprochen wurde, die diese Reise bei den Mächten hervorgerufen hatte: „Das St. Petersburger Kabinett, das nun hier auf dem Dnjester segelt, muß also sehr groß erscheinen, wenn es die anderen Kabinette so stark beschäftigt.“ — „Madame“ antwortete der Fürst von Ligne, „ich kenne trotzdem keines, das kleiner wäre. Seine Ausdehnung beträgt nur wenige Zoll; es erstreckt sich von der einen Ihrer Schläfen zur anderen und von Ihrer Nasenwurzel zu den Haarwurzeln.“

Er hat eine lebensvolle Beschreibung Voltaires gegeben. Zuerst eine sehr weitläufige von seiner Art, sich zu kleiden: alltäglich graue Schuhe, eisengraue Strümpfe, weites Wams aus Körperseide, große Perücke und eine kleine schwarze Sammetmütze; an Sonntagen ein schmucker Rock in Goldkäferfarbe, ohne Besatz, Weste und Beinkleider ebenso, oder auch ein Wams mit breiten Schößen, goldbestickt mit wellenförmigen Borten und große Spitzenmanschetten, die bis zu den Fingerspitzen gingen. Darauf eine Beschreibung seiner Person:

Er war bald Schriftsteller, bald Höfling vom Hofe Ludwigs des Vierzehnten, bald Weltmann der besten Gesellschaft. . . . Das Vernünftigste, was ich bei ihm zu tun hatte, war, nicht unterhaltend oder witzig sein zu wollen, sondern ihn zum Sprechen zu bringen. Ich war acht Tage in seinem Haus, und ich wünschte, ich könnte mich der erhabenen, aufrichtigen, lebenswürdigen Dinge erinnern,

die ihm ohne Unterbrechung heraussprudelten. Aber das ist tatsächlich unmöglich. Ich lachte oder ich bewunderte; aber immer war ich wie in einem Rausch. Alles an ihm, sogar seine Ungerechtigkeiten, seine Irrtümer, seine Steckenpferde, sein Mangel an Verständnis für die schönen Künste, seine Launen, Präntionen, das, was er nicht sein konnte, und das, was er war, alles war entzückend, neu, reizend und unvorhergesehen. Er möchte für einen gründlichen Staatsmann und für stockgelehrt gehalten werden, dies letztere in einem Maße, daß er gern langweilig sein möchte. . . . Er schätzte die englische Verfassung sehr hoch. Ich erinnere mich, daß ich ihm sagte: Herr de Voltaire, fügen sie zu ihr als die Macht, die sie trägt, das Meer; ohne das würde die Verfassung nicht halten.

Aus den höflichen Zeilen, die Voltaire dem Fürsten nach seiner Abreise schickt, ersieht man, daß dieser belgische Prinz, der Österreicher geworden war, ihn lebhaft interessiert hatte und daß er ihn entbehrte.

In einem der Briefe, die der junge Boufflers seiner Mutter schrieb, kommen die folgenden Worte über Voltaire vor: „Sie können sich nicht vorstellen, wie liebenswürdig er in seinem Heim ist; er würde der beste Greis in der Welt sein, falls er nicht der erste aller Menschen wäre; er hat nur den einen Fehler, sehr unzugänglich zu sein.“

Das war kein Fehler, aber mit den Jahren eine immer härtere Notwendigkeit für den ständig mehr gesuchten und überlaufenen Voltaire geworden. Viele Gäste mußten sich mit einem höflichen Empfang durch die Nichte begnügen und mußten wieder abreisen, ohne überhaupt den Herrn des Hauses gesehen zu haben. Seine Gesundheit war ja tatsächlich nicht gut; aber er gab diesen Zustand hartnäckig als Vorwand an, wenn er niemanden sehen wollte: „Mein Gott, schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon selbst fertig werden“, war einer seiner Lieblingsausbrüche. Manchmal war er genötigt, recht scharfe Worte gegenüber Besuchern zu gebrauchen, die eine ihnen erwiesene Gastfreundschaft mißbrauchten und sich häuslich einrichteten, ohne selbst jemals von einer Abreise zu sprechen. Einem solchen Gast (Abbé Coyer) sagte Voltaire eines Tages: „Sie, Herr Abbé, sind ein wahres Gegenstück zum Don Quixote; er hielt die Wirtshäuser für Rittergüter; Sie scheinen die Rittergüter als Wirtshäuser aufzufassen.“

Am schwersten war es mit den reisenden Engländern fertig zu werden, die ihn sehen wollten. Einigen, die sich eines Tages vorstellten, wurde gesagt, Voltaire wäre krank. Aber sie wollten ihn krank sehen. „Sagen Sie ihnen, daß ich tot bin,“ sagte Voltaire. — Sie wollten die Leiche sehen. — Rasend rief er aus: „Dann sagen Sie, daß mich der Teufel geholt hat!“

Ein Engländer hob hervor, daß er die ganze Reise gemacht habe, um Voltaire zu sehen und nicht wieder abreisen wolle, ohne ihn gesehen zu haben. — Aha, sagte Voltaire, er hält mich für ein Tier, das vorgezeigt wird. Sagt ihm, daß das sechs Pfund kostet. — Hier sind zwölf Pfund, sagte der Engländer kaltblütig; aber ich komme morgen wieder.

IV

Der Witz machte Voltaire zu dem durchaus eigenartigen Schriftsteller, der er war. Aber der Witz machte ihn nicht zum Dichter. Im innersten war er Lyriker, und er verriet das nicht einmal so stark, wenn er lyrische Gedichte schrieb, als wenn er seine Tragödien für die Bühne verfaßte. Die Ausführung dieser Dramen ist Voltaires wahre Lyrik; ihr Ausgangspunkt ist stets lyrisch, die Begeisterung für hohe Tugenden, große Menschen, der Hang, Ideale für das Menschengeschlecht aufzustellen, vereint mit dem Drang, die Verdammung des Theaters aus dem Felde zu schlagen, unwiderstehlich darzutun, daß von der Bühne — auf stärker zu Herzen gehende Weise als in der Predigt — die höchste Lehre des Lebens verkündet wird.

Der Ausgangspunkt muß dieser gewesen sein: Voltaire hat etwas in sich brausen fühlen, einen Quell des Gefühls, eine Schwärmerei für Heldenmut, unbedingte Treue, Ritterlichkeit, wie sie im früheren Mittelalter gelegentlich gepflegt wurde und gedieh, und wenn dieser Gefühlsquell von selbst harmonisch zu rieseln begann, danach drängte, in klingende Worte und dauernde Reime gefaßt zu werden, dann suchte und fand er mit Leichtigkeit ein Gebiet, in dem sich der Gefühlsstrom wie in seinem Bett ausbreiten konnte.

So war es, als der 64jährige Voltaire in nicht vier Wochen im Frühjahr 1759 *Tancrède* schrieb, eine flammende Dichtung über Ritterlichkeit, Liebe und all die Qual die trennende Mißverständnisse den Liebende verursachen, und nicht weniger über all die Qual, die Starrköpfigkeit und gefühllose Härte erzeugen.

Den Stoff fand er in Ariosto, der ihn wieder dem alten französischen Theater entnommen hatte. Was Voltaire aus diesem Stoff machte, erschütterte seine Zeitgenossen, riß sie hin, daß sie schluchzten und mit dem Gefühl aus dem Theater gingen, als hätten sie den Flügelschlag des Genius der Dichtkunst gehört, das schwerste Leid, den edelsten Stolz empfunden, als hätten sie den Kuß der Muse selbst auf der Stirn gefühlt.

Die Handlung ist schnell erzählt: Wir sind in Syracus um das Jahr 1000. Die sicilianischen Ritter liegen im Krieg mit den Sarazenen, die unter ihrem Sultan Solimar die Insel überschwemmt haben, deren Joch Syracus aber abgeworfen hat. Innere Streitigkeiten haben die Ritter bis jetzt zersplittert; jetzt wird die Einigkeit zwischen ihren beiden Parteien hergestellt, und der alte Ritter Argire verspricht seinem früheren Gegner, dem hochmütigen Orbassan, seine Tochter Amenaide als Braut, um die Versöhnung zu bekräftigen. Man beschließt außerdem aus Furcht vor den normannischen Rittern, die begonnen haben, sich in Apulien niederzulassen, den Franken Tankred als Fremden zu verbannen und seine Besitzung Orbassan zu überlassen. Tankred war nämlich lange abwesend gewesen und hatte dem Kaiser von Byzanz gedient. Man fürchtet, daß er Syracus feindlich gesonnen sein könne,

man greift den Ereignissen dadurch vor, daß man ihm ohne Veranlassung blutiges Unrecht zufügt.

Aber Amenaide, die in Byzanz sowohl Solimar wie Tankred kennen-gelernt hat, die sich beide um sie beworben haben, liebt Tankred, leidet unter dem Unrecht, das ihm zugefügt wird, und unter dem Versprechen, das ihr Vater ihretwegen gegeben hat, und sie entschließt sich, Tankred, von dem sie weiß, daß er auf der Insel angekommen ist, einen Brief mit warmen Worten und innigen Wünschen für sein Wohl zu senden. Sie bittet einen treuen Sklaven, diesen zu überbringen. Aus Vorsicht — und weil es sonst zu keiner Targödie kommt — trägt der Brief keine Aufschrift, und an diesem Umstand hängt das ganze Stück wie in einer Angel.

Der Brief wird aufgefangen, als der Bote in der Richtung auf das mohamedanische Lager geht. Die Ritter sind überzeugt, daß der Brief an Solimar gerichtet ist, und verurteilen Amenaide zum Tode. Sie soll hingerichtet werden.

Tankred kommt an, erfährt, daß ihr Leben bedroht ist, will erst nicht glauben, daß sie schuldig sein kann, ist aber, so bald er von dem Brief an Solimar hört, von ihrem Verrat überzeugt, leidet Qualen, ist von Verachtung erfüllt, will trotzdem aus reinem Edelmut ungenannt als ihr Ritter auftreten, um sie vom Schafott zu befreien. Im Zweikampf besiegt er Orbassan, und sie ist frei. Aber Tankred würdigte sie keines Wortes, und eilt fort, um an Stelle Orbassans als Feldherr das Heer der Ritter gegen die Ungläubigen zu führen. In der Schlacht bleibt er siegreich, wie er es im Zweikampf gewesen; er ist der geborene Sieger. Aber er stürzt sich unter die Feinde, sucht den Tod und wird lebensgefährlich verwundet. Erst als er in seiner Todesstunde auf einer Bahre herein gebracht wird, klärt sich das Mißverständnis auf, und er erfährt, daß der verhängnisvolle Brief an ihn selbst gerichtet war, er fühlt, wie hoch Amenaide steht und welches Unrecht er ihr getan hat, legt seine blutige Hand in ihre und stirbt. Sie sinkt an seiner Seite nieder.

V

Man muß zu allererst beachten, wieviel Persönliches in der Behandlung dieses Stoffes enthalten ist, der Voltaires Persönlichkeit anscheinend so fern liegt. Als Tankred zum erstenmal Amenaide anklagen hört, antwortet er abweisend, daß er Neid und Verleumdung kenne und wisse, was sie vermögen. Er, der verbannt ist, im Unglück aufgewachsen, der sein Charakter selbst schmieden mußte, während er von Land zu Land irrte, hat überall erfahren, wie der Neid wütet, und will sich deshalb durch nichts Schlimmes, was man über die Geliebte sagt, abschrecken lassen. Als hörte man Voltaire von sich selbst sprechen, heißt es:

Ecoute: je connais l'envie et l'imposture.
 Eh! quel cœur généreux échappe à leur injure!
 Proscrit dès mon berceau, nourri dans le malheur,
 Mais toujours éprouvé, moi, qui suis mon ouvrage,
 Qui d'états en états ai porté mon courage,
 Qui partout de l'envie ai senti la fureur,
 Depuis que je suis né, j'ai vue la calomnie
 Exhaler les venins de sa bouche impunie,
 Chez les républicains comme à la cour des rois.

Und man fühlt, wenn Tankred, der sonst als französischer Tragödienheld mit so wenigen eigentümlichen Zügen ausgestattet ist, doch eine so feste Haltung und einen so erprobten Mut besitzt, dann beruht es darauf, daß etwas aus der Seele seines Dichters in seine übergeströmt ist.

Auf entsprechende Weise zeigt Amenaide, offenbar, weil ihr Voltaire etwas von der Unanfechtbarkeit seines eigenen Wesens abgegeben hat, einen bei einer so gefühlvoll und hingebend liebenden Frau höchst anziehenden und ungewöhnlichen Stolz. Lange verzeiht sie Tankred nicht, daß er sich durch den Schein täuschen läßt, die Ansicht ihrer Feinde teilt und sie verkennt. Sie will keine Entschuldigung gelten lassen:

Fanie:

Excusez un amant.

Aménaide:

Rien ne peut l'excuser.
 Quand l'univers entier m'accuserait d'un crime,
 Sur son jugement seul un grand homme appuyé
 A l'univers séduit oppose son estime.
 Il aura donc pour moi combattu par pitié!
 Cet opprobre est affreux, et j'en suis accablée.
 Hélas! mourant pour lui, je mourai consolée;
 Et c'est lui qui m'outrage et m'ose soupçonner!
 C'en est fait; je ne veux jamais lui pardonner.
 Ses bienfaits sont toujours présents à ma pensée,
 Ils resteront gravés dans mon âme offensée;
 Mais, s'il a pu me croire indigne de sa foi,
 C'est lui qui pour jamais est indigne de moi.
 Ah! de tous mes affronts c'est le plus grand peut-être.

Das ist eine bewunderungswürdige Antwort; sie zeichnet einen ganzen Menschen, eine Frau, die weich ist, ohne schwach zu sein, stolz und fest, ohne deshalb Wohltaten zu vergessen, die ihr Beleidiger ihr erwiesen hat. Ihr Stolz ist also nicht einseitig, sondern reich abgetönt, da er mit Dankbarkeit und Edelmut zusammen gedeiht.

Kein Wunder, daß Mademoiselle Clairon in dieser Rolle unvergleichlich war. Hier lag ein seelisches Fundament, auf dem man aufbauen konnte, wie selten in Liebesrollen. Am ergreifendsten soll sie die Stelle im fünften Akt gespielt haben, in der sie sich von der Freude hinreißen läßt, daß sie Tankred als Sieger wiedersehen soll. An seiner Stelle kommt ein Brief, der mit seinem Blut geschrieben ist, in dem er sie ungerecht anklagt:

„Je ne pouvais survivre à votre perfidie;
 „Je meurs dans les combats, mais je meurs par vos coups,
 „J'aurais voulu, cruelle, en m'exposant pour vous
 „Vous avoir conservé la gloire avec la vie . . .“
 Eh bien, mon père!

Dieser letzte Übergang, der an den harten und kurzsichtigen Vater gerichtete Vorwurf in diesen wenigen Worten hatte auf der Bühne eine Wirkung ohnegleichen.

VI

Voltaire hatte im *Tancrède* eine metrische Reform versucht. Er hatte mit der Einformigkeit des tragischen Stils gebrochen und zum erstenmal die Reime sich kreuzen lassen. Es klingt gut und erhöht den Wohllaut, scheint aber die Gewohnheiten der Zuhörer unangenehm berührt zu haben, denn der Versuch wurde nicht wiederholt.

Bei anderen Punkten huldigte er hier wie auch sonst der Gepflogenheit der Tragödie. Tankred und seine Geliebte haben jeder ihren Vertrauten. Wohl wird Fanie die Suivante Aménides genannt, und Aldamon ist der Soldat Tankreds, aber ihre einzige Aufgabe ist, wie bei allen Vertrauten in den französischen Tragödien, nur einen den Zuhörern wahrnehmbaren Empfänger für die Mitteilungen des Helden und der Heldin abzugeben.

Es ist erstaunlich, wie die Franzosen Geschlechter hindurch in diesem Punkte Sklaven der Überlieferung blieben. Nicht einem von ihnen, nicht einmal Voltaire, ist es ein einzigesmal eingefallen, den Vertrauten seinen Vertrauenden verraten zu lassen, was doch seit der Schöpfung der Welt die Mehrzahl der Vertrauten getan hat; nein, sie sind einer wie alle treu wie Gold und stumm wie das Grab; sie haben auch nicht die Spur eines selbständigen Lebens, leben nur als Behälter für die Ergüsse der Hauptpersonen, und teilen deren Mißverständnisse, Vorurteile, Anschauungs- und Gefühlsweise wie Mette in Wessels *Liebe ohne Strümpfe* sagt:

Gerecht und billig nenne nichts ich in der Welt,
 Wenn ich nicht weiß, daß es der Grete so gefällt.
 Das ist die einz'ge Leidenschaft in mir.

VII

Tancrède wurde den beiden Freunden d'Argental und Pont de Veyle vorgelegt, jede Einzelheit wurde besprochen, manche verbessert, wie es der Fall bei *Mahomet* gewesen war. Als das Stück im September 1759 zum erstenmal aufgeführt wurde, war das ganze Theater hingerissen und wie berauscht. Man war gerührt, begeistert, weinte und bewunderte. Als Beispiel für die Wirkung des Stückes kann das folgende Bruchstück aus einem Briefe von Madame d'Épinay angeführt werden, deren Skepsis und reservierte Haltung wir kennengelernt haben.

Während all dieser Unannehmlichkeiten gelang es mir, *Tançrède* zu sehen, und ich brach in Tränen aus. Er stirbt, auch die Prinzessin stirbt; aber es ist ein schöner Tod. Es liegt darin etwas rührendes Neues, das einen schmerzlich ergreift und einen zum Beifall hinreißt. Mademoiselle Clairon tut Wunder in diesem Stück, und ihr Ausruf: Eh bien, mon père! . . . o, liebe Jeanne, sagen Sie niemals eh bien mit dieser Betonung zu mir, wenn Sie nicht wollen, daß ich sterben soll. Übrigens, wenn Sie einen Geliebten haben, so trennen Sie sich morgen von ihm, falls er nicht ein fahrender Ritter ist; diese Ritter sind die einzigen Menschen, die aus einer Frau etwas herzumachen verstehen. Sind Sie tugendhaft, verkünden sie es dem Weltall; sind Sie es nicht, säbeln sie lieber tausend Menschen nieder, als daß sie es eingestehen, und sie essen und trinken nicht, ehe sie bewiesen haben, daß Sie es sind. Nichts kann mit Le Kain verglichen werden, nicht einmal er selbst; übrigens ist das Ganze so voller Schönheit, daß man nicht weiß, wohin man zuerst hören soll.

Der schwache Punkt des Stückes war ja der, daß die ganze Verwicklung mit der drohenden Hinrichtung der jungen Amenaide, ihre Rettung durch Tankred und sein Bruch mit ihr, alles darauf beruht, daß man von einem Briefe ohne Aufschrift glaubt, er sei an einen anderen als den wahren Adressaten gerichtet. Der jedoch, der das Leben mit offenen Augen gelebt und gesehen hat, wieviele Trennungen von früher eng Verbundenen, wieviel Haß, wieviele Feindschaften aus reinen Mißverständnissen entstehen und sich danach ohne vernünftigen Grund hartnäckig halten, wird in dem Mißverständnis des Briefes nur ein Gleichnis der zahllosen, nicht weniger unvernünftigen Mißverständnisse sehen, die Menschen für immer voneinander trennen.

Diderot, der mit *Tançrède* nicht ganz zufrieden war, war unvorsichtig genug gewesen, in einem Gespräch mit seinem Freunde Damilaville und mit Thiériot kritische Bemerkungen über die Technik des Dramas zu machen. Natürlich teilte der Klatschbruder Thiériot Voltaire augenblicklich mit, daß Diderot dies und jenes einzuwenden habe, und Voltaire bat ihn sofort, weiterzusagen, daß der Dichter leidenschaftlich das Urteil des großen Schauspielkritikers erwarte. Diderot wußte, daß der Patriarch reizbar sein konnte, und er wäre am liebsten davon befreit gewesen, seine Wißbegierde zufriedenzustellen; aber er sagte seine Meinung, die übrigens nur beruhigen und erfreuen konnte: Nichts gegen den ersten Akt einzuwenden. Der zweite Akt sei weniger glücklich, das Interesse werde abgeschwächt. Aber der dritte Akt sei vollendet schön; mit ihm könne nichts auf der Bühne verglichen werden, weder bei Corneille noch bei Racine:

Mein lieber Meister, wenn Sie die Clairon über die Bühne gehen sähen, wie sie sich halb ohnmächtig an die Henker lehnt, die sie umringen, während ihr die Knie versagen, die Augen sich schließen und die Arme niederfallen, als wäre sie tot; wenn Sie den Schrei hörten, den sie ausstößt, als ihr Auge auf Tankred fällt, dann würden Sie stärker als je überzeugt sein, daß das stumme Spiel und die Pantomime manchmal ein Pathos besitzen, das alle Hilfsmittel der Redekunst zusammen nicht erreichen. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich danach für den vierten Akt zitterte. Aber ich beruhigte mich

schnell; schön, schön. Der fünfte Akt schleppt; darin sind zwei Rezitative. Aber geglückt und selten sind die Werke, die nur an ihrem Überfluß leiden, und nur verlangen, daß man von ihnen entfernt, was allzu dicht in ihnen wächst.

VIII

Wenige Jahre später kam Mademoiselle Clairon als Gast Voltaires nach Ferney. Da sie sich geweigert hatte, mit dem Schauspieler Dubois zusammen zu spielen, der bestraft worden war, weil er Betrügereien begangen hatte, war sie in das Gefängnis in For-l'Évêque gesperrt worden, und hatte sofort, nachdem sie daraus entlassen worden war, ihren Abschied von der Comédie française genommen. Voltaire schrieb über sie (22. April 1765): „Wir verlieren Mademoiselle Clairon; aus der Tiefe ihres Gefängnisses, wohin man sie krank geschleppt hatte, hat sie erklärt, daß sie nicht mehr spielt. Da sieht man, wie die ausartende Gewaltherrschaft, die alle Gesellschaftsklassen mit ihrer eisern umwundenen Geißel peitscht, dem Wohl der Öffentlichkeit dient. Die edlen Kammerherren am Hofe jagen anständige Schauspieler vom Theater, weil sie nicht mit Schlingeln haben spielen wollen, die von den Hofleuten selbst eine Zeitlang fortgejagt waren.“

Als Voltaire erfuhr, daß die Schauspielerin in Lyon war, sandte er ihr schnell eine Einladung: „Sie werden in unserem Hause nur Anhänger, Bewunderer, Freunde finden. Hier werden die schönen Künste geehrt und besonders Ihre Kunst; man verabscheut Ihre Feinde. Hier ist ein Tempel, in dem Weihrauch vor Ihnen brennt.“

Noch ehe er eine Antwort erhielt, beeilte er sich, sein Theater wiederherzustellen. Er hatte nämlich aus Ekel vor all der Schererei, die ihm die Theateraufführungen im Schloßsaal seitens der Mucker verursacht hatten, aus Müdigkeit durch die vielen Gäste, die zu diesen Vorstellungen herbeiströmten und die er beherbergen mußte, auch wegen der Schwierigkeit, stets eine genügende Anzahl von Dilettantenschauspielern zu haben, den Saal in einen Lagerraum für sein vieles Leinen umändern lassen. Nun wurde es plötzlich nötig, den Saal zu räumen und das Theater wieder aufzubauen. Er konnte die große Künstlerin unmöglich empfangen, ohne ihr eine Bühne zu bieten.

Sie kam Ende Juli in Ferney an. Es war 17 Jahre her, seit Voltaire sie gesehen hatte. Als sie ankam, warf sie sich vor Voltaire auf die Knie. Er seinerseits kniete vor ihr, so, wie in dem alten, von Shakespeares umgearbeiteten Drama vom *König Lear* zuerst Cordelia, dann der König voreinander niederknien. Voltaire brach die feierliche Stimmung und sagte: „Und nun, Mademoiselle, wie geht es Ihnen?“

Sie wurde wie eine Fürstin empfangen, und sie gab bereitwillig ihr Einverständnis, die Elektra in *Oreste* und Aménaïde in *Tancrède* zu spielen. Voltaires Gegenwart feuerte sie so an, daß sie sich selbst übertraf. Nicht einmal in der Comédie française hatte sie sich so gegeben

wie hier auf der kleinen Bühne im Saal. Voltaire schrieb (22. August 1765): „Clairon spielte Aménaïde ganz überlegen, aber als Elektra erschütterte sie die Alpen und das Juragebirge. Die, die sie in Paris gesehen haben, sagen, daß sie dort nie so neuartig, so wahr, so erhaben, so erstaunlich, so aufreibend gespielt hat wie hier.“

Tronchin, der zugegen war, bestätigt diesen begeisterten Ausbruch durch einen Brief an den Grafen d'Albaret: „Warum waren Sie nur nicht in Ferney, mein lieber d'Albaret, als die Clairon unsere Seelen zerriß. Sie hätten Madame Denis zittern sehen, Voltaire heulen hören. Sie hat mir auch gesagt, daß sie alles gegeben hat, was sie überhaupt zu leisten vermag.“

Voltaire wollte der Schauspielerin huldigen durch ein Fest, das ihrer würdig war. Das geschah in einer ruhigen Augustnacht, damit die tausend Lichter, die er auf dem Schloß anzünden ließ, von keinem Windhauch verlöscht oder bewegt wurden. Im Stile der Zeit brachten ein kleiner Hirte und eine kleine Hirtin, die ganz in Weiß gekleidet waren, der schönen Aménaïde einen Korb voll Blumen, und Hirtin und Hirte sangen einen Wechselgesang, den Voltaire ihr zu Ehren geschrieben hatte, und dessen erste Strophe lautete:

Dans la grand'ville de Paris
On se lamente, on fait des cris,
Le plaisir n'est plus de saison;
La comédie
N'est plus suivie,
Plus de Clairon!

Den Hirten spielte der zehnjährige Florian, der später so beliebte, etwas flache Idyllendichter, der erst Page beim Herzog von Penthièvre, später Dragoneroffizier wurde. Er hat uns eine Beschreibung des Festes gegeben. Als das Lied gesungen war, flog Mademoiselle Clairon Voltaire um den Hals, küßte danach den Knaben und fand auf dem Boden des Blumenkorbes ein schönes Kleid aus persischem Stoff, der damals als das feinste von allem galt. Darauf folgten ein prachtvolles Feuerwerk im Garten und ein Abendessen, bei dem die schöne Dame unter einem Thronhimmel von Blumen saß, während ihr Wohl in Tokajer getrunken wurde.

IX

Mit jedem Tage wurde Ferney ein immer stärker gesuchter Versammlungsort der hervorragenden Männer und Frauen Europas; an jedem Tage arbeitete Voltaire daran, in seiner Gegend Zufriedenheit um sich zu verbreiten. Jetzt war die Kirche, die er hatte bauen lassen, fertig. Er hatte vom Bischof in Annecy die Erlaubnis erhalten, die alte, häßliche Kirche in Ferney, die gerade am Eingang zum Schlosse lag, niederzureißen und auf seine Kosten eine neue aufführen zu lassen. Er selbst führte die Aufsicht bei der Arbeit, sowohl beim Niederreißen

wie beim Aufbau, voll Eifer, wie er stets war, das, was er sich vorgenommen, vollendet zu sehen.

Es wird erzählt, daß er im Interesse der Arbeit ein großes Holzkreuz hatte entfernen lassen, das am Eingang zum Kirchhof stand, ohne erst um die Erlaubnis nachzusuchen, die in solchen Fällen eingeholt werden mußte. Er soll sogar zu den Arbeitern gesagt haben: „Ach, nehmt den Galgen weg!“

Gleichgültig, ob die Anekdote wahr ist oder nicht, der Pfarrer in Moens, dem Voltaire ein Greuel war, zeigte ihn an und forderte den Priester in Ferney auf, das Sakrament in seine eigene Kirche in Moens zu verwahren, wobei er (ihm wie den Einwohnern gegenüber) behauptete, daß Voltaire ihre Kirche entweiht habe. Erschrocken gehorchte der Priester in Ferney und trug in großem Aufzug in Begleitung der weinenden Gemeindeglieder das Sakrament nach Moens.

Die Gerechtigkeit schritt ein und leitete eine Untersuchung ein, worauf sich Voltaire mit gewohnter Kühnheit an den Papst selbst wandte, erstens durch den Kardinal Passionei, der ihm bereits einmal als Vermittler gedient hatte, jetzt aber starb, ehe eine Antwort kam, danach durch den Herzog von Choiseul, den französischen Außenminister. Voltaire sandte den Plan seiner Kirche nach Rom und erbat sich, wie bereits erwähnt, Reliquien, die er in der Kirche unterbringen konnte. Benedikt war wie früher sehr aufmerksam und sandte eine Hinterlassenschaft des „Patrons Voltaires“, das härene Hemd des heiligen Franciscus von Assisi. Der ungläubige François fühlte sich nicht versucht, sich das anzuziehen, freute sich aber darüber, daß es seiner Kirche Glanz verleihen würde.

Bekanntlich ließ er auf der Außenwand der Kirche die Worte eingraben *Deo erexit Voltaire*. Er sagte zu dem Engländer Richard Twiss, der ihn besuchte: „Diese Kirche, die ich habe bauen lassen, ist die einzige, die Gott allein geweiht ist; alle anderen sind männlichen oder weiblichen Heiligen geweiht. Ich baue eine Kirche lieber dem Herren als seinen Dienern,“ und in einem Briefe vom 26. Oktober 1761 schrieb er: „Ich habe eine Kirche und ein Theater gebaut; ich habe bereits meine Mystereien auf dem Theater gefeiert, habe aber noch keine Messe in meiner Kirche gehört. An einem und demselben Tage habe ich Reliquien vom Papst und von Madame de Pompadour ihr Portrait erhalten.“

GESCHICHTSSCHREIBUNG

I

Die Schriftsteller, die sich vor Voltaire damit abgegeben hatten, Frankreichs Geschichte zu schreiben, waren von Hoffnung und Furcht inspiriert; von der Hoffnung, ein Jahresgehalt aus der königlichen Kasse zu erhalten, von der Furcht, in die Bastille gesteckt zu werden, falls sie Tatsachen mitteilten, die man nicht erwähnt oder beurteilt wünschte. Ein Zeitgenosse Voltaires und ein sogenannter Freund, der Präsident Hénault, schreibt über die nach unserer Ansicht so maßvollen Auslassungen über fürstliche Personen in Voltaires *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten*: „Derartiges darf man wohl im Vertrauen an seinem Kamin erzählen, aber man schreibt es nicht.“ Der Präsident gab selbst ein Beispiel an Vorsicht, als er in seinem *Abrégé Chronologique* die Bartholomäusnacht nicht im eigenen Namen verurteilte, sondern durch ein Citat des Erzbischofs Péréfixe.

Wir sahen an Voltaires *Karl der Zwölfte*, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Eifer er Auskünfte von Augen- und Ohrenzeugen der zu behandelnden Ereignisse einholte. Ebenso, nur in weit größerem Stile, suchte er Auskünfte und Nachrichten über das Jahrhundert in Frankreich, das seinem eigenen vorangegangen war, und dadurch gelang es ihm, ein Werk zu schaffen, das noch heutzutage für den historischen Forscher von bedeutendem Interesse ist.

Er hatte ja seine Jugend zwischen den Zeitgenossen und in der Umgebung Ludwigs des Vierzehnten verbracht, hatte mit Verwandten des Königs, wie der Herzogin von Maine, verkehrt, seine Feldherren, wie Villars und Vendôme, seine versöhnten Gegner, wie Bolingbroke, gekannt. Wo er sich auch aufgehalten, in Le Temple, in Saint-Ange, in Sully, in Sceaux, in Vaux-Villars, in La Source, war er von Erinnerungen an Frankreichs großes Jahrhundert umgeben gewesen. Seine Eltern hatten in naher Beziehung zu leitenden Männern und Schöngeistern jener Zeit gestanden, und in England hatte er andere Persönlichkeiten getroffen, die Teilnehmer am spanischen Erbfolgekrieg oder Zeugen seiner Begebenheiten gewesen waren, wie Lord Peterborough, Lord Methuen, die Herzogin von Marlborough.

Vor Voltaire kam es den Geschichtsschreibern nicht auf die Genauigkeit dessen an, was sie erzählten. Wenige machten sich Sorge darum;

Mézeray gesteht das offen ein. Man strebte unterhaltende, angenehme Lektüre zu geben. Einzelne Gelehrte, wie Rapin de Thoyras, Verfasser von *Englands Geschichte*, gingen zu den Quellen; aber sie waren Ausnahmen. Rollin (1661–1741), der die *Geschichte des römischen Altertums* schrieb und populär wurde, war ein kritikloser Zusammenpflücker. Der Jesuit Père Daniel (1649–1728), der *Frankreichs Geschichte* lieferte, ließ sich auf der königlichen Bibliothek in Paris elf- oder zwölfhundert Bände Dokumente und Handschriften zeigen, verbrachte eine Stunde damit, sie zu durchfliegen und hatte genug; sagte zu Vater Tournemine, dem früheren Lehrer Voltaires, alle diese Aktenstücke seien „nutzloses altes Papier, das er nicht nötig habe, um sein Geschichtsbuch zu schreiben.“

Voltaire dagegen las alles, was zu seiner Zeit an Darstellungen und Lebenserinnerungen erschienen war, ein paar Hundert Bände, und dann wandte er sich überall dort hin, wo er vermutete, es wären Aufzeichnungen zu finden, an die Herzogin von St. Pierre, die Schwester des Marquis de Torcy, der die Verhandlungen vor dem spanischen Erbfolgekrieg führte, an den Cardinal Fleury und andere. Er las die Lebenserinnerungen Toreys, Dangeaus, Villars, bekam zur Durchsicht die Hinterlassenschaften Louvois, Colberts und seines Neffen, des Finanzkontrolleurs Desmarets de Meillebois. Ja, nachdem die erste Ausgabe vorlag, erhielt er von dem Herzog von Noailles Ludwigs des Vierzehnten eigene Papiere, ging seine Arbeit von neuem durch und berichtigte sie danach, ganz zu schweigen, daß er nach jeder Kritik, die ihm vernünftig erschien, Berichtigungen vornahm.

Keine Kritik war unverständiger als die des Präsidenten Hénault, daß Voltaire nur die Oberfläche der Dinge sähe, daß er nicht den Ernst des Historikers besäße, daß er sein Vaterland und dessen große Männer herabsetzte. Hénault schrieb am 31. Dezember 1751 an den Grafen d'Argenson: „Voltaire hat mir sein Buch geschickt.... Ich möchte gern, daß sein Werk so wäre, daß es Einlaß nach Frankreich bekäme. Der Fehler im ersten Band, und zwar ein schwerer Fehler, ist, daß Ludwig der Vierzehnte nicht nach Verdienst behandelt ist.“

Man vergleiche damit die ständig wiederholte Behauptung der späteren Angreifer Voltaires, daß seine Geschichte geringen Wert habe, weil er Ludwig den Vierzehnten zu seinem Abgott gemacht (Faguet) und daß er den König aus demselben Grunde geliebt habe, aus dem ihn Saint-Simon nicht leiden konnte, nämlich, daß Menschen aus geringem Bürgerstand unter ihm zur Macht gelangten.

Voltaire, der seinen Hassern aus dem neunzehnten Jahrhundert kriecherisch vor dem verstorbenen König erscheint, war in Wirklichkeit sehr kühn.

Der Vergleich mit Saint-Simon verwirrt nur. Heute, wo das Verständnis für Ideengeschichte gering ist, besonders für eine von Gesichtspunkten des achtzehnten Jahrhunderts aus geschriebene Geschichte, aber die Neugier nach Anekdoten hauptsächlich skandalöser

Natur lebendig wie nie zuvor, ist es ganz natürlich, daß Saint-Simons *Memoiren* eine bedeutend größere Anziehung ausüben als Voltaires *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten*. Das verringert aber den Wert des Werkes nicht.

Sowohl Villemain wie Sainte-Beuve haben aus dem wahrscheinlich falschen Gerücht, daß Voltaire in seinem letzten Lebensjahr daran dachte, gegen die *Memoiren* zu schreiben, für seinen Charakter unvorteilhafte Schlußfolgerungen gezogen. Der eine ist der Ansicht, daß er sich als Höfling dadurch beliebt machen wollte, daß er gegen den heimlichen Schmärer vorging, der andere, daß er als Historiker auf Saint-Simon eifersüchtig war.

Villemains Meinung verrät Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. 1738 sah sich Voltaire durch die feindliche Haltung der Regierung genötigt, die Arbeit an seinem Werk zu unterbrechen; und diese Haltung war ja auch die Hauptursache, daß Madame du Châtelet das Manuskript verschloß und sich eifrig bemühte, seine Fertigstellung zu verhindern. Als Voltaire sein Buch fertigstellte, war er also sehr weit davon entfernt, einen höfischen Dienst zu leisten. Sainte-Beuves Auffassung der Ursache, warum Voltaire von Saint-Simon Abstand nahm, nämlich aus angeblicher Eifersucht, beruht auf nicht weniger mangelhafter Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang.

Voltaire hat die Bekanntschaft mit Saint-Simons *Memoiren* erst während seines letzten Aufenthalts in Paris im Jahre 1778 machen können, und konnte also erst dann den Gedanken fassen, gegen sie zu schreiben. Er sah mit Recht die *Memoiren* in keiner Weise als ein mit seiner Geschichte rivalisierendes Werk an. Der Gegenstand ist verschieden, sogar der Zeitraum, den sie umfaßt, ist es. Saint-Simon, der seine Aufzeichnungen im Alter von neunzehn Jahren 1694 begann, entfaltet seine Fähigkeiten erst bei der Schilderung der Zeit nach 1700, also bei der Behandlung eines Zeitabschnittes, der nur einen geringen Teil in Voltaires Werk einnimmt.

Aber seine Zeit in Paris unmittelbar vor seinem Tode war zu sehr in Anspruch genommen, als daß er überhaupt Ruhe haben konnte, um mehr als ein wenig in den *Memoiren* zu blättern, und sie sind ihm sicher bei weitem nicht so interessant vorgekommen, wie die Leser im neunzehnten Jahrhundert sie gefunden haben. Sein Urteil ist ohne Zweifel dem des zeitgenössischen Frankreich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr nahe gekommen. Sainte-Beuve hat selbst untersucht, welchen Eindruck die *Memoiren* damals machten und er schreibt: „Es ist komisch zu sehen, wie einig man sich in der Ansicht war, daß sie schlecht geschrieben und daß die Porträts schlecht ausgeführt waren.“ Marmontel, dem die Aufgabe zugefallen war, als Historiograph des Königs das Manuskript zu studieren und Auszüge zu machen, fand die Arbeit langweilig und ermüdend und suchte zur Erholung eine Beschäftigung, die „weniger peinlich und mehr nach seinem Geschmack war“.

Man erinnere sich, daß Voltaire und seine Zeitgenossen (die jünger als er waren) das Malerische, die kleinen Einzelheiten, die Anekdoten, mißbilligten, wenn sie nicht eine Idee illustrierten. Die leichte Farbengebung im *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* genügte dem gesamten achtzehnten Säkulum so, daß die Arbeit mit Begeisterung empfangen wurde. Lord Chesterfield drückte die Ansicht der Besten aus, als er sagte: „Es ist die Geschichte des menschlichen Geistes, die ein Genie zum Nutzen kluger Köpfe geschrieben hat.“

II

Nach der langen erzwungenen Pause in der Ausarbeitung des Werkes nahm Voltaire es im Jahre 1750 wieder vor. Er veröffentlichte es 1751 in Berlin, ging es wieder durch und verbesserte es 1756 und gab ihm erst 1768 seine endliche Gestalt. Es ist eine der gründlichsten Arbeiten, die er überhaupt geschaffen hat.

In *Karl dem Zwölften* hatte er mit seinem Widerwillen gegen den Krieg und Kriegstaten nicht zurückgehalten. Im *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* läßt er sich eher verführen, sich über Siege und Eroberungen zu begeistern. •Doch wird das kriegerische Frankreich in seinem Buche nicht verherrlicht, sondern die französische Zivilisation des siebzehnten Jahrhunderts, seine Geistesentwicklung, seine Meisterwerke in Literatur und Kunst, die Ausbreitung der französischen Sprache über Europa. Seine nicht ausgesprochene Absicht war außerdem, den Hof, an dem sich Condé, Colbert und Racine trafen, als Gegensatz zu dem gegenwärtigen darzustellen, von dem Voltaire ausgeschlossen war.

Er wollte nicht die Geschichte des Königs schreiben, sondern, wie der Titel ausdrücklich sagt, die des Jahrhunderts, d. h. der Kultur, und er ist der erste europäische Kulturhistoriker. Wir sahen bereits in den Briefen an Friedrich den Großen, daß er denjenigen, der der Menschheit Freude verursachte, besonders den Schöpfer eines Werkes, das nutzt oder froh macht, über denjenigen stellte, der Tod und Vernichtung verbreitet, den Kriegshelden. Er schreibt einmal: „Sie wissen, daß bei mir die großen Männer die ersten sind, die Kriegshelden die letzten. Die nenne ich große Männer, die sich in dem ausgezeichnet haben, das entweder dem Nützlichen oder dem Angenehmen dient. Die da Provinzen plündern und verheeren, sind nur Helden.“

Natürlich findet man hier seine Lieblingsideen: die Verherrlichung der Duldsamkeit und der Friedensliebe; die Verteidigung des Wohlstandes; Leidenschaft für Literatur und Dichtung; Weltbürgergeist; aber eine gründliche Menschenkenntnis macht einem erfahrenen Leser die Schilderung unendlich lebhaft und befriedigt durch die Mäßigung, die der Verfasser bewahrt: in den meisten Fällen hat er Zweifel an der vollkommenen Uneigennützigkeit des Handelnden, aber er zweifelt nicht weniger an der reinen Schurkenhaftigkeit als Beweggrund einer

Handlung. Er wird von einem Verstand geleitet, der nicht ruht, ehe er so klar, wie es sich geschichtlich ermöglichen läßt, in das Dunkel der Motive schaut.

Bis zur Zeit Voltaires waren die besonderen Ursachen der Handlungen und Ereignisse ohne tieferes Interesse für den Historiker gewesen, weil (wie Bossuet sagt), die lange Kette von Ursachen, die Reiche errichteten und zu Fall brachten, doch von den verborgenen Beschlüssen der Vorsehung abhing. Hoch über alle untergeordneten Ursachen erwiesen die Geschichtschreiber das Walten der Vorsehung, jener Vorsehung, die mit souveräner Macht die menschlichen Pläne lenkte, unterstützte oder verwirrte; die Vorsehung hielt alles in ihrer Hand, leitete die Umwälzungen bis zu dem Ziel, das sie sich selbst gesteckt hatte, und benutzte als ihre Werkzeuge jene Hochgestellten, deren Wille nur scheinbar das Geschick der Völker entschied.

Die gewaltige Reform, die Voltaire auf dem Gebiet der Geschichtschreibung, wie sie in den letzten fünfzehnhundert Jahren bestanden hatte, vornahm, war, daß er in dem großen Schauspiel der Geschichte die Rolle der Vorsehung strich.

Die Ereignisse waren nicht mehr Niederschlag des Willens einer Vorsehung, sondern das notwendige Ergebnis allgemeiner Gesetze. Zwei Faktoren sah er: zuerst den großen Mann, dessen Wirkung am stärksten war, wenn er die höchste Macht besaß (Augustus, Lorenzo von Medici, Ludwig den Vierzehnten) und dann das Zusammenspiel einander kreuzender Gesetze, die Schicht von Gesetzen, die wir Tatsache oder Zufall nennen. Diese beiden Triebkräfte ersetzen bei ihm den früheren Motor, die Vorsehung.

Voltaire geht bei seiner Menschenschilderung nicht darauf aus, mit dem Porträtmaler zu rivalisieren; er vergißt niemals seine Berufung als Erzähler; er verschmäht, an seine Gabe als Dramatiker zu erinnern. Wie sicher und lebendig zeichnet er nicht die Persönlichkeiten, die er selbst gesehen, mit denen er verkehrt hat. Zur Probe nehme man seine Darstellung des Marschalls de Villars, eines Mannes, den er selbst, ja persönlich durch und durch gekannt hatte:

Es erhob sich jedoch ein Mann, der Frankreich wieder Vertrauen zu seinem Schicksal geben zu können schien: der Marschall Herzog von Villars, der späterhin als Generalissimus über Frankreichs, Spaniens und Sardiniens Heere wirkte, der noch mit 82 Jahren ein kühner, selbstbewußter Offizier war. Durch seinen hartnäckigen Willen, mehr als seine Pflicht zu tun, war er seines Glückes Schmied geworden. Gelegentlich mißfiel er Ludwig dem Vierzehnten und, was gefährlicher war, Louvois, weil er so kühn zu ihnen sprach, wie er für sie kämpfte. Man warf ihm vor, daß er nicht ebenso bescheiden wie tapfer war; aber schließlich begriff man, daß er Genie zur Kriegsführung hatte und geschaffen war, Franzosen zu befehligen. In wenigen Jahren wurde er schnell befördert, nachdem man ihn lange hatte schmachten lassen.

Es gibt kaum einen Menschen, der so beneidet worden ist und der in geringerem Maße hätte Neid erregen sollen. Gewiß wurde er Mar-

schall von Frankreich, Herzog und Pair, Gouverneur einer Provinz; aber er hatte den Staat gerettet, und andere, die ihn ins Unglück gestürzt hatten und die einzig Hofleute gewesen waren, hatten dieselben Belohnungen wie er bekommen. Man hat ihm sogar seinen Reichtum vorgeworfen, der doch nur Wohlstand war, den er durch Kriegssteuer in feindlichen Ländern erworben hatte. Er war nur der ehrliche Lohn für seine Tapferkeit und sein ganzes Verhalten, während die, die auf schamlose Weise zehnmal so große Vermögen erworben hatten, sie unter allseitiger Billigung behielten. Er konnte erst beginnen, seinen Ruhm zu genießen, da er beinahe achtzig Jahr alt war. Er hat den ganzen Hof überleben müssen, um sich seines Ruhmes wirklich freuen zu können.

Man muß die Ursache zu dieser Ungerechtigkeit kennen. Der Marschall von Villars verstand es weder, sich Freunde zu verschaffen, noch sich überhaupt zur Geltung zu bringen, obgleich er von sich sprach, wie die anderen von ihm hätten sprechen sollen.

Eines Tages, als er sich verabschiedete, um das Kommando über das Heer zu übernehmen, sagte er in Gegenwart des ganzen Hofes zum König: „Sire, ich ziehe fort, um Euer Majestät Feinde zu bekämpfen, und lasse Sie mitten unter meinen eigenen zurück.“ Er sagte zu den Hofleuten des Regenten, die infolge von Laws System reich geworden waren: „Ich für meinen Teil habe niemals etwas gewonnen, ausgenommen Siege über unsere Feinde.“ Derartige Aussprüche, die nicht weniger mutig als seine Handlungen waren, setzten die anderen allzu stark herab, die überdies durch den Erfolg, den er hatte, sowieso gereizt waren.

Die zwei hier angeführten kurzen Aussprüche, die Voltaire unter Tausenden ausgewählt hat, zeichnen treffend die Tüchtigkeit, die Geradheit, das Selbstgefühl und die Rücksichtslosigkeit des Mannes und erklären, warum er trotz großer Verdienste nicht beliebt war. Sie zeigen außerdem deutlich, wie hoch er Voltaire geschätzt haben muß, da er ihn stets mit den stärksten Worten auszeichnete, sowohl wenn er ihn anredete, als wenn er ihn erwähnte.

III

Will man den richtigen Eindruck von Voltaires *Essai sur les mœurs*, d. h. seiner *Weltgeschichte*, haben, dann muß man sie mit dem vergleichen, was vor ihm als sogenannte Weltgeschichte existierte. Sonst ist man außerstande, den Fortschritt zu ermessen.

Im Jahre 1740, als Voltaire sein halbfertiges Buch über das *Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten* beiseitelegte, begann er, um Madame du Châtelet mit der Geschichte zu versöhnen, einen *Abrégé de l'histoire générale*, der ihr an Stelle der unlesbaren Folianten *Annales mundi*, *Historia ab origine mundi* eine leserliche Übersicht geben sollte, vermutlich dieselbe, von der später erzählt wird, daß Friedrich sie von ihm erhielt.

In den Jahren 1745—46 veröffentlichte *Le Mercure* Bruchstücke aus dieser *Geschichte des menschlichen Geistes*, 1750—1751 *Geschichte der Kreuzzüge*. 1753 erschien bei Jean Neaulme im Haag in zwei Bänden

ein *Abrégé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charles Quint*, gegen die der Verfasser auf jede Weise, sogar mit Hilfe von Notaren, Protest einlegte. Im Jahre 1756 gab er selbst bei Cramer in Genf sein Werk unter dem Titel *Essai sur l'histoire générale et sur les mœurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu'à nos jours* heraus, wobei er dem vorher abgeschlossenen Werk seinen *Ludwig den Vierzehnten* und Kapitel seines *Ludwigs des Fünfzehnten* hinzufügte. Aber erst im Jahre 1769, also fast im Alter von fünfundziebig Jahren, vollendete er sein Werk, das (abgesehen von den Büchern über die französischen Könige) nun von 144 Kapiteln auf 197 Kapitel erweitert und dessen Titel zu dem einfachen *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* verkürzt worden war.

Die einzige gut geschriebene Arbeit über die Weltgeschichte, die bis dahin existierte, war das Buch *Discours sur l'Histoire Universelle*, das der Bischof von Meaux, Jacques Bénigne Bossuet, in seiner Eigenschaft als Lehrer des Dauphin zum erstenmal im Jahre 1681 herausgegeben hatte.

Der Plan dieses Werkes war der folgende: Bossuet zeigt die Entwicklung der „Religion“ von der Erschaffung der Welt und des Menschen bis zum Triumph der Kirche unter den römischen Kaisern. Während er der Anordnung der Bücher der Heiligen Schrift folgt, erklärt er die wichtigsten Dogmen, so wie sie Gott den Menschen immer nachdrücklicher offenbart. Wir sehen zuerst die Schöpfung der Welt, die durch eine freiwillige Handlung der göttlichen Macht vollbracht wird; darauf wird das Mysterium der Dreieinigkeit angedeutet, das später völlig offenbart wird; dann die Erschaffung des Menschen, wobei dessen Seele nicht vom Wesen Gottes gebildet wird, sondern nach seinem Bilde, und zur Unsterblichkeit berufen wird. Wir sehen den Menschen an der Hand Gottes wie ein Kind an der Hand seines Vaters; Gott führt, belehrt, züchtigt, versöhnt ihn. Wir lesen vom Fall der ersten Menschen, von dem Versprechen der Erlösung, von der Verderbnis des Menschengeschlechts, von der Sintflut. Wir beobachten den Irrtum, den man Mehrgötterei nennt, im ersten Keim.

Dann entsteht ein Volk, das auserwählt ist, Hüter des Gesetzes zu sein. Es folgen die Wunder, die in diesem auserwählten Volk geschehen, die ständig deutlicheren Verheißungen, Zeichen und Prophezeiungen. Darauf die Verbreitung der tröstenden, geheimnisvollen Erleuchtung der Evangelien. Das Leben des Heilands, sein Charakter und seine göttliche Sendung werden entwickelt, die Dogmen von der Menschwerdung und Erlösung dargestellt, das Evangelium wird allen Völkern verkündet.

Geleitet von den Aposteln und den Kirchenvätern bekämpft Bossuet den Unglauben der Juden, erklärt ihn aber zugleich; er sagt die Bekehrung aller Menschen voraus; bis aufs äußerste verfolgt er die jüngsten Reste des alten Heidentums in der Form abstrakter Philosophie, und zum Schluß zeigt er seinen Lesern den ständig neu auftretenden Ketzerien gegenüber feierlich die ewig siegreiche Kirche.

So unglaublich es für jetzt Lebende klingt, das nannte Bossuet Weltgeschichte, das verstand man darunter, bis Voltaire eingriff. erinnert man sich der Geschichtsschreiber des klassischen Altertums, nimmt man nur den ältesten, kindlichsten, Herodot, und denkt an seinen unfassenden Blick, seine Gewissenhaftigkeit, nur Selbstbeobachtetes mitzuteilen, seinen klaren Verstand, seine ehrliche Wahrheitsliebe, und geht man dann von Herodots naiver, aber von gesundem Wissen strotzenden Geschichte zu Bossuets beredtem aber nichtsagendem *Discours sur l'Histoire Universelle* über, — dann merkt man fast mit Entsetzen, welche Wirkung die Einführung des Christentums als Staatsreligion auf die Gemüter gehabt hat, auf die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes, wie in den mehr als 2100 Jahren, die seit Herodot vergangen, die Verdummung auf eine solche Höhe gestiegen ist, daß der Wissensdrang erstickt, die Denkfähigkeit vernichtet, das Naturempfinden getötet, Vernunft und Kritik vollständig ausgerottet worden sind. Die Grundauffassung ist die eines Kindes ohne Kindlichkeit geworden. Die Intelligenz, die noch da ist, arbeitet mit Begriffen, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben; die Geschichte selbst ist zu einer Reihe von Fabeln und Legenden geworden, grausigen oder schönen aber unwahrscheinlichen, mit einander nur durch einen phantastischen Plan verbunden, der nicht aus dem Erzählten hervorgeht, sondern vom Erzähler hineingelegt wird.

Wenn man den Blick über diese Beredsamkeit geworfen hat (denn sie in jeder Einzelheit zu verfolgen, dürfte einem modernen Menschen unmöglich sein), dann begreift man, daß Voltaire noch in seinem letzten Kapitel, in dem er den *Essai sur les mœurs* zusammenfaßt, sich genötigt fühlt, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf zu lenken, daß große Ereignisse das Gepräge der Wahrscheinlichkeit tragen, und daß der Leser gegenüber den Fabeln auf der Hut sein muß, mit denen Fanatismus, Leichtgläubigkeit und romantische Veranlagung zu allen Zeiten das wirklich Geschehene ausgeschmückt haben. Constantin triumphierte über Kaiser Maxentius; aber es zeigte sich keine Kreuzesfahne mit griechischer Inschrift in den Wolken über seinem Haupte. Der blutbesudelte Chlodowig nahm das Christentum an und beging neue Morde; aber es brachte weder eine Taube die heilige Phiole mit himmlischem Salböl zu seiner Taufe und Krönung, noch stieg ein Engel vom Himmel hernieder, um ihm eine Standarte zu reichen. Voltaire schreibt:

Ein Mönch von Clervaux hat einen Kreuzzug predigen können; aber man muß schon riesig dumm sein, um zu behaupten, Gott vollbrachte mit Hilfe dieses Mönches Wunder, um das Glück des Kreuzzuges zu sichern; denn der Zug war in jeder Hinsicht ebenso unglücklich, wie er töricht geplant und ungeschickt ausgeführt wurde.

König Ludwig der Achte kann an der Auszehrung gestorben sein; aber nur ein unwissender Fanatiker kann behaupten, er wäre geheilt worden, falls er eine Jungfrau umarmt hätte, und daß er als Opfer seiner Keuschheit starb.

Aus den Beispielen, die Voltaire hierbei anführt, ersieht man, wie zu seiner Zeit Weltgeschichte geschrieben wurde.

Doch es ist schon gesagt worden, daß er nicht diese ganz talentlose Art der Geschichtschreibung zu überwinden hatte, sondern die, die von dem mächtigsten Hofpriester und größten Redner Frankreichs stammte.

IV

Zuerst fiel Voltaire auf, daß in diesem *Discours de l'Histoire Universelle* das Universum vergessen, daß in dieser Weltgeschichte von der Welt nicht die Rede war. Die ganze Geschichte beschränkte sich auf fünf Völker des Altertums: Ägypter, Perser, Griechen, Römer und Juden, doch so, daß die vier zuerst genannten Völker den Juden durchaus untergeordnet waren, nur zum Besten der Juden handelten, wirkten, siegten, verloren, andere unterwarfen. Diese ganze sogenannte Weltgeschichte drehte sich um das kleine Judentum. Das wirkte auf Voltaire, als hätte ein Altertumsschriftsteller aus Wales behauptet, daß in dem römischen Reichen nichts geschah, wo man nicht Wales vor Augen hatte, wo es nicht zum Nutzen von Wales ausging.

In *le Dictionnaire philosophique* hat Voltaire im „Gespräch mit einem Chinesen“ einen Vertreter Chinas jahrtausendalter Zivilisation sein Erstaunen darüber ausdrücken lassen, daß China, ein Reich von so ungeheurem Umfang, mit einer so unermeßlichen Einwohnerzahl und so ehrwürdigen Religionsformen in einem so angesehenen Werke wie Bossuets Weltgeschichte nicht einmal erwähnt worden ist.

Sogar die Sprache des gepriesenen Werkes erregte durch ihre Unwahrscheinlichkeit seinen Unwillen. Wieder und wieder wird davon gesprochen, daß der Heiland die Ketzereien vorausgesehen und vorausgesagt habe, gerade so, als hätte Jesus Dogmen aufgestellt, hätte deren Dienst verlangt, und hätte das Wort Ketzer gekannt und für die Personen, denen die Dogmen nichts sagen, gebraucht. Und er prägt das treffende Wort über den gewandten Stilisten Bossuet: Ein Mann, der dauernd falsche Steine in Gold faßt.

Während nun Bossuet im Dienste der christlichen Überlieferung die Geschichte des jüdischen Volkes, wie sie im Alten Testament geschildert ist, zu dem Mittelpunkt macht, um den sich alle Ereignisse auf Erden drehen, läßt sich Voltaire von seiner Leidenschaft, den Aberglauben, der sich hinter dem Begriff Offenbarung verbirgt, zu enthüllen und zu vernichten, verleiten, so abfällig wie möglich von den Juden des Altertums und den Taten, die ihnen zugeschrieben werden, zu sprechen. Für ihn gilt es ja, das Neue Testament seiner wunderbaren Voraussetzungen zu berauben. Da es ein tollkühnes Beginnen gewesen wäre, dieses in der Front anzugreifen, versuchte er, den Glauben an das Übernatürliche, das in den Evangelien berichtet wird, dadurch zu untergraben, daß er das Unwahrscheinliche und Unwahrscheinliche in den Wundergeschichten des Alten Testaments darlegt.

Man darf nicht vergessen, daß das Alte Testament im achtzehnten Jahrhundert noch eine wahre Tyrannei ausübte. Obgleich der Geschichtschreiber Rollin z. B. die Anwendung von Geißel und Peitsche als unwürdige Züchtigung betrachtete, verteidigte er ihren Gebrauch aus Ehrfurcht vor der Bibel, in der sie vorkamen. Man wurde, wie Voltaire, der Gottlosigkeit angeklagt, wenn man den Jordan einen kleinen Fluß und Palästina ein unfruchtbares Land nannte, was es übrigens im Altertum wohl nicht war.

Voltaire hatte persönlich kein Vorurteil gegen die Bibel. Die fünf Bücher Mosis bildeten für ihn eine Lektüre, auf die er ständig zurückkam, und die ihm lieb war. Einmal sagt er (in einem Briefe vom 11. August 1760), daß diese Bücher für ihn hundertmal interessanter seien als Homer; ein andermal (Brief vom 15. Januar 1761): Pentateuch und Arioste sind die Freude meines Lebens; an einer dritten Stelle (*Dictionnaire philosophique*, Artikel Joseph): „Die Geschichte Josephs ist, wenn man sie nur als Merkwürdigkeit und als literarisches Werk betrachtet, eines der kostbarsten Denkmäler des Altertums, das auf uns gekommen ist. Sie scheint ein wahres Muster aller orientalischen Erzählungen zu sein; sie ist ergreifender als Homers Odyssee; denn ein Held, der verzeiht, rührt stärker als einer, der sich rächt.“

Wenn Voltaire nichtsdestoweniger in späteren Lebensjahren die Erzählungen des Alten Testaments immer wieder angreift und lächerlich macht, dann geschieht es, weil er beweisen will, daß die Bibel ein Erzeugnis des Altertums wie irgendein anderes ist und unmöglich als von Gott selbst inspiriert betrachtet werden kann. Er will dadurch der „Infamen“ ans Leben.

V

Das Geschlecht in Frankreich und außerhalb Frankreichs, dessen Ansicht vom Alten und Neuen Testament in mehr als fünfzig Jahren durch Ernest Renans poetische und sympathische Betrachtungsweise bestimmt worden ist, hat sich daran gewöhnt, Voltaires und des achtzehnten Jahrhunderts Ansicht von Religionsgründung als bewußtem Betrug als völlig veraltet abzufertigen. Das neunzehnte Jahrhundert mit seinem Studium des unbewußten Seelenlebens ließ die Spöttereie über den Inhalt der Bibel schnell hinter sich. David Strauß machte seinerzeit ohne einen Funken von Spott den Versuch, die überlieferten evangelischen Erzählungen in Mythen aufzulösen. Ernest Renans Versuch (mit einer Ahnungsfähigkeit, die wohl manchmal versagte, ihm aber öfter den Blick eines Sehers gab), das Seelenleben und die Seelengeschichte uralter Zeiten wiederzugeben, war mit seinem Wogen vom bewegten Gefühl zur feinen Ironie der Kirche gefährlicher als Voltaires Eifer, mit Hilfe des Verstandes und der Erfahrung die Unwahrscheinlichkeit der alten Schriften nachzuweisen. Renans Zweifel untergrub sogar den Glauben an einen Gott, den Voltaire niemals

angriff, während gleichzeitig sein Empfinden viel mehr vom Gefühlsinhalt der Religion bestehen ließ.

Das lag in der Natur der Verhältnisse, in den vielen neuen Mitteln zum Verständnis primitiver Seelenzustände, über die das neunzehnte Jahrhundert im Gegensatz zum achtzehnten verfügte, und es lag, wenn auch nur in jener Reaktion gegen die Verstandesherrschaft, die einen großen Teil des Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert in Anspruch nahm, daß in der Religionsauffassung der Nachdruck dauernd auf das Unbewußte gelegt wurde, das in der Literatur verherrlicht wurde, lange bevor es in Eduard von Hartmann seinen Philosophen und in Ernest Renan seinen Religionshistoriker fand.

Nichtsdestoweniger wird es jedem aufgefallen sein, der das Studium der Religionen des Altertums einigermaßen verfolgt, daß im zwanzigsten Jahrhundert die Überzeugung von der ganz bewußten Geschichtsfälschung durch die Sammler und Ordner des Alten Testaments, und nicht nur durch diese, sondern zugleich durch die Kirchenväter wie durch die Bearbeiter der Evangelien und der Apostelbriefe, als unerschütterlich durchgedrungen ist. Ein gewissenhafter, wenn auch hart zugreifender Forscher wie J. M. Robertson hat bei seinen Lesern keinerlei Zweifel darüber gelassen.

Doch spricht schon Renan offen von dem frommen Betrug, der sich z. B. bei der Bearbeitung der mosaischen Gesetze unter dem König Josia zeigte; im zweiten Buch der Könige, Kapitel 22, kann man deutlich verfolgen, wie die pietistische Partei, die lange den Drang nach einer Vervollständigung der Religion gespürt hatte, eine nachträgliche Offenbarung des Herren vor Moses anfertigte, die umfassender als die erste auf dem Berge Sinai war (der übrigens damals durch den Berg Horeb ersetzt worden war). Es scheint, daß Jeremias die Seele dieser frommen Verschwörung gewesen ist, deren Führer sonst augenscheinlich der Hohepriester Hilkia, der Schriftgelehrte Saphan, verschiedene sonst unbekannte Personen Ahikam, Akbor, einer der Offiziere des Königs Asaja, und die Prophetin Hulda waren, die mit dem Wächter der Kleiderkammern des Königs verheiratet war. Als diese ihre Arbeit beendet hatten, machte Hilkia durch Saphan dem König die erstaunliche, naiv ausgedrückte Mitteilung: „Ich habe das Gesetz im Hause des Herrn gefunden“.

Was das Neue Testament betrifft, so herrscht kein Zweifel darüber, daß sowohl Stücke dem ursprünglichen Text hinzugefügt wurden (der ganze Schluß des Markus-Evangeliums), wie auch Fälschungen durch Einschreibungen häufig vorgenommen sind.

Und kommen wir zu den zeitgenössischen und späteren Zeugen für Christi geschichtliche Existenz, so finden wir die bekannte Einschaltung in den *Altertümern* des Josephus (XVIII 3, 3) als offenbar ganz bewußte Fälschung, sowie die bedenkliche Stelle bei Tacitus in seinen *Annalen* (XV, 44), an deren Echtheit die besten Kritiker unserer Zeit stark zweifeln, da das Wort *Christiani* zu Tacitus' Zeit kaum in Gebrauch

war — keiner der Evangelisten nennt die Anhänger Jesu Christen — und außerdem scheint die ganze Erzählung von den Christenverfolgungen Neros, den lebenden Fackeln usw. viel später erdichtet zu sein. Neros vollständige Gleichgültigkeit religiösen Anschauungen, sektierischen Ansichten und dergleichen gegenüber ist unzweifelhaft, und der Tod in den Flammen war eine Strafe, die man zur Zeit Neros in Rom nicht kannte. Die Verfolgung selbst und ihren Zusammenhang mit dem Brande Roms wird zum erstenmal in dem erdichteten Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus besprochen, danach in dem Brief des Römers Clemens aus dem Jahre 125 oder 140, und diesen Brief sieht man in der Regel übereinstimmend als unecht an. Die christlichen Kirchenväter der ersten Jahrhunderte kennen ebenfalls jene Geschichte von Neros Menschenfackeln nicht, obwohl sie Tacitus kannten, und obwohl sie jene Geschichte mit der größten Wirkung hätten ausnützen können.

Mit anderen Worten: In weit mehr Punkten als man glauben sollte, in einem Umfang, von dem die öffentliche Meinung, die stets die Vergangenheit abspiegelt, keine Vorstellung hat, sind jetzt lebende Denker — im direkten Gegensatz zu der sentimentalen Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts — verschiedentlich auf das zurückgekommen, was für Voltaire mit der Begrenzung seines Zeitalters als die ganze Wahrheit stehen mußte. Renan, der als der große Typus für seelenvolle Religionsauffassung im Gegensatz zu der verstandestrockenen und negativen Voltaires aufgefaßt werden kann, erkennt auch Voltaires Witzworte über das Tabernakel an, nennt sie vollkommen berechtigt, und auch er zeigt, wie der Gedanke von diesem tragbaren Tempel nichts anderes als eine kindische Einbildung war, die man in die Vergangenheit zurückverlegte. Die Einheit des Gottesdienstes war ein Hauptdogma in Israel geworden. Man wollte dies Dogma auf Moses zurückführen. Man setzte deshalb einen Tempel vor der Erbauung des Tempels voraus, kümmerte sich wenig um Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit, und entweder Ezechiel oder andere seines Geistes konstruierten dann dies Tabernakel ohne Rücksicht darauf, daß es in den ursprünglichen Erzählungen über die alte Zeit nicht vorkam.

Ebenso macht sich Renan nicht weniger als Voltaire über *das Buch Jonas* lustig, nennt es sogar „einen burlesken Narrenscherz, eine lächerliche Posse“, findet das Gespräch zwischen Jonas und Jahwe „eines der possierlichsten, das man sich vorstellen kann; es erinnert an *Die schöne Helena* Halévys und Offenbachs“.

Renan empfindet auch nicht weniger Abscheu als Voltaire vor der barbarischen Grausamkeit des Fünften Buches Mosis und vor dem Niederschlag, den dieser greuelvolle Text in den Mordereien des Mittelalters fand. Er schaudert zurück bei dem entsetzlichen Freudenschrei, den die Ausrottung friedlicher Nachbarvölker den Propheten entlockt, vor dem Schwelgen im Blutvergießen, das von Jeremias in die Sprache der katholischen Kirche übergegangen ist.

VI

Was das Neue Testament betrifft, so verfügen wir ja heute über ein Wissen, das Voltaire nicht besaß; wir wissen, daß die Evangelien als Erbauungsbücher von Männern verfaßt sind, die keine Verpflichtung fühlten, die geschichtliche Wahrheit zu erforschen und sich an sie zu halten, sondern Glauben erwecken wollten und alle Mittel anwandten, die sie für tauglich hielten, dies Ziel zu erreichen.

Das Alte Testament, dessen Bücher sich über Jahrhunderte erstrecken, konnte natürlich unmöglich mit einer so gleichmäßigen Tendenz abgefaßt werden; es enthielt ja eine ganze Literatur, und diese war zu Voltaires Zeit durchaus nicht so in ihre Bestandteile aufgelöst wie heutzutage.

Liest man im *Dictionnaire philosophique* den langen Artikel „Juifs“, dann sieht man, ebenso wie im *Essai sur les mœurs*, daß es sich Voltaire angelegen sein läßt, auf das größere Alter und die weit ältere Zivilisation anderer Völker aufmerksam zu machen, im Gegensatz zu der theologischen Behandlung der Juden als Urvolk alle Zeugnisse für frühere jüdische Götzendienerei, jüdische Menschenopfer, jüdische Grausamkeiten und Barbareien, jüdischen Kannibalismus unter Belagerungen usw. hervorzuheben, alles mit der Absicht, das Judenvolk von dem Mittelplatz zu entfernen, den ihm noch Bossuet in der Geschichte des Altertums gegeben hatte.

Voltaire selbst fühlte sehr gut, daß in seiner Darstellung weniger Sachlichkeit als Unwille war, und es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß er in seiner Feindschaft gegen die Kirche den Juden als Volk des Altertums gegenüber einen Widerwillen nährte, der durch seine Eindrücke von zeitgenössischen Juden, mit denen er als Geldmensen oder Juwelenhändlern zusammengekommen war, nicht verringert worden war.

Da er merkte, daß man ihm ohne Übertreibung einwenden konnte, daß er die üblichen Vorurteile gegen ein mißhandeltes und unterdrücktes Volk teilte, erinnerte er in seinem *Dictionnaire* an die Stelle im fünften Gesang der Henriade, wo er selbst über den Fanatismus gesagt hatte:

Dans Madrid, dans Lisbonne, il allume ses feux,
Ces bûchers solennels, où des Juifs malheureux.
Sont tous les ans en pompe envoyés par des prêtres,
Pour n'avoir point quitté la foi de leurs ancêtres.

Voltaire hat gewiß niemals gewünscht, man sollte die Juden verfolgen; er weinte, als er erfuhr, daß in Lissabon eine Mutter und ihre Tochter lebendig verbrannt waren, weil sie an einem Apriltag stehend etwas Lammfleisch mit Salat gegessen hatten. Er begriff nicht, daß man nach der Herausgabe des *Candide* noch wagte, diese schaurigen Verbrennungen zu veranstalten; er beglückwünschte Holland dazu, daß es den Juden Menschenrechte gewährte. Aber das schloß nicht aus, daß er in der Regel über die Juden in einem gehässigen Tone sprach.

Gelegentlich kann er sich ohne Unwillen mit der Bibel beschäftigen, sie ruhig studieren, aber ständig kommt er auf die Stellungnahme zurück, den Gegenbeweis gegen die Wahrheit der einzelnen Legenden führen zu wollen, anstatt wie die Gelehrten späterer Zeiten ihre Entstehung zu erklären.

Als Beispiel kann man die Erzählung vom goldenen Kalb nehmen, das die Juden, als ihnen Moses zu lange auf dem Berge bei Jahwe blieb, sich von Aaron anfertigen ließen, damit sie „einen Gott bekämen, der ihnen vorangehen konnte“. Die ganze Legende ist ja von äußerster Kindlichkeit und konnte Voltaire nur zum Widerspruch reizen, weil verlangt wurde, an sie wie an eine geschichtliche Tatsache zu glauben.

Aaron verlangt von der Volksmasse deren goldene Ohrringe, und gießt daraus auf der Stelle ein goldenes Kalb, wobei er sinnlos sagt: „Israel, dies sind deine Götter, die dich aus Ägyptens Land führten“. Als Moses vom Berge zurückkommt und über das Geschehene in Erbitterung gerät, verbrennt er das Kalb, so daß es zu Staub wird, streut den Goldstaub in das Wasser und gibt dies dem Volke zu trinken.

Voltaire behandelt die Legende rationell, macht geltend, daß man Gold nicht in Staub verwandeln kann, wenn man es ins Feuer wirft, daß trinkbares Gold, das heißt in Königswasser aufgelöstes Gold eines der stärksten Gifte ist, die man kennt, oder wenn es sich um durch Schwefel aufgelöstes Gold handelt, würde es einen so abscheulichen Trank geben, daß es sich als unmöglich erweisen würde, ihn hinunterzuschlucken. Und Voltaire hebt die Ungerechtigkeit hervor, daß Gott alle Anbeter des Kalbes tötet, mehrere Tausend Mann „wegen des Kalbes, das Aaron gemacht hatte“, während Aaron selbst frei ausgeht.

Und immer wieder kommt nun Voltaire in seinen Schriften auf dies unmögliche goldene Kalb zurück, das in vierundzwanzig Stunden aus Ohrringen gemacht wurde. Noch 1770, als er in sein sechsundsiebzigstes Jahr ging, und als er in Ferney den Besuch des großen Bildhauers Pigalle hatte, dem die Ausführung seiner Statue übertragen war, spielte das goldene Kalb in seinem Bewußtsein eine Rolle.

Er räumte Pigalle zwar widerstrebend täglich ein paar Stunden ein, in denen er ihm saß oder stand. Aber es war ihm unmöglich, sich einen Augenblick ruhig zu verhalten. Er wollte die Zeit nicht vergeuden und hatte seinen Sekretär neben sich, dem er Briefe diktierte, während er modelliert wurde; er schnitt nach seiner Gewohnheit bisweilen Gesichter und blies die Backen auf drollige Weise auf. Schließlich, am letzten Tage, kam zum Glück für Pigalle die Rede auf Aarons Goldkalb, und Voltaire war plötzlich interessiert und blieb vollkommen ruhig. Voltaire hatte nämlich die Absicht, in der von Choiseul neu aufgeführten Stadt (Versoix) ein kleines Reiterstandbild des Königs aufstellen zu lassen, und er fragte Pigalle, welche Zeit es erfordern würde, das nur drei Fuß hohe Pferd zu gießen. Der Bildhauer antwortete: „Ich brauche ein halbes Jahr dazu“. Sofort führte Voltaire das Gespräch auf das goldene Kalb, von dem er besessen war, und war

glücklich, als Pigalle ebenfalls sechs Monate brauchen würde, es zu gießen. Inzwischen gelang es dem Bildhauer, sein Modell auszuführen, wie er es gewünscht hatte.

Das ist ein Beispiel unter vielen von Voltaire's Leidenschaft, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten in biblischen Sagen nachzuweisen, für die wir nur das Interesse haben, zu erfahren, wie sie sich gebildet und welche Bedeutung sie ursprünglich gehabt haben.

VII

Im Jahre 1762 gab ein portugiesischer Jude namens Pinto eine kleine Flugschrift gegen die ungerechte Besprechung der Juden im ersten Abschnitt des Artikel „Juifs“ im *Dictionnaire philosophique* heraus. Er bewies in seinen *Réflexions critiques* das Unbillige im Urteil Voltaire's und sandte die Broschüre mit folgendem schönen Brief nach Ferney:

Wenn ich mich an einen anderen als an Sie wenden müßte, würde ich sehr verlegen sein. Es handelt sich darum, Ihnen eine Erwiderung auf eine Stelle Ihrer unsterblichen Werke zu senden. Und ich bin gezwungen, das zu tun, ich, der ihr größter Bewunderer ist, ich, der geschaffen ist, sie zu lesen, sie zu studieren und sonst zu schweigen. Da ich aber den Verfasser noch mehr achte, als ich die Werke schätze, glaube ich, daß er groß genug ist, mir diese Kritik zu verzeihen, deren Ziel die Wahrheit ist, die ihm so teuer ist, und die er vielleicht nur bei dieser Gelegenheit aus dem Auge verloren hat. Ich hoffe wenigstens, daß er mich um so entschuldbarer finden wird, als ich zum Besten eines ganzen Volkes handle, dem ich angehöre und dem ich diese Verteidigung schuldig bin.

Ich habe die Ehre gehabt, Sie in Holland zu sehen, als ich jung war. Seit damals habe ich Belehrung in Ihren Schriften gesucht, die zu jeder Zeit meine Freude gewesen sind. Sie selbst haben mich gelehrt, Sie zu bekämpfen; Sie haben mehr getan, Sie haben mir den Mut eingeflößt, es Ihnen zu gestehen. Ich hege über das, was Worte ausdrücken können, hinaus Achtung und Ehrfurcht usw.

Voltaire antwortete (am 21. Juli 1762) mit einem Briefe, der höchst anständig beginnt:

Die Zeilen, über die Sie, mein Herr, sich beklagen, sind übertrieben und ungerecht. Es gibt unter den Juden sehr kenntnisreiche und achtungswürdige Männer. Ihr Brief würde genügen, mich davon zu überzeugen. Ich werde jene Zeilen in einer neuen Ausgabe streichen. Wenn man ein Unrecht begangen hat, soll man Genugthuung geben, und ich habe Unrecht gehabt, als ich einer ganzen Nation die Laster einzelner beilegte.

Doch selbst in diesem großen Artikel aus dem *Dictionnaire philosophique* stehen Abschnitte, die sowohl Mitgefühl wie Verständnis ver-raten.

Er spricht da seine Verwunderung darüber aus, daß der jüdische Stamm noch besteht nach den Blutbädern, denen er ausgesetzt gewesen ist, hebt das nüchterne und ruhige Leben der Juden hervor, ihre Ent-

haltsamkeit, ihre frühzeitigen Ehen, ihre Arbeitsamkeit, ihr Festhalten an ihrer Religionsform und ihren entschiedenen Widerwillen, aus eigennützigen Gründen eine andere anzunehmen. Er erklärt auch den Haß, dessen Gegenstand sie geworden sind. Er schreibt:

„Wir haben gesehen, wie die Inquisition die Juden aus Spanien vertrieb. Darauf angewiesen, von Land zu Land zu irren, über ein Meer nach dem anderen, um ihr Brot zu verdienen, überall von dem Verbot getroffen, Grund und Boden zu besitzen und Ämter zu bekleiden, haben sie sich gezwungen gesehen, sich zu zerstreuen, und sich außerstande gefühlt, irgendwo festen Aufenthalt zu nehmen, da sie weder die Macht besaßen, sich dort zu behaupten, noch Verstandnis für das Militärwesen hatten. Der Handel, ein Beruf, der so lange von den meisten Völkern Europas gering geachtet wurde, war in barbarischen Jahrhunderten ihre einzige Zuflucht; und als sie notwendigerweise allmählich reich wurden, behandelte man sie wie ehrlose Wucherer. Könige, die sonst nicht in die Börsen ihrer Untertanen greifen konnten, unterwarfen die Juden der Tortur, um ihr Geld zu bekommen, da diese allein nicht als Bürger des Staates betrachtet wurden.“

Im Jahre 1769 gab der Abbé Guenée, der gegen Voltaire bereits früher seinen *Brief des Rabbins Aaron Mathathai* veröffentlicht hatte, ein ganzes Buch gegen seine Auffassung des jüdischen Volkes heraus. Das Buch bietet sich dem Leser als eine Reihe von Briefen dar, die von holländischen, portugiesischen, polnischen und deutschen Juden geschrieben sind. Der Titel ist *Lettres de quelques Juifs portugais et allemands à M. de Voltaire avec quelques réflexions critiques*. Der erste Brief ist unterzeichnet Joseph Lopez, Isaac Montenero, Benjamin Groot usw. Der kurze Kommentar, der den Briefen folgt, ist unterschrieben Joseph ben Jonathan, Aaron Mathathai, David Winckler. Das Buch erregte Aufsehen und hatte Erfolg. Die vierte Auflage in drei dünnen Bänden erschien 1776.

Ende dieses Jahres gab Voltaire als Antwort ein ganzes Werkchen heraus, dessen Titel zuerst lautete: *Le Vieillard du mont Caucase aux Juifs portugais, allemands et polonais*, das aber später den Titel erhielt, unter dem die Schrift auch in Voltaires gesammelten Werken zu finden ist: *Un Chrétien contre six Juifs*, in dem Voltaire seine früheren Äußerungen über das Alte Testament und dessen Volk verteidigt und alles zusammenfaßt, was er überhaupt bezüglich der Stellung des jüdischen Volkes zu anderen Völkern des Altertums, dessen Geschichte, Sagen und Gesetze, dessen Sitten und Gebräuche, dessen Kulturstufe auf dem Herzen hat. Darin die sehr bezeichnende Stelle:

„Gebt mir also zu, daß Ihr in Eurer Blütezeit ebenso barbarisch ward wie wir in den Jahrhunderten gewesen sind, wo wir unzivilisiert waren. Lange sind wir Gog und Magog gewesen. Alle Völker sind es gewesen.

Et documenta damus qua sinus origine nati.

Ovidius: Metamorphosen I. V, 415.

(Wir legen reichlich Zeugnis dafür ab, was unser Ursprung gewesen ist.) Unsere Vorfahren waren Wildschweine bis zum sechzehnten Jahr-

hundert; danach fügten sie zu den Hauern des Wildschweins die Grimassen der Affen hinzu. Schließlich sind sie Menschen geworden, und zuweilen lebenswürdige Menschen. Sie, meine Herren, sind früher die abscheulichsten und dummsten Luchse gewesen, die die Erdoberfläche befleckt haben. Jetzt leben Sie ruhig in Rom, Livorno, London, Amsterdam. Vergessen wir die Dummheiten und die Abscheulichkeiten, die wir, beide Parteien, in alten Zeiten begangen haben; essen wir gemeinschaftlich Rebhuhn, das ein wenig gespickt ist; denn ohne Speck ist es zur Fastenzeit etwas trocken.“

Zum Schluß beim Speck zeigt sich das Lächeln in dem Gesicht, das sich so lange ernst gehalten hat. Wie man sieht, fällt es Voltaire nicht ein, das Bürgerrecht für die Juden zu fordern. Aber darüber ist kein Zweifel, daß seine Äußerungen über die Barbarei ihm von Herzen kamen. Ähnlich heißt es in seinem *Ludwig dem Fünfzehnten*: „Da die Menschen so lange wie wilde Tiere von wilden Tieren regiert worden sind, vielleicht einige Jahre unter Ludwig dem Heiligen, Ludwig dem Zwölften und Heinrich dem Vierten ausgenommen, haben die Geister, je zivilisierter sie wurden, um so stärkeren Abscheu vor der Barbarei gefühlt, von der so viele Reste zurückgeblieben sind.“

VIII

Selbstverständlich ist die ganze reservierte Haltung Voltaires den Juden seiner Zeit gegenüber, wie seine Abneigung gegen sie im Altertum von seinem Kampf gegen die christliche Kirche bestimmt. Aber man hüte sich sehr vor der albernsten Schablone, die von Joseph de Maistre stammt, Voltaire die Rolle eines Antichrist zuweist und ihm damit eine Art persönlicher Feindschaft gegen die Jesusgestalt anhängt, wie diese vor der Phantasie der modernen Menschen steht. Gerade umgekehrt, man findet bei Voltaire sowohl Zärtlichkeit wie Verehrung für Jesus, eine andächtige und liebevolle Ehrfurcht.

Man schlage im *Dictionnaire philosophique* den Artikel *Religion* auf und lese ihn aufmerksam und nachdenklich. Er umfaßt 26 große Seiten und ist viel zu lang, um ausgeführt werden zu können, aber man kann eine oder zwei Seiten zitieren. Man lese die zweite *Section*, die beginnt: „Ich grübelte in der Nacht. Ich verlor mich in Betrachtung der Natur; ich bewunderte das Unermeßliche in den Bewegungen und gegenseitigen Verhältnissen dieser unendlich vielen Sterne, wovon der Haufen keinerlei Eindruck empfängt.“

Ein Engel, der sich ihm vorher offenbart hat, führt ihn in eine Wüste, die mit Massen aufgehäufter Knochen bedeckt ist. „Ach, mein Erzengel,“ sagt er zu seinem Begleiter, „wohin führst du mich?“ — In die Trostlosigkeit. — Und der Engel zeigt ihm Haufen von Totengerippen derer, die wegen der unduldsamen Uneinigkeit über das, was man überirdisch nennt, ermordet worden sind.

Der erste Knochenhaufen ist der der Juden. Da sind die Knochen der 23 000 Juden, die um das goldene Kalb tanzten, der 24 000, die erschlagen wurden, weil sie midianitische Frauen umarmt hatten usw.

Die anderen riesigen Haufen sind die Gebeine der Christen, die einander aus religiösen Gründen umgebracht haben. Diese Berge gebleichter Gerippe sind so eingeteilt, daß auf jeden Haufen die Leichen von vierhundert Jahren kommen, da sie, uneingeteilt zusammengelegt, bis an den Himmel reichen würden. Da sind für sich die Knochen von zwölf Millionen Amerikanern, die man in ihrem Vaterland umgebracht hat, weil sie nicht getauft waren.

Und der Engel zeigt ihm neben den Knochenbergen andere Haufen von Säcken mit Gold und Silber: das ist die Beute, die man bei den erschlagenen Ketzern gemacht hat, im achtzehnten Jahrhundert, oder im siebzehnten, oder im sechzehnten, oder es ist das Gold und Silber der ermordeten Amerikaner.

Der Engel führt ihn schließlich an den Ort, wo sich die Herren des Menschengeschlechts, dessen Wohltäter, aufhalten, die versucht haben, Gewalt und Raub aus der Welt zu verbannen. Und Voltaire spricht mit Numa, mit Pythagoras, mit Zarathustra, mit Anaximandros und besonders lange mit Sokrates. Dann setzt er seine Wanderung in einen stillen Hain fort:

Ich sah dort einen Mann mit sanftem, schlichtem Aussehen, der mir ungefähr fünfunddreißig Jahr alt schien. Er warf aus weiter Ferne mitleidsvolle Blicke auf die Haufen gebleichter Knochen, durch die ich hatte gehen müssen, um zum Aufenthaltsort der Weisen zu kommen. Ich wunderte mich, als ich entdeckte, daß seine Füße geschwollen und blutig waren, ebenso die Hände, daß seine Seite durchbohrt und der Rücken von Peitschenschlägen geschunden war. — Gütiger Gott! sagte ich zu ihm, ist es möglich, daß ein Gerechter, ein Weiser sich in solchem Zustand befindet? Ich habe eben einen Weisen getroffen, der schändlich behandelt worden ist; aber es ist kein Vergleich zwischen dem, was er gelitten, und Euch. Waren es Priester und Richter, die Euch so grausam ermordet haben?

— Er antwortete mit vieler Milde Ja.

— Es waren Ungeheuer?

— Es waren Heuchler...

— Ihr habt sie eine neue Religion lehren wollen?

— Durchaus nicht. Ich sagte einfach zu ihnen: „Liebet Gott von ganzem Herzen und Euren Nächsten wie Euch selbst“; denn das ist alles. Ist dies Gebot nicht so alt wie die Welt? Urteile selbst, ob ich eine neue Religion lehren wollte. Wieder und wieder sagte ich ihnen, daß ich nicht gekommen war, das Gesetz abzuschaffen, sondern es zu erfüllen; ich beobachtete alle ihre Gebräuche; ich war beschnitten wie sie; ich war getauft wie die eifrigsten von ihnen; ich brachte Opfer wie sie; ich aß wie sie zur Osterzeit stehend vom Lamm. Ich betete im Tempel...

— Diese Elenden konnten Euch nicht einmal Gleichgültigkeit für ihre Gesetze vorwerfen?

— Nein, in keiner Weise.

— Warum haben sie Euch denn in den Zustand gebracht, in dem ich Euch sehe?

— Was soll ich antworten! Sie waren hochmütig und selbstsüchtig. Sie sahen, daß ich sie durchschaute; sie wußten, daß ich die Bürger des Landes lehrte, wie sie waren; sie waren stärker; sie nahmen mir das Leben, und Ihresgleichen werden sich zu allen Zeiten, wenn sie es können, ebenso benehmen gegen jeden, der allzu deutlich zeigt, wie diese Art Wesen in Wirklichkeit sind. . . .

— Habt Ihr keinerlei Verantwortung dafür, daß man diese furchtbaren Knochenhaufen errichtet hat?

— Ich habe mit Schrecken auf die Männer gesehen, die sich aller dieser Morde schuldig gemacht haben.

— Und diese Denkmäler für Macht und Reichtum, Hochmut und Habgier, die Schätze, dieser Schmuck, den ich am Wege, auf dem ich nach Weisheit ging, aufgehäuft gesehen habe, stammen sie von Euch?

— Das ist unmöglich. Ich und die meinen haben in Armut und Erniedrigung gelebt. Meine Größe war nur die des Geistes.

— Ich war daran, ihn anzuflehen, mir offen zu sagen, wer er war. Mein Begleiter gab mir jedoch einen Wink, das zu lassen, und sagte mir, daß hier ein heiliges Geheimnis vorlag. Ich beschwor da den Fremden nur, mir zu sagen, worin die wahre Religion bestehe.

— Habe ich es nicht schon gesagt? Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.

— Wie? Man kann Gott lieben, und doch am Freitag nicht fasten?

— Ich habe stets gegessen, was man mir vorsetzte; ich war zu arm, andere zu einem Mahl einladen zu können. . . .

— Kann man, wenn man recht handelt, sich von der Pilgerfahrt nach Sanct Jago de Compostella frei machen?

— Ich bin niemals in dem Land gewesen. . . .

— Muß ich für die griechische oder für die römische Kirche Partei nehmen?

— Ich machte keinen Unterschied zwischen Juden und Samaritern, als ich auf Erden war.

— Gut, wenn es sich so verhält, sollt Ihr mein einziger Lehrer und Meister sein.

Er machte mir ein Zeichen mit dem Kopf, das mich mit Trost erfüllte. Die Erscheinung verschwand; und ein gutes Gewissen blieb.

Befreite Voltaire also die Weltgeschichte von der kirchlichen Auffassung des jüdischen Volkes als des Hauptstammes der Erde, so ist es doch unmöglich, ihm dauernde Verkenntung des Volkes zuzuschreiben, und unmöglich, ihm Feindschaft gegen die Jesusgestalt anzudichten, die er verherrlicht und seinen einzigen Meister genannt hat.

IX

Wir sahen, daß Voltaire die Weltgeschichte nicht als Geschichte der Könige, sondern als die Geschichte der Zivilisation auffasste, nicht nur Kriege und Schlachten erzählen wollte, sondern den Charakter der

Sitten, die Entwicklung des Handels, die Fortschritte der Literatur und der Künste, soweit man bei diesen von einem Fortschritt reden kann; auf jeden Fall wollte er deren Blütezeiten behandeln und auf die besten Werke aufmerksam machen.

Doch die Hauptsache ist, daß er im Gegensatz zu Bossuet die Geschichte der Erdkugel und nicht nur der Mittelmeervölker schreiben wollte. Er wußte, daß Chinesen, Babylonier, Inder, Ägypter eine Geschichte hatten, die weit hinter die des kleinen hebräischen Volkes zurückging und weit älter als die Geschichte des klassischen Altertums war, obwohl die Gelehrten immer nur den Lebensgang und das Lebenswerk der Griechen und Römer behandelten.

Es genügte, daß er seinen geliebten arabischen Kaffee aus einer chinesischen Porzellantasse trank, dann war ihm zu Mute, als betrachtete er einen Globus.

L'Essai sur les mœurs hat einen gewaltigen Umfang. Das Werk umfaßt vier schwere Bände in großem Format, und betrachtet man — wie Voltaire — die Bücher über *Louis Quatorze* und *Louis Quinze* als Fortsetzungen dazu, dann werden es sieben Bände.

Daß ein solches Werk, das beinah neun Jahrhunderte und alle Länder umfaßt, in vielen Teilen nicht aus einer selbständigen Bearbeitung der Quellen heraus geschrieben ist, versteht sich von selbst. Jedoch haben Männer, die wie Lanson das Verhältnis des Werkes zu seinen Voraussetzungen geprüft haben, gefunden, daß sich Voltaire überall an die Schriftsteller gehalten hat, die zu seiner Zeit die besten Autoritäten waren; bei Mohammed an Gagnier und Sale, bei China an du Halde, bei der Kirchengeschichte und den Kreuzzügen an Fleury, bei der Geschichte Englands an den obenerwähnten Rapin de Thoyras, doch so, daß er überall, wo es ihm möglich war, sich aus den Aktenstücken, auf die ihn diese Schriftsteller verwiesen, belehrte.

Obgleich sich die Geschichtschreibung Voltaires mit Kleidertracht beschäftigt, mit Lebensweise, Dachdeckung, Preisen, Heizungen zu den verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Ländern, obgleich er versucht, sich klarzumachen, welchen Proviant man in einem Wikingerschiff mitnahm (er meint: Bier, Schiffsbrot, Rauchfleisch und Käse) und obgleich er immer danach strebt, festzustellen, zu welchem Zeitpunkt wichtige Erfindungen gemacht wurden (wie Brillen, Fayance), ist seine Grundauffassung doch insofern rein geistig, als er beständig versucht, den Leser für seine Ideale zu gewinnen und sie dahin zu bringen, für die Durchführung dieser Ideale zu arbeiten.

Die Erfahrung hat ihm gezeigt, daß es bestimmte Voraussetzungen für das Glück und Unglück der Menschen gibt. Er findet, daß das Unglück, soweit sein Ursprung in der Welt des Menschen liegt, zwei Grundursachen hat, den religiösen Fanatismus und den Krieg, der nicht selten eine Folge des Fanatismus ist, aber doch auch oft dem rücksichtslosen Ehrgeiz der Könige entstammt.

Da gilt es für ihn, die Völker zu wecken, damit sie gegenüber den vernunftwidrigen, blutdürstig stimmenden Dogmen der Priester auf ihrem Posten sind, wie auch gegenüber dem unfruchtbaren Ehrgeiz der Fürsten, der diese dazu verführt, einander im Kriege zu vernichten und auszurotten. Voltaire beurteilt nicht deshalb die Vergangenheit nach dem Maßstab der Gegenwart; er sieht in dem Papsttum des Mittelalters eine Macht, die es allein mit der kriegesischen Brutalität der weltlichen Machthaber aufnehmen konnte, und er schätzt die stillen Studien und die friedliche Sinnesart, die in den Klöstern des Mittelalters gepflegt wurden. Er unterschätzt auch niemals die fördernde Tat, die ein überlegener, reformatorischer Tyrann ausüben kann. Man lese sein Buch über Peter den Großen!

Aber, wie schon erwähnt, er entsetzt sich, wenn er in der Geschichte rückwärts schaut, über das Gewebe von Schrecken und Dummheiten, das der Lebensgang der Geschlechter bildet. Und er nimmt Ärgernis an seinen kindischen und servilen Vorgängern, den früheren Geschichtsschreibern, sowohl den Chronisten des Mittelalters wie den geistlichen Akademikern aus neuerer Zeit, die Roheit, Betrug und Lüge verherrlicht, die Ungerechtigkeit als Strenge verkleidet und niemals gewagt haben, den dummen Hochmut der Herrschenden und die thörichte und feige Untertänigkeit der Völker zu stempeln.

Im großen und ganzen ist Voltaires Riesenwerk überraschend genau, es übersieht keine zu seiner Zeit erlangbaren Kenntnisse.

Der Jesuit Nonnotte, der zwei kleine, dicke Bände gegen Voltaire herausgab, *Erreurs de Monsieur de Voltaire*, hat zwar hier und da eine Ungenauigkeit gefunden, sich aber im übrigen nur Pfähle in den Leib gelaufen. Er nennt jede anerkannte Tatsache, die dem Könige oder der katholischen Kirche nicht zur Ehre gereicht, eine Lüge, und Wahrheit nennt er alles, was während der Religionsstreitigkeiten den Hugenotten und den Ketzern zur Last gelegt wurde, wie wenig es auch auf sich hatte. So unlesbar seine beiden Bände sind, sie waren bald ausverkauft, und wurden in einer erweiterten Ausgabe herausgegeben, die kein geringer als Papst Clemens der Dreizehnte mit einer Nachschrift versah, die den Verfasser segnet und das Buch mit den Worten preist, Nonnotte hätte der Kirche nicht besser dienen können, als er durch die Abfassung dieses vortrefflichen Werkes getan, das die Irrtümer eines Schriftstellers widerlegt, der weniger wegen seines Geistes als wegen seiner Gottlosigkeit berühmt ist.

So hochbegabt und fein, so politisch vorgeschritten und einsichtsvoll Benedikt der Vierzehnte gewesen war, so unselbständig, beschränkt und zanksüchtig war Clemens der Dreizehnte, der ihm 1758 auf dem Papststuhl gefolgt war, und diese Anerkennung Nonnottes ist einer der vielen Beweise dafür.

Voltaire, dem es schwer fiel, einem Gegner das letzte Wort zu lassen, fühlte sich bewegt, dem Jesuiten zu antworten, der doch ebensowenig

begabt wie belesen war, und er gab 1763 unter dem Namen Damilaville seine *Eclaircissements historiques à l'occasion d'un libelle calomnieux contre l'Essai sur les mœurs* heraus, eine recht überflüssige Schrift, durch die man heute schwer hindurchkommt, da eine Widerlegung von Irrtümern und Dummheiten Punkt für Punkt ohne inneren Zusammenhang, die sich über ein paar Hundert Seiten erstreckt, für die Nachwelt wenig oder gar kein Interesse hat. Von einiger Bedeutung ist es doch, hier wieder die Wärme zu beobachten, mit der Voltaire die geschichtliche Jeanne d'Arc lobt und verteidigt.

T O U R N A Y

I

Ungefähr vom Jahre 1760 an tritt Voltaires Beruf als Beschützer, als Helfer der Schwachen und Hilflosen, stärker und stärker hervor, bis er bald darauf es als seine Aufgabe fühlt, der Fürsprecher und Retter der vom Fanatismus Mißhandelten zu sein.

Er beginnt damit, Menschenliebe etwas größeren Stils als üblich zu zeigen, Güte und Hilfsbereitschaft an den Tag zu legen, nimmt sich darauf kleinerer Leute oder vornehmer Wehrlosen an, denen freches Unrecht angetan wurde.

Ein Vetter Pierre Corneilles starb arm, da er sein Vermögen verloren hatte, als er unvorsichtig für einen Freund als Bürge eingetreten war. Der Sohn dieses Mannes Jean François Corneille lebte in großer Armut als mouleur de bois, Holzmesser (ein niedriger Posten in der Landpolizei), später als Briefträger in einem Dorfe bei Eyreux. Er war ohne jede Bildung, konnte kaum lesen oder schreiben, wußte nicht einmal etwas davon, daß der Name, den er trug, einer der größten Frankreichs sei.

Man sagte ihm jedoch, daß er als ein Corneille ein Vetter des berühmten Fontenelle sein müsse, und in seinem Elend beschloß er, die lange Reise nach Paris zu unternehmen, um seinen einflußreichen Verwandten um Unterstützung und Protektion zu bitten. Aber Fontenelle war damals 97 Jahr alt und trotzdem er durchaus nicht geistesschwach war, hatte er gänzlich den Zweig der Familie, dem Jean François angehörte, vergessen. Als dieser sich einen Enkel Pierre Corneilles nannte, betrachtete ihn Fontenelle als Betrüger; er wußte nicht, daß der Großvater des armen Verwandten denselben Vornamen gehabt hatte wie sein berühmter Neffe. Fontenelle hinterließ denn auch weder Jean François noch dessen Geschwistern irgend etwas.

Für eine kurze Zeit halfen Fontenelles Erben dem Mann; dann versiegte die Hilfe. Aber ein alter Literaturfreund, Titon du Tillet, der voller Sorge davon gehört hatte, in welcher Armut der letzte Träger des Namens Corneille lebte, empfahl ihn Fréron, der als Herausgeber einer Wochenschrift Verbindungen und Einfluß besaß. Fréron ließ Jean François ein Gesuch an die Schauspieler am Théâtre Français

richten, und diese spielten „zum Besten für einen Neffen des großen Corneille“ dessen Tragödie *Rodogune* und darauf Dancourts *Bourgeoises de qualité*, und da das Publikum den doppelten Preis und noch mehr für die Plätze bezahlte, kamen nicht weniger als 5000 Livres ein. Dem armen Mann schien also Hilfe verschafft zu sein; aber fast die ganze Summe ging für die Bezahlung von Schulden drauf. Nur ein geringer Rest wurde beiseite gelegt, um der achtzehnjährigen Tochter, Marie Corneille, eine gute Erziehung in der Abtei Saint-Antoine zu sichern. Doch als der Vater bald auch diese Restsumme gebrauchte, nahm er die Tochter aus der Erziehungsanstalt des Klosters.

Der alte Titon du Tillet nahm sich da des jungen Mädchens an und vertraute sie seinen Nichten an, als der junge Lyriker Le Brun, der sie bei dem alten Mann gesehen, die Idee bekam, einen Appell an Voltaire zu richten, sich ihrer anzunehmen, und im Namen des Dichters Corneille richtete er an dessen junge Verwandte eine poetische Epistel und legte ihr dar, daß der jüngere Nebenbuhler des großen Corneille der einzige richtige Beschützer ihrer Jugend sei. Die erste Strophe lautet:

Un rival de mon nom (si quelqu'un le peut être),
Voilà le protecteur que tu dois reconnaître;
Tu peux en l'implorant l'élever jusqu'à toi.
Voltaire est ce rival, du moins si j'ose en croire
Les récits que la Gloire
Sur la rive des morts en sema jusqu'à moi.

Dem Gedicht lag ein Brief Le Bruns bei. Mit gewohnter Großzügigkeit antwortete Voltaire auf der Stelle, und er entschloß sich so schnell, das junge Mädchen zu adoptieren, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, irgendwelche Erkundigungen über sie einzuziehen. Er bildete sich ein, sie wäre eine direkte Enkelin des großen Corneille und fragte nicht einmal, wer und was ihr Vater war. Er schrieb: „Es ziemt sich für einen der Soldaten des großen Corneille zu versuchen, sich dem Kindeskind seines Generals nützlich zu erweisen.“ Man sollte die junge Dame nur nach Lyon an Tronchins Adresse senden. Von dort würde er sie durch eine Kammerjungfer in seinem Wagen abholen lassen.

Es ist unmöglich, sich mit größerer Verbindlichkeit auszudrücken, als es Voltaire in seiner Antwort an Le Brun tat. Er verstand es in seinem Feingefühl, die Verhältnisse umzudrehen, als ob ihm eine Aufmerksamkeit erwiesen würde.

Wenn es ihr recht ist, stehe ich ihr zur Verfügung, und ich hoffe, Ihnen bis zur letzten Stunde meines Lebens dafür danken zu können, daß Sie mir die Ehre verschafft haben, zu tun, was Fontenelle getan haben sollte. Ein Teil der Erziehung des Fräuleins wird darin bestehen, daß sie uns hin und wieder Stücke ihres Großvaters spielen sieht, und wir wollen sie Szenen aus *Cinna* und dem *Cid* sticken lassen.

Als Voltaire erfuhr, daß Marie Corneille ganz und gar nicht von Pierre Corneille abstammte, bildete er sich ein, daß sie ein Sproß des

Bruders Thomas wäre. Das war ja nicht weniger unrichtig. Auf alle Fälle schrieb er sofort einen Brief an sie, der nicht nur Feingefühl verrät, sondern eine ganz besondere Teilnahme, da er ihr versichert, sie würde bei ihm jeden Beistand bei der Ausübung religiöser Pflichten, soweit sie ihn wünschte, finden, außerdem könne sie sich nach Lust und Gefallen mit Musik, Lektüre oder Handarbeit beschäftigen.

Wenn Sie Neigung haben, Unterricht in Geographie zu nehmen, werden wir einen Lehrer kommen lassen, der sich sehr geehrt fühlen wird, eine Nachkommin des großen Corneille belehren zu können; aber ich werde mich viel mehr geehrt fühlen, daß Sie bei mir wohnen.

Sie solle nicht an ihre Aussteuer denken. Seine Nichte würde für Wäsche und Kleider sorgen. Sie werde die besten Lehrer bekommen und in einem halben Jahr würde sie die *Chimène* im *Cid* spielen können.

II

Marie Corneille kam im Dezember 1760 an und gefiel. Sie erwies sich als natürlich, lebhaft und ehrlich, hatte eine kleine Hundeschnute, aber die schönsten Augen und einen großen appetitlichen Mund mit zwei Reihen weißer Zähne. Sie gefiel allen, war lustig, sanft, arbeitsam. Voltaire schrieb ihrem Vater und beglückwünschte ihn, eine solche Tochter zu haben und dankte ihm, daß er sie ihm überlassen habe. Er war weit davon entfernt, sie eine untergeordnete Stellung im Hause einnehmen zu lassen und behandelte sie wie die Tochter des Hauses.

Natürlich mußte ihre Erziehung von vorn beginnen. Voltaire lehrte sie Rechtschreibung, lehrte sie ein reines und schönes Französisch sprechen, verbesserte ihre schlechte Aussprache, verbesserte die Briefe, die sie ihm ständig schreiben mußte. Ja, er ging sogar mit ihr zur Messe.

Trotzdem erhoben die Heiligen im Lande ein Geschrei darüber, daß das arme Mädchen mit dem großen Namen diesem Jugendverführer, diesem Vertreter der Gottlosigkeit ausgeliefert worden war. Sie hatte sich in einem Kloster, dem Vorhof des Paradieses, aufgehalten, und war nun in Tournay, dem Vorhof zur Hölle! Und wie man es erwarten konnte, ließ sich Fréron, an den man sich ja ihretwegen im Anfang gewandt hatte, die Gelegenheit nicht entgehen, kräftig zuzuschlagen. Wie er es gewöhnlich tat, drückte er sich mit ruhiger Spitzfindigkeit aus und erst in den letzten Zeilen seines Artikels stieß er mit seinem vergifteten Messer zu. Er schrieb (*Année littéraire* 1760 VIII 164):

Man glaubt nicht, welches Aufsehen Herrn de Voltaire's Edelmütigkeit in der guten Gesellschaft erregt. Man spricht darüber in den Zeitungen, Zeitschriften und allen öffentlichen Blättern, und ich bin überzeugt, daß diese prunkenden Anzeigen eine wahre Qual für den bescheidenen Dichter sind, der ja weiß, daß das Hauptverdienst bei rühmlichen Handlungen ist, daß man sie verheimlicht. Wenn soviel Wesen aus der Sache gemacht wird, nimmt es sich auch aus, als ob Herr de Voltaire nicht gerade die Gewohnheit hätte, ähnliche Beweise von Herzengüte zu geben und daß es für ihn etwas sehr Außer-

ordentliches ist, einen mitfühlenden Blick auf das Unglück zu werfen. Jedoch ist es erst ein Jahr her, daß er dasselbe Wohlwollen einem Herrn de l'Ecluse erwies, einem früheren Schauspieler der Opéra Comique, den er in sein Haus aufgenommen hat, den er mit einem Wort wie einen Bruder behandelt. Man muß zugeben, daß Fräulein Corneille, wenn sie das Kloster verläßt, in gute Hände geraten wird.

Diese heimtückische Andeutung traf gleichzeitig Voltaire, Fräulein Corneille und de l'Ecluse, nannte einen Verführer, ein Opfer und einen Kuppler.

III

Voltaires Erbitterung kannte keine Grenzen. Er antwortete zuerst damit, daß er erläuterte, wer zu seinem Hausstand gehörte, und damit zeigte, daß das junge Mädchen dort nur den besten Umgang haben würde; danach stellte er fest, daß l'Ecluse allerdings vor fünfundzwanzig Jahren einmal auf einem Theater aufgetreten war, sich aber seit damals als Zahnarzt ernährt, niemals bei ihm gewohnt hatte, nur vor vier Monaten gekommen war, die Zähne seiner Nichte nachzusehen, im übrigen in Genf wohnte. Dann behauptete er, die Angelegenheit gehöre vor das Strafgericht; gewann Le Brun dazu, François Corneille eine Klage einreichen zu lassen. Aber Malesherbes, der Literatur und Presse unter sich hatte, war zu Voltaires Leidwesen nicht geneigt, das Gericht wegen der beleidigenden Worte in Bewegung zu setzen, und es geschah nichts.

Die Folge war, daß ein Landedelmann, der in der Hoffnung, ein adliges und gut erzogenes Mädchen zur Braut zu bekommen, um Fräulein Corneilles Hand angehalten hatte, sein Wort zurückzog; er hatte bei Fréron die Bemerkung über sie und l'Ecluse gelesen, und aus Frérons Artikel außerdem erfahren, daß ihr Vater ein Bauer war, der zur Zeit monatlich 50 Livres als Landbriefträger verdiente. Er hatte niemals den *Cid* gelesen und glaubte, man wollte ihn zum besten halten, als man ihm erzählte, daß Fräulein Corneilles Adel 200 Jahr alt war.

Da Voltaire für sein Mündel keine Genugtuung durch das Gericht erlangen konnte, gab er die oben erwähnten *Anecdotes sur Fréron* heraus.

Dieser fiel nicht weniger über Le Brun wegen seiner Ode an Voltaire her als über den, an den die Ode gerichtet war. Er versuchte, jeden Satz dieser Ode lächerlich zu machen, schleppte sich wie eine Schnecke von Wort zu Wort und bedeckte sie alle mit seinem Schleim.

Le Brun blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Er gab zuerst *L'Âne littéraire ou les âneries de maître Aliboron* heraus, dann *La Waspie ou l'âne Wasp*, die beide von Schimpfwörtern strotzten. Aber er beleuchtete in diesen Flugschriften Frérons gründliche und komische Unwissenheit. Dieser fluchte sich über eine Vorrede des Quintus Curtius ausgelassen, die es nicht gibt, er hatte über Falaris gesprochen, der

seine Opfer über ein Bett streckte; er meinte Prokrustes; er hatte Thespis den Schöpfer der Komödie statt der Tragödie sein lassen; er hatte gesagt, daß eine Sophonisbe (bei Corneille) nicht die Sprache der Zärtlichkeit sprach wie Athalie (bei Racine). Er schien also niemals Racines Tragödie gelesen zu haben, wenn er sich einbildete und seinen Lesern einreden wollte, daß die böse Königin die Sprache der Zärtlichkeit sprach.

IV

Es war öfters die Rede davon gewesen, daß die Académie Française eine Ausgabe der großen Schriftsteller Frankreichs veranstalten sollte. Nun kam Voltaire der Einfall, um Mademoiselle Corneille eine nennenswerte Mitgift zu verschaffen, selbst die Werke Pierre Corneilles mit einer Einleitung und durchgeführtem Kommentar unter dem Text herauszugeben. Er schrieb sofort an die französische Akademie, wandte sich besonders an seinen alten Beschützer, ihren Sekretär Père Olivet, mit den Worten, er besäße die Unverfahrenheit, die Akademie zu bitten, ihm Corneille zu überlassen. Er würde Bogen für Bogen seines Werkes an die gelehrte Versammlung senden und sich deren Rat und Kritik erbitten; sein Urteil über Corneille sollte am liebsten als eine Ansicht erscheinen, die nicht seine persönliche Meinung war, sondern der Spruch der berufensten Kritiker.

Tatsächlich schickte er auch die Abschnitte, aus denen sein Werk bestehen sollte, besonders an D'Alembert; er erhielt als Antwort sehr viele kritische Winke, richtete sich allerdings nur wenig nach ihnen, was auch das beste war. Denn das Werk würde nicht gewonnen haben, wenn man ein Dutzend Hände darin spürte.

Er verstand, nur durch seinen Namen alle vermögenden Männer und Frauen nicht nur in Frankreich, sondern in Europa für die Arbeit zu interessieren, die er zum Wohle seines Pflegekindest übernommen hatte. Ludwig der Fünfzehnte und Elisabeth von Rußland, der Kaiser und die Kaiserin zeichneten jeder für 200 Exemplare. Madame de Pompadour und Choiseul jeder für 50 Exemplare, der Hofbankier La Borde brachte 100 Subskribenten zusammen, die Vereinigung der Generalpächter 60, Voltaire selbst subskribierte auf 100 Exemplare. Das vornehme England, das den barscheren Corneille dem feineren Racine vorzog, war unter den Subskribenten mit vielen seiner größten Namen vertreten, die Lords Chesterfield, Lyttleton, Palmerston, Spencer, der Herzog von Gordon. Das vornehme Frankreich stand auf der Liste mit Namen wie Kardinal Bernis, Graf von Clermont, Herzog von Villars. Und als das Geld so reichlich hereinströmte, faßte Voltaire sofort den hübschen Gedanken, jedem französischen Dichter und Schriftsteller ein Exemplar ohne Bezahlung anzubieten.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß er mit Begeisterung an seine Arbeit ging. Wohl war er in seinem Herzen ein weit größerer Bewunderer

Racines als Corneilles; aber von seiner Jugend an hatte er warm und stark für die schönsten Tragödien des Vaters der französischen Trauerspiele empfunden, und es ging ihm wie den meisten, mit den Jahren waren die schlechteren Arbeiten und die mißglückten Einzelheiten aus seinem Gedächtnis geschwunden, so daß nur das Gute vor ihm in seinem Glanze bestand.

Bei näherer Betrachtung und eingehendem Studium verlor sich der Glanz etwas, und die Mängel traten in einer ihn selbst erschreckenden Weise hervor. Die Freimütigkeit seiner Kritik erschreckte doch weit mehr die Freunde, an die er seinen Entwurf sandte. Wir haben z. B. D'Alemberts Brief nach dem Empfang der Kritik über *Cinna*, einen sehr schönen Brief, der fein und rücksichtsvoll andeutet, daß er selbst und die ganze Akademie den Wunsch hegen, das Werk möge ein Denkmal werden, deshalb aber auch den Wunsch, daß niemand bei einer der Tragödien entgegengesetzter Meinung sein könne (eine starke Forderung); deshalb bitte man Voltaire, seine Urteile einer Durchsicht zu unterziehen und äußerste Sorgfalt und Achtsamkeit zu zeigen.

Wahrheitsliebend, wie Voltaire war, fand er nichts zu ändern.

Wer vor seinem zwanzigsten Jahr zum erstenmal diesen großen zweibändigen Kommentar zu Corneille gelesen hat, ist versucht gewesen, ihn widerwillig, beinah feindlich zu finden mit seinen zahllosen Verwahrungen und Verbesserungen, und der Gedanke liegt nahe, den der Verfasser dieses Werkes in jenem Alter geteilt hat, und den viele Feinde Voltaires geäußert haben, daß eine Art Neid auf den großen Vorgänger den Nachfolger befallen und ihm die Lust eingegeben hatte, ihn herabzusetzen. Diese Vorstellung hat nicht das geringste für sich. Voltaire ist hier vollkommen ehrlich, und wir sehen, daß literarisch gebildete Zeitgenossen, wie z. B. Bernis, ihn gerade in der umstrittenen Kritik über *Cinna* zu zahm finden.

Eine andere Sache ist, daß Voltaires, wie später Laharpes Kritik, die Kritik des 18. Jahrhunderts überhaupt, für uns nahezu unlesbar ist. Wir vertragen nicht diese Erläuterung von Zeilen und Glossen, diese Erklärungen, welche sprachlichen Wendungen unklar oder veraltet seien, all dies Kleinliche, das wir bereits in der Kritik über *La nouvelle Héloïse* wirksam gesehen haben. Daß Voltaire mit den Jahren immer konservativer geworden ist und stärker auf Regeln hält, ist gleichgültig und verschwindend im Vergleich zum Zerstückelten seiner Kritik.

Man hofft eine Zeitlang, größere zusammenfassende Übersichten über das Wesen und Werk Corneilles zu finden. Dann sieht man sich gezwungen, die Hoffnung aufzugeben. Voltaire ist ein philologischer Kritiker, wie später verschiedene kritische Mittelmäßigkeiten im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Er geht in Einzelheiten auf, sieht den Wald vor Bäumen nicht, und nicht den Baum vor Blättern.

Er versäumt gewiß nicht, darauf aufmerksam zu machen, was Corneille in Einzelheiten seinem spanischen Vorbild zum *Cid* verdankt, aber hier hatte ihm der Dichter selbst die Arbeit erleichtert. Bereits

bei *Le Menteur* läßt Voltaire den Leser im Stich, sagt nur, daß *man* nicht weiß, wem Corneille hier nachgeahmt hat, Lope oder Roxas. Er kennt und nennt nicht einmal Alarcóns *La verdad sospechosa*.

Endlich hat er kein Wort für die Hauptsache übrig, inwiefern Corneille sich nach den Spaniern gerichtet und in welchen Punkten er sich von ihnen entfernt hat.

Der römische Katholizismus, der eine entschiedene Herrschaft über den Geist der Spanier ausübte, beherrschte auch Corneilles Seelenleben. Er war ein Zögling der Jesuiten gewesen und blieb in ständiger Verbindung mit ihnen. Sowohl *Polyeucte* wie *Théodore* sind in ihrer Religiosität von den Spaniern beeinflußt. Das Königtum, das in der spanischen *Comedia* so stark hervortritt, tut es auch bei Corneille, bei dem die Fürsten stets höhere Wesen sind; aber bei den Spaniern fand auch das Volk auf der ernstesten Bühne seinen Platz. Der Bauer war manchmal Held, manchmal Ritter, manchmal Aufrührer (wie in einem Drama von Lope) ganz abgesehen von der Rolle, die der Gracioso als lustiges Gegenstück zur Hauptperson spielt. Schon bei Corneille wurde das Volk von dem französischen klassischen Theater verwiesen. Und scherzhafte Szenen wurden prinzipiell von der Tragödie ausgeschlossen als gegen die Würde des ernstesten Dramas verstoßend.

Bei Corneille hat die Frau, wie überhaupt in Frankreich, eine größere Selbständigkeit als bei den Spaniern und auf der spanischen Bühne. Nicht in Frankreich, sondern in Spanien war es strafbar, eine Dame anzureden. Die Sitten waren gemildert; die orientalische Absperrung der Frau fand nicht statt. Deshalb gibt es bei Corneille im Gegensatz zu den spanischen Dichtern viel gesunden Menschenverstand und Humanität. Er hat als Franzose nicht die glühende Einbildungskraft der Spanier. Die Vernunft leitet und ordnet bei ihm, was die Einbildungskraft erfindet. Die Rede verdrängt die Ereignisse. Spanisch ist dennoch sein Hang, seine Helden und Heldinnen vor eine schmerzliche Zwangswahl zu stellen. Sie können in der Regel Skylla nur entgehen, wenn sie in Charybdis fallen.

In den spanischen Dramen handelte es sich immer um die Ehre im Gegensatz zur Leidenschaft. Corneille ersetzte die Ehre durch die Pflicht; der spanische Held war der Sklave der Ehre, der französische ein Höriger der Pflicht.

Die Liebe, die bei den Spaniern das Lebensprinzip war, wurde bei Corneille in die zweite Reihe geschoben. Nicht, wenn er Guillén de Castro im *Cid* übersetzt, aber sonst immer. Corneille hegte keine Ehrfurcht vor der Liebe, betrachtete sie als ein recht niedriges Gefühl. Er schrieb an St. Evremond: „Die Liebe ist ein Gefühl, das zu stark mit Schwächen verknüpft ist, um die Dominante in einem heroischen Schauspiel zu sein,“ und abgesehen von der Partie, die er in Molières *Psyche* einschoß, hatte er stets eine gewisse Geringschätzung für das Erotische an den Tag gelegt. Er hat diese Verse geschrieben:

Que l'on commence d'être heureux
Quand on cesse d'être amoureux,
Lorsque notre âme s'est purgée
De cette sottise enragée
Dont le fantasque mouvement
Bricole notre entendement.

Vernunft oder Verstand waren für ihn wie für die Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich das Grundwesen des Menschen, und er füllte seine Dramen mit Personen, die auf ihre natürlichen Gefühle verzichten, um mit übermenschlicher Energie die Macht des Willens darzutun. Hatten die Spanier die Ehre über alles gepriesen, so pries Corneille wie gesagt den Willen, und da dieser ein neutrales Element ist, ähneln seine Männer und Frauen einander immer mehr.

Sein Theater ist also halbspanisch, insoweit er Castro, Alarcón, Lope usw. nachgeahmt hat und insoweit die beiden lateinischen Dichter, denen er am stärksten nachgestrebt hat Seneca und Lucanus, beide spanischer Herkunft waren (aus Corduba). Sein Theater ist halbfranzösisch, weil er sich in so vielen Punkten von dem spanischen Ideal entfernt und dem französischen folgt.

Wenn es ihm nicht gelungen ist, Europa wie Shakespeare oder Lope oder Calderón oder Goethe zu interessieren, so beruht es darauf, daß besonders das englische und spanische Drama wildwachsende Pflanzen waren, während Corneille die klassische französische Tragödie in einem Treibhaus aufzog.

Es versteht sich von selbst, daß alles dies Voltaires Blick entging.

V

Allmählich hatte Voltaire Ferney zu einem der heitersten Plätze in Frankreich gemacht. Nicht nur das Schloß war im damaligen Stile schön gebaut und von Gärten mit seltenen Pflanzen umgeben, sondern er hatte sich als ein nützlicher Mann für die ganze Gegend erwiesen, in der er wohnte. Er hatte vom Rat in Genf Erlaubnis erhalten, die Sümpfe auszutrocknen, die die Provinz mit ihrem Gestank verpesteten und die Gegend unfruchtbar machten. Er ließ riesige Heidestrecken bebauen und, wie bereits angedeutet, vom ersten Tage an war er darauf bedacht, seiner Umgebung etwas zu verschaffen, wovon sie leben konnte, Wohlstand, ja sogar Überfluß zu verbreiten in der verkommenen Bevölkerung, die seine Nähe segnete. Ganz besonders war er darauf bedacht, seine Lehnleute gegen Übergriffe zu schützen.

Hierin ging er im Anfang zu weit, als er Unbilliges mit juristisch Unzulässigem verwechselte, wie als er seine Untergebenen mit aller Kraft in ihrer Weigerung unterstützte, den Zehnten an den Pfarrer eines Nachbardorfes, Moens, zu zahlen; sie hatten sich mehrere Jahre hindurch für berechtigt gehalten, diese Abgabe nicht zu entrichten, waren aber nun zu ihrer Bezahlung durch eine Ordre des Parlaments-

gerichts in Dijon (1758) verurteilt worden. Zwei der angesehensten Bauern wurden deshalb ins Gefängnis in Gex gesperrt, und als sich Voltaire vergeblich ihrethalber an verschiedene geistliche und weltliche Behörden gewandt hatte, gab er schließlich aus seiner eigenen Tasche die 2100 Livres, die zu bezahlen sie außerstande waren.

In der nächsten Angelegenheit, die ebenfalls den Priester in Moens, einen gewissen Ancian betraf, war das Unrecht zweifellos auf der Seite des Priesters.

Dieser Pfaffe hatte eines Tages erfahren, daß drei junge Männer aus dem Flecken Sacconnex, die von der Jagd zurückgekommen waren, bei einer Witwe namens Burdet, deren Ruf nicht der beste war, eingekehrt waren, um dort Abendbrot zu essen, und ein gewisser Dubi, der das mitgeteilt, hatte hinzugefügt, daß sie nun gewiß dort säßen und sich über den Pfarrer lustig machten. Das genügte, damit sich Ancian vom Tisch erhob, an dem er selbst mit zwei Berufsgenossen speisend saß, eine Anzahl Bauern mit sich nahm, noch verschiedene in einem Wirtshaus am Wege warb, sie selbst mit Stöcken und Keulen bewaffnete, „so schwere, daß man damit einen Ochsen vor die Stirn schlagen konnte“, das Haus umstellte und mit vier, fünf seiner Begleiter in die Küche drang, wo die drei Jäger saßen und ihr Mahl hielten. Sein Beweggrund scheint gewesen zu sein, daß er in die Witwe sinnlos verliebt war, und ihr rief er denn auch wie ein Besessener zu: „So sitzt ihr also hier und reißt meinen guten Namen und Ruf herab!“ Er schlug einen Jagdhund mit einem Keulenschlag nieder, und da der junge Herr des Hundes ihn zur Rechenschaft forderte, antwortete er mit einer Ohrfeige. Darauf fielen seine Begleiter über zwei der Jäger her und streckten sie durch Stock- und Keulenschläge auf den Kopf zu Boden. Als der dritte sein Messer zog, schlugen sie auch ihn über den Kopf, bis er bewußtlos dalag. Die Bauern trampelten auf den Gefallenen herum; als einer von den dreien sich dem Tode nahe glaubte und rief: „Soll ich ohne Beichte sterben?“ schrie der Priester: „Stirb wie ein Hund, stirb wie ein Hugenot!“

Wie man sieht, bekam Voltaire es hier mit einem temperamentvollen Priester zu tun. Zwei der Verletzten waren von der Macht und dem Einfluß des Priesters zu überzeugt um einen Protest zu wagen. Der Vater des dritten, namens de Croze, reichte eine Klage ein, deren Verfasser zu erraten leicht ist. Voltaire schreibt an Gabriel Cramer: „Der Fall des armen de Croze würde in jedem anderen Lande als Frankreich unfassbar sein. Ein Priester! Ein überlegter mörderischer Überfall! Ein Priester verbürgt seinen Mitschuldigen ihre Sicherheit! Er verdient das Rad und ist immer noch straffrei.“ Der Priester war sehr reich, Voltaire hoffte, dem Verletzten reichlichen Schadenersatz zu verschaffen. Aber lange wagte dieser nicht, die Klage einzuleiten. „Er erschlägt mich dann“, sagte er. — „Um so besser“, antwortete Voltaire, „das fördert unsere Sache.“ Und er strebte mit aller Macht danach, den Priester auf die Galeeren zu bringen, um seinem Unter-

gebenen Genugthuung zu verschaffen. Das war jedoch leichter gesagt als getan. Der Priester wußte, daß er mächtige Beschützer hatte. Die er überredet hatte, an dem Überfall teilzunehmen, ergriffen die Flucht. Er selbst blieb ruhig, wo er war.

Der Präsident de Brosses, der den Vater des überfallenen de Croze als einen anständigen, liebenswürdigen Mann kannte, sprach sich in Briefen scharf gegen die Gewalttätigkeit des Priesters aus; er machte Voltaire jedoch offen Vorwürfe, daß er sich in die Angelegenheit gemischt und im voraus die Zeugen bearbeitet habe, deren Unparteilichkeit vollkommen sein sollte. Er lehnte es ab, den Jesuiten Fessi in den Prozeß einzubeziehen, der von Voltaire beschuldigt wurde, der Tochter des Klägers gedroht zu haben, er würde ihr keine Absolution erteilen, wenn sie ihren Vater nicht dazu bewog, die Klage fallen zu lassen. Es gab nämlich keine Strafe, zu der ein Priester gesetzlich verurteilt werden konnte, weil er ein Beichtkind nicht zur Absolution geeignet gefunden hatte.

Voltaire mußte sich damit begnügen, daß der Priester verurteilt wurde, an de Croze 1500 Livres Schadenersatz zu zahlen — was ja sicherlich eine bedeutend leichtere Strafe als Galeere und Rad war. Dazu hatte noch Voltaire unmittelbar zuvor, um seine Bauern von dem ihnen von Anican erpreßten Zehnten zu befreien, selbst 2100 Livres an ihn gezahlt, wovon dieser also mit Leichtigkeit 1500 entbehren konnte.

VI

Um diese Zeit begann Voltaire in eigener Sache einen Rechtsstreit, den oben erwähnten mit dem Präsidenten de Brosses, einen Streit, der auf einer traurigen Verirrung seines Rechtsgefühls oder eher seiner Rechthaberei beruhte.

Präsident de Brosses, der dem Senat von Burgund angehörte und die höchste Amtsperson in Dijon war, zu dessen Parlamentsgericht Ferney juristisch gehörte, war ein in jeder Weise bedeutender Mann, fein, sarkastisch, geistreich und gelehrt, ein lebhafter Geist in einem kleinen Körper, ein gewissenhafter Beamter, ein unterhaltender Gesellschaftler, aber fest wie Stahl, wenn es galt, das Gesetz anzuwenden.

Er war 1756 in Genf mit Voltaire zusammengekommen und hatte sich in hohem Grade von ihm angezogen gefühlt. Er war selbst literarisch veranlagt, Verfasser der reizenden, erst viel später herausgegebenen Briefe von der Reise, die er 1739 und 1740 durch Italien unternommen hatte. Er hatte außerdem eine sehr ernste und gründliche Studie über Sallust geschrieben und den Versuch unternommen, die verlorenen Teile des Werkes des Römers zu rekonstruieren. Er eignete sich in jeder Weise für die Freundschaft Voltaires, und es schien, als sollte diese Freundschaft auf beiden Seiten gestärkt werden, als ihm Voltaire die kleine Grafschaft Tournay abkaufte.

Zuerst tauschten die beiden ausgezeichneten Männer nur Höflichkeiten aus. Voltaire, der auf Lebenszeit kaufte, hatte dem Präsidenten mitgeteilt, daß dieser ein gutes Geschäft machte, da er selbst höchstens noch fünf, sechs Jahre leben könnte. Der Präsident antwortet: „Wie? Sie verpflichten sich, nur noch fünf, sechs Jahre zu leben. Keinerlei Paragraph dieser Art, wenn ich bitten darf! Sonst wird nichts aus dem Handel. — Ich verlange im Gegenteil, daß Sie, wenn wir einig geworden sind, das Jahrhundert bis zum Ende leben, um ihm Glanz zu verleihen und es aufzuklären. Die Vorsehung würde sich ein schönes Renommee verschaffen, wenn es Sie nicht länger als Fontenelle leben ließ. Sie genießt von vornherein schon kein allzu großes Ansehen in der Öffentlichkeit“, und er schreibt in einem folgenden Briefe: „Soll ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen? Vor einem Mann wie Ihnen will ich nichts verbergen. Als der Engel des Schicksals Zadig durch die Welt führte, legte er in diesem alten Schloß (Tournay) einen Talisman nieder, der bewirkt, daß man dort nicht stirbt. Mein alter Onkel wurde 91 Jahr und dessen Großvater 87 Jahr alt. Es ist Wahnsinn von mir, mich von einem Ort zu trennen, der auf ganz andere Weise eine wirkliche Unsterblichkeit sichert als die Akademie.“

Man kann sich nicht liebenswürdiger ausdrücken, wenn man ein altes Besitztum verkaufen und sich mit dem Käufer gut stehen will, ihm nicht besser zeigen, welchen Wert man auf seine Existenz und sein Lebenswerk legt.

Nach einigem Schwanken wurde der Handel von Voltaire abgeschlossen, der jedoch bald einsah, daß die Stellung als Lehnsherr Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Einer seiner Bauern, namens Panchaud, dem man Nüsse gestohlen hatte, hatte sich mit einem Säbel bewaffnet und hieb eines Tages so gewaltsam auf einen Nußdieb ein, daß er deshalb beinah zum Galgen verurteilt worden wäre. Er kam zwar mit Landesverweisung davon, aber er wurde zu hundert Pistolen (Dukaten) Kosten verurteilt, die er natürlich nicht bezahlen konnte, und Voltaire als Schloßherr war denn verpflichtet, sie für ihn zu entrichten.

Diese juristisch begründete, aber menschlich gesehen, unbillige Ausgabe reizte Voltaire, und er wurde nun als Herr von Tournay bei jeder neuen Rechnung, die man ihm vorlegte, nervös.

Er selbst sagte scherzend, daß er seinen Einzug in Tournay wie Sancho Pansa seinen auf der Insel hielt. In Wirklichkeit war der Einzug, wie wir aus einem Briefe der Genferin Madame Galantin ersehen, recht prachtvoll. Er fand am Tage vor Weihnachten 1758 statt. Sie schreibt:

Man erwies ihm alle mögliche Ehre; Kanonenschüsse, Musketenschüsse, Trommeln und Pfeifen. Alle Bauern unter Waffen. Die Schüsse erschreckten die Pferde vor seinem Wagen. Kleine Mädchen brachten ihm Apfelsinen in Körben, die mit Bändern umwunden waren. Herr de Voltaire war sehr zufrieden und heiter. Er empfand

keinen geringen Unterschied zwischen dem Empfang hier und dem in Ferney, wo es nur Bauern gab. Er war in Gala, seine Nichte mit Diamanten geschmückt. . . . Der Priester hielt eine Rede. Herr de Voltaire sagte zu ihm: „Bitten Sie, um was Sie wollen, zur Instandsetzung Ihres Pfarrhauses; ich gebe es.“ Die jungen Mädchen der Gemeinde brachten den Damen Blumen. Man hatte sich Artillerie in Genf geliehen und einen Mann zur Bedienung der Kanonen. Das Wohl des neuen Schloßherrn wurde unter Begleitung von Kanonenschüssen ausgebracht. Ich schwöre Ihnen, daß ich glaube, er hat sich niemals so wohl gefühlt.

Kaum hatte Voltaire das Eigentum übernommen, als er mit dem Umbauen, Zuschneiden, Fällen, Niederreißen, Umbauen, Aufbauen, Anbauen, Verändern, Verbessern begann. Er hatte versprochen, im Laufe von drei Jahren für 12 000 Livres Ausbesserungen vorzunehmen. Im ersten halben Jahr hatte er bereits mehr als 15 000 Livres ausgegeben. Die Einnahmen, die das Gut ergab, wurden benutzt, das überraschend große Elend in der Gegend zu lindern.

Er hatte sich verpflichtet, nicht den Wert des Eigentums zu vermindern, sondern es bei seinem Tode im selben Zustand zu hinterlassen, in dem er es übernommen hatte. Der Präsident, der ein etwas schwieriger Herr war, erfuhr, daß Voltaire ein Wäldchen entfernt hatte, in dem es nur Kiefern und Eichenstämme gab, um statt dessen eine Wiese zu schaffen, die mehr einbrachte. Er verlangte denn ein Inventar des Eigentums, um die Veränderungen kontrollieren zu können, und beauftragte einen Herrn Girod damit, seine Interessen wahrzunehmen, ein Vorgehen, das Voltaire verletzte. Es würde ja nicht leicht zu entscheiden sein, ob verschiedene der vorgenommenen Änderungen mehr in seinem eigenen Interesse oder dem des Eigentümers waren.

Das war die Lage, als die ernste, wenn auch an sich ganz unbedeutende Streitfrage entstand. Als Voltaire Tournay kaufte, war kürzlich in den Wäldern gefällt, und das Holz an einen Holzhändler mit Namen Charlot Baudy verkauft worden. Da Voltaire Brennholz brauchte, um die Zimmer im Schloß zu heizen, sagte ihm der Präsident de Broses, daß dieser Bauer noch Vorrat habe, und Voltaire, der eben den Boden gekauft hatte, auf dem dieses Holz lag, meinte nun, daß was er gebrauchte, ihm mit Recht zukam. Als sich also Baudy mit seiner Rechnung für vierzehn Klafter Brennholz (drei Silbertaler für den Klafter) einfand, weigerte er sich zu bezahlen, indem er behauptete, daß das Holz mit zum Kauf des Gebietes gehörte.

Hieraus entstand ein peinlicher und törichter Streit. Der Präsident schreibt (30. Januar 1761):

Baudy behauptet, Sie hätten ihm geantwortet, als er Sie um Bezahlung des Ihnen gelieferten Brennholzes bat, ich hätte Ihnen das Brennholz als Geschenk gegeben. Ich bitte Sie zu entschuldigen, daß ich eine solche Angabe wiederhole; Sie verstehen, daß ich weit davon entfernt bin, zu glauben, Sie könnten derartiges gesagt haben, und weit entfernt davon, seinen Worten das geringste Gewicht beizulegen. Aber er ist ja ein unwissender Bauer, der Sitte und Brauch

in der guten Gesellschaft nicht kennt und nicht weiß, daß man seinem Freunde zwar einen Korb Pfirsiche oder ein halbes Dutzend Küchlein schicken kann, daß dieser es aber höchst sonderbar finden würde, wenn man ihm die Aufmerksamkeit erwiese, ihm vierzehn Klaftern Brennholz zu senden. . . .

Da Voltaire es mit seiner gewöhnlichen Hartnäckigkeit ablehnte, dem Bauer sein Holz zu bezahlen, und der Präsident seine Bezahlung von dem Bauer verlangte, führte dieser Streit um ein Nichts vorläufig dazu, daß der Präsident Baudy vor den Richter forderte und Baudy Voltaire.

Dieser, dessen Reizbarkeit bis zur Unvernunft gestiegen war, schrieb nun de Brossettes einen schnaubenden Brief, worin er behauptete, der Bevollmächtigte des Präsidenten, Girod, hätte seiner Nichte gesagt, daß de Brossettes beabsichtige, diese nach Voltaires Tode zu ruinieren, falls sich Voltaire nicht ein für allemal Tournay für 50 000 Taler kaufte. Er entwickelte in dem Briefe weiterhin, welchen unvorteilhaften Handel er in blindem Vertrauen gemacht habe, wieviel ihn die Reparaturen bereits gekostet hatten, und andere überflüssigen und kränkenden Redereien — das unüberlegte Geschwätz eines aufgeregten Mannes.

Der Präsident sandte Voltaire den Brief zurück, nachdem er auf dem Rand seine Antwort geschrieben hatte, wohl das schärfste, was Voltaire jemals von einem hervorragenden Manne erhalten, seit er Friedrichs zornigen Brief über den Prozeß mit Hirschel bekommen hatte.

Erinnern Sie sich, mein Herr, des vernünftigen Winks, den ich Ihnen früher eines Tages im Gespräch gegeben habe, als Sie mir von den verschlungenen Wegen Ihres Lebens erzählten und hinzufügten, daß Sie von Natur ein anmaßendes Wesen hätten. . . . Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt. Ein Zeichen dafür, daß ich sie nicht zurückgenommen habe, ist der Wink, den ich Ihnen nun von neuem gebe, Briefe niemals in dem Augenblick zu schreiben, da Sie Ihrer Sinne nicht mächtig sind, damit Sie nicht später über das erröten müssen, was Sie in der Verwirrung geschrieben haben. . . . Ich würde Ihnen gewiß gern einige Klafter Holz geschenkt haben, falls Sie mich darum gebeten hätten; aber ich hatte geglaubt, Sie mit einer Gabe dieser Art zu verletzen. Jedoch, da Sie sie nicht gering achten, so schenke ich Ihnen das Holz und werde es Baudy mitteilen, wenn Sie mir nur folgende Quittung senden:

Ich Unterzeichneter, François Marie Arouet de Voltaire, chevalier, seigneur de Ferney, gentilhomme ordinaire du Roi, anerkenne, daß Herr de Brossettes, Präsident des Parlaments-Gerichts, mir als Geschenk vierzehn Klafter Brennholz gegeben hat zur Heizung Tournays im Werte von 281 Francs, für die ich ihm danke.

Es stimmt wehmütig, daß diese erbärmliche Debatte durch die Eigensinnigkeit beider Parteien das ganze Jahr hindurch dauerte. Der Prozeß wurde nicht zu Ende geführt, und obgleich man nicht genau weiß, wie der Rechtsstreit ausging, kann man aus den Worten des Präsidenten an einen Herrn de Fargès (10. November 1761) den Schluß ziehen: „Mir kommt in diesem Augenblick eine Idee. Das ist das einzige,

worauf ich als ehrlicher Mann eingehen kann, und alles soll dann zu Ende sein. Lassen Sie ihn in Ihrer Gegenwart die 281 Livres an den Priester in Tournay oder an Madame Galatin senden, damit sie unter die Armen der Gemeinde verteilt werden, auf meinem oder seinem Boden, wenn er ihn lieber so nennen will, nicht in einer anderen Gemeinde; das ist das kürzeste und bequemste.“

Leider war der törichte Zwischenfall damit nicht zu Ende. Voltaire betrachtete sich vom Präsidenten als so tödlich gekränkt, daß er 1770, als dieser die Aufnahme in die Akademie erstrebte, an D'Alembert schrieb und durch ihn an seine zahlreichen Bewunderer und Anhänger, um die Aufnahme des Präsidenten zu verhindern, ja, schließlich erklärte, daß er auf seinen Titel als Akademiker verzichtete, falls man ihm de Brosses zum Kollegen gab, weshalb ein anderer vorgezogen wurde. Er bewahrte diesen abstoßenden Groll, weil er überzeugt blieb, daß er in seinem guten Recht gewesen und der juristischen Übermacht hatte weichen müssen.

ANWALT DES RECHTS

I

Der Streit mit dem Präsidenten de Brosses zeigt Voltaire in seiner unglücklichsten Gestalt als ungerechten und querköpfigen alten Mann.

Sobald aber wieder ein Appell an sein Rechtsgefühl und an seine Menschlichkeit gerichtet wurde, sobald er in der Luft den Ruf hörte, der eine überlegene, unbeugsame Persönlichkeit forderte, die den Kampf gegen die herrschende übermächtige Unvernunft und den Fanatismus aufnehmen konnte, dann war der Mann verwandelt, der querköpfige Greis wurde ein unverzagter und hartnäckiger Jüngling, der Vertreter der Rechthaberei wurde der einzige Ritter des Rechts, der wahre Perseus, der auf seinem Flügelroß saß und mit dem sicher geführten Schwert den Drachen erlegte.

Ein anderer Voltaire, ein neuer Voltaire, offenbart sich hier vor unsern Augen. Die Kleinlichkeit, die ihn entstellte, ist fortgeblasen, oder sie ist in einer läuternden Flamme verbrannt.

Der heilige Vogel des alten Ägypten, der an Gestalt einem Adler mit Federn aus Purpur und Gold glich, hatte ein Nest, das aus kostbaren Gewürzpflanzen bestand. Wenn er sich alt fühlte, verbrannte er sich in seinem eigenen Nest, und der Phönix stieg verjüngt aus seiner Asche empor.

Auch diese merkwürdige Adlergestalt mit ihren purpurfarbigen und goldschimmernden Flügeln verwandelte und verjüngte sich.

II

Der Hugenotte Jean Calas, ein friedlicher, rechtschaffener Mann von 63 Jahren, der mit Katholiken und Protestanten gut auskam, bewohnte 1761 mit seiner Familie in der Rue des Filatiers in Toulouse ein Haus, in dem er einen Handel mit Kattunstoffen betrieb. Er hatte mit seiner Frau Anne Rose Cabibel vier Söhne und zwei Töchter. Als Dienstmädchen lebte Jeanne Viguier, die eifrig katholisch war, in dem Hause.

Einer der Söhne, Donat Louis, war zum Katholizismus übergetreten und zeigte sich selten im Elternhaus; ein anderer der Söhne war in Nîmes in der Lehre; die beiden Töchter waren zu Besuch bei Freunden auf dem Lande.

Am 13. Oktober 1761 waren von den Söhnen nur Marc-Antoine und Pierre zu Hause. An diesem Tage fand sich zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ein Besuch ein, Gaubert Lavaysse, der Sohn eines angesehenen Advokaten am Parlamentsgericht in Toulouse. Er kam aus Bordeaux und war nur auf der Durchreise in der Stadt, da er, bevor er sich nach St. Domingo begab, seine Eltern begrüßen wollte, die sich auf dem Lande aufhielten. Er hatte jedoch nicht sofort ein Mietpferd bekommen können. Jean Calas lud ihn zum Abendessen ein. Der junge Mann nahm die Einladung gern an, ging kurz vorher fort, in der Absicht, für den nächsten Tag ein Pferd zu bestellen, und kam um 7 Uhr zum Abendessen zurück.

Während des Essens, das nicht lange dauerte, sprach man über gleichgültige Dinge. Beim Nachtschisch stand der Sohn Marc-Antoine auf und ging in die Küche, die neben dem Eßzimmer lag. Auf die Frage des Dienstmädchens, ob ihn fror, antwortete er: „Im Gegenteil, mir ist brennend heiß.“ Man ging in die Wohnstube und saß dort bis gegen 10 Uhr, als der junge Lavaysse sich verabschiedete. Pierre, der inzwischen eingeschlafen war, wurde geweckt und nahm ein Licht, um den Gast hinunterzubringen. Gleich darauf hörte man einen Schrei, und Jean Calas lief die Treppe hinunter.

Die beiden jungen Menschen hatten eine Tür, die vom Gang zum Laden führte, offen gefunden, und als sie sich näherten, um nachzusehen, ob sich jemand eingeschlichen hätte, entdeckten sie Marc-Antoine, der sich an den Flügeln einer Tür, die vom Laden in ein Lager ging, erhängt hatte. Über die Flügel war ein Packstock gelegt, der zum Zusammenschnüren von Stoffen diente, und um ihn war ein mit doppelter Schleife versehener Strick geschlungen, in dem die Leiche hing.

Als Jean Calas hinzukam, hob er seinen Sohn in die Höhe, legte, während der Stock herunterfiel, die Leiche des Sohnes auf den Fußboden und befreite sie von dem Strick. Er rief Pierre zu, er solle den in der Nähe wohnenden Arzt Camoire holen. Die beiden jungen Menschen stürzten fort. Statt des Arztes trafen sie jedoch nur seinen Assistenten, einen gewissen Gorsse, mit dem Pierre sofort zurückkam. Inzwischen war auch Madame Calas die Treppe heruntergekommen und hatte vergebens Wiederbelebungsversuche mit dem Sohn vorgenommen. Als Gorsse nach dem Puls fühlte, merkte er sofort, daß der Tod eingetreten war. Eine Verletzung war an der Leiche nicht zu finden. Als er aber das schwarze Halstuch beiseite schob, sah er die Strieme am Hals, die der Strick zurückgelassen hatte. Verzweifelt lief Pierre noch einmal fort, um womöglich Hilfe zu schaffen. Sein Vater rief ihm nach: „Sage nichts davon, daß dein Bruder Hand an sich gelegt hat; rette wenigstens die Ehre deiner armen Familie.“

Pierre eilte zu einem der Freunde des Hauses, Cazeing, da er wußte, daß Lavaysse dorthin gegangen war, und hier überredete er diesen, nichts über den Selbstmord zu äußern. Auf Cazeings Rat, so schnell wie möglich die Behörden über das Vorgefallene zu unterrichten, über-

nahm es Lavaysse, einen Beisitzer im Rat, Monyer, zu holen. Dieser meldete den Fall weiter, und gleich nach Pierres Heimkehr fand sich der Ratsherr David de Beaudrigue mit einer Wache von vierzig Mann ein. Er verhaftete Pierre, der allein bei der Leiche geblieben war, nachdem sich seine Eltern zurückgezogen hatten. Nun kam auch Lavaysse mit dem Beisitzer Monyer und einem Gerichtsschreiber. David de Beaudrigue ließ einen Professor der Medizin, Latour, und zwei Wundärzte, Lamarque und Peyronnet holen. Sie besichtigten die Leiche, wo sie lag. Es war inzwischen halb ein Uhr nachts geworden.

III

Inzwischen sammelte sich vor dem Hause eine aufgeregte Menge an, aus der man plötzlich ein Wort hörte, das von Mund zu Mund lief: „Marc-Antoine ist von seiner Familie ermordet worden, weil er katholisch werden wollte.“

Da ging es wie ein Licht vor David de Beaudrigue auf. Er, der selbst Fanatiker war, griff begierig nach der Erklärung, die ihm der fanatische Pöbel gab. Er ließ das Ehepaar Calas, Pierre, das Dienstmädchen, Lavaysse und Cazeing festnehmen und nach dem Rathaus führen, wohin auch die Leiche auf einer Bahre gebracht wurde. David de Beaudrigue war nun seiner Sache so sicher und so gewiß, daß er die Mörder des jungen Calas festgenommen hatte, daß er einem Kollegen, der ihm Mäßigung empfahl, antwortete, es handle sich hier um eine Sache des Glaubens, und er übernehme die Verantwortung.

Er übersah, daß er, falls ein Mord begangen war, nun in Nichtachtung der Verfügung von 1670 alles getan hatte, um die Spuren dieses Mordes zu verwischen. Es war vorgeschrieben, das Protokoll am Tatort aufzunehmen und nichts zu berühren, damit man z. B. in diesem Falle sofort sehen konnte, ob zwischen Marc-Antoine und seinen Mördern ein Kampf stattgefunden hatte. Aber man bekümmerte sich nicht darum, das Hausgerät unberührt zu lassen, noch zu untersuchen, ob die Festgenommenen im Gesicht, an Händen oder Kleidern Spuren eines solchen Kampfes trugen.

Alle Angeklagten versicherten, daß sie Marc-Antoines Leiche ausgestreckt auf dem Fußboden gefunden hatten. Das war nur richtig, was Madame Calas und Jeanne Viguier betrifft. Daß Jean Calas und sein Sohn Pierre und Lavaysse trotz ihres Eides, die Wahrheit sagen zu wollen, versuchten, Marc-Antoines Selbstmord zu verbergen, beruhte auf der Angst vor der Schande, die nach den wahnsinnigen Rechtsbegriffen der damaligen Zeit mit dem Tod durch eigene Hand verbunden war: was dem Selbstmörder gehörte, fiel dem König zu. Seine Leiche wurde nackt, das Gesicht nach unten, durch die Straßen geschleppt, und der Pöbel warf mit Steinen und Unrat nach ihr. Zum Schluß wurde sie an den Galgen gehängt.

Es ist da wohl natürlich, daß der Vater dem Körper des Sohnes diese Behandlung ersparen wollte, aber nicht weniger natürlich, daß diejenigen, die die dunklen Streifen am Halse der Leiche gesehen hatten, den Angaben der Angeklagten nicht glaubten, und sich ebenso ungläubig verhielten, da die Angeklagten späterhin aus Furcht, als Mörder betrachtet zu werden, ihre Aussagen zurücknahmen und zugaben, daß ein Selbstmord vorlag.

IV

Der Verstorbene war ein ehrgeiziger junger Mann gewesen; er hatte Jus studiert und wollte Advokat werden. Aber ohne den Nachweis, daß er Katholik war, konnte er nach dem damals in Frankreich geltenden Recht zur Advokatur nicht zugelassen werden. Gelegentlich wurde ein derartiges Zeugnis wohl aus gutmütigem Entgegenkommen Andersdenkenden gegeben; aber der Geistliche, an den sich Marc-Antoine vor anderthalb Jahren gewandt hatte, und der schon im Begriff gewesen war, ihm das Attest zu geben, wurde im letzten Augenblick darauf aufmerksam gemacht, der junge Mann sei Protestant.

Da Marc-Antoine in keinem Fall seine Konfession wechseln wollte, war ihm die juristische Laufbahn damit verschlossen. Er hatte keinen anderen Ausweg, als trotz seines Widerwillens gegen den Beruf Kaufmann zu werden. Er wollte eine vorteilhafte Teilhaberschaft mit einem Bekannten eingehen, vermochte aber nicht, das dazu nötige Kapital aufzubringen, und als er dann um Aufnahme in das Geschäft seines Vaters bat, fühlte er sich durch die Ablehnung seiner Bitte, Teilhaber und nicht Angestellter zu werden, ernstlich gekränkt.

Er war immer zur Schwermut geneigt gewesen. Nun, da alles fehlgeschlug, wurde sein Gemüt noch schwermütiger, er verlor seine Arbeitslust, schließlich seine Energie, wurde Müßiggänger und Spieler, saß den ganzen Tag untätig in den Cafés und deklamierte mit Vorliebe verzweifelte Tragödienstellen, Monologe über den Selbstmord wie Hamlets, und dieser Zustand führte ihn schließlich dazu, seinem Leben ein Ende zu machen.

Kein Gedanke lag ihm die ganze Zeit über ferner als der, Katholik zu werden, und kein Gedanke hätte seinem braven Vater ferner gelegen, als der, ihn deshalb zu ermorden. Der dritte Sohn der Familie war ja unangefochten katholisch geworden; das Dienstmädchen war leidenschaftlich katholisch und kam vortrefflich mit ihrer Herrschaft aus. Calas konnte nichts dafür, daß sich fanatische Katholiken einbildeten, es wäre eine der Vorschriften Calvins, daß der Vater den Sohn töten sollte, wenn er die Religion wechselte. Sie bildeten sich ja auch ein, es wäre eine Vorschrift des Talmud, die Juden sollten ein Christenkind töten und mit dessen Blut ihr Brot zum Osterfest bereiten.

Die Hauptfrage, ob hier Mord oder Selbstmord vorlag, wurde nicht durch eine juristische Untersuchung entschieden, sondern durch den Fanatismus, den das Gericht mit dem Pöbel gemein hatte. Man hatte

die Leiche in der Kammer liegen lassen, in der die Angeklagten der Stadt gefoltert wurden. Bei den Ratsherren (die in Toulouse Capitoul hießen, vielleicht, weil sie sich ursprünglich auf dem Capitol der Stadt versammelten), stellte am 7. November der Anwalt des Königs den Antrag, die Leiche zu beerdigen. David de Beaudrigue benutzte die Gelegenheit, gemeinsam mit einem anderen Capitoul namens Chirac die Versammlung der Ratsherren, die gefragt werden mußte, zu umgehen, und wandte sich direkt an den Priester des Bezirks, in dem die Familie Calas gewohnt hatte, mit der Aufforderung, die Leiche nach katholischem Ritus zu begraben.

Damit war ja nicht allein entschieden, daß kein Selbstmord vorlag, sondern auch, daß Marc-Antoine zum Katholizismus hatte übertreten wollen und aus diesem Grunde den Tod gefunden hatte.

Die Beerdigung wurde so angeordnet, als ob es sich um die Verherrlichung eines Märtyrers handelte, der ein Opfer seines Glaubens an die einzig seligmachende Kirche geworden war. Sie wurde auf einen Sonntagnachmittag angesetzt, damit die ganze Bevölkerung ihre Teilnahme zeigen konnte. Und unter ungeheurem Andrang wurden die Messen im Stephans-Dom gehalten und der Sarg in geweihte Erde gesenkt. Wie Diderot treffend gesagt hat: „Nur wenn die Leiche des Märtyrers herausgegraben und nackt durch die Straßen geschleppt wurde, durfte der unglückliche Vater hoffen, von dem Morde freigesprochen zu werden.“

Das Gericht, das in erster Instanz den Prozeß entscheiden sollte, war das Toulouser Stadtgericht: das Konsistorium der Capitouls. Dies bestand aus acht Mitgliedern, von denen zwei (Capitouls titulaires) ihre Stellung gekauft hatten, also unabsetzbar waren, den größten Einfluß hatten und die anderen beherrschten, die nur auf Zeit von den angesehenen Bürgern gewählt waren. In Kriminalfällen kamen dazu noch vier — ganz abhängige — Beisitzer des Rats. David de Beaudrigue, von 1748—1765 Capitoul titulaire, war ein gebildeter Schurke, dem die Macht, die ihm zustand, zu Kopfe gestiegen war, so daß er die übertriebensten Vorstellungen von seiner Bedeutung hegte. Sein Leben lang war er kriecherisch vor den Vorgesetzten, gewalttätig gegen Wehrlose. Für Beaudrigue kam es besonders darauf an — wie man aus seinen Berichten an den Minister ersieht —, auf Kosten seiner Kollegen die Regierung auf seinen Diensteifer aufmerksam zu machen, damit er die eine oder andere Auszeichnung von Versailles erhalten konnte. Sein religiöser Fanatismus war so groß wie seine Erbärmlichkeit.

V

Da die Aussagen der ersten vernommenen Zeugen nicht genügend Material für die Beschuldigung der Angeklagten abgaben, wurde ein geistliches Monitorium erlassen, das alle, die in der Angelegenheit Angaben machen konnten, aufforderte, sich bei Strafe der Exkommuni-

kation zu melden, womit an die Angst vor der Hölle appelliert wurde. Nach der Verfügung von 1670 durfte in einem solchen Monitorium der des Verbrechens Verdächtige nicht mit Namen genannt werden; außerdem sollten sowohl Belastungs- wie Entlastungszeugen aufgerufen werden. In beiden Punkten wurde das Gesetz übertreten. Und dieser Umstand hatte weitgehende Folgen. 65 von 87 Zeugen meldeten sich erst kraft des Monitoriums, und das ganze Zeugenverhör lag nun in geistlichen Händen. Von allen vernommenen Zeugen war nur ein einziger, ein Advokat Charlier, für die Schuldlosigkeit des Vaters am Tode des Sohnes. Alle Versuche, die Calas' Töchter mit Hilfe von Freunden machten, um die Wahrheit festzustellen, wurden von David de Beaudrigue zerstört. Er schüchterte jeden ein, der im Sinne hatte, zugunsten von Calas zu sprechen. Da er verdächtig war, ein Dokument vordatiert zu haben (um seine Ungültigkeit zu verbergen), da er außerdem im voraus die Überzeugung ausgesprochen hatte, daß Marc-Antoine als Märtyrer gestorben war, hatten die Angeklagten nach dem Gesetz das Recht, seinen Rücktritt als Richter zu fordern. Die Freunde von Calas schrieben deshalb eine Eingabe dieses Inhalts, erhielten aber nicht die Erlaubnis, sie einzureichen; denn man ließ niemanden zu den Angeklagten, der ihre Unterschrift unter einer Vollmacht haben wollte. Und solange der Prozeß vor den Ratsherren schwebte, erlaubte man keinem Advokaten, Einsicht in die Akten zu nehmen und festzustellen, was sie enthielten.

Die Untersuchung lieferte keinen Beweis für die Schuld der Familie Calas. Niemand konnte Zeugnis dafür ablegen, daß Marc-Antoine katholisch geworden war oder daran gedacht hatte, es zu werden. In den Verhören wurden dem Ehepaar Fallen aller Art gestellt. Der Richter hatte, behauptete er, Beweise dafür, daß ihr Sohn im Begriff stand, die Religion zu wechseln. Die Angeklagten antworteten, daß sie nichts davon wußten; ihr Sohn war stets ein eifriger Protestant gewesen. Als Madame Calas ausgefragt wurde, ob nicht ihrer Meinung nach ein Vater als oberster Richter über den Glauben seines Sohnes zu bestimmen habe, antwortete sie, daß es in Glaubenssachen nicht auf die väterliche Autorität ankäme, sondern auf das Gewissen und auf innere Erleuchtung.

Voltaire sagt in seinem *Dictionnaire* im Artikel Criminaliste die derben und wahren Worte:

Der Richter ist ein Barbar im Amtskleid, der dem Angeklagten Schlingen legt, unverschämt lügt, um die Wahrheit herauszubekommen, und die Zeugen so einschüchtert, daß sie, ohne es zu merken) Zeugnis gegen den Angeklagten ablegen. Er holt alte, längst vergessene Gesetze aus der Zeit der Bürgerkriege wieder hervor, sucht einerseits alles zu unterdrücken, was den Angeklagten rechtfertigen, andererseits alles aufzubauschen, was zu seiner Verurteilung dienen kann. Nicht wie ein Richter, sondern wie ein Feind berichtet er über den Inhalt der Akten, kurz: er verdiente, selbst gehängt zu werden statt seiner Mitbürger, die er an den Galgen bringt.

Daß die Familie Calas, falls sie wirklich einen Mord beabsichtigte, sich schwerlich in aller Ruhe mit dem Sohn zu Tisch gesetzt und sogar noch einen Gast zum Abendbrot eingeladen hätte, das leuchtete jedem ein. Deshalb behauptete das Gericht, dieses Abendessen sei erdichtet, und daß Lavaysse und das Mädchen Jeanne Viguiet an dem Verbrechen mitschuldig seien. Am 10. November stellte Lagune den Antrag, daß das Ehepaar Calas und der Sohn Pierre zum Galgen verurteilt werden sollten, daß ihr Vermögen zu konfiszieren sei, daß Lavaysse und Jeanne Viguiet der Hinrichtung beiwohnen, er dann auf die Galeere und sie auf fünf Jahre in das Gefängnis gebracht werden sollten.

Gegen das Urteil wurde an das Parlaments-Gericht appelliert, das es wegen der nicht wenigen begangenen Gesetzwidrigkeiten kassierte.

VI

Nun kam der Fall vor das Parlaments-Gericht (*la tournelle*) zu Toulouse, das aus zwei Präsidenten und elf Ratsherren bestand. Nur ein einziger Ratsherr mit Namen de la Salle, war im voraus von der Unschuld der Angeklagten überzeugt, und die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich darüber aussprach, wurde für sie schicksalsschwanger; denn er war gewissenhaft genug, sich auf Grund seiner vorausgefaßten Ansicht für inkompetent zu erklären und beraubte dadurch die Unglücklichen einer gewichtigen Stimme. Für alle übrigen Mitglieder des Parlaments, lauter fanatische Katholiken, war dieser ein religiöser Tendenzprozeß. Man lud 63 neue Zeugen, deren Gerede natürlich zu dem, was vorlag, nichts Neues bringen konnte. Unter ihnen waren falsche Zeugen, so ein gewisser Pérès, der am Abend des 13. Oktober Jean Calas in seinem Laden im Überrock gesehen hatte, obgleich er tatsächlich nur einen grünen Hausanzug getragen hatte, dann eine Lügnerin, Cathérine Damnière, die erklärte, daß sie kürzlich zum Katholizismus bekehrt worden sei und daß Marc-Antoine sie vor dem Rückfall zum Protestantismus gewarnt habe, obwohl sie nachweislich niemals Protestantin gewesen, sondern von Geburt katholisch war.

Es wurden verschiedene wichtige Verteidigungsschriften für Calas herausgegeben. Eine anonyme wird dem Ratsherrn de la Salle zugeschrieben, ein paar andere dem kühnen und klugen Advokaten de Sudre, der infolgedessen eine lange Reihe von Jahren seine ganze große Praxis verlor. Denn nicht nur die Bevölkerung und die Geistlichkeit, sondern alle parlamentarischen Kreise waren weißglühend vor Fanatismus, und die Richter nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die in den Verteidigungsschriften gesammelten Zeugnisse. Als Jean Calas, der zuerst verurteilt werden sollte, zu seinem letzten Verhör geführt wurde, sah er vor dem Parlamentsgebäude einen Scheiterhaufen. Er war zur Verbrennung des Buches eines protestantischen Geistlichen bestimmt. Aber Calas, der glaubte, er wartete auf ihn, und daß er ohne

weiteres den Verbrennungstod sterben sollte, wurde von Schrecken ergriffen und antwortete deshalb nicht mit der gewöhnlichen Festigkeit. Man legte seine Verwirrung als entscheidenden Beweis für seine Schuld aus.

Am 9. März 1762 wurde er verurteilt, die gewöhnliche und die außerordentliche Tortur auszuhalten, wodurch man ihn zwingen wollte, seine Mitschuldigen zu nennen. Danach sollte er nur mit einem Hemd bekleidet, mit entblößtem Kopf und barfußig auf einer Karre zur Domkirche gefahren werden, um dort Kirchenbuße zu tun. Schließlich sollte er auf dem Platz de Saint George gerädert und mit dem Gesicht zum Himmel aufs Rad geflochten werden, „um da so lange zu leben, wie Gott ihm den Atem gönnte“. Seine Leiche sollte verbrannt werden, seine Hinterlassenschaften als Buße dem König zufallen.

Die gewöhnliche und die außerordentliche Tortur war teils *question à l'eau*, die im Einflößen von Wasser durch ein Trinkhorn bestand, beim ersten Grad acht Kannen Wasser, beim zweiten Grad (der außerordentlichen) 16 Kannen, teils *question à brodequin* (der spanische Stiefel), die darin bestand, daß das Bein des Gefolterten zwischen zwei Bretter gelegt wurde, die so fest wie möglich zusammengeschraubt wurden, worauf Keile mit starken Hammerschlägen zwischen sie getrieben wurden. In der Regel wurden die Knochen dabei zermalmt. Auch hier gab es zwei Grade; es wurden vier oder acht Keile eingetrieben. Jean Calas erlitt sowohl die gewöhnliche wie die außerordentliche Tortur. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden außerdem die Glieder aus den Gelenken gedreht (*la tour*). Diese Folter hielt sich in Frankreich außerhalb von Paris bis 1788.

VII

Am Tage, nach dem das Urteil gesprochen worden war, wurde es vollzogen. Nachdem Jean Calas die Tortur überstanden und Kirchenbuße getan hatte, wurde er im bloßen Hemd zur Richtstätte geführt. Er wurde mit dem Gesicht nach oben auf ein auf dem Schafott liegendes, mit Einschnitten versehenes Andreaskreuz gebunden. Über den Einschnitten lagen die Gliedmaßen, die der Henker mit einer Eisenstange zu zerbrechen hatte. Darauf erfolgten mehrere Schläge über die Brust. Die Kunst des Henkers bestand darin, den Verbohrten solange wie möglich am Leben zu erhalten, damit die Zuschauer seine Qual genießen konnten. Dann wurde der Körper dermaßen auf ein Wagenrad geflochten, daß die Fußspitzen den Hinterkopf berührten.

Das Protokoll über die Tortur zeigt, daß Calas standhaft blieb und immer wieder seine und seiner Mitangeklagten Unschuld beteuerte. Von dem Karren, der ihn zur Richtstätte führte, rief er der Menge zu, daß er unschuldig sei. Noch auf dem Schafott bewahrte er seine Standhaftigkeit. Bei jedem Schlag, den der Scharfrichter gegen ihn führte, gab er nur einen einzigen Schrei von sich. Als der Henker seine ge-

brochenen Glieder um das Rad flocht, machte einer der beiden Dominikanermönche, die ihn begleitet hatten, noch einen Versuch, ihm ein Geständnis zu entlocken. Calas konnte nur murmeln, daß es ihm weh tat, daß ihn auch der Mönch für schuldig hielt.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde der Unglückliche, der bis zu zwei Tagen und Nächten auf dem Rade liegen konnte, in einzelnen Fällen vom Henker erwürgt. Wann das geschehen sollte, wurde im voraus von den menschenfreundlichen Toulouser Richtern auf das genaueste festgesetzt, denn sie verstanden es, eine Todesart zu einem halben Dutzend Todesarten zu machen. Der Unglückliche erfuhr im voraus nichts darüber.

Durch die Strafjustiz der alten Staatsform wurde das französische Volk überhaupt systematisch zur Grausamkeit erzogen. Wenn es in der Schreckensperiode der Revolution Grausamkeit an den Tag legte, so war sie ihm von der Alleinherrschaft beigebracht und war außerdem sogar sehr gering im Vergleich mit der von der Monarchie herangezogenen.

Als Damiens stundenlang auf dem Schafott alle erdenklichen Qualen ausgehalten hatte, und die Pferde, die ihn in Stücke reißen sollten, sich dauernd vergebens anstrebten, hatte die Menge nur mit den armen Pferden Mitleid, keins mit dem Manne, und als es einem Pferd schließlich gelang, ihm ein Bein auszureißen, brach die Menge in jubelnden Beifall aus. Nicht eine Dame verließ die ganze Zeit über ihren Fensterplatz; man sah durch Theatergläser zu, aß Bonbons und machte Witze; Casanovas Memoiren bezeugen, daß man noch dazu wollüstig aufgeregt war.

Im Jahre 1742 wurde ein gewisser Desmoulins gerädert und lebte noch 22 Stunden auf dem Rade, bis man das Pariser Parlament um die Erlaubnis bat, ihn zu erdrosseln. Ja, kurz vor Ausbruch der Revolution lag auf der Place Dauphine in Paris ein geräderteter Verbrecher zwei Tage und Nächte hindurch heulend auf dem Rade, was die Bevölkerung nicht anders bewegte, als daß die Anwohner baten, man möchte das furchtbare Geheule, das die Nachtruhe störte, zum Aufhören bringen. Voltaire bemerkt oft, daß anständige Leute, die über den Grève-Platz fuhren, den Kutscher nur baten, schneller zu fahren, und in der Oper Vergessen für das suchten, was sie dort gesehen hatten.

Als sich der Augenblick näherte, wo Calas erdrosselt werden sollte, näherte sich David de Beaudrigue noch einmal dem Gemarterten, um ihm ein Wort zu entreißen, das man als Geständnis auslegen konnte. Calas antwortete jedoch nicht, wandte nur sein Gesicht fort.

VIII

Es war für die Richter wie für den Minister Saint Florentin eine große Enttäuschung, daß man trotz dieses energischen Vorgehens keinerlei Zugeständnis des Mordes erlangt hatte.

Um so kräftiger wollte man da gegen die übrigen Angeklagten einschreiten, und man ließ kein Mittel unversucht. Man jagte sie auf jede Weise in Schrecken; man theilte ihnen mit, daß auch ihre Hinrichtung bevorstand. Ein Mönch trat zu Pierre Calas in die Zelle und verkündete ihm, daß auch er hingerichtet werden sollte; Pierre und Lavaysse beschloßen denn, um wenn möglich eine Milderung ihres Schicksals zu erlangen, zum Katholizismus überzutreten. Das hielt jedoch den Generalanwalt nicht ab, zu fordern, daß Madame Calas, Pierre und Lavaysse zum Galgen, das Dienstmädchen zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt werden sollten.

Schließlich wurde Pierre zu lebenslänglicher Landesverweisung verurteilt. Gegen die übrigen ließ man die Klage fallen. Eine bedeutende Minderheit protestierte gegen dieses Urteil, da der gichtkranke 63jährige Jean Calas seinen außerordentlich kräftigen und geschmeidigen 28jährigen Sohn unmöglich allein hatte hängen können; wenn man also die übrigen von der Teilnahme am Mord freisprach, dann war die grauenhafte Hinrichtung des Vaters ein Justizmord.

Pierre war nur zum Schein zur Landesverweisung verurteilt worden; man führte ihn durch ein Tor aus der Stadt, durch ein anderes wieder hinein und sperrte ihn in ein Kloster. Vier Monate später gelang es ihm, zu entfliehen.

Lavaysse wurde losgelassen. Rose und Nanette Calas waren nach Montauban geflüchtet, wohin auch die Mutter, sobald sie ihre Freiheit erhielt, ihre Zuflucht nahm. Doch das Zusammenleben der Frauen war nur von kurzer Dauer. Der Präsident du Puget erwirkte bei Saint-Florentin (der 52 Jahre hindurch als Minister mit hartnäckiger Tyrannei die Protestanten verfolgte) zwei lettres de cachet gegen die Töchter Jean Calas, denen Mitleid zu erweisen die Hugenotten in Montauban gewagt hatten, und sie wurden da jede in ein Kloster in Toulouse geführt, Rose nach Notre Dame, Nanette zu den Visitandinerinnen, wo man sie von der Mitwelt abspernte.

IX

Die Hinrichtung von Jean Calas jagte den Protestanten Südfrankreichs um so größere Furcht vor neuen Verfolgungen durch die katholische Bevölkerung ein, als sie ihn im Anfang für schuldig halten mußten. Und Voltaire glaubte zuerst wie sie, daß er schuldig sei. Aus einem Brief vom 22. März 1762 ersieht man, daß Voltaire ursprünglich nicht daran zweifelte, daß dieser Toulouser Hugenott nach dem Beispiel Abrahams seinen Sohn opfern wollte.

Ein Kaufmann aus Marseille, Dominique Audibert, machte ihn jedoch bald auf das einander Widersprechende in den über die Familie Calas gefällten Urteilen, sowie auf die Unwahrscheinlichkeit des Verbrechens selbst aufmerksam. Bereits am 25. März wendete er sich denn

an den Kardinal Bernis und bittet ihn um genauere Angaben. Die Wahrheit war ihm noch nicht klar. An d'Argental schreibt er zwei Tage später: „Auf beiden Seiten herrscht ein furchtbarer Fanatismus. Es ist nötig, auf den Grund der Wahrheit zu gelangen.“

An und für sich war der Protestantismus Voltaire fast stärker zuwider als der Katholizismus. „Wir taugen nicht viel, heißt es in einem seiner Briefe an den Ratsherrn le Bault, aber die Huguenotten sind noch schlimmer.“ In Wirklichkeit waren sie in seinen Augen „Narren und Dummköpfe“; für sie sprach nur, daß es „verfolgte Narren“ waren. Die Haltung Calvins gegenüber Servet war Voltaire unvergeßlich. Er hatte bereits 1757 die schönen Verse geschrieben:

Non, je n'ai point tort d'oser dire
Ce que pensent les gens de bien;
Et le sage qui ne craint rien
A le beau droit de tout écrire.

J'ai, quarante ans, bravé l'empire
Des lâches tyrans des esprits;
Et dans votre petit pays,
J'aurais grand tort de me dédire.

Je sais que souvent le Malin
A caché sa queue et sa griffe
Sous la tiare d'un pontife,
Et sous le manteau d'un Calvin

Je n'ai point tort quand je déteste
Ces assassins religieux,
Employant le fer et les feux
Pour servir le père céleste.

Oui jusqu'au dernier de mes jours,
Mon âme sera fière et tendre;
J'oserai gémir sur la cendre
Et des Servets et des Dubourgs.¹⁾

Voltaire war nicht im Zweifel, daß die französischen Protestanten, falls sie die Macht hätten, Andersdenkenden gegenüber nicht um ein Haar besser sein würden als die Katholiken. Er kannte seine Protestanten in Genf ja gründlich.

Aber er hegte das tiefste Mißtrauen zu den französischen Parlamentsgerichten. Er wußte, wie er sagte, daß kein Jahr verging, in dem man in den Provinzen nicht unschuldige Familienväter zu einem furchtbaren Tod verurteilte — mit derselben Gemütsruhe, mit der man im Hühnerhof einer Pute den Hals umdrehte. Voltaire war geneigt, die schlechte Justiz mindestens zum Teil aus dem Umstand herzuleiten, daß die Richterposten käuflich waren. Dieser merkwürdige Brauch hatte seinen Ursprung in den finanziellen Schwierigkeiten des Staates unter Ludwig dem Zwölften. Der König verkaufte die Richterstellen

¹⁾ Servet 1553, Dubourg 1559 verbrannt.

für ein Kapital, als dessen Rente das Gehalt der Richter betrachtet wurde. Franz der Erste, Heinrich der Zweite und Heinrich der Vierte folgten dem Beispiel, und so wurden die Parlamentsstellen allmählich sowohl käuflich wie erblich. Während Voltaire wie die meisten französischen Schriftsteller dieses Verhältnis als einen Fleck auf der französischen Justiz betrachtete, hatte Montesquieu seinerzeit die Käuflichkeit und Erblichkeit des Richteramtes verteidigt — trotz der Mißstände, die der Brauch mit sich führte, da nur Wohlhabende Richter werden konnten und halbe Kinder durchaus nicht davon ausgeschlossen waren, es zu werden. Montesquieu behauptete, daß im Laufe der Jahrhunderte ein parlamentarischer Justizadel herangebildet worden war, der auf seine Würde hielt, so daß la noblesse de robe neben la noblesse d'épée stand. Dieser Justizadel duldete angeblich keinen Unwürdigen in seiner Mitte. Das war jedoch nur bis zum achtzehnten Jahrhundert wahr, wo man von vertrauenerweckenden Eigenschaften bei denen, die Richterstellen kauften, ganz absah. Montesquieu war außerdem Partei in dieser Angelegenheit, da er selbst seine Stelle als Mitglied des Parlaments in Bordeaux gekauft hatte, und sie 1726 ohne Bedenken weiterverkaufte.

Eine Art Vorteil war mit der Käuflichkeit der Posten verbunden, nämlich, daß die Parlamente unabhängig von der Regierung blieben, was bei der Macht, über die die französischen Könige verfügten, unzweifelbar gut war. Die Könige konnten die Richter weder einsetzen noch absetzen. Dieser Vorteil wurde jedoch reichlich durch den Mangel aufgewogen, daß die Parlamente nicht nur Urteile fällen, sondern Polizeigewalt hatten und dazu noch Gesetze gaben. Dadurch fielen sie jeder Art von Partei-Intrigen anheim. Die Unparteilichkeit der Richter war untergraben.

Als gesetzgebende Macht lagen die Parlamente in ständigem Streit mit der Krone und suchten deshalb, die Krone ihres wichtigsten Bundesgenossen, der Jesuiten, zu berauben. Der jesuitischen Partei gehörte die gesamte höhere Geistlichkeit in Frankreich an, während die Parlamente selbst jansenistisch gesonnen waren. Damiens unbedeutendes und nichtssagendes Attentat auf Ludwig den Fünfzehnten — er ritzte ihm die Haut ein wenig mit einem Messer — das mit so unerhörter Grausamkeit bestraft wurde, setzte die Parlamente in den Stand, einen entscheidenden Schlag gegen die Jesuiten zu führen. Das Attentat wurde nämlich als ein Ausfluß der Jesuitenmoral geschildert, wobei man unter Berufung auf einige jahrhundertalte Jesuitenschriften behauptete, daß die Gesellschaft Jesu den Königsmord predigte.

Als sich Voltaire zum Kampf entschloß, um die Unschuld des hingerichteten Jean Calas zu beweisen, bekam er alle Parlamente Frankreichs gegen sich. Für die war es eine ganz untergeordnete Sache, ob Calas mit Recht oder Unrecht in Toulouse hingerichtet worden war. Auf jeden Fall durfte er keine Genugtuung erhalten, damit das Ansehen der Parlamente darunter nicht litte. Es war derselbe Gedanken-

gang, der sich ungefähr 130 Jahre später im französischen Generalstab während des Prozesses gegen Alfred Dreyfus geltend machte. (Es war gleichgültig, ob er unschuldig war; als verurteilt mußte er auf der Teufelsinsel bleiben.) Der Polizeimeister Hérault, den wir öfter in Wirksamkeit gesehen haben, hatte sogar offen erklärt, kein Richter dürfe sich bedenken, einen Unschuldigen zum Tode zu verurteilen, wenn das einen großen, allgemeinen Vorteil mit sich führen würde (D'Argensons Memoiren, II. 110).

X

Im Anfang 1762 war die Verfolgung der Jesuiten durch die jansenistischen Parlamente äußerst leidenschaftlich. Es war ja nur zwei Jahre vor dem Edikt, durch welches der Orden aus Frankreich verwiesen wurde. Voltaire schrieb bereits am 26. Januar 1762 an Damilaville:

„Unsere infamen Feinde zerreißen sich gegenseitig. Unsere Sache ist es, auf diese wilden Tiere zu feuern. Während sie sich ineinander verbeißen, können wir sie aufs Korn nehmen.“ Und am 30. Januar desselben Jahres an denselben Freund: „Die Brüder müßten sich selbst aufgeben haben, falls sie keinen Nutzen aus den günstigen Umständen zögen, in denen sie sich befinden. Die Jansenisten und Molinisten reißen einander in Stücke und entblößen ihre häßlichen Wunden. Es gilt, die eine Partei durch die andere zu vernichten, so daß beider Ruin eine Stufe zum Thron der Wahrheit wird.“

Ende Februar wagte Voltaire seinen Auszug aus einer höchst merkwürdigen Schrift herauszugeben, die ein Dorfpriester Jean Meslier aus Etrépigny in der Champagne als sein Testament hinterlassen hatte. Die Schrift ist merkwürdig, weil ein armer aber hochbegabter Priester, der sein Leben hindurch seinem Unglauben und sein leidenschaftliches und begeistertes Heidentum versteckt hatte, nach seinem Tode seine Geringschätzung aller christlichen Lehren offenbarte und sterbend Gott um Verzeihung bat, daß er sie verkündet hatte. *Jean Meslier's Testament*, herausgegeben von Voltaire, entspricht ziemlich genau Hermann Samuel Reimarus' *Wolfenbütteler Fragmenten*, herausgegeben von Lessing. Nur hat erstens die französische Literatur einen gewissen Vorsprung vor der deutschen (Jean Meslier lebt von 1678—1733, Reimarus 1694—1768) und dann schneidet Meslier ganz anders ein als Reimarus.

Voltaires *Extraits des Sentiments de Jean Meslier* ist ein in geschichtlicher Hinsicht höchst lehrreiches Werk, Voltairianismus vor Voltaire, wirkt jedoch rührend durch den Gegensatz zwischen Lebensstellung und Überzeugung des Verfassers. Keiner, hat Renan einmal gesagt, führt die Axt gegen das Götzenbild mit solcher Kraft wie gerade der bekehrte Götzenpriester.

Soweit bekannt, hat man sich in der französischen Literatur mit Jean Meslier nicht sonderlich beschäftigt. In Deutschland hat sich

Arthur Fitger von seiner Persönlichkeit ergriffen gefühlt und hat sie und sein Schicksal 1894 in der schönen Arbeit *Jean Meslier, eine Dichtung*, dargestellt.

Doch mehr noch als durch den leidenschaftlichen Protest des verstorbenen Dorfpriesters gegen die Unvernunft und die Unwahrheiten der biblischen Überlieferungen fühlte sich Voltaire durch das *Handbuch für Inquisitoren* angefeuert, das der Abbé Morellet auf einer Reise in Italien kennengelernt hatte. Im Jahre 1758 war erschienen: *Directorium inquisitorium* von Nicolas Eymeric, einem Großinquisitor aus dem vierzehnten Jahrhundert, und der Abbé gab 1762 unter dem Titel *Manuel des inquisiteurs* französisch einen Auszug aus dem Werke heraus in der Absicht, der religiösen Unverträglichkeit einen Schlag zu versetzen. Voltaire war hingerissen von dem Buch; er verglich den Eindruck, den er von ihm bekommen, mit dem, den der Anblick der blutigen Leiche Caesars auf die römische Bevölkerung gemacht hatte.

Nun war er fest entschlossen, die Sache der Familie Calas zur seinen zu machen und schrieb (14. Juli 1762) an d'Argental: „Nur mit dem Tode lasse ich die Sache fahren. In sechzig Jahren habe ich so viel Ungerechtigkeit gesehen und erlitten, daß ich mir wohl das Vergnügen bereiten kann, diese eine Ungerechtigkeit zusehender zu machen“.

Zuerst mußte Voltaire die Unterstützung seiner Gesinnungsgenossen gewinnen. Er wandte sich an D'Alembert, d'Argental und Damilaville. D'Alembert war in Paris der anerkannte Führer der Philosophen, der offizielle Vertreter Voltaires. Als Gesandter des Herzogs von Parma stand Graf d'Argental den leitenden politischen Personen und Hofkreisen nahe. Damilaville war jedoch Voltaires eigentlicher Agitator, durch den die „Brüder“ in Paris die wechselnden Lösungen erhielten, die der ferne Feldherr zu jeder Zeit gab. Da Damilaville als erster Beamter im Steueramt über das Siegel des Generalkontrolleurs verfügte, konnten unter dem Schutze dieses Siegels Briefe, die besser nicht geöffnet wurden, und neue Schriften stets unbehindert an ihren Bestimmungsort gesandt werden.

D'Argental bekam die Aufgabe, die Angelegenheit dem Minister Choiseul darzulegen; die beiden andern sollten die Bruderschaft gewinnen und anfeuern. An D'Alembert schrieb Voltaire (29. März 1762): „Frankreich macht sich überall verhaßt. Jeder sagt, daß wir eine ebenso barbarische wie leichtfertige Nation sind, die wohl versteht zu rädern, aber nicht, sich zu schlagen, und die von der Bartholomäusnacht in die komische Oper geht. Wir werden der Schrecken und die Verachtung Europas; ich bin betrübt darüber; denn wir sind geschaffen, lebenswürdig zu sein.“

An Damilaville schrieb er: „Nichts seit der Bartholomäusnacht hat das Menschengeschlecht so geschändet wie die Hinrichtung von Calas . . . Schreien Sie selbst und lassen Sie andere schreien! Rufen Sie für die Familie Calas und gegen den Fanatismus; die Infame trägt die Schuld an deren Unglück.“

XI

Trotz seiner Leidenschaft ging Voltaire mit äußerster Vorsicht und Sorgfalt zu Werke, teils um den schwer zu erringenden Sieg zu sichern, teils weil er im innersten noch ungewiß war; er konnte ja nicht wissen, ob Marc-Antoine nicht, wie es so eifrig behauptet wurde, zum Katholizismus gehalten hatte, konnte bei der Entfernung, in der er lebte, nicht sicher sein, die richtigen Umstände bei dem Todesfall kennengelernt zu haben.

Deshalb versuchte er, alle Gründe zu erfahren, die für Mord sprachen, durch die Aussagen von Personen, die Jean Calas für schuldig hielten, und versuchte, neue Beweisgründe für seine Unschuld zu erlangen durch die Aussagen derjenigen, die einen Mord für ausgeschlossen hielten.

Es lag ihm in erster Hinsicht daran, Einblick in die Akten des Prozesses zu gewinnen. Er wandte sich als „Geschichtsschreiber“ an den Intendanten in Languedoc und sprach die Hoffnung aus, das Parlament in Toulouse würde bald die Akten in Sachen Calas veröffentlichen, wie das Pariser Parlament die Dokumente im Falle Damiens veröffentlicht hatte. Die Zuschrift war vergeblich.

Dann schrieb er an Richelieu und bat ihn, ihm Aufklärung zu verschaffen. Richelieu gab Voltaire den bequemen Rat, seine Hände von dieser Sache zu lassen, um alle Unannehmlichkeiten und alle Schwierigkeiten zu vermeiden, in die sie ihn bringen würde; er für seinen Teil zweifelte nicht an der Schuld des Hingerichteten. Diese Antwort mußte Voltaires Stimmung notwendigerweise herabdrücken; und noch mehr herabgestimmt ward er, als er erfuhr, daß der Minister Saint-Florentin die beiden Töchter Jean Calas' in Klöster hatte sperren lassen. Das war ja wahrscheinlich nicht ohne Grund geschehen; es war jedoch auch möglich, daß Saint-Florentin, wie die Menschen in den meisten Fällen, aus reiner Unwissenheit, außerdem aus Abneigung gegen die Protestanten gehandelt hatte.

Einen entscheidenden Eindruck auf Voltaires Auffassung machte der fünfzehnjährige Sohn Calas', Donat, der nach Genf kam. Voltaire verließ, als er von seiner Ankunft hörte, sofort Ferney und lud ihn auf Schweizer Boden zu sich nach Les Délices. Voltaire hat in einem Briefe an Damilaville (1. März 1765) seine erste Begegnung mit dem Kind beschrieben:

Ich ließ den jungen Calas zu mir kommen. Ich erwartete, einen Fanatiker der Art, wie sie seine Gegend zuweilen hervorbringt, zu sehen. Ich sah ein einfaches, naives Kind von ruhigem und anziehendem Äußeren, das während des Gesprächs mit mir den vergeblichen Versuch machte, die Tränen zurückzuhalten. Er erzählte mir, daß er in Nîmes bei einem Fabrikanten in der Lehre war, als er aus öffentlichen Kundgebungen erfuhr, daß man in Toulouse im Begriff stand, seine ganze Familie zum Tode zu verurteilen. Man sagte ihm, daß fast das ganze Languedoc an die Schuld der Familie Calas

glaubte und daß er, um der furchtbaren Schande zu entgehen, in der Schweiz eine Zuflucht suchen solle.

Ich fragte ihn, ob sein Vater und seine Mutter von gewalttätigem Charakter waren; er antwortete mir, daß sie niemals eins ihrer Kinder geschlagen hätten und daß es keine Eltern geben könnte, die nachsichtiger und liebevoller wären.

Ich gebe zu, daß ich dadurch zu einer starken Vermutung der Unschuld der Familie kam. Ich holte weitere Auskünfte bei zwei Kaufleuten aus Genf ein, die in Toulouse bei Calas logiert hatten. Sie bestärkten mich in meiner Ansicht.

Die Umgebung Voltaires war von der Unschuld des Hingerichteten bald derart überzeugt, daß die Zuhörer bei der Aufführung von *Tancredè* in Ferney bei den folgenden Worten in einen Beifallssturm ausbrachen:

O juges malheureux, qui dans nos faibles mains
Tenons aveuglement le glaive et la balance,
Combien nos jugements sont injustes et vains,
Et combien nous égare une fausse prudence!

Da die Protestanten in der Schweiz sich mit denen in Frankreich solidarisch fühlten, bildete sich in Genf ein größerer Ausschuß, der Geld für den Unterhalt der Familie Calas und für die Kosten eines Prozesses zu ihrer Ehrenrettung sammeln wollte. Es galt besonders, einflußreiche Persönlichkeiten zu gewinnen, und diese Aufgabe fiel natürlich Voltaire zu. Er bat jeden der vornehmen Männer und Frauen, die Gäste seines Hauses gewesen waren, sich der Verlassenen anzunehmen.

Am eifrigsten war die Herzogin von Enville, die ihren ganzen Einfluß am Hofe in Versailles geltend machte. Der Herzog von Harcourt und der Marquis d'Argence de Dirac wurden als Nächste überzeugt, und Voltaire ruhte nicht, bis er den Widerstand des Herzogs von Richelieu überwunden und sowohl ihn wie den Herzog von Villars dazu bewegt hatte, sich an den Grafen Saint-Florentin zu wenden. Es galt besonders, den Kanzler Guillaume de Lamoignon wohlwollend zu stimmen, denn er war der Vorsitzende des Rates, der das Urteil von Toulouse kassieren konnte. Den beinahe achtzigjährigen Mann sofort zu gewinnen, daran war nicht zu denken; aber Voltaire gewann den Marquis de Nicolaï, der ihn in Ferney besucht hatte, dafür, seinen Vater, den Präsidenten von La Cour des comptes, zu bitten, auf den Kanzler einzuwirken; ebenso erreichte er von Castanier d'Auriac, den Präsidenten des Großen Rates, daß dieser sich an Lamoignon, seinen Schwiegervater wandte. Der Advokat Elie de Beaumont erhielt die Aufgabe, den Advokatenstand zu mobilisieren, Madame de Pompadour versprach, mit dem König selbst über Calas zu sprechen.

XII

Der Energie Voltaires gelang es, den seit 1760 fungierenden Kriegs- und Außenminister, den Herzog von Choiseul zu erobern. Sein Verhältnis zu diesem ohne Zweifel sehr hervorragenden Manne war lange

Zeit sehr schwankend, wegen wechselnder Verhältnisse, die mit Voltaire's persönlicher Haltung nichts zu tun hatten. Im allgemeinen war ihm der Herzog (und noch mehr die Herzogin) wohlgesinnt. Trotzdem entschloß sich Choiseul, den Feind der Philosophen, Palissot, zu beschützen, weil Morellet, der diesen Lustspielschreiber in einer sogenannten Vorrede zu dem Stück *Les Philosophes* angriff, so töricht und geschmacklos gewesen war, dabei einige herabsetzende Worte über die Prinzessin von Rebecque, die Freundin Choiseuls, zu schreiben, die damals noch dazu todkrank lag.

Auch als Beschützer von Fréron war Choiseul einmal aufgetreten. Das war, als Friedrich der Große in seinen Versen Ludwig den Fünfzehnten angegriffen hatte und Choiseul einen Literaten gesucht hatte, der Friedrichs Spöttereien erwidern konnte. Hier ist kein Anlaß, sich auf diesen persönlichen Streit zwischen zwei Königen einzulassen. Es soll nur bemerkt werden, daß der französische Hofmann, der auf die Verse des Königs von Preußen über Ludwigs erotische Schwächen tatsächlich antwortete, es nicht schwer hatte, dem Spott entgegenzutreten; er hob hervor, um wieviel eine schöne französische Dame in Spitzen als Gegenstand erotischen Begehrens einem preußischen Fährnrich oder Trommelschläger vorzuziehen wäre.

Nicht einmal, daß der Herzog von Choiseul sich voller Heftigkeit gegen die Familie Sirven aussprach, nachdem er versprochen hatte, ihr Beschützer zu sein, entfernte Voltaire von ihm; im Gegenteil; er verstand diesen Schritt und entschuldigte ihn.

Der Herzog gründete und erbaute die kleine Stadt Versoix, deren Entstehung und Wachstum Voltaire mit Bewunderung und Leidenschaft verfolgte. Man lese nur den Schluß seines Gedichtes an die schöne Herzogin von Choiseul bei Gelegenheit dieser Gründung:

Sur la raison, sur la justice,
Sur les grâces, sur la douceur,
Je fonde aujourd'hui mon bonheur;
Et vous êtes ma fondatrice.

Voltaire konnte im Augenblick dem Herzog nicht in dem Maße beistehen, wie er es gewünscht hatte, da ihm der Abbé Terray als Generalkontrollleur der Finanzen um nicht weniger als 200 000 Francs beraubt hatte, als er ein Edikt ausstellte, das gewisse Staatsanweisungen, von denen Voltaire in der Höhe dieses Betrages besaß, ganz wertlos machte.

Nachdem der Kapuzinergeneral in Rom zum Dank für die Dienste, die Voltaire seinen Mönchen geleistet, den Besitzer von Ferney in den Orden des heiligen Franciskus aufgenommen hatte, unterschrieb sich dieser oft Bruder François, und verschiedene seiner lustigen und herzlichen Briefe an den Herzog und die Herzogin von Choiseul sind so unterzeichnet und in scherzendem Tone geschrieben, als wäre er ein wirklicher Kapuziner.

Da in Genf innere Streitigkeiten entstanden waren und die Straßen sich mit Blut färbten, als die vornehmen Bürger die Handwerker erschlugen, nahm Voltaire die Genfer Flüchtlinge in Ferney auf, gab ihnen Obdach und erlangte, daß der Herzog von Choiseul als ihr Beschützer auftrat. Alle waren sie tüchtige Uhrmacher, und der Herzog ließ eine Kiste mit Uhren als Probe nach Spanien schicken und gab gleichzeitig den Auftrag, daß ihre Arbeiten nach Rom gesandt und dort zum Verkauf ausgestellt wurden. (Voltaires Brief an den Kardinal de Bernis vom 11. Mai 1770.) Zum Dank sandte Voltaire der Herzogin von Choiseul, der selbst das immer spöttische Urteil der Madame du Deffand nur den Fehler zuschreibt, allzu vollkommen zu sein, einen Brief (9. April 1770) in dessen Schluß anmutig und nachlässig eine Zeile hingeworfen ist, nach der es ohne weiteres als gegeben vorausgesetzt wird, daß sie Aphrodite selbst sei. — Hat je ein Mensch wie er schreiben können?

Ich habe die Unverschämtheit begangen, Ihnen zu Füßen zu legen und für Ihre Beine zu senden das erste Paar Seidenstrümpfe, das man jemals in diesem Talgrund gewirkt hat, mitten in Schnee und Eis, wo ich die Dummheit begangen habe, mich niederzulassen. Ich habe heute eine viel größere Unverschämtheit anzubringen. Kaum hatte Monseigneur Atticus-Corsicus-Pollion erlaubt, daß man die Emigranten in Frankreich aufnahm (Corsicus wegen der beginnenden Eroberung Corsicas, Atticus, Ciceros vertrautester Freund, Asinius Pollio, Caesars Freund, römischer Feldherr, Gründer der ersten öffentlichen Bibliothek im Tempel der Freiheit), bevor ich auf der Stelle die Flüchtlinge zu meiner Hütte kommen ließ. Kaum hatten sie sich daran gemacht, zu arbeiten, als man Uhren genug hatte, um eine kleine Kiste voll nach Spanien senden zu können. Das ist der Anfang zu einem sehr großen Handel. Mit dieser Post sende ich die Kiste an Monseigneur le duc, damit er sehen kann, wie leicht es ist, eine Kolonie zu gründen, wenn man es aufrichtig will. In drei Monaten können wir genug Uhren haben, um sieben oder acht Kisten damit zu füllen; wir können dann Uhren haben, die würdig sind, in Ihrem Gürtel getragen zu werden, und Homer wird dann nicht mehr der einzige sein, der über diesen Gürtel gesprochen hat.

Voltaire blieb Choiseul auch in seinem Sturz und während seiner Verbannung hartnäckig treu, und nichts konnte ihn bei diesem Anlaß stärker betrüben als das unberechtigte Mißtrauen des Herzogs. Unter all den Tausenden Briefen Voltaires gibt es kaum einen schöneren und männlicheren als den, in dem er sich von Choiseuls Nachfolger die Beschützung seiner Kolonie in solchen Ausdrücken erbittet, daß sich der Brief zu einer Verherrlichung des gestürzten Ministers gestaltet. Man lese den Brief an den Herzog von la Vrillière vom 9. Mai 1771:

Man hatte begonnen, die Stadt zu gründen und der Grund zum Hafen war bereits gelegt, als ungefähr 200 Eingeborene aus Genf ankamen. Einige dieser waren nämlich von den Bürgern ermordet worden. Es sind fast lauter vortreffliche Uhrmacher. Ich nahm mich ihrer an und erbaute Häuser für sie mit einer Geschwindigkeit, die so groß wie mein Eifer war. Der Herzog von Choiseul billigte mein Vorgehen. Seine Majestät gestattete den Handwerkern, ihren Beruf

auszuüben, ohne irgendwelche Abgabe zu zahlen. Man versprach auch dem Flecken Ferney alle Rechte, die die Stadt Versoix genießen sollte. Alles, was ich an Geld zur Verfügung hatte, lieh ich denn den Kolonisten; sie arbeiteten. Der Herzog von Choiseul war sogar so großherzig, verschiedene ihrer Uhren zu kaufen. Sie versorgen im Augenblick Spanien, Italien, Holland, Rußland und verdienen dadurch Geld für Frankreich. Die Verhältnisse haben sich ja seitdem geändert; aber ich hoffe, daß sich Ihr Wohlwollen mir gegenüber nicht verändern wird und daß Sie liebenswürdig meine Kolonie beschützen werden, wie sie der Herzog von Choiseul beschützte. Ich verdanke ihm alles. Ich werde bis zum letzten Augenblick meines Lebens von der ehrfurchtsvollen Dankbarkeit durchdrungen sein, die er von mir erwarten darf, und von der Bewunderung, die sein Seelenadel mir eingeflößt hat. Sie billigen meine Gefühle, Monseigneur, Sie haben mehr als irgendeiner ein Interesse daran, daß man nicht undankbar sei.

Selten hat sich wohl ein Mann von sechsundsiebzig Jahren mit so viel Grazie ausgedrückt wie Voltaire der Herzogin von Choiseul gegenüber, und mit solcher Würde und Festigkeit wie derselbe Voltaire in dem Briefe an den Herzog von la Vrillière, mit einer Festigkeit, die doch Wohlerzogenheit und Eleganz in keiner Weise beeinträchtigte.

XIII

Um eine Rehabilitierung der unglücklichen Toulouser Familie zu erwirken, mußte Voltaire zuerst eine Vollmacht der Witwe Jean Calas, haben. Man mußte sie bewegen, aus der Zurückgezogenheit herauszutreten, in der sie lebte, seit sie ihrer Töchter beraubt worden war; man mußte sie überreden, die Reise nach Paris zu unternehmen, wo der Prozeß ohne sie nicht eingeleitet werden konnte.

Zuerst schien Voltaire hier auf einen unüberwindlichen Widerstand zu stoßen. Die arme Frau war so verschüchtert, daß sie sich nur sicher fühlte, wo sie still und verborgen lebte.

Sie war zu niedergedrückt, um einen Kampf gegen das Parlament in Toulouse zu wagen. Sie erwähnte niemals den Namen ihres Mannes, sprach nur immer von dem Verlust ihrer Töchter, deren Wiedervereinigung mit der Mutter zu erstreben Voltaire aber nicht für richtig hielt, so lange der Prozeß zur Ehrenrettung nicht in Gang gesetzt war.

Voltaire stellte es Madame Calas so eindringlich als heilige Pflicht hin, den unschuldig Mißhandelten und Hingerichteten von der Schande zu befreien, die an den Namen Calas geheftet worden war, daß sie in den ersten Tagen des Juni 1762 ihren Mut zusammennahm und nach Paris reiste, wo Voltaire ihr in D'Alembert, Damilaville und seinem eigenen Neffen Abbé Mignot Ratgeber und Freunde gesichert hatte. Da er fürchtete, daß Madame Calas als einfältige Huguenottin nicht in der Lage sein würde, durch persönliches Auftreten Freunde zu gewinnen, hielt er sie vorläufig zurück und ließ sie sich nur selten in der Öffentlichkeit zeigen.

Die Advokaten Elie de Beaumont und Mariette hatten versprochen, den Prozeß zu führen, und aus reiner Begeisterung schlugen sie jedes Honorar aus. Aber sie konnten ihn nicht führen, ohne seine Akten zu kennen; und das Parlament in Toulouse weigerte sich klüglich, ihnen zu erlauben, Abschriften vornehmen zu lassen, verbot außerdem, irgend jemandem Einsicht zu gestatten.

Anfangs hatte Voltaire gehofft, daß sich der Kanzler ohne weiteres die Akten übersenden lassen würde; da das nicht geschah, sah er kein anderes Mittel als die Erregung der öffentlichen Entrüstung. Er schreibt am (5. Juli 1762) an d'Argental:

Wir fordern ja nichts anderes, als daß man uns sagt, wofür man Calas zum Tode verurteilt hat. Was für ein Schrecken ist nicht solch ein geheimes Urteil ohne Anführung von Gründen! Gibt es eine furchtbarere Tyrannei als willkürlich Blut vergießen zu können, ohne jemandem Rechenschaft dafür zu schulden? — Das ist nicht Brauch, sagen die Richter. — Gut; Ihr Ungeheuer, dann muß das von nun an Brauch werden. Ihr schuldet Rechenschaft für das Blut, das Ihr vergießt!

Das Parlament gab natürlich nicht nach; da aber der Advokat Mariette im August dem Conseil ein Gesuch um Aufhebung des Urteils einreichte, darf man annehmen, daß die Vertrauten Voltaires in Toulouse es verstanden haben, sich die Akten heimlich zur Abschrift zu verschaffen.

Die Familie Lavaysse zeigte sich wenig tapfer. Der angesehene Advokat, der Vater des jungen Lavaysse, weigerte sich, im Namen seines Sohnes seine Zustimmung zu geben, da er dadurch seine Stellung in Toulouse sicher verlieren würde, und er nicht gern wo anders von vorn anfangen wollte. Der junge Lavaysse, der sich unter falschem Namen in Paris aufhielt, ließ sich schließlich von d'Argental bewegen, Mitunterzeichner zu sein.

XIV

Wenn Voltaire bei denen, die sich zu Besuch in Ferney einfanden, Teilnahme für die Familie wecken wollte, die von der französischen Justiz eine so unerhörte Behandlung erfahren hatte, dann stellte er ihnen gern die beiden Söhne Calas vor. Es war Pierre nämlich gelungen, aus dem Dominikanerkloster, wo er gefangen gesessen, zu entweichen und mit seinem jüngeren Bruder in Genf zusammenzutreffen. Voltaire ließ sowohl Pierre wie Donat in Châtelaine bei Les Délices wohnen, und er unterwarf sofort nach der Ankunft Pierre einem vierstündigen Verhör. Er schrieb darüber an Audibert in Paris: „Ich bringe Tage und Nächte damit zu, daß ich an alle diejenigen Briefe schreibe, die ihren Einfluß gebrauchen können, eine Gerechtigkeit zu erlangen, für die sich die Welt interessiert und die mir für die Ehre Frankreichs notwendig scheint. Wir haben Pierre Calas hier. Ich habe ihn vier Stunden hintereinander ausgefragt; ich schaudere und weine. Aber es gilt zu handeln.“

Als Richelieu, wie kürzlich geschildert, auf Besuch bei Voltaire war, stellte der Hausherr Pierre Calas dem Gast vor, und dieser Augenzeuge der Ereignisse verstand es, das Geschehene dem Herzog so zu schildern, daß dieser Mann, der gewiß nicht weich, aber bei allen seinen Fehlern ein grand seigneur war, zu dem jungen Calas sagte: „Sie können auf meinen Einfluß und meine Hilfe rechnen. Da Sie keinen Vater mehr haben, will ich Ihnen ein Vater sein.“

Ehe die Advokaten ihre Aktion begannen, wollte Voltaire nach seiner Gewohnheit die Stimmung durch Flugschriften vorbereiten, deren gemeinsamer Titel ist: *Pièces originales concernant la mort des Sieurs Calas et le jugement rendu à Toulouse*. Man kann sie in den Bänden seiner Werke unter *Mélanges* finden.

Die erste Schrift ist ein Auszug aus einem wirklichen Briefe von Madame Calas über das, was an jenem 13. Oktober geschah, von Voltaire nur mit Anmerkungen versehen. Das nächste kleine Aktenstück ist von Voltaire im Namen des jüngsten Sohnes verfaßt und trägt den Titel: *Lettre de Donat Calas fils à la Dame veuve Calas, sa mère*, datiert 22. Juni 1762. Der Brief ist zugleich rührend und scharfsinnig, rührend durch die Liebe und das Vertrauen, die der Sohn zu seinen Eltern an den Tag legt, scharfsinnig durch die Sicherheit, mit der Wahn und Willkür der törichten Anklage festgelegt werden, um deren willen der Vater gerädert und Friede und Selbständigkeit der Familie zerstört wurden.

Das nächste Stück wieder ist ein Beitrag, dessen Bestimmung war, die religiösen Vorurteile zu überwinden. Der Titel lautet *Mémoire de Donat Calas pour son père, sa mère et son frère*. Voltaire läßt hier den jungen Calas ohne Verleugnung seiner Konfession jeden Schein, als ob er Glaubenseiferer wäre, vermeiden. Er spricht mit so viel Ehrfurcht von der katholischen Religion, daß katholische Leser die Möglichkeit ins Auge fassen konnten, ihn zu bekehren; er äußert außerdem seine Treue für König und Vaterland mit so viel Wärme, daß jede Möglichkeit, ihn zu einem schlechten Franzosen zu stempeln, abgeschnitten wurde. Das *Mémoire* war den 22. Juli 1762 datiert.

Vom folgenden Tage ist die in Pierre Calas' Namen geschriebene kluge *Déclaration*, mit der Voltaire ein doppeltes Ziel verfolgte. Einmal wollte er zeigen, daß es sich hier nicht um das Schicksal eines einzelnen handelte, sondern um die Bedeutung, die für die Allgemeinheit immer darin liegt, daß sie über die Wahrheit aufgeklärt wird. Dann galt es, durch Mäßigung zu gewinnen, nicht gegen das Parlament in Toulouse loszudonnern, sondern das Vertrauen auszudrücken, daß dieses selbst, wenn es hinter seinen Irrtum kam, eifrig für die Genugtuung des Opfers eines Justizirrtums arbeiten würde.

Eine Parallele mit einem englischen Justizirrtum (Elisabeth Cannings Prozeß), der zur rechten Zeit verhindert wurde, diente zum Beweise, welchen Schaden die französische Geheimhaltung der Urteilsgründe,

die in England unbekannt war, verursachen konnte. Der Titel ist *Histoire d'Elisabeth Canning et des Calas*.

Wenn das Tintenfaß nicht existiert hätte, würde Voltaire es gewiß erfunden haben.

Die kleinen Schriften machten in den protestantischen Ländern, England und Norddeutschland, stärkeren Eindruck als anfangs in Frankreich selbst; der Grund lag besonders darin, daß die Regierung Voltaires Feldzug mit größtem Unwillen verfolgte und überall auf die Schrift *Pièces originales* niederfuhr und ihren Verkauf verbot. Voltaire schrieb: „Man kann bei uns hundert Unschuldige rädern; Paris denkt nur an ein neues Theaterstück und an das Souper danach.“ Paris dachte jedoch, wie der Graf von Saint-Florentin es wünschte, und dieser reaktionäre Minister, von dem sich Voltaire einbildete (oder anderen einredete), daß er ihn gewonnen hatte, war natürlich nur darauf bedacht, alles niederzuschlagen, was sich für die Familie Calas aussprach.

Die Eingabe Elie de Beaumonts, die von fünfzehn angesehenen Pariser Advokaten mitunterzeichnet war, beleuchtete die Schwäche der Beweise, denen Jean Calas unterlegen war, und die Ungesetzlichkeit des ganzen Prozesses. Die Advokaten, die der Eingabe beitraten, leugneten, daß jemand auf bloße Indizien hin wegen Mordes an einem Sohn verurteilt werden durfte, und erklärten, selbst wenn man entgegengesetzter Auffassung wäre, konnte Jean Calas dennoch nicht für schuldig erklärt werden. Zum Schluß führten sie aus, daß der Prozeß also wiederaufgenommen werden mußte.

Eine unerwartete Hilfe kam seitens einer geachteten katholischen Nonne. Schwester Anne Julie Fraisse, deren Obhut Nanette Calas anvertraut worden war, um sie zu bekehren, war durch die Mitteilungen des jungen Mädchens von der Unschuld der ganzen Familie überzeugt worden, und da sie in Paris einflußreiche Verbindungen hatte und da Nanette durch die Bestrebungen der Herzogin von Enville freigelassen worden war, gab sie dem Mädchen einen Brief an den Präsidenten Castanier d'Auriac mit und bat ihn darin, sich der Familie warm anzunehmen. Dieser Brief erregte in Paris großes Aufsehen und zirkulierte in zahlreichen Abschriften.

Inzwischen blieben Voltaires Feinde nicht müßig. *Saint James Chronicle* brachte einen Brief Voltaires an D'Alembert, in dem nicht nur das Parlament in Toulouse sehr schlecht besprochen, sondern König Ludwig und das französische Ministerium furchtbar geschmäht wurden. Da sowohl der Herzog von Grafton wie der Herzog von Choiseul Voltaire den Artikel schickten, hatte er nur nötig, D'Alembert zu bitten, den Originaltext an Choiseul zu senden, damit dieser sehen konnte, daß man in dem auf der Post angehaltenen und abgeschriebenen Briefe durch Fälschung ein langes Stück eingefügt hatte, das Voltaire schaden und die Sache unmöglich machen sollte.

Daß diese nicht nach Recht, sondern aus politischen Gesichtspunkten heraus entschieden werden würde, wußte jeder, der kein Kind war.

Voltaire begriff denn auch sehr gut, daß alles davon abhing, ob die Krone es zurzeit für politisch klug hielt, scharf oder entgegenkommend gegen das Parlament in Toulouse und gegen die Parlamente überhaupt aufzutreten. Das Parlament hatte gegen die Finanzedikte Widerstand geleistet. Aber Voltaire litt unter der Ungewißheit, ob die Krone hier Nachgiebigkeit für politischer halten würde.

Am 7. Mai 1763 bestimmte der Conseil jedoch einstimmig mit 83 Stimmen, daß das Toulouser Parlament die Prozeßakten einsenden sollte. Für Voltaire war das „ein großer Tag im Kalender der Philosophen“.

Das Parlament beantwortete die Aufforderung damit, daß es von Madame Calas 25 Bogen Stempelpapier und einen Vorschuß von 40 Dukaten für die Abschriften verlangte. Sie war gezwungen zu bezahlen. Voltaire schrieb (24. Mai 1763): „Endlich sind die infamen Akten von den infamen Richtern abgeschickt worden. Das Parlament in Toulouse hat zuerst den Mann gerädert, dann die Witwe geschunden O, welche Schurken!“

XV

In der langen Zeit, die verging, bis das Urteil fiel, schrieb er unter sehr vielem anderen seine gewichtige und wertvolle Schrift *Traité sur la Tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas*, die streng anonym im Sommer 1763 herausgegeben wurde. Den Freunden teilte er mit, daß sie von „einem gutmütigen Priester“ geschrieben sei. Der erste Versuch, einige Exemplare in Paris einzuschmuggeln, wurde nicht vor November, Dezember 1763 gemacht. Die Schrift wurde nur den der Sache Günstigen überbracht oder übersandt, den Herzögen von Choiseul und von Praslin, einigen Mitgliedern des Staatsrates und Madame de Pompadour. Voltaire wußte, daß ein halbes hundert Jahre früher jedes einzelne Exemplar verbrannt worden wäre, und er war zufrieden, wenn das Buch nur von einigen wenigen gelesen wurde, von den einzelnen, die er seine Leser nannte.

Voltaire, der genau wußte, wo sein Publikum einlenkte, geht nicht so weit vorzuschlagen, man solle den Protestanten gestatten, ihren Gottesdienst frei abzuhalten. Er spricht nur prinzipiell für die Toleranz, hält den Franzosen vor: da es Länder gibt, wo Angehörige verschiedener Konfessionen friedlich nebeneinander leben, könnte das auch ohne Schaden für das allgemeine Wohl in Frankreich geschehen. Und er entwickelt nicht nur den Gedanken, daß die Toleranz ungefährlich, sondern daß die Glaubensverfolgung die Frucht des Christentums sei.

Man stellt als Grundregel auf: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu,“ und man fährt fort: „Glaube, was ich glaube, und was du nicht glauben kannst, oder ich erschlage dich.“ In den aufgeklärtesten Ländern begnügt man sich doch zu sagen: „Glaube, oder ich verabscheue dich; glaube, oder ich tu dir Böses,

soviel ich kann; du Scheusal! du hast nicht meine Religion, du hast also keine Religion; und so bist du ein Greuel für deine Nachbarn, deine Stadt, deine Provinz!“

Kurze Zeit nach dem Tode Franz I. hatten einige kirchlich gesinnte Mitglieder des Parlaments in der Provence den König um Truppen gebeten, um die Hinrichtung von 19 Ketzern, die das Parlament verurteilt hatte, zu vollziehen; sie kamen; und das Parlament ließ durch sie 6000 Menschen niedermachen, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter; sie büßten dafür, daß sie Waldenser waren, in der Provinz Vaux geboren und dreihundert Jahre in einer unfruchtbaren Berggegend gelebt hatten, die sie urbar machten. Sie lasen frei in der Bibel und folgten der Bergpredigt. Andere Sünden hatten sie nicht begangen.

Voltaire weist darauf hin, wie tolerant sich Chinas Zivilisation gezeigt hat; wie äußerst selten Fälle religiöser Intoleranz im alten Griechenland gewesen sind, schließlich daß das Römische Reich, so mächtig und ausgedehnt es war, stets duldsam war, bis das Christentum seinen Einzug hielt. Cicero zweifelte an allem, Lucretius leugnete alles; niemand machte ihnen deshalb die geringsten Vorwürfe. Wo er von der Hölle spricht, sagt Cicero: Non est anus tam excors qui credat (Kein altes Weib ist so blödsinnig, daran zu glauben), Juvenal sagt darüber: Nec pueri credunt (Nicht einmal Knaben glauben etwas davon), der Senat und das römische Volk stellten das große Prinzip auf: Deorum offensæ diis curæ (Laßt Schmähungen der Götter die Sache der Götter sein). Noch weit später, als Paulus in Korinth von den anderen Juden vor dem Landeshauptmann von Achaja angeklagt wurde, antwortete Gallion: „Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, so hörte ich euch billig; weil es aber eine Frage ist von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selber zu; ich gedenke, darüber nicht Richter zu sein.“

Voltaire versucht, seinen religiösen Lesern zu erklären, daß sich der Aberglaube zur Religion verhält wie die Astrologie zur Astronomie, und nichts anderes ist als eine verrückte Tochter einer sehr verständigen und würdigen Mutter. Er behauptet, daß weder große Kunst noch Beredsamkeit erforderlich sind, um zu beweisen, daß die Christen untereinander Duldsamkeit erweisen sollten: „Ja, ich gehe weiter; ich sage euch, daß man alle Menschen als seine Brüder betrachten soll. — Wie! Ein Türke sollte mein Bruder sein? Ein Chinese mein Bruder? Ein Jude? Ein Siamese? — Ja, ohne Zweifel. Sind wir nicht alle Kinder desselben Vaters und Geschöpfe desselben Gottes?“

Es ist bezeichnend, daß unter dem vielen, das während der Reaktion nach der französischen Revolution die Wut gegen Voltaire erregte, vor allem seine Verkündung der Toleranz war. Diese Verkündung wurde als besonders teuflisch aufgefaßt und paßte zum unglaublichen Bild, das Joseph de Maistre von ihm in *Quatrième Entretien des Soirées de Saint-Petersbourg* entwirft: „Mit einem Wahnsinn ohnegleichen nannte sich dieser unverschämte Gotteslästerer den persönlichen Feind des

Heilands... Andere Zyniker haben die Tugend in Verwunderung versetzt, er das Laster. Er tauchte in den Schlamm, wälzte sich darin, tat sich darin götlich; seine Einbildungskraft begeisterte sich für die Hölle, die ihm die Kräfte lieh, sich bis an die Grenze des Bösen zu schleppen.“

Oder man lese, in welchem Tone Emile Faguet noch 70 Jahre später es zu einer Lüge Voltaires machen will, daß das Altertum tolerant gewesen sei. Man verfolge, mit welcher Leidenschaft er die wenigen Beispiele religiöser Unduldsamkeit im alten Hellas hervorhebt, die sich mit der christlichen Intoleranz vergleichen ließen. Gerade als ob Voltaire versucht hätte, die Verurteilung des Sokrates zu verschweigen! Und welches Wesen macht Faguet nicht aus seinen Ungenauigkeiten! Es war nur natürlich, daß Voltaire einen Kaiser wie Julian eher als Rationalisten denn als Mystiker betrachtete; doch auch Julian war kein Verfolger. Und in ihrem Pantheon überließen die Römer Plätze einer über-raschenden Anzahl von Göttern.

Mit der steigenden Reaktion gegen Voltaire im 19. Jahrhundert wurde auch sein Grundgedanke, die Toleranz, zu etwas Verabscheuens-wertem, Verwerfbarem gemacht. In der dänischen Literatur feuert in der Mitte des Jahrhunderts Frederik Paludan-Müller die folgende Salve ab in seinem *Ahasverus*:

Du mit der Toleranz, dem Trank,
Der süßlich ist, nicht kalt, nicht heiß,
Den, wer das Kräftige zu schätzen weiß,
Vor Ekel wieder von sich speit.

Hier wie bei Joseph de Maistre ist der Lügner Antichrist der Verteidiger der Duldsamkeit und der Vertreter Voltaires.

Das ganze *Credo* des Voltaireschen Deismus liegt in dem Schlußgebet, in das die anonyme Schrift über die Toleranz mündet:

Ich wende mich daher nicht mehr an die Menschen, sondern an Dich, Gott aller Wesen, aller Welten, aller Zeiten. Wenn es schwachen Geschöpfen, die in dem unermeßbaren Ganzen verloren sind und nicht vom Rest des Weltalls getrennt werden können, erlaubt ist, wenn es ihnen zugestanden ist, Dich um etwas zu bitten, Dich, der alles gegeben hat, Dich, dessen Bestimmung unveränderlich, ewig ist, so halte uns Deines Mitleids mit den Irrtümern für wert, die mit unserer Natur zusammenhängen! Daß unsere Irrtümer kein Unglück über uns bringen! Du hast uns kein Herz gegeben, einander zu hassen, keine Hände, um einander umzubringen. Gib, daß wir uns gegenseitig helfen, die Last eines schmerzlichen und vergänglichen Lebens zu tragen! Laß die geringen Unterschiede in der Kleidung, die unsere gebrechlichen Körper verhüllen, in unserer unzureichenden Sprache, in unseren lächerlichen Gebräuchen, in unseren unvollkommenen Gesetzen, unseren törichten Ansichten, unserer Stellung in der Gesellschaft, die uns so verschieden scheinen, Dir aber so gleich, laß all die geringen Unterschiede, die die Atome, die Menschen heißen, voneinander trennen, nicht Signale zum Haß und zur Verfolgung sein! . . .

Möchten sich alle Menschen erinnern, daß sie Brüder sind! Möchten sie alle die Vergewaltigung der Seelen verabscheuen, wie sie die Räu-

berei verabscheuen, die die Arbeit und den friedlichen Fleiß ihrer Früchte beraubt! Sollte das Unglück des Krieges unvermeidlich sein, so laß uns wenigstens nicht im Schoße des Friedens einander hassen und zerreißen, und laß uns den Augenblick, den wir zu leben haben, benutzen, in tausend Sprachen gleichmäßig Deine Güte zu segnen, die uns diesen Augenblick geschenkt hat!

XVI

Gegen welche Gefühllosigkeit für das Leiden anderer und gegenüber dem ganzen barbarischen Strafsystem Frankreichs Voltaire hierbei anzukämpfen hatte, zeigt der Umstand, daß mit Ausnahme von La Bruyère, dessen Auslassungen in der Overture angeführt sind, nicht ein einziger der ersten Geister Frankreichs in dem sogenannten großen siebzehnten Jahrhundert sich gegen die Dummheiten und den Wahnsinn in der Strafgesetzgebung ausgesprochen hat.

Sogar die Folter findet man so natürlich, daß die größten, berühmtesten Dichter über sie scherzen, während der mehr als anderthalb Jahrhundert ältere Shakespeare sie entschieden verdammt, wenn er Portia im *Kaufmann von Venedig* sagen läßt:

... auf der Folter,

Wo sie, gezwungen, sagen, was man will.

Molière läßt seinen Geizhals im vierten Akt, siebente Szene von *L'Avare*, als er Geld vermißt, ausrufen:

Ich werde das Gericht holen. Meinen ganzen Hausstand lasse ich auf die Folter spannen, Mägde, Diener, Sohn, Tochter und — mich selbst dazu.

Bei Racine ein entsprechender spaßhafter Dialog in *Les Plaideurs* (III. 4):

Daudin: N'avez vous jamais vu donner la question?

Isabelle: Non, et je ne le verrai, que je crois, de ma vie.

Daudin: Venez, je vous en veux faire passer l'envie.

Isabelle: Hé, monsieur! peut-on voir souffrir des malheureux?

Daudin: Bon! cela fait toujours passer une heure ou deux.

Im Jahre 1663 war ein gewisser Simon Morin durch Urteil des Pariser Parlaments lebendig verbrannt worden, weil er sich in religiösem Wahnsinn für Jesus Christus gehalten hatte. Nicht ein Schriftsteller im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten erhob seine Stimme gegen ein solches Urteil, ja, kein Werk des sogenannten großen Jahrhunderts enthält eine Anspielung auf den Prozeß.

Von dem Augenblick an, da hundert Jahre später Voltaire mit seinem Anhang versuchte, das Prinzip der Menschlichkeit in der Rechtspflege zur Geltung zu bringen, erhoben sich der ganze Klerus und alle Kirchengläubigen gegen ihn. Nicht ein französischer Priester und nicht ein Frommer Frankreichs rührten einen Finger für die Familie Calas oder gaben einen Sou für den Unterhalt der Familie, die infolge

der Handhabung der französischen Gerechtigkeit dastand, entblößt von allem, sogar vom täglichen Brot. Und das ist um so merkwürdiger, als die niedere Geistlichkeit, die den Verbrecher zur Richtstätte begleitete, ja, ihm aufs Schafott folgte, besser als jeder andere wußte, was die Opfer dieser Rechtspflege litten.

Die Masse der Bevölkerung nahm niemals Anstoß an einer Strafe, wenn sie nur grausam war. Sie verwarf nicht eine einzige Art der Strafe als unmenschlich, dagegen konnte es auf dem Grève-Platz zu Tumulten kommen, wenn die Volksmasse etwas zu hart im Verhältnis zu dem Vergehen fand, wie im Oktober 1770, als zwei Brüder Cardon gerädert wurden, weil sie im Walde von Vincennes einen Mann überfallen und ihm eine Summe von 15 Francs geraubt hatten, oder wie noch im Jahre 1783, als ein Dienstmädchen wegen eines einfachen Hausdiebstahls gehängt wurde.

Diderot hat behauptet (in *Jacques le Fataliste III*), daß die Bevölkerung nur aus Neugier, nicht aus Grausamkeit zu allen Hinrichtungen strömte; er meint, sie ließ sich von dem Sehenswerten auf dem Schafott und dem Stoff, den man dort für spätere Unterhaltungen sammelte, anlocken. Voltaire selbst hat sich mehrfach dahin ausgesprochen, daß nach seiner Überzeugung nicht reine Schaulust, sondern gleichgültige Neugier die Triebfeder war. Er erwähnt die oben angeführte Stelle aus *Les Plaideurs*, als Daudin der jungen Isabelle vorschlägt, ihr zu zeigen, wie man auf der Folter gemartert wird, „das vertreibt einem immer eine oder zwei Stunden“. Er weiß jedoch sehr gut, welche Anziehung der Anblick von Leiden auf seine Landsleute ausübte. Man vergleiche im *Dictionnaire philosophique* den Artikel *Curiosité*:

Wenn die Folter ein öffentliches Schauspiel wäre, so wäre die ganze Stadt Toulouse zweimal hinzugeeilt, um den ehrwürdigen Calas auf Verlangen des Generalanwalts die abscheulichsten Qualen aushalten zu sehen. Weiße Bußprediger, graue und schwarze Bußprediger, Frauen, Kinder, Mädchen, Dichter, die von der poetischen Akademie in Toulouse gekrönt worden, öffentliche Frauenzimmer, Studenten, Lakaien, Dienstmägde, Doktoren des kanonischen Rechts, alle wären sie gekommen. Ebenso würde man sich auch in Paris zerquetscht haben, um zu sehen, wie man den unglücklichen General Lally mit einem sechs Zoll langen Knebel im Mund in einer Karre zur Richtstätte schlepte.

Wenn aber diese Tragödien für Kannibalen, die man gelegentlich für die leichtsinnigste und in allem, was die Grundsätze der Gerechtigkeit betrifft, unwissendste Nation aufführt, zu oft gespielt, wenn man diese Schauspiele, die Tiger für Affen geben, wie St. Bartholomäus und seine Wiederholungen im kleineren Maßstabe, täglich auführte, dann würde man ein solches Land bald verlassen; voller Entsetzen würde man es fliehen; man würde niemals in dieses Land der Hölle zurückkehren, in dem eine derartige Barbarei vorkomme.

Voltaire drückt dasselbe fast noch stärker in einem Briefe an den dem Ketzertod entgangenen d'Etallonde de Morival aus, den Friedrich der Große auf seine Verwendung hin in seine Dienste genommen hatte (26. Mai 1767): „Unsere Nation ist leichtfertig, aber sie ist grausam.

Es gibt in Frankreich vielleicht sieben- oder achthundert Personen der guten gebildeten Gesellschaft, die Blüte der Nation, durch die sich die Fremden täuschen lassen. Unter diesen wenigen gibt es immer zehn oder zwölf, die mit Erfolg eine Kunst pflegen. Und so beurteilt man die Nation nach diesen und läßt sich vollkommen irreführen. Unsere alten Priester und Beamten sind genau wie die Druden des Altertums, die Menschen opferten; die Gebräuche ändern sich nicht.“

Hätte Montesquieu nach der Deklaration von 1757 noch gelebt, dann hätte er wegen unerhörter Gotteslästerung, die sich gegen den Papst und gegen das Abendmahl richtete, zu schwerer Strafe verurteilt werden können. Es ist jedoch nicht sicher, daß er wirklich verurteilt worden wäre; es ging nämlich nach dem Ansehen der Person. Was die Literatur betrifft, so herrschte überhaupt die wildeste Inkonsistenz. Obgleich sowohl Helvetius' *De l'Esprit* wie Rousseaus *Emile* vom Henker verbrannt worden waren, lagen sie in allen Pariser Schaufenstern zum Verkauf aus. In der Regel verbrannte nämlich der Henker überhaupt kein wirkliches Exemplar des Buches, das verurteilt worden war; das Exemplar behielt eins der Parlamentsmitglieder, die das Buch zu Scheiterhaufen und Feuer verdammt hatten; der Henker verbrannte tatsächlich wertlose Papiere, alte Bibeln oder Dokumente aus alten Rechtsfällen. Inmitten der offiziellen Barbarei gab es allerlei Komödie und Humbug, wie in Rußland unter dem Zaren.

Im letzten Absatz seines Buches über die Toleranz erwähnt Voltaire einen Brief, den er aus Toulouse erhalten habe, worin ihm damit gedroht werde, daß seine Schrift durch Parlamentsurteil öffentlich verbrannt werden wird. Er antwortete, daß ihm das gleichgültig sei. „Denn diese Schrift über die Toleranz ist eine Bittschrift, die im Namen der Menschheit in Demut an die Mächtigen der Erde gerichtet wird. Sie ist nur ein Saatkorn; aber einmal wird sie zur Ernte reifen.“

XVII

Im Jahre 1762 verordnete das jansenistische Pariser Parlament die Einziehung aller dem Jesuitenorden gehörenden geistlichen Güter zur weltlichen Verwendung und ein königliches Edikt vom November 1764 vertrieb die Jesuiten aus Frankreich. Dieser Sieg, den die Parlamente über die Jesuiten gewannen, machte sie jedoch übermütig und bestärkte sie in ihrem Widerstand gegen die Anerkennung von Steuerverordnungen, die teure Kriege für die Krone notwendig gemacht hatten. Besonders gefährlich war es für die Krone, daß die Parlamente begannen, nach einer Vereinigung, einer gemeinschaftlichen Organisation zu streben.

Das Jahr 1764 brachte endlich die Entscheidung des Conseils in der Angelegenheit Calas. Im Jahre vorher waren wieder Deputierte aus Toulouse nach Paris gekommen, um die drohende Aufhebung des Urteils zu verhindern. Jetzt aber hatte der Conseil keinen Grund zur Rücksicht-

nahme mehr; denn inzwischen war das Parlament in Toulouse zum offenen Widerstand gegen die Regierung vorgegangen. Als der König im September 1763 den Herzog von Fitz-James als königlichen Kommissar nach Toulouse gesandt hatte, um die Anerkennung der Finanzedikte durchzusetzen, hatte das Parlament als Antwort einen Haftbefehl gegen den Herzog ausgestellt. Ja, sein Leben schien bedroht, so daß er sich durch die Flucht rettete.

Aber damit hatte sich das Parlament in Toulouse sogar das Wohlwollen des Pariser Parlaments verscherzt. Denn dieses war ein Pairgericht, und kein anderer Gerichtshof im Lande durfte sich die Macht anmaßen, einen Pair von Frankreich anzuklagen oder gefangen zu setzen. Am Hofe betrachtete man diese Dreistigkeit des Toulouser Gerichts als eine dem ganzen französischen Adel zugefügte Kränkung, und die Mitglieder des Conseils, die es mit dem Hofadel hielten, ergriffen die Gelegenheit zur Vergeltung am Parlament in Toulouse.

Der Referent des Staatsrats für Bittschriften, Herr de Fargès, verlangte das Toulouser Parlament wegen seines ungerechten und barbarischen Verfahrens im Prozesse Calas zur Rechenschaft gezogen, und als er vom Conseilpräsidenten aufgefordert wurde, so starke Ausdrücke zurückzunehmen, erklärte er, daß er für seine Worte einstehe; der Fall läge nicht so, daß Anlaß zur Rücksichtnahme vorläge.

Nach Untersuchung der Beschaffenheit der Akten kassierte nun der Conseil wegen Gesetzesübertretung sowohl das Urteil der Capitoule vom 18. November 1761 wie die Urteile des Toulouser Parlaments vom 9. und 18. März 1762. Dadurch, daß der Conseil den Fall den Staatsratsreferenten überwies anstatt eine Revision zu fordern, fügte er auch den übrigen Parlamenten einen Schlag zu; denn dadurch wurden Zweifel an ihrer Unparteilichkeit ausgedrückt. Daß das Parlament den Spruch als größte Kränkung auffaßte, versteht sich von selbst. Voltaire empfing einen Schwarm von anonymen Briefen, in denen alle Mitglieder der Familie Calas für schuldig erklärt wurden und deren Schreiber bedauerten, daß man sie nicht alle gerädert hätte, dann aber einen anderen Schwarm von Briefen, die solche Drohungen gegen ihn enthielten, der in der Öffentlichkeit — nicht mit Unrecht — als Urheber der ganzen Bewegung galt, daß er froh war, sich nicht im Gerichtsgebiet von Toulouse und in der Gewalt des Toulouser Parlaments zu befinden.

XVIII

Als der Prozeß vor das Gericht der Staatsratsreferenten kam, war es möglich, alle für die Unschuld der Familie Calas sprechenden Zeugnisse vorzubringen, die verbrecherischerweise zurückgehalten worden waren. Von vielen Seiten wurde nun bezeugt, welch gerechter, milde denkender Mann der alte Calas gewesen, welches schöne Familienleben im Hause geführt worden war, wie Marc-Antoine bis zur letzten

Stunde als übereifriger Calvinist aufgetreten sei. In einem vorgelegten Briefe aus dem Jahre 1761 klagte er sogar seinen Bruder Louis als abtrünnig an.

Voltaire selbst nahm noch einmal das Wort. Wenige Tage, nachdem das Urteil gefällt worden war, erschien öffentlich als Flugschrift in Paris sein schöner Brief an Damilaville (vom 1. März 1765), aus dem einige Sätze über den ersten Eindruck von Donat Calas angeführt worden sind. Der Brief durchläuft noch einmal mit außerordentlicher Beredsamkeit und Klugheit die ganze Angelegenheit vom ersten Keim, und verbindet sie mit der ähnlichen gegen die Familie Sirven, mit der wir uns noch nicht beschäftigen konnten.

Bereits im Februar 1765 war David de Beaudrigue abgesetzt worden. Der Vorwand war eine Eigenmächtigkeit, der er sich schuldig gemacht hatte. Schon im März desselben Jahres wurde das Urteil gefällt.

Am 28. Februar hatten sich alle Mitglieder der Familie Calas als Gefangene in der Conciergerie gemeldet, wo Damilaville ihr ständiger Tröster war.

Jean Calas wurde als unschuldig erkannt und erhielt eine Genugtuung, Madame Calas, Pierre Calas, Lavaysse, Jeanne Viguier wurden vollkommen freigesprochen.

Voltaire weinte Freudentränen, als er in Ferney die Nachricht erhielt, und er umarmte den jungen Donat Calas, der gerade bei ihm war. Er meinte, niemals eine reinere Freude gefühlt zu haben, und er hatte wohl auch niemals einen deutlicheren Sieg für die Menschlichkeit gewonnen. Noch ehe er die Einzelheiten des Urteils kannte, schrieb er einen schönen, ehrerbietigen Brief an Madame Calas (ohne Datum, aber vom 14. oder 15. März).

Man sah davon ab, Schadenersatz von den Richtern in Toulouse zu verlangen, und auch Voltaire ließ diese Forderung fallen. Man fürchtete die Rache, die sie dann an der Familie Calas nehmen würden. Auch die Krone fand es nicht politisch, so weit zu gehen. Das Pariser Parlament hatte dem Freispruch alle denkbaren Hindernisse in den Weg gelegt. Der Maler Carmontelle hatte eine Zeichnung der Familie Calas in der Conciergerie gemacht, und als Grimm sie in Kupfer hatte stechen lassen, um sie zum besten der Familie zu verkaufen, verbot das Parlament aufs strengste den Verkauf, obgleich das gesetzeswidrig war, da Grimm das Privilegium dazu erhalten hatte. Der Grund war, daß dadurch die ketzerische Sache der Protestanten gefördert werden könne. In Toulouse wurde das Urteil der Staatsratsreferenten nicht einmal angeschlagen. Doch dies war ja eine leere Demonstration.

Zum erstenmal, seit der Fanatismus raste, hatte, wie Voltaire schrieb, die Stimme der Weisen die Stimme der Frommen zum Schweigen gebracht.

Natürlich blieb man dabei, überall die Schuld der angeklagten Familie zu behaupten, ja man behauptete sogar, daß Voltaire selbst im Stillen von ihrer Schuld fest überzeugt war. Das wiederholte sich genau

in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts im Dreyfus-Prozeß, wo die Schuld des unschuldig Verurteilten aufs heftigste behauptet und der gute Glaube seiner Verteidiger bezweifelt wurde.

Wie zu erwarten war, machte sich Fréron am eifrigsten geltend. Er gab vor, einen Brief von „einem protestantischen Philosophen“ mit der Bitte um Aufnahme in seine Zeitschrift erhalten zu haben (*L'Année Littéraire* 1765, Band III, 146); keiner, behauptet er, habe um das Schicksal der unglücklichen Familie mehr getrauert als er, aber es komme auf eine Wertung der schönen Schlußfolgerungen des Herrn de Voltaire an.

In Wirklichkeit war der Brief voller Zweifel an der Unschuld der Familie Calas und enthielt eine Art Verteidigung der Behörde in Toulouse, setzte nach bestem Vermögen die Verdienste Voltaires in der Angelegenheit herab und beleidigte ihn aufs herzlichste. „Unter diesen Umständen“, schrieb Fréron, „ist es Herrn de Voltaire in seinem Poetenkopf heiß geworden. Ihn hat nicht so sehr das Gefühl der Menschlichkeit hingerissen wie der Drang, sein Dasein wieder in Erinnerung zu bringen und etwas zu tun, damit die Leute von ihm sprechen.“

„Man muß der erbärmlichste Wicht sein“, schrieb Grimm (*Correspondance littéraire* 1. Oktober 1765), „um die Unschuld einer so grausam mißhandelten Familie anzugreifen, nur weil zu ihren Verteidigern ein Mann zählt, den herabzusetzen man ein Interesse hat.“

Voltaire brauchte Fréron nicht selbst zu antworten. Andere antworteten für ihn. Einer von diesen, der Marquis d'Argens, Brigadier im königlichen Heer, regte sich über die Gemeinheit des Journalisten so auf, daß er an Voltaire einen Brief über Fréron schrieb und drucken ließ, über den Grimm sagt, daß jeder Mann, der nicht den letzten Funken Ehrgefühl verloren hatte, nachdem er ihn gelesen, den Schreiber entweder niederschlagen oder von dessen Hand sterben müsse. Fréron rührte sich natürlich nicht.

Um dieselbe Zeit wurde diesem eine schimpfliche Kränkung von einer Frau zuteil, die er beleidigt hatte. Ein Kritiker, wie Fréron, würde ja nicht vollkommen gewesen sein, wenn ihm die geschlechtliche Reinheit nicht stark auf dem Herzen gelegen hätte. Er haßte die Schauspielerin Mademoiselle Clairon, weil er ihre Freundschaft zu Voltaire kannte, pries also eine andere Schauspielerin Mademoiselle d'Oligny wegen ihres züchtigen Lebenswandels mit derartigen Anspielungen auf eine andere Schauspielerin, deren Jugendleben unkeusch gewesen war, daß er die Clairon deutlich bezeichnete. Alle Schauspieler nahmen für ihre Kameradin Partei und wandten sich ihretwegen an den Marschall von Richelieu, der sich wieder an den König wandte, und dieser setzte für Fréron eine harte Gefängnisstrafe fest. Er stellte sich jedoch krank und bettlägerig, als die Polizei ihn holen wollte, benutzte die Frist, um die klerikale Königin anzurufen und erlangte es, daß diese ihn „wegen seiner Frömmigkeit und seines Eifers im Kampf gegen die Philosophen“ begnadigte.

Seine vorletzte Handlung gegen Voltaire war die Herausgabe des sogenannten Kommentars von La Beaumelle zur *Henriade*, in der in Wirklichkeit einige Gesänge vollständig umgeschrieben und nach der Behauptung des Verfassers verbessert waren. Diese freche Fälschung rief verschiedene Verteidiger Voltaires in die Arena, so den jungen François de Neufchâteau, der sich Voltaires Autorisation erbat, „diese Kanaille auf Tod und Leben zu verfolgen“. Voltaire war nun jedoch diesen Angriffen gegenüber endlich gleichgültig geworden, antwortete nicht selbst und bat mit Dank für die Teilnahme Neufchâteau, von jedem rechtlichen Schritt abzusehen.

Frérons letzte Handlung gegenüber dem Manne, den er ein Menschenalter hindurch verfolgt hatte, erfolgte, als man Voltaire zu Lebzeiten noch eine Statue errichten wollte; der Kritiker bat, einen Beitrag senden zu dürfen. Er erhielt eine Absage.

Als er 1776 gestorben war, schrieb die Witwe mit köstlicher Dreistigkeit an Voltaire und bat ihn, Frérons Tochter zu adoptieren, wie er auch Corneilles adoptiert hatte. Voltaire fand den Vergleich zwischen Corneille und Fréron nicht treffend genug.

XIX

Unmittelbar im Anschluß an sein Werk über die Toleranz schrieb Voltaire seine originelle und witzige Fabel *Gespräch zwischen einem Kapaun und einer Poularde* (1763), die das Vorbild für eine Unmenge von Gesprächen zwischen Tieren geworden ist. Dessen einfacher Sinn ist: die Menschen sind grausame Bestien. Sie behandeln die Hühner so herzlos wie die Menschen, entmannen die Männchen, nehmen den Weibchen die Gebärmutter, blenden, mästen, schlachten, braten Tiere aus Rücksicht auf ihren verwöhnten Gaumen, wie sie aus haßerfülltem Fanatismus Menschen quälen, martern, rädern und aufs Rad flechten. Ihr Gefühl für die Tiere ist das gleiche wie für ihre Nächsten. Die Fabel fängt an:

Kapaun:

Mein Gott, kleine Henne, wie traurig siehst du aus! Was fehlt dir?

Poularde:

Lieber Freund, mir fehlt und mangelt nur allzu viel. Eine verfluchte Dienstmagd nahm mich auf die Knie, jagte von hinten her eine lange Nadel in mich hinein, bohrte sie in die Gebärmutter, rollte diese um die Nadel, zog sie heraus und warf sie der Katze hin, die sie auffraß. Jetzt kann ich mich bei den Liebesbeweisen des Hahnes nicht mehr freuen und kann keine Eier mehr legen.

Kapaun:

Ach, du Gute. Ich habe mehr als du verloren. Mit mir haben sie eine noch grausamere Operation vorgenommen. Keiner von uns kann in dieser Welt noch Trost finden. Dich haben sie zur Poularde gemacht, mich zum Kapaun. Der einzige Gedanke, der meinen be-

dauernswerten Zustand etwas mildert, ist der, daß ich an einem dieser Tage gerade am Hühnerhof ein Gespräch zwischen zwei italienischen Abbés mit anhörte, denen man dieselbe Schmach wie uns zugefügt hatte, damit sie eine hellere Stimme bekämen, wenn sie vor dem Papst sangen. Sie sagten, die Menschen hätten begonnen, einander zu beschneiden und endeten damit, sich gegenseitig zu kastrieren. Sie verfluchten das Schicksal und die Menschheit.

Poularde:

Wie? Damit wir eine hellere Stimme bekommen, beraubt man uns also unserer edelsten Teile?

Kapaun:

Ach, du arme Poularde, uns will man fett machen und unser Fleisch soll im Geschmack feiner werden.

Poularde:

Was heißt das? Wenn wir fetter werden, werden sie es denn auch?

Kapaun:

Ja, denn sie haben die Absicht, uns zu essen.

Poularde:

Uns zu essen! Die Ungeheuer!

Kapaun:

Das ist ihre Gewohnheit. Sie setzen uns auf einige Zeit in ein Gefängnis, lassen uns einen gewissen Teig schlucken, den sie auf eine Weise herstellen, die ich nicht kenne, stechen uns die Augen aus, damit wir uns nicht zerstreuen lassen, sondern nur futtern, und wenn endlich der Festtag kommt, reißen sie uns die Federn aus, schneiden uns den Hals durch und lassen uns braten. Wir werden für sie auf einer großen Silberschüssel angerichtet; jeder von ihnen sagt, was er von uns denkt, hält Trauerreden über uns. Der eine sagt, daß wir wie Nußkerne riechen, der andere preist unser saftiges Fleisch. Man lobt unsere Keulen, unsere Flügelknochen, unser Hinterteil, und damit ist unsere Geschichte in diesem Erdenleben für immer zu Ende.

Poularde:

Was für abscheuliche Schurken! Ich werde fast ohnmächtig. Wie! Man will mir die Augen ausreißen! Man will mir den Hals abschneiden! Ich soll gebraten und gegessen werden! Dieses Verbrecherpack kennt also kein Gewissen?

Kapaun:

Nein, meine Freundin, die beiden Abbés, die ich erwähnte, sagten, die Menschen machten sich niemals ein Gewissen bei dem, was sie aus Gewohnheit tun.

Der Prozeß um Calas, dessen Ruf über die Erde ging, hatte zwar nicht zur Folge, daß die Protestanten in Frankreich gleiches Recht mit den Katholiken erhielten. Aber Jean Calas war der letzte französische Protestant, den katholischer Fanatismus auf das Schafott brachte.

Die Familien Calas und Sirven sind die beiden berühmtesten Fälle, in denen Voltaire einschritt.

Doch in nicht wenigen anderen Fällen wurde er der Retter, ohne daß er dafür Beachtung erntete.

So gelang es ihm, im Jahre 1764 Claude Chaumont zu befreien, der auf der Galeere saß, weil er das Verbrechen begangen hatte, einem protestantischen Gottesdienst beizuwohnen. Der Herzog von Choiseul schritt hier auf Voltaire's Fürsprache ein, konnte jedoch bei weitem nicht so viele befreien, wie er wünschte, da er Rücksicht auf den königlichen Hausminister nehmen mußte, den Grafen von Saint-Florentin, dessen Rechtgläubigkeit jede Probe bestand. Doch glückte es Voltaire noch, den Protestanten Paul Achard zu befreien, der neunzehn Jahre auf der Galeere zugebracht hatte, und den oben besprochenen Jean Pierre Espinas, der dreiundzwanzig Jahre dort zugebracht hatte, weil er einen protestantischen Pfarrer einen Abend und eine Nacht beherbergt hatte. Was Espinas an Vermögen besessen, war eingezogen worden mit Ausnahme eines Drittels, das unter seinen Verwandten verteilt worden war. Nach Espinas Befreiung setzte Voltaire es 1766 durch, daß seine Familie die Zinsen seines ganzen Vermögens als Jahresgehalt ausgezahlt erhielt. Die letzten Hugenotten, die noch auf den Galeeren ruderten zur Strafe, weil sie einem protestantischen Gottesdienst beigewohnt hatten, vermochte der Standhafte erst 1775, ein paar Jahre vor seinem Tode zu befreien, unter der Regierung des folgenden Königs, als sein Schüler Turgot Minister geworden war.

XX

Der Prozeß Calas war noch im Gange, als zu allem Unglück noch ein Fall derselben Art auftauchte und es Voltaire erschwerte, das Interesse um den erst eingeleiteten Prozeß zu sammeln. Er war ja nun die Stelle geworden, zu der alle Klagen über den Fanatismus des Richterstandes und Notschreie aller ungerecht Verurteilten drangen.

Die Familie Sirven war wie die Familie Calas angeklagt worden, und man versuchte, beide Fälle zu verbinden, um der Bevölkerung die Überzeugung beizubringen, daß die Protestanten jedes ihrer Kinder ermordeten, das zum Katholizismus neigte und damit umging, die Religion zu wechseln. Daß die Unschuld der Familie Sirven offenbar für jeden war, der gesunden Verstand hatte, machte die Angelegenheit für Voltaire nicht leichter. Im Gegenteil, sie bot so große Schwierigkeiten, daß Sirvens Freisprechung neun Jahre seines Lebens beanspruchte, während die Genugtuung für Calas nur drei erforderte hatte.

Pierre Paul Sirven in der Stadt Castres in Languedoc gehörte zu den angesehensten Familien der Provinz. Er war verheiratet und hatte drei Töchter. Von Beruf war er Landmesser und Feudiste, d. h. er hatte das Amt, die Lehnungsverzeichnisse in Ordnung zu halten, in denen das Inventar und die Steuerabgaben der Gutsbesitzer aufgeführt waren. Die älteste Tochter hatte einen gewissen Périer geheiratet; Elisabeth und Jeanne waren unverheiratet.

Am 6. März 1760 verschwand die Tochter Elisabeth, die etwas schwachsinnig war, und die der geringste Vorfall außer Fassung brachte,

plötzlich aus dem Hause. Bei ihrer Hilflosigkeit war sie stets Gegenstand der besonderen Sorge der Eltern gewesen. Der Tag verging mit vergeblichem Suchen. Am Abend wurde der Vater zum Bischof von Castres gerufen, der ihm mitteilte, Elisabeth hätte dem Bischof ihren brennenden Wunsch erklärt, die Religion zu wechseln und daß er sie deshalb in das Kloster der Schwarzen Damen gegeben habe, damit sie dort den Unterricht bekäme, den sie ersehnte. Der Vater verstand sofort, daß seine Tochter unter dem Einfluß einer glaubenseifrigen Schwester des Bischofs gehandelt hatte. Er antwortet mit großer Zurückhaltung, daß er bisher keine Ahnung von dem Wunsche Elisabeths gehabt habe, den katholischen Glauben anzunehmen. Dieser Wunsch schmerzte ihn natürlich, aber er glaubte, nicht das Recht zu haben, sich ihm zu widersetzen; er wußte ja auch, daß sie in gute Hände gekommen war.

Der Klosteraufenthalt verschlimmerte den Zustand der jungen Schwachköpfigen noch mehr; sie gab bald Zeichen vollkommener Geisteszerrüttung von sich. Sie hatte Wahngesichter, sprach mit Engeln, riß sich in Askese alle Kleider ab, bat, daß man sie peitschte, um Buße zu tun. Die Dienstmagd im Kloster gab ihr einige Hiebe, worauf sie schrie, sie wollte keine mehr haben. Ihr Zustand besserte sich so wenig, daß man sie auf Befehl des Bischofs nach siebenmonatigem Aufenthalt im Kloster wieder nach Hause schickte. Sie trug dann auf dem Körper die Spuren der erhaltenen Schläge. Anfälle von Wahnsinn wurden häufiger und gingen manchmal in Wutausbrüche über, so daß man gezwungen war, sie zu bewachen oder sie festzuschnallen.

Doch als dies ruchbar wurde, machte man daraus Mißhandlung und unberechtigte Freiheitsberaubung, und die Schwarzen Damen zeigten deshalb Sirven bei dem Intendanten der Provinz an, so daß er den Befehl erhielt, seine Tochter die Kirche und die Schwarzen Damen im Kloster besuchen zu lassen. Im Vorgefühl drohender Gefahr erklärte Sirven darauf sofort, wenn seine Tochter religiösen Unterricht erhalten solle, bäte er, sie wieder ins Kloster zu nehmen; er würde ihrem Religionswechsel keine Hindernisse in den Weg legen. Nachdem eine ärztliche Untersuchung vorgenommen war, verzichteten die Behörden in Castres jedoch darauf.

Im Juli 1761 zog die Familie Sirven nach St. Alby, fünfzig Meilen von Castres, wo Sirven für einen Herrn d'Esperandieu arbeiten sollte, der auch eine Wohnung für ihn und die Seinen im Dorf instand setzen ließ. Mehr als ein Vierteljahr verlief ruhig, und Sirven durfte glauben, man hätte die Familie vergessen, als eines Tages im Anfang November der Abbé Bel, Vikar in Aignes-Fondes, in Begleitung zweier Konsuln aus Saint-Alby in die Wohnung drang, Elisabeth rufen ließ und die Mutter in gebieterischem Tone aufforderte, ihrer Tochter volle Freiheit zu lassen, in die Kirche von Saint-Pierre de Frontze zu gehen, dort den Gottesdienst zu hören und Religionsunterricht zu nehmen. Madame Sirven antwortete, daß sie niemals daran gedacht hatte, sich

Elisabeths religiöser Berufung zu widersetzen, daß sie es aber aus gewissen praktischen Gründen, die sie dem Abbé später nennen würde, untunlich fand, ihre Tochter so weit allein gehen zu lassen.

Als Sirven heimkam, und darüber erschrak, was dieser Besuch wohl bedeuten könne, suchte er die Konsuln auf, um sie nach dem Zweck zu fragen; sie wußten darüber jedoch nichts. Er wandte sich dann an den Vikar, der ihm antwortete, er hätte nur auf Befehl des Gemeindepriesters gehandelt. Doch Sirven fühlte hinter all dem eine versteckte Verschwörung gegen sich, sagte das dem Vikar und den Konsuln glatt heraus und war fest entschlossen, bei seiner Rückkehr am 16. Dezember dem Bischof sofort seine Tochter Elisabeth zu überbringen.

Er begab sich zum Abbé Bel, um ihm seine Absicht mitzuteilen und von ihm zu erfahren, ob er keinen Auftrag erhalten habe, der ihn betraf. Darauf gingen sie zusammen ins Schloß, wo sie bei Herrn d'Esperandieu mit Madame d'Esperandieu und der Familie zu Abend aßen. Ein Herr Carcenac kam zum Nachtschisch und ging mit dem Abbé um elf Uhr fort. Sirven blieb noch Dreiviertelstunde mit der Frau zusammen, um Dokumente durchzusehen, und wurde dann von einem Diener in sein neben der Wohnstube liegendes Schlafzimmer geführt. Er stand am Morgen um 7 Uhr auf und wartete in der Wohnstube auf die Frau des Hauses, die ihn bitten wollte, eine Besorgung in Castres zu erledigen. Es war ungefähr eine Stunde vergangen, als ein Eilbote vom ersten Konsul in Saint Alby ihm mitteilte, daß seine Tochter Elisabeth mitten in der Nacht verschwunden sei und daß man nicht ahnte, wo sie sich aufhalte.

Sirven machte sich sofort auf den Weg und kam vor 10 Uhr nach Saint-Alby. Seine Frau war vor Sorge außer sich, so daß sie kaum sprechen konnte, und einer der Anwesenden mußte ihm die Geschehnisse der Nacht erzählen: zwischen 12 und 1 Uhr war Elisabeth aufgestanden, war durch das Schlafzimmer der Mutter gegangen und hatte auf deren Frage geantwortet, sie wolle Holz holen. Als sie nicht zurückkam, hatte ihre Schwester Jeanne sie vergebens gesucht. Von den Leuten, die im Erdgeschoß des Hauses wohnten, hatte man erfahren, daß die Haustür aufgeschlossen worden war und daß einer hinausgegangen war.

Sirven verbrachte nun mehrere Tage mit unnützen Versuchen, die Tochter zu finden. Schließlich kam die Familie auf den Gedanken, daß sie sich wieder zu den Schwarzen Damen begeben hätte, und daß sie sich in ihrem Kloster verbarg.

Am 3. Januar 1762 war Sirven geschäftlich nach Burlats gefahren, als er durch die Nachricht nach Saint-Alby zurückgerufen wurde, in der Nacht hätten Kinder, die mit Strohfackeln auf die Vogeljagd gingen, beim Schein einiger brennenden Strohhalme, die in den Brunnen gefallen waren, dort drinnen eine Leiche entdeckt. Am nächsten Morgen wurde ein Bote nach Mazamet geschickt, wo der Procureur fiscal des Ortes wohnte. Dieser Procureur war ein kleiner Kaufmann, dem es schlecht gegangen war und der von der Gemeinde zum Justizanwalt

gewählt worden war. Da das Gehalt eines Dorfrichters gering war, erhielt er zugleich das Gehalt eines Schullehrers, obgleich er keinen Unterricht erteilte.

Trinquier war stolz auf seine Würde, doch nicht so stolz, als daß er nicht bereit gewesen wäre, jedem Wink, der ihm von oben gegeben wurde, zu gehorchen. Und an solchen Winken fehlte es nicht. Man hatte in Toulouse ein starkes Interesse daran, den Verdacht gegen die Familie Calas durch ein weiteres Beispiel von protestantischer Ermordung abtrünniger Kinder zu stärken.

Anfangs zweifelte niemand daran, daß das geistig irre junge Mädchen selbst in den Brunnen gesprungen war. Vom 6. bis zum 10. Januar wurden alle Bewohner des Dorfes vernommen, und von fünfundvierzig Zeugen war nicht einer der Familie Sirven ungünstig. Dann äußerte der eine oder der andere den Verdacht, daß Elisabeth Sirven zur Märtyrerin ihres Hanges zum Katholizismus geworden wäre, und sofort breitete sich der Verdacht aus. Es ging eine Ansteckung vom Calasprozeß aus. Die oberste Amtsperson Landes wollte nicht hinter David de Beaudrigues zurückstehen und erhielt vom Generalanwalt in Toulouse eine schriftliche Aufforderung, gegen die Familie Sirven schonungslos vorzugehen.

Da der Hausherr nachweislich den Abend und die Nacht auf dem Schlosse bei Herrn d'Esperandieu zugebracht hatte, konnte er unmöglich persönlich seine Tochter in den Brunnen geworfen haben. Die 63jährige Mutter war klein und schwach, die älteste Tochter war schwanger. Elisabeth ungewöhnlich groß und stark. Die Damen der Familie konnten sie unmöglich zum Brunnen geschleppt haben, mindestens nicht, ohne daß man einen Laut hörte; aber die Bewohner des Hauses hatten nichts gehört, und sie hatten deutlich gesehen, daß nur eine Person aus der Tür ging, die Elisabeth gewesen sein mußte, da weder die Mutter noch eine der Töchter sich mit der Leiche auf dem Rücken hatte hinaus-schleichen können.

Da der Fiskalanwalt Trinquier nur darauf hinarbeitete, ein Urteil über die Familie zustande zu bringen, nahm er auf diese Verhältnisse keine Rücksicht, ließ keine Zeugen laden, die Sirvens Alibi und keine, die die Stille im Hause Sirven beweisen konnten. Der Advokat der Familie, Jalabert, beklagte sich bei Landes darüber. Dieser riet, Sirven sollte als partie civile auftreten. Dies geschah, und am 15. Januar wurden siebzehn Zeugen vernommen, durch deren Aussagen sowohl Sirvens Alibi wie Elisabeths Verrücktheit glaubhaft gemacht wurden. Da noch mehrere Vernehmungen am 20. Januar abgehalten werden sollten, versuchte Trinquier einen Verhaftbefehl gegen die Familie Sirven und den Erlaß eines Monitoriums wie in der Sache Calas zu erwirken.

Hierauf wollte Landes nicht sofort eingehen; er gab aber nach, als bekannt wurde, daß der Advokat Jalabert den Ärzten, die die Leichenschau vorgenommen hatten, Geld angeboten hatte, wenn sie ihm ihr

Gutachten mittheilen würden. Das war in Trinquiers Augen ein Beweis der Schuld, obwohl das Urtheil der Ärzte ja längst abgegeben war und durch die Mittheilung nicht geändert werden konnte. Am 19. Januar erfolgte so der Haftbefehl.

XXI

Sobald Madame Sirven von dem Erlaß erfuhr, eilte sie mit ihren Töchtern nach Castres zu ihrem Mann, um ihn zu warnen, da eine berittene Polizeiwache den Befehl erhalten hatte, sie alle vier zu verhaften.

Im Bewußtsein seiner Unschuld nahm Sirven die Nachricht mit großer Ruhe auf; aber Freunde, die es gut mit ihm meinten, machten ihn auf die Nothwendigkeit einer Flucht aufmerksam, um der drohenden Festnahme zu entgehn.

Alle vier wanderten denn mitten in der Nacht in einem greulichen Wetter, in Regen und Finsternis fort, auf Wegen, auf denen sie in Schlamm und Schmutz versanken. Nach fünf Stunden kamen sie nach Roquecombe, obwohl sie nur anderthalb französische Meilen (etwas weniger als eine Meile) zurückgelegt hatten.

Am härtesten fühlten die Unglücklichen die Nothwendigkeit, sich zu trennen, damit sie leichter unerkantet blieben. Sirven verbarg sich zunächst drei Tage in einer Meierei bei einem Edelmann, den er kannte. Da er sich dort nicht sicher fühlte, als er erfuhr, daß sich unmittelbar nach seiner Flucht Reiterei vor seinem Hause eingefunden und alles feste und bewegliche Eigenthum beschlagnahmt hatte, flüchtete er in die Berge hinauf, die zum Marquisat Arétat gehörten, vier französische Meilen von Castres, und blieb dort einen Monat.

Seine Familie machte sich aus Furcht, der Polizei in die Hände zu fallen, ihrerseits auf den Weg und kam nach sechs Tagen zur Baronie Monredon, die noch dichter bei Castres lag als Arétat, und wo sie die Nothwendigkeit fühlten, daß auch die Frauen getrennt flüchten mußten. Die alte Mutter wanderte auf einem Wege fort; die älteste Tochter, deren Schwangerschaft nun stark vorgeschritten war, auf einem anderen, und die junge Jeanne auf einem dritten. Sie kamen auf ungeheuren Umwegen nach Nîmes, wo sie von jemand empfangen wurden, dem sie empfohlen waren. Von dort aus ritten sie auf unwegsamen Bergpfaden wieder auf Umwegen, um nicht ergriffen zu werden, über die Rouergueberge und die Cevennen. Man bekommt einen Begriff von den Strapazen, wenn man liest, daß die schwangere Marie-Anne in den zweieinhalb Monaten, die die Reise dauerte, elfmal vom Pferde fiel.

Sirven selbst, der in der Felsgegend Zuflucht gesucht hatte, erhielt dort täglich ängstigende Nachrichten. Er mußte sich wieder auf den Weg machen, um aus Frankreich zu kommen. In der härtesten Jahreszeit wanderte er über den Schnee der Rouergue- und Velayberge, ging über die Grenze, erreichte Genf und kam im Anfang April nach Lausanne, wo erst im Juni seine Frau und seine beiden Töchter zu ihm stießen.

Das erbärmliche Provinzgericht erließ gegen die unglückliche Familie ein erstes Monitorium, das ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse dienstfeurig von dem gegen die Familie Calas abgeschrieben schien, dann ein zweites, dann ein drittes. Ja, der Richter in Mazamet erdreistete sich, den Advokaten Jalabert zu fragen, warum er, der sich zum katholischen Glauben bekannte, sich zum Verteidiger einer Sache machte, die diesem Glauben gerade entgegengesetzt war.

Dieser Jalabert konnte nicht ahnen, daß man aus seiner nebensächlichen Unvorsichtigkeit, den Ärzten Geld für die Mitteilung ihres Gutachtens zu bieten, Aufhebens machen würde. Denn die Ärzte selbst hielten sein Ersuchen für ganz unschuldig; sie luden ihn darauf zu Mittag ein, und als er ablehnte, tranken sie Wein mit ihm, sie sahen in seinem Vorschlag nur Neugier und Eifer für seine Klienten.

Außer diesem sehr mageren corpus delicti, das dieses Angebot abgab, hatte man noch zwei. Das eine war das Gutachten der Ärzte, in dem ursprünglich nichts über die Todesursache stand, später aber nach Aufforderung hinzugefügt wurde, daß Elisabeth erwürgt und danach in den Brunnen geworfen war. Das wurde durch den Umstand zu beweisen gesucht, daß sich weder im Magen noch im Darmkanal Wasser befand. Die Fakultät in Montpellier schrieb über diesen Bericht vernichtend, daß gerade die Beobachtungen, die darin mitgeteilt waren, zu der Gewißheit führen mußten, daß Elisabeth nicht erwürgt worden war, sondern ihren Tod im Brunnen gefunden hatte, und die Fakultät beschuldigte die Gerichtsärzte grober Unwissenheit, da sie überhaupt nicht wußten, auf welche Weise die Frage entschieden werden mußte, nämlich durch die Untersuchung, ob in der Luftröhre und in den Lungen Wasser war, da der Ertrinkende Wasser statt Luft einatmet und daran erstickt. Das schlimmste für die Ärzte war, daß sie nicht einmal aus Unwissenheit gesündigt hatten, sondern aus „Dienstwilligkeit“, wie einer von ihnen, Gallet-Duplessis, später offen gestand. Er hatte sein Urteil gegen besseres Wissen abgegeben.

Das dritte Corpus delicti war das unaufgeklärte Verschwinden der Leiche. Sie war in einem Rathaussaal liegen geblieben, wo sie einen derartigen Pestgestank verbreitete, daß die sechs Fusiliere, die sie bewachten, es nicht aushalten konnten. In der Nacht zwischen dem 5. und 6. Januar 1762 war die Leiche spurlos verschwunden. Man folgte: Sirven hat sie fortschaffen lassen, um sich der Strafe zu entziehen — was sinnlos war, da sie ja in wenigen Tagen doch beerdigt worden wäre und da das Gutachten der Ärzte längst vorlag.

Wenn man das fast Unmögliche annimmt, daß Sirven bei der Entfernung, in der er sich befand, sie hatte fortschaffen lassen, konnte das doch keinen anderen Sinn als den haben, daß er ihre Beerdigung auf einem katholischen Kirchhof vermeiden wollte, was ja auch wieder töricht war, da er freiwillig seine Zustimmung zum Religionswechsel der Tochter gegeben hatte.

Dieselben Gesetzwidrigkeiten fanden nun statt wie im Calasprozeß: nur belastende Zeugen durften sich melden, ebenso waren in den Monitorien die Personen, gegen die man Beweise suchte, deutlich bezeichnet, und eine Reihe unbeweisbarer Annahmen als Tatsachen hingestellt. Die Aufnahme der Vernehmungen dauerte so lange, daß sie erst im Februar 1763 schloß; und Trinquier hielt die Sache noch ein ganzes Jahr hin, bevor er seinen Antrag beim Gericht stellte, Sirven rädern, darauf lebendig verbrennen zu lassen und dann seine Asche in alle Winde zu streuen. Madame Sirven sollte gehängt werden, und beide Töchter sollten der Hinrichtung der Eltern beiwohnen, darauf des Landes verwiesen werden.

Die Entscheidung lag in den Händen von Landes. Er erklärte die Angeklagten für schuldig, prüfte in einer einzigen Morgenstunde die Zeugenaussagen von einigen hundert Zeugen und ließ das Urteil sprechen. Die Angeklagten wurden am 29. März 1764 trotz ihres Ausbleibens (in *contumaciam*) verurteilt. Sirven sollte nicht gerädert und verbrannt, sondern gehängt werden, seine Frau ebenso. Die Töchter sollten dem Tod ihrer Eltern am Galgen beiwohnen. Die Flucht der Familie wurde von Landes als Beweis ihrer Schuld betrachtet.

Voltaire rief ihm zu: „Du Elender, verlangtest du vielleicht, daß sie dort bleiben sollten, damit du deine wahnsinnige Wut über sie ergehen lassen könntest?“

Das Urteil in *contumaciam* bedurfte keiner eigentlichen Bestätigung durch das Parlament in Toulouse, da den so Verurteilten keine Berufung gestattet war. Das Gericht gab nur durch einen Bescheid (die sogenannte *délibération*) dem Untergericht die Erlaubnis, das Urteil zu vollstrecken. Das geschah am 11. September 1764. Auf dem Marktplatz in Mazamet wurden zwei Puppen am Galgen aufgehängt, die Sirven und seine Frau darstellten. Die beiden Töchter sahen dem Schauspiel in Gestalt zweier anderen Puppen zu.

Rechtlich sollte es jedoch den Anschein erwecken, als hätte das Parlament das Urteil des Untergerichts nicht bestätigt. Voltaire schrieb in seinem Ekel vor dieser Sophisterei an Elie de Beaumont (26. September 1765): „Die Erlaubnis zu erteilen, daß ein Mensch entehrt und sein Vermögen eingezogen wird, soll kein Urteilsspruch sein! Das Urteil des Untergerichts muß dem Parlament doch gerecht oder ungerecht vorkommen. Wenn es die Vollstreckung gebietet, dann bestätigt es entweder etwas Gerechtes oder etwas Ungerechtes.“

XXII

Sobald sich die Familie Sirven auf Schweizer Boden befand, wurde sie bei Voltaire eingeführt. Er schrieb drei Jahr später (1. März 1765) an Damilaville darüber: „Stellen Sie sich vier Schafe vor, die von den

Schlächtern beschuldigt werden, ein Lamm aufgefressen zu haben. So viel Unglück und Unschuld läßt sich nicht beschreiben.“

Voltaire wagte übrigens nicht sofort, sich der Familie anders anzunehmen, als dadurch, daß er ihr seine Zeit und seine Börse zur Verfügung stellte. Sonst wäre es ihm unmöglich geworden, die Sache Calas zum glücklichen Ende zu führen. Einmal konnte das katholische Publikum, wenn die Fälle sich wiederholten, leicht zu dem Glauben gebracht werden, daß doch etwas Wahres daran war, daß die Protestanten Kindermörder waren, und dann konnte das Interesse für beide Familien erlahmen; für das Haus Calas, weil das begangene Unrecht nicht länger vereinzelt dastand, für das Haus Sirven, weil niemand wirklich ins Gefängnis gesperrt oder gehängt worden war.

Er begnügte sich vorläufig, freigebig wie immer, die Armen zu unterhalten, denen das französische Rechtswesen alles genommen hatte, was zur Aufrechterhaltung des Lebens nötig ist.

Die Schriftsteller, und das sind nicht wenige, die Voltaire höhnisch beurteilt haben wegen des Eifers, den er seinerzeit an den Tag legte, als es galt, ein Vermögen zu verdienen und später, es zusammenzuhalten, während er gleichzeitig sowohl die Honorare seiner sämtlichen Bücher wie seine Theatereinnahme verschenkte, sollten doch bedacht haben, wie ungeheuer nützlich für die Menschheit es war, daß ein Vermögen, das nur für die besten Zwecke, für eine wahre Verschwendung von Wohltaten verwandt wurde, dies eine Mal in der Weltgeschichte in den Besitz eines alle überragenden Schriftstellers kam, der, statt bei den Machthabern um ihre Gunst zu betteln oder statt aus Angst, ein elendes Jahresgehalt zu verlieren, schweigen zu müssen vor seinen Zeitgenossen, wie ein ungekrönter Fürst schirmend stand, und nicht nur durch seine Feder, also durch ein geistiges Mittel beschützte, sondern auch dadurch, daß er zahlreichen Unglücklichen und zahlreichen ungerecht Behandelten Obdach, Nahrung, Kleider und die Möglichkeit schenkte, sich selbst wieder emporzuarbeiten.

Diesmal waren die Schwierigkeiten, auf die Voltaire stieß, ungeheuer. In der Angelegenheit Sirven gab es keine Handhabe, zuzupacken. Voltaire setzte den Ruf, den er als Verteidiger für Calas gewonnen hatte, aufs Spiel, falls er eine Niederlage erlitt, und wie war die zu vermeiden? Alle, die ihn haßten, und es doppelt wegen seines letzten Triumphes taten, lauerten ihm in diesem Hohlweg auf, um ihn niederzumachen und den Eindruck des früheren Sieges auszulöschen.

Das Publikum war außerdem gleichgültig. Sollte sein Interesse geweckt werden, mußten mindestens ein paar Mitglieder des Hauses Sirven zum Rädern oder Hängen ausgeliefert werden. Dazu kam, da sie alle trotz ihres Fernbleibens verurteilt worden waren, daß sie, um eine Wiederaufnahme und Erklärung ihrer Unschuld zu erreichen, sich zuerst als Gefangene beim Gericht in Mazamet und in zweiter Instanz beim Parlament in Toulouse melden mußten, das bloß um

sich für die Schmach zu rächen, die es durch den Freispruch von Calas und seiner ganzen Familie erlitten hatte, sämtliche Sirvens rädern oder aufknüpfen lassen würde. Sollte irgend etwas erreicht werden, mußte Voltaire erwirken, daß die Angelegenheit vor ein ganz anderes Gericht kam.

XXIII

Er stellte sich als Macht gegen Macht, als er eine Verhandlung mit dem Parlament in Toulouse begann. Er wollte die Sirvens sich dort nur einfinden lassen, wenn man ihm von vornherein Sicherheit dafür gab, daß man sich von ihrer Unschuld überzeugen lassen wollte. — Als sich das Parlament nicht im voraus binden wollte, ließ er dem Vizekanzler Maupeou eine Bittschrift überreichen. Dieser stellte eine Begnadigung in Aussicht. Aber mit einer Begnadigung war Voltaire so wenig wie der Wahrheit und der Gerechtigkeit gedient.

Die Pariser Freunde wurden in Bewegung gesetzt, Elie de Beaumont versprach wieder, eine Eingabe zu verfassen. Alle Protestanten in Frankreich schlossen darauf einen Kreis um Voltaire, der es übernahm, „ganz Europa für die Sirvensche Sache in Bewegung zu setzen“. Auf seine Veranlassung hatte Sirven selbst eine Darstellung geschrieben. Voltaire sandte diese an Elie de Beaumont mit den Worten: „Die Unschuld der Familie Sirven liegt noch deutlicher zutage als die der Familie Calas: hier gibt es auch nicht das geringste Indizium für eine Schuld. Man schämt sich, ein Mensch zu sein, wenn man sieht, daß in demselben Land an einem Orte komische Opern aufgeführt werden, an einem anderen Orte der Fanatismus dem Henker das Schwert in die Hand drückt.“

Elie de Beaumont sandte Voltaire ein ganzes Paket Fragen, auf die er Antwort wünschte. Es war nicht leicht, diese Antworten von Sirven zu bekommen; einerseits wußte der zu unrecht Verurteilte nicht Bescheid, da der Prozeß in seiner Abwesenheit geführt worden war; andererseits war er an sich nicht besonders begabt, und durch das Unglück, das auf ihn herunter gehagelt war, unklar und verwirrt geworden. Sein Vermögen war konfisziert, seine älteste Tochter war durch die Strapazen, die sie während ihrer Schwangerschaft ausgestanden hatte, vollkommen niedergebrochen. Seine Frau, deren Leben die Qualen abgekürzt hatten, war im Frühjahr 1765 gestorben.

Es galt, wie in dem anderen Prozeß, zu allererst Einblick in die Akten des Falles zu erhalten. Nach einiger Mühe erhielt man Abschriften der Akten vom Gericht in Mazamet. Das Parlament in Toulouse weigerte sich dagegen bestimmt, eine Abschrift herzugeben. Voltaire dachte zuerst daran, einen feierlichen Einspruch in Toulouse niederzulegen, um den Fall leichter vor ein anderes Gericht zu bekommen. Dann erwog er, Sirven selbst nach der Stadt reisen zu lassen, um eine Abschrift seines Urteils zu erhalten. Er verzichtete darauf in Hinblick auf die zweifellose Gefahr dabei.

Endlich nach zweijähriger Anstrengung kam Voltaire — unbekannt wie, vielleicht durch Bestechung — in den Besitz einer Abschrift.

Wieder mußte der Feurige und Ungeduldige sehen, wie die Zeit verloren ging. Er hatte große Hoffnung auf die Eingabe Elie de Beaumonts gesetzt. Aber dieser übereilte sich nicht damit, sie auszuarbeiten. Er sah, daß das Publikum das Interesse für Religionsprozesse verloren hatte, und da also für ihn kein Ruhm zu gewinnen war, machte er sich nicht eilig dahinter.

Im Januar 1766 erhielt Voltaire endlich einen Entwurf zu der Eingabe, las ihn mit größter Zufriedenheit, ließ Sirven kommen und, wie er dem Advokaten schrieb, er mußte fürchten, daß Sirvens Freudentränen die Schrift verlöschen würden. In einem Brief an Beaumont nannte er dessen Eingabe für Calas „ein Werk der Beredsamkeit“, aber diesen Entwurf „das Meisterwerk eines Genies“. An d'Argental schrieb er (10. Februar 1766): „Dieser Fall bewegt meine ganze Seele. Tragödien, Komödien und Theater sind nichts für mich. Die Zeit geht so langsam. Ich möchte, Elies Eingabe wäre bereits verbreitet, so daß ganz Europa davon widerhallte.“

Aber das Phlegma Elie de Beaumonts stand im lebhaftesten Streit mit Voltaires Feuergeist. Aus Gründen, die erst viel später klar wurden, lag ihm nichts daran, sein Gesuch druckfertig zu machen, und es fiel nun Voltaire zu, Sirven zu trösten und ihm Mut einzuflößen, während er zugleich vermeiden mußte, Beaumont seine Ungeduld merken zu lassen; er konnte sonst Gefahr laufen, daß dieser die Angelegenheit ganz fallen ließ, und daß man dann mit einem neuen, weniger bekannten Rechtsanwalt von vorn anfangen mußte.

XXIV

Inzwischen versuchte er, Sirven vornehme und einflußreiche Beschützer zu verschaffen. Grimm gab ihm eine Liste derjenigen, die man in Deutschland gewinnen konnte. Voltaire schrieb an den Landgrafen von Hessen-Cassel, die Markgräfin von Baden, die Herzogin von Sachsen-Gotha, die Prinzessin von Darmstadt, die Fürstin von Nassau-Saarbrücken, die ihm alle Geldbeträge sandten. Madame Geoffrin, die auf Besuch zu Stanislaw Poniatowski nach Warschau gereist war, sandte von dem polnischen König 200 Dukaten an die Familie Sirven. Die Kaiserin Katharina sandte eine bedeutende Summe mit der Hinzufügung: Weh den Verfolgern! (*Malheur aux persecuteurs!*) Friedrich der Große sandte tausend Taler und erklärte sich bereit, der Familie einen Wohnsitz in Preußen zu geben. Christian der Siebente von Dänemark sandte einen Brief mit einer runden Summe.

In der Hoffnung, daß Elie de Beaumonts Gesuch unmittelbar vor der Herausgabe stand, legte Voltaire seinen Briefen an diejenigen, die

er zu interessieren strebte, die kleine Schrift bei *Avis au public sur les parricides imputés aux Calas et aux Sirven*, und er gab sich schon der Hoffnung auf einen baldigen Sieg hin, als er von einem unerwarteten Schlag getroffen wurde durch einen neuen und noch furchtbareren französischen Rechtsfall, dessen Spitze ganz absichtlich gegen ihn selbst gerichtet schien. Nun mußte er seine Fähigkeit bezweifeln, die Sirven-sche Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu bringen.

Der junge Chevalier de la Barre war am 1. Juli 1766 auf dem Marktplatz in Abbeville wegen Gotteslästerung gerädert worden.

DIE FLAMME ÜBER EUROPA

I

So gut Voltaire auch wußte, daß sein bloßer Name ein Grauen für die Anhänger Calvins war und so wenig er selbst ihre Unverträglichkeit und Beschränktheit schätzte, der Umstand, daß sein Name nun wie eine Flamme über ganz Europa leuchtete und daß die Protestanten in Frankreich und der Schweiz keinen anderen Beschützer hatten, verursachte eine allgemeine Pilgerung protestantischer Geistlicher nach dem Schloß in Ferney.

Das erste, was der unglückliche Chaumont, den Voltaire von der Galeere befreit hatte, sich vornahm, war, seinen Retter aufzusuchen und ihm zu danken. Sein Vergehen war ja gewesen, einen protestantischen Gottesdienst angehört zu haben — ein Genuß, den man ihm gegönnt haben konnte. Ein protestantischer Pfarrer, der uns die Szene beschrieben hat, führte ihn zu Voltaire:

Ich sagte ihm, daß ich einen kleinen Mann mitgebracht hatte, der sich ihm zu Füßen werfen wollte, da er ihm für seine Befreiung von den Galeeren danken wollte, und daß es Chaumont war, den ich im Vorzimmer hatte warten lassen und für den ich um Zulassung bat. Beim Namen Chaumont zeigte Herr de Voltaire heftige Freude und klingelte sofort. Niemals habe ich eine so komische und zugleich so erfreuliche Szene gesehen. — Wie, Sie armer, braver Mann, man hat Sie auf die Galeeren geschickt für das Verbrechen, zu Gott in schlechtem Französisch (nicht Lateinisch) gebetet zu haben. — Er sprach wiederholt seinen Abscheu vor Religionsverfolgungen aus. Er rief mehrere, die sich bei ihm befanden, damit sie den armen Chaumont sähen, der zwar seinen Verhältnissen nach nett gekleidet, aber doch vollkommen verdutzt war, sich derart gefeiert zu sehen. Selbst der Ex-Jesuit, den Voltaire zu sich genommen hat (Vater Adam), sprach Chaumont seinen Glückwunsch aus.

Zur selben Zeit war Voltaire bei den Jansenisten der Parlamente sehr schlecht angeschrieben. Nach seinem Auftreten für die Familie Calas war er Gegenstand des ernstlichen Hasses der Parlamente geworden. Wenige Tage, nachdem les maîtres des requêtes als höchste Instanz den verstorbenen Calas wieder zu Ehren gebracht hatten, ließ das Pariser Parlament Voltaires *Dictionnaire philosophique* vom Henker zerreißen und auf den Scheiterhaufen werfen.

In seiner Anklage hatte der Generaladvokat Omer Joly de Fleury sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß „unter einem Fürsten, der ständig versuchte, in seinem Volke die Wahrheit der religiösen Lehren und die reinste Moral zu behaupten (Ludwig der Fünfzehnte!) alle Religion, Moral, Ordnung, jede göttliche und menschliche Autorität zur Zielscheibe der ruchlosen Feder werden konnten, die ein Schriftsteller führte, der seine Ehre darin setzte, Menschen und Tiere auf dieselbe Stufe zu stellen.“ Falls Fleury diesen Schriftsteller gekannt hätte, würde er die härteste Strafe gegen ihn beantragt haben.

Weit gefährlicher für Voltaire als die Ablehnung des Begriffes „Offenbarung“ im *Dictionnaire* erwiesen sich die Anspielungen auf das Parlament; da stand z. B. im Artikel „Tyran“: „Es ist besser, mit einem einzelnen Tyrannen zu tun zu haben, als mit einer ganzen Schar kleiner Tyrannen.“ — Was das Parlament auf sich bezog.

Es hatte den Wink des Generaladvokaten befolgt und eine Untersuchung angeordnet, wer der Verfasser des *Dictionnaire* sei. Da Voltaire längst erfahren hatte, daß „von allen Seiten das Gewitter gegen den *Dictionnaire* aufzog“, hatte er seine Verfasserschaft eiligst abgeleugnet, was natürlich bloße Form war, da ganz Frankreich den Urheber des Werkes kannte.

In dem nun aufziehenden La Barreschen Prozeß wurde der *Dictionnaire* in seiner ausführlichen Form wie in der kürzeren, *Le Portatif* betitelten, als Waffe gegen Voltaire und seine Anhänger benutzt.

II

In der Nacht vom 8. zum 9. August 1765 war ein Holzkruzifix, das auf dem Pont-Neuf in Abbeville stand, durch mehrere Schläge mit einem Stock oder Jagdmesser beschädigt, und zur selben Zeit war ein Kreuz auf dem Kirchhof Sainte-Catherine durch Schmutz besudelt worden. Die kleine Stadt geriet in mächtige Aufregung und der Unwille war allgemein. Der Anwalt des Königs reichte eine Anklageschrift ein, damit eine Untersuchung nach den Urhebern eingeleitet und ein Monitorium im Interesse der Nachforschung erlassen wurde.

Geistlichkeit und Behörden baten den Bischof von Amiens, Louis de la Motte, nach Abbeville zu kommen, um im Verein mit ihnen für das Verbrechen Buße zu tun und den Zorn des Himmels abzuwenden. Barfuß mit einem Strick um den Hals ging der Bischof an der Spitze der Prozession, an der die ganze Stadt teilnahm. Er rief den Himmel an, die Schuldigen durch einen Strahl seiner Gnadensonne zu erleuchten, und flehte die Menschen an, die Schuldigen durch die schärfste Todesstrafe büßen zu lassen. Ein Ablaß auf vierzig Tage wurde jedem gewährt, der nach Abbeville zog, das mißhandelte Christusbild zu beschauen, das zur Sicherheit in die Kirche Saint-Vulfram gebracht worden war.

Bereits am Tage, nachdem der Umzug stattgefunden und die Gemüter in stärkste Aufregung versetzt hatte, wurde die zweite Klageschrift über das Vorgefallene auf Grund der Zeugenaussagen eines gewissen Belleval, Mitglied des Abbeviller Steuergerichts, eingereicht; darin war die gottlose Sprache, die von drei (noch ungenannten) jungen Männern geführt sein sollte, gerügt, die beschuldigt wurden, ohne zu knien oder zu grüßen an der Prozession zum Fronleichnamsfest vorübergegangen zu sein. Am 26. August wurden Haftbefehle gegen diese drei ausgestellt, die Herren de la Barre, d'Etallonde und Moinsel. D'Etallonde hatte klugerweise längst die Flucht ergriffen.

Jean François Lefevbre, Chevalier de la Barre, der Enkel eines Generalleutnants war, hatte einen Vater gehabt, der das Vermögen der Familie vergeudet und seinem Sohn nur eine mittelmäßige Erziehung gegeben hatte. Halberwachsen war er nach Abbeville gekommen, wo sich eine Verwandte, die Äbtissin von Willancourt, Madame de Brou, seiner angenommen, ihm Unterricht hatte erteilen lassen und versucht hatte, ihm eine Kavalleriekompagnie zu verschaffen. Er wohnte außerhalb der Abtei, aß aber bei seiner Tante, an der Tafel der Äbtissin, und führte bei ihr seine Freunde ein, die den vornehmsten Familien der Gegend angehörten. Die jungen Leute führten eine lustige und manchmal leichtfertig freie Sprache, was die Äbtissin durchaus nicht verletzte, sondern unterhielt.

In dem vorzüglichen Werk von Eduard Hertz: Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert (Stuttgart 1887) verweilt der Verfasser, der alle Akten dieser Prozesse studiert hat (S. 247ff.), bei No. IX der Akten (Capture du Sieur de Febure, Chevalier de la Barre) und schreibt:

„Belleval, der mit der Äbtissin ein Liebesverhältnis gehabt haben soll, jedenfalls aber im Salon der leichtlebigen Dame eine glänzende Rolle spielte, sah sich allmählich durch la Barre verdrängt und wurde nicht mehr zu den Gesellschaften der Äbtissin hinzugezogen. Als er sich aber deshalb bitter über la Barre äußerte, beleidigte ihn dieser auf offener Straße. Die Beschädigung des Kruzifixes war nun Belleval als gute Gelegenheit erschienen, sich an den Chevalier zu rächen.“

Da es trotz aller Nachforschung nicht gelang, den Urheber dieses Verbrechens zu finden, fragte Belleval überall, wohin er kam, Dienstleute und überhaupt gewöhnliche Leute aus, um Unvorteilhaftes über La Barre aufzuspüren, und da er alle Welt an die Pflicht erinnerte, zu erzählen, was man zu wissen glaubte, wie es das Monitorium ans Herz legte, hatte er bald heraus, daß man La Barres Namen in Zusammenhang mit dem Mangel an Achtung brachte, der der Fronleichnamsprozession erwiesen worden war. Nun bearbeitete er die Zeugen gründlich und nannte dem Gericht ihre Namen, so daß sie vorgeladen werden konnten.

Moinsel, der nur sechzehn oder siebzehn Jahr alt war, war verdächtig, mit La Barre und d'Etallonde zusammen gewesen zu sein,

als diese an der Prozession vorbeigingen; auch er hatte nicht gekniet, aber er hatte den Hut unterm Arm getragen. Das einzige, was er von Anfang an über seine Gefährten gestand, war also deren Gleichgültigkeit für den geistlichen Umzug.

Beim zweiten Verhör war der Junge durch den Gefängnisaufenthalt und die Angst vor einer möglichen Hinrichtung so eingeschüchtert worden, daß er Kraut und Rüben durcheinander erzählte, sich selbst und seine Genossen mit größter Ausführlichkeit anklagte. In der Zwischenzeit hatte sich nämlich Belleval, der sein Vormund war, Zugang zum Gefängnis verschafft, ihm Vorwürfe wegen seiner anfänglichen Zurückhaltung gemacht und ihn zur Angeberei gegen La Barre aufgehetzt.

Moisnel äußerte nun tiefe Reue über sein Vergehen; die Religion hatte ihm stets am Herzen gelegen. Er beschuldigte La Barre, in seiner Gegenwart auf Heiligenbilder gespien zu haben, beschuldigte La Barre und d'Etallonde ein gewisses unanständiges Lied La Madeleine gesungen zu haben und räumte ein, daß er selbst zwei ähnliche Lieder gesungen hatte, deren Strophen er überdies auswendig zu Protokoll aufsagte.

Er gestand, daß La Barre ihm sowohl Voltaires *Lettres philosophiques* wie das Gedicht *Épître à Uranie* geliehen habe. Von d'Etallonde behauptete er, daß er gesehen habe, wie dieser das Kruzifix auf der Brücke mit seinem Stock schlug; dieser hatte auch das Kreuz auf dem Kirchhof besudelt. Moisnel bat um Verzeihung, daß er nicht beim ersten Verhör sofort alles gebeichtet hatte. Zwei junge Männer, die ebenfalls von Moisnel beschuldigt wurden, unanständige Lieder gesungen zu haben, hatten sich inzwischen durch die Flucht gerettet.

Diese Darstellung ist im wesentlichen von Voltaire selbst 1766 gegeben in seiner *Relation de la mort du Chevalier de la Barre par M. Cassen, avocat au conseil du Roi*. Hier dreht sich alles um das Vorgehen Bellevals, dessen voller Name Dumaisniel de Belleval war, und von dessen amtlicher Stellung Voltaire schreibt: „Il est lieutenant d'une espèce de petit tribunal qu'on appelle l'élection, si on peut donner le nom de tribunal à une compagnie de bourgeois uniquement préposés pour régler l'impôt appelé la taille.“

Über ihn schreibt Eduard Hertz: „Indem Belleval durch sein Auftreten gegen Moisnel La Barre zu verderben trachtete, schadete er sich selbst. Moisnel hatte nämlich bei seinem zweiten Verhör auch ausgesagt, Douville de Maillefeu und Bellevals Sohn Pierre François Dumaisniel de Saveuse hätten gleichfalls die zwei Zotenlieder „La Madeleine“ und „Saint-Cyr“ in seiner Gegenwart gesungen, und in Folge dieser Aussage waren am 30. Oktober auch Haftbefehle gegen diese beiden erlassen worden. Dieselben wußten zwar ihre Person durch Flucht in Sicherheit zu bringen, ihr Name wurde jedoch mit in die Untersuchung verwickelt.“

Indessen hat Voltaire in einer späteren Ausgabe des Prozesses von 1775 teilweise eine andere Person die Rolle spielen lassen, die hier Bellevall allein zugefallen ist. Da schreibt er (indem er den neuen Namen nicht ganz richtig buchstabiert):

„Ein gewisser Soucourt, eine Art Jurist in Abbeville, war gegen die Äbtissin verbittert, weil er von ihr für seinen Sohn ein reiches und vornehmes Fräulein erbeten hatte, sie aber dieses, das Pensionärin ihres Klosters war, an einen anderen verheiratet hatte. Soucourt hatte eben einen Prozeß verloren gegen einen Bürger in Abbeville, Vater eines der jungen Menschen, die in die gräßliche Rechtssache des Chevalier de la Barre verwickelt waren. Soucourt suchte sich zu rächen. Er hatte den ganzen Fanatismus des Capitoul David in Toulouse, des Hauptmörders von Calas, und er fügte zu diesem Fanatismus die Heuchelei.“ (Der volle Name des Mannes war Nicolas Pierre Duval, sieur de Soicourt und seine Titel waren lieutenant particulier assesseur criminel en la sénéchaussée de Ponthieu et siéze présidential d'Abbeville.)

Wo in der früheren Ausgabe Voltaire von der Rachlust Bellevalls erzählt hat, schreibt er in der späteren über die Rachlust Soicourts: „Der Herr Soucourt begann zuerst den Chevalier bei dem Bischof von Amiens anzuklagen, sich als Mädchen verkleidet in ein Kloster Eintritt verschafft zu haben, und er erfuhr, daß der Ritter de la Barre und der junge Etallonde, der Sohn des Präsidenten der Election kürzlich vor einer Prozession passiert waren ohne den Hut abzunehmen.“

In der weiteren Darstellung kehrt jedoch Voltaire zu Bellevall als dem Haupturheber des Prozesses zurück. Er schreibt, den Leser ein wenig verwirrend: „Als der Prozeß angefangen hatte, strömten eine Menge von Angebern zusammen. Jedermann sagte, was er gesehen hatte, oder was er glaubte, gesehen zu haben, was er gehört hatte, oder was er glaubte, gehört zu haben. Wie groß aber war Bellevalls Erstaunen, da die Zeugen gegen den Chevalier de la Barre, die er selbst geführt hatte, seinen eigenen Sohn angaben als einen der Hauptschuldigen in den verborgenen Ruchlosigkeiten, die man ans Tageslicht ziehen wollte! Bellevall wurde wie von einem Blitzstrahl getroffen; er ließ sogleich seinen Sohn entschlüpfen, aber, was fast unglaublich klingt, er verfolgte deshalb nicht mit weniger Eifer diesen abscheulichen Prozeß.“

Es scheint, daß es Voltaire in der Entfernung schwierig gewesen ist, dem psychologischen Ursprung des Prozesses auf den Grund zu gehen und als habe er zwischen zwei Urhebern geschwankt.

III

Im Laufe des Prozesses wurden eine ganze Reihe gesetzwidriger Handlungen vorgenommen.

Nach einer Verfügung vom 8. Oktober 1765 wurden die beiden Klageschriften als eine behandelt, statt jede für sich, was juristisch

ungeheuerlich war. Dadurch sah es aus, als ob sich alle Angeklagten der Beschädigung des Kruzifixes schuldig gemacht hätten, und als ob sie eine Art Bande bildeten ungefähr wie die Bilderstürmer zu ihrer Zeit. Und zwar beging der Assessor in Abbeville, Duval de Soicourt, aus Gehässigkeit gegen die Äbtissin diese Gesetzeswidrigkeit. Allein wegen dieser unfreundlichen Beziehung hätte er sein Amt niederlegen müssen; denn La Barre war der geliebte Neffe der Äbtissin, und alle anderen Angeklagten waren die nächsten Verwandten des Nebenbuhlers seines Sohnes bei dem Mädchen.

Eine andere Gesetzeswidrigkeit wurde dadurch begangen, daß Soicourt als Beisitzer des Gerichts einen gewissen Broutel aufnahm, eine höchst berüchtigte Person, der sich als Advokat ausgab, es aber nicht war. Als Ersatzmänner durften nämlich in erster Linie nur Advokaten aufgenommen werden. Broutel aber war, wie Voltaire behauptet, ursprünglich Schweinehändler.

Alle diese Gesetzeswidrigkeiten beging Soicourt, weil er aus einem Briefe des Marschalls von Soubise, den dieser im Namen des Königs an ihn gerichtet, ersehen hatte, daß man bei Hofe La Barre und seinen Genossen höchst ungünstig gesonnen war. Bei jeder Gelegenheit machte sich in der damaligen Zeit Ludwigs des Fünfzehnten ungewöhnliche Frömmigkeit geltend, und manchmal gab sie sich unheilschwangeren Ausdruck.

Es wäre peinvoll, all die jugendlich leichtfertigen Aussprüche und Handlungen aufzuzählen, die eine lange Reihe von Zeugen La Barre zuschob, und mit denen sie ihn überwältigte. Es drehte sich um häßliche Redensarten über heilige Dinge.

La Barre gestand, zusammen mit d'Etallonde an der Prozession mit dem Hut auf dem Kopf vorbeigegangen zu sein. Sie hatten jedoch Gott nicht lästern wollen, sondern es nur getan, um die Äbtissin nicht dadurch zu verletzen, daß sie zu spät zum Essen kamen. Als man ihm vorhielt, daß es keine sonderliche Zeit beansprucht hätte, den Hut abzunehmen und niederzuknien, räumte er ein, daß er vielleicht nicht richtig gehandelt hätte.

Daß er schlecht von der heiligen Jungfrau gesprochen habe, erklärte La Barre für möglich; aber er müsse da betrunken gewesen sein. Die irreligiösen Äußerungen, die ihm in den Mund gelegt wurden, würden vermutlich aus *La Pucelle* und *Epître à Uranie* stammen, die man Herrn de Voltaire zuschrieb. Er gab zu, einmal bei einem Zechgelage die von Moissnel angegebenen schlüpfrigen Lieder gesungen zu haben; gestand auch, daß er Piro's *Ode à Priape* vorgetragen und vor einigen leichtfertigen und gottlosen Büchern, die auf seinem Sims standen, mit den Worten gekniet habe, das müsse man tun, wenn man am Tabernakel vorbeingehe. Das war jedoch im Scherz geschehen. Er leugnete bestimmt, an der Besudelung des Kreuzes auf dem Kirchhof wie an der Beschädigung des Kruzifixes den geringsten Anteil zu haben. Nachdem er zunächst erklärte hatte, von dem Urheber durchaus nichts

zu wissen, gestand er, daß ihm d'Etallonde eines Tages, als er zu ihm kam um sein Jagdgewehr zu leihen, erzählt hatte, daß er dem Kruzifix einige Hiebe mit seinem Jagdmesser versetzt hatte.

Es kann für bewiesen angesehen werden, daß sich La Barre wie so viele junge Männer der damaligen Zeit gern über die Lehren der katholischen Kirche lustig machte, und daß er einige der Spottlieder auf die christliche Mythologie gekannt und gesungen hat, die unter jungen Militärs im Schwange waren; dagegen ist es zweifelhaft, ob er bei seiner Jugend bereits so tüchtig war, wie Voltaire behauptet, und kriegswissenschaftliche Werke von Friedrich dem Großen und Moritz von Sachsen las und kommentierte.

Sein Unglück wurde jedoch besonders die Büchersammlung, die er besaß, da man damals in Frankreich, wie zur Zeit des Zartums in Rußland, die Menschen für die Bücher, die sie besaßen, bestrafte, wobei man naiv und gehässig von den Büchern auf die Sinnesart des Besitzers schloß. Nun zeigte es sich, daß La Barre kirchlich indifferente oder kirchenfeindliche Bücher wie Voltaires *Dictionnaire philosophique*, Helvetius *De l'Esprit* und einige andere besessen hatte, dann verschiedene der frivolen Romane der damaligen Zeit wie *Thérèse philosophe*, *le Portier des Chartreux*, *La Religieuse en chemise* usw., was ja nach modernen und gesunden Begriffen nicht nur keine Todsünde war, sondern die Staatsgewalt gar nichts anging. Seine verständige Verwandte, Madame de Brou, begriff, in welche große Gefahr diese Bücher ihren Liebling bringen konnten, und hatte befohlen, sie sofort bei seiner Verhaftung zu verbrennen, aber ein Mönch namens Schmid war bubenhaft genug, den Befehl nicht auszuführen. Er lieferte verschiedene leichtfertige Romane aus, wie *Le Sultan Misopouf et la Princesse Grisemine*, *Le Cousin de Mahomet* usw., außerdem Voltaires *Le Portatif*.

Das wird wenigstens behauptet. Es ist schwer, heutzutage die Wahrheit nachzuprüfen. Voltaire, der mit Recht gegen die klerikalen Ränke auf dem Posten war, hatte bereits von Anfang an, als er von der Sache hörte (1. Juli 1766), die Verlogenheit der Behauptung hervorgehoben, daß die jungen Männer, die man der Heiligtumsschändung anklagte, von den Philosophen und Encyklopädisten inspiriert waren, da diese sämtlich Gehorsam gegen das Gesetz lehrten, und war auch nach genauer Kenntnis des Prozesses von der Unwahrhaftigkeit der Anklage überzeugt. Am 18. August 1766 schrieb er an Damilaville:

Sie haben gelogen, die niederträchtigen Welschen; sie haben gelogen, diese Mörder im Richter-Ornat. Ich kann Ihnen in diesem Brief mit Sicherheit das sagen: es ist ein ausgesuchter Schurkenstreich, daß man den *Dictionnaire philosophique* für *le Portier des Chartreux* unterschiebt, den man wegen der Lächerlichkeit nicht zu nennen gewagt hat. Mit unwiderlegbarer Sicherheit weiß ich, daß niemals ein philosophisches Buch in den Händen des unglücklichen jungen Mannes war, den man so unwürdig ermordet hat.

Grimm und Diderot behaupten dasselbe, obgleich es den Akten des Falles widerspricht. Einmal räumt La Barre dort ein, den *Dictionnaire* besessen zu haben, und dann scheint man ihn auch in seinem Zimmer gefunden zu haben. Jedoch ist hier Anlaß genug zu fragen: und was ist dabei?

Tatsächlich hat La Barre kein Kruzifix berührt und tatsächlich hat ihn der *Dictionnaire* an keiner Stelle dazu aufgefordert. Man ersieht daraus am besten, daß die Richter das Werk nicht gelesen haben. Sonst würden sie wissen, in welchem Tone es — wie kürzlich gezeigt — über Jesus spricht.

Der nächste Punkt, der während des Prozesses Aufsehen erregte, war, daß der arme Junge Moïsnel gegen Schluß der Untersuchung alle seine Anklagen und Angebereien zurücknahm und erklärte, daß er sie unter dem Druck eines seelischen Zwanges, den das Gericht (d. h. Bellevall) auf ihn ausübte, ausgesagt hatte. Nichtsdestoweniger lautete der Antrag des königlichen Anwalts (vom 26. Februar 1766) dahin, daß d'Etallonde zu köpfen, seine Leiche zu verbrennen sei; La Barre solle gepeitscht, gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt werden. Moïsnel solle eine geringe Buße von 150 Francs zahlen, und d'Etallonde in contumaciam verurteilt werden.

IV

Das Senechallurteil vom 28. Februar 1766 ging noch viel weiter: d'Etallonde, der keine volle achtzehn Jahre alt war, wurde in contumaciam als schuldig erkannt, „in ruchloser Weise in einem Abstand von fünfundzwanzig Schritt mit bedecktem Haupt und ohne niederzuknien an einer Prozession vorbeigegangen zu sein, die das Allerheiligste trug, weiter, daß er von einem gewissen Beauvarlet ein Gipskruzifix hatte kaufen wollen, um es zu zerschlagen und mit den Füßen zu zertreten, weiter, daß er abscheuliche Gotteslästerungen ausgestoßen und zwei ruchlose Lieder, die Gott, die heilige Jungfrau und gewisse Heilige verspotteten, gesungen habe, und schließlich, daß er einen Schlag gegen das auf dem Pontneuf aufgestellte Kruzifix gerichtet habe“. Zur Strafe dafür wurde er verurteilt, vor dem Hauptportal der St. Vulframs-Kirche Kirchenbuße zu tun. Um den Hals sollte er eine Inschrift tragen: Verfluchter und verabscheuter Gotteslästerer und Kirchenschänder. Danach sollte ihm die Zunge herausgerissen und seine Hand abgehackt und er lebendig verbrannt werden. Seine Asche sollte in alle Winde gestreut, sein Vermögen eingezogen werden.

Da er geflohen war, sollte das alles mit einem Bilde von ihm vorgenommen werden.

La Barre wurde für überführt erklärt, in ruchloser Weise und absichtlich mit bedecktem Kopf und ohne niederzuknien an einer Prozession vorbeigegangen zu sein, die das Allerheiligste trug, abscheuliche Ver-

höhnungen Gottes, des heiligen Abendmahls, der heiligen Jungfrau, der Religion, der Gebote Gottes und der Kirche ausgestoßen, die beiden in den Akten angeführten entsetzlichen gotteslästerlichen Lieder gesungen, Ehrfurcht vor den infamen und schmutzigen Büchern, die auf seinem Bücherbrett standen, gezeigt, ja, sie unter Kniebeugung angebetet, das Zeichen des Kreuzes unter schmutzigen Äußerungen geschlagen, das Meßopfer verspottet, und in unwürdigen Ausdrücken einen gewissen Pétignot aufgefordert zu haben, die Meßgefäße zu segnen.

Dafür sollte auch er vor dem Hauptportal der Domkirche öffentliche Kirchenbuße tun; dann sollte ihm die Zunge herausgerissen und er sollte auf dem Marktplatz geköpft werden. Kopf und Körper sollten auf einen Scheiterhaufen geworfen und zu Asche verbrannt werden. Vor der Hinrichtung sollte er aber die gewöhnliche und die außerordentliche Tortur überstehen, damit die Wahrheit erforscht werden könne. Sein Vermögen sollte eingezogen werden. Der bei La Barre gefundene *Dictionnaire philosophique* sollte auf denselben Scheiterhaufen geworfen werden, der die Leiche verbrannte.

Im Pariser Parlament, vor das die Angelegenheit nun kommen mußte, hatte La Barre einen Verwandten, den Präsidenten d'Ormesson. Er hatte die Aktenstücke des Prozesses gelesen und geäußert, daß die Bestätigung des Urteils undenkbar sei; die Advokaten sollten aber nur davon abstehen, Eingaben für den Angeklagten einzureichen; das würde nur Anlaß zu Gerede und Diskussionen geben; die Angelegenheit müsse in Stille aus der Welt geschafft werden.

Es scheint, als ob d'Ormesson unehrlich war. Unter geistlichem Einfluß gelang es ihm, alle Schritte zugunsten La Barres zu verhindern, und dadurch der „Rache des Himmels“ freien Lauf zu sichern. In aller Heimlichkeit ging die Sache vor sich und die Öffentlichkeit, die durch eine Agitation vielleicht ihren Zorn über die Sinnlosigkeit des Prozesses Ausdruck gegeben hätte, blieb stumm. Der Referent Pelliot stellte jedoch den Antrag auf Freispruch infolge der Jugend des Angeklagten und „der Umstände des Falles“.

Aber nun erhob sich der Parlamentsrat Pasquier und forderte die Bestätigung des Urteils von Abbeville. Es galt, der immer frecheren und sich immer weiter verbreitenden Gottlosigkeit, an der die neuere Philosophie Schuld hatte, einen Riegel vorzuschieben. Ein Mann trug die Hauptschuld an all dem, da er der anerkannte Führer der Philosophen, und also der Urheber der Schändung in Abbeville war, und dieser Mann hieß Voltaire. Pasquier beschwor das Parlament, ein Exempel zu statuieren.

Die hohe Versammlung sollte das in ihrem eigenen Interesse tun; denn da sich das Parlament kürzlich den Jesuiten und der mit ihnen verbundenen höheren Geistlichkeit gegenüber feindlich gesonnen gezeigt hatte, müsse es die Gelegenheit ergreifen, seinen Eifer für die Religion zu beweisen.

Die Rede machte Eindruck und veranlaßte eine bedeutende Anzahl Mitglieder, anders zu stimmen, als sie sich zuerst gedacht hatten. Vergebens sprach der Generalanwalt Guillaume Joly de Fleury (ein Bruder Omers) gegen die Bekräftigung des barbarischen Urteils. Am 4. Juni 1766 wurde es mit fünfzehn gegen zehn Stimmen bestätigt. Da man sechs Tage lang unterließ, das Urteil zu unterzeichnen, scheint man allerdings auf eine königliche Begnadigung gewartet zu haben. Der fromme Ludwig war jedoch nicht gesonnen, die himmlischen Mächte ungeracht zu lassen.

V

La Barre wurde in einem Postwagen von Paris nach Abbeville gefahren, um dort mißhandelt und hingerichtet zu werden. Man fuhr auf Umwegen, da man Unruhen fürchtete, und fuhr langsam, da man dem Kurier, der vielleicht die Begnadigung brachte, Zeit lassen wollte, heranzukommen. Aber es gab keine Unruhen und es kam keine Begnadigung.

Der neunzehnjährige junge Mann starb wie ein Held, bewahrte Mut und Fassung bis zum Schluß. Als Seelsorger hatte man ihm einen Dominikanermönch gegeben, den er oft in der Abtei der Madame de Brou getroffen hatte. La Barre bat ihn, ehe er zur Tortur und Hinrichtung geholt werden sollte, sich mit ihm zu Tisch zu setzen, aß sein halbes Huhn und trank seine Flasche Wein. „Nun wollen wir Kaffee trinken, sagte er ruhig zu Vater Bosquier, der wird mich ja am Schlafen nicht hindern.“

Auf seinem letzten Wege berührte ihn am schmerzlichsten, daß er in dem ungeheuren Andrang von Neugierigen, die das Schauspiel genießen wollten, auch die gierige Lust in den Augen vieler Bekannten sah. Er sagte: „Das Schlimmste für mich ist heute, daß ich in den Fenstern Leute sehe, die ich für meine Freunde hielt.“

Als er vor das Portal der St. Wulframs-Kirche geführt wurde, weigerte er sich auf das entschiedenste, öffentliche Abbitte zu leisten, und man sah sich genötigt, einen anderen die Zeremonie für ihn vornehmen zu lassen. An diesem Platze sollten ihm die Henkersknechte die Zunge herausreißen. Aber er drohte, so verzweifelten Widerstand zu leisten, daß man sich damit begnügte, so zu tun, als ob man sie herausrisse. Mit derselben festen und entschlossenen Haltung legte er den Weg zum Schafott zurück. Als er die Stufen hinaufschritt, verlor er einen der Pantoffel, die man ihm auf die Füße gezogen hatte. Trotz der Fesseln, die seine Arme und Beine umschnürten, ging er wieder herab und nahm ihn auf den Fuß. Als er auf dem Schafott ankam, sagte er: „Ich hatte nicht geglaubt, daß man einem jungen Edelmann wegen so geringfügiger Dinge das Leben nehmen würde.“

Es waren fünf Henker aus fünf verschiedenen Städten geholt worden. Einer von ihnen näherte sich ihm, um ihm das Haar zu

schneiden. „Wozu?“, sagte La Barre; „Will man mich zum Chorknaben machen?“

Als er das Scharfrichterschwert sah, unter dem sein Haupt fallen sollte, sagte er: „Ist deine Waffe gut? Hast du dem Grafen de Lally den Kopf abgeschlagen?“ — Ja, Herr! — „Du hast ihn ja gefehlt!“ — Er hielt sich schlecht. Nehmen Sie eine richtige Stellung ein und ich will Sie nicht verfehlen. — „Sei unbesorgt, ich werde mich gut halten und nicht kindisch sein.“

Er hatte vorher die gewöhnliche wie die außerordentliche Tortur überstanden und hatte hartnäckig geleugnet, was man besonders von ihm eingestanden haben wollte, seine Mitschuld an der Beschädigung des Kruzifixes auf der Brücke. Und er blieb bis zum letzten Augenblick fest, verband sich selbst die Augen und legte sich so, daß er dem Scharfrichter die Arbeit erleichterte. Als der Henker geschickt sein Haupt abschlug, wurde er durch allgemeinen Applaus der Volksschar und aus allen Fenstern belohnt.

Der Körper wurde zusammen mit Voltaires *Dictionnaire philosophique portatif* in die Flammen geworfen, und die Asche in den Wind gestreut.

Irgendein tiefergehender Unterschied zwischen der Entwicklungsstufe der Hottentotten und dieser Franzosen von 1766 läßt sich schwerlich entdecken. Die Religion hatte den Unterschied verwischt.

Da die übrigen Angeklagten, alle unter siebzehn Jahre alt, deren Verurteilung nur aufgeschoben war, nun nach La Barres Hinrichtung in die größte Gefahr gerieten, und da der Prozeß von Ungesetzlichkeiten wimmelte, veröffentlichte der Advokat Linguet zum Besten dieser eine Eingabe, und sieben andere angesehene Advokaten unterzeichneten außer ihm das Dokument. Hierin stand, daß 1. weder Duval de Soicourt noch Broutel als Richter hätten fungieren dürfen, 2. daß die Verfügung vom 8. Oktober 1765 gesetzwidrig sei, 3. da Moinsel sein Geständnis als erzwungen widerrufen hatte, liege keinerlei Beweis gegen die Angeklagten vor. — Als das Pariser Parlament Miene machte, gegen die acht Advokaten vorzugehen, und als dessen erster Präsident Maupeou ihnen heftige Vorwürfe machte, erklärten sich sämtliche Advokaten solidarisch mit den acht und bereit, die Advokatur niederzulegen. Vor Schreck gab das Parlament sein Vorhaben auf. Aber Linguets Schrift machte auf das Publikum keinen Eindruck. Es waren nämlich nur wenige Exemplare verkauft worden, da das Parlament die ganze Auflage aufgekauft hatte. So blieb in Paris La Barres Prozeß kaum beachtet, und in Abbeville fand man es nach Durchsicht der Eingabe Linguets am klügsten, Moinsel und die anderen, die ungehörige Lieder gesungen hatten, einfach freizusprechen.

Linguets Verhalten war insofern auffallend, als er einer der schlimmsten Feinde der Philosophen war. Er hatte 1764 eine Schrift *Le Fanatisme des Philosophes* herausgegeben, in der er unter Hinweis auf Alexander den Großen und Nero behauptete, daß Fürsten, die von

Philosophen erzogen worden waren, stets Ungeheuer wurden. Über Leibniz hatte er dabei gesagt, daß „er verdiente, in ein Irrenhaus gesperrt zu werden“. — Noch sonderbarer war es, daß auch Muyart de Vouglans Name unter der Eingabe stand; denn auch er war nicht nur ein leidenschaftlicher Feind der Philosophen jener Zeit und entschieden rechtgläubig, sondern er hat später in seinem Buche *Lois criminelles* La Barres Urteil für eins erklärt, „das dem Eifer und der Frömmigkeit der Richter die größte Ehre machte“.

Linguet war ein Fanatiker, der trotzdem das Urteil über La Barre wahnsinnig gefunden hat, Muyart muß entweder nicht gelesen haben, was er unterschrieb, oder (wie man es in unserer Zeit so häufig beobachtet) sich im Laufe der Jahre so verändert haben, daß er nur dem Namen nach derselbe Mensch war.

VI

Voltaire wurde durch La Barres Hinrichtung in die heftigste Aufregung versetzt. Am 12. Juli schrieb er, damit die Zensur ihn nicht verstände, an d'Argental: „Mein Herz ist zerrissen; ich halte nichts von einem Felix, der auf unmenschliche Weise und unter ausgesuchten Qualen einen Polyeucte und Nearch hinrichten läßt (Corneilles *Polyeucte*) Es gibt Zuschauer, die solche Stücke durchaus nicht leiden können. Ich denke, Sie gehören zu der Zahl dieser, besonders nachdem ich die vortreffliche Abhandlung *Über Vergehen und Strafe* gelesen habe.“

Hier ist die Rede von einem Werk des italienischen Marchese Cesare de Beccaria (1738—1794). Es ist der Verfasser des erwähnten berühmten Buches, in dem er als Schüler Voltaires die Tortur verdammt und das Strafrecht im humanen Geiste reformierte. Voltaire veröffentlichte darüber pseudonym als ein Provinzadvokat 1766 seine große Abhandlung *Commentaire sur le livre des délits et des peines*.

Ein tiefer Abscheu hatte Voltaire vor dem Parlamentsrat Pasquier ergriffen, der die Unbesonnenheit des jungen Mannes auf ihn persönlich und auf seine Schriften zurückgeführt hatte. D'Alembert hatte ihn (am 16. Juni 1766) gefragt, ob er sich eines gewissen Pasquier erinnerte? Man pflegte zu sagen, sein Kopf gliche einem Kalbskopf, dessen Zunge sich zum Braten eignete. — Voltaire antwortet, daß er Pasquier in Paris gesehen habe und schreibt (am 23. Juli 1766) an D'Alembert: „Ja, ich kenne ihn, das Ochsenmaul mit dem Tigerherzen der für sein Wüten das Los verdiente, das man einigen leichtsinnigen jungen Leuten bereitet hat.“

Es kam Voltaire vor, als wäre er *in effigie* auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, der den Körper des armen La Barre verzehrt hatte. Er hatte alles zu fürchten, falls das Parlament ihn in seine Gewalt bekäme. Welch ein Streich, wenn man ihn verhaften und einen Prozeß wegen Gotteslästerung oder dergleichen gegen ihn eröffnen konnte!

Welche Freude für das Parlament, das Haupt der Freidenkerei zu packen und diese in seiner Person ins Herz zu treffen.

Er war übrigens in aller Naivität über die Indiskretion der „Brüder“ erzürnt. Wie hätte man außer von ihnen erfahren können, daß er der Verfasser des *Dictionnaire philosophique* war! Es war und blieb seine fixe Idee, daß er ohne das gedankenlose Aus-der-Schule-plaudern dauernd unerkannt geblieben wäre. Ich kann, schreibt er (18. August 1766) an Damilaville, mein lieber Bruder, heute nicht wie sonst schließen *Ecr. l'inf. . . ; denn l'inf. . . ecr. uns.*

Er hatte zu den Bädern bei Rolle in der Schweiz seine Zuflucht genommen; er fühlte sich auf französischem Boden stets unsicher und er dachte ernstlich daran, nicht nur Frankreich zu verlassen, sondern die hervorragendsten Männer der philosophischen Partei dazu zu bewegen, es wie er zu machen. Er wollte D'Alembert, Diderot, Holbach und Damilaville bewegen, gleichzeitig aufzubrechen, und er wandte sich um Zuweisung einer Zufluchtsstätte an seinen früheren Beschützer Friedrich den Großen. Dieser antwortete im Juli (ohne Datum): „Ich ersehe mit Verwunderung aus Ihrem Brief, daß Sie daran denken, sich einen anderen Ruheort als die Schweiz zu wählen, und daß Sie an die Gegend bei Cleve denken. Dies Asyl steht Ihnen jederzeit offen. Wie könnte ich das einem Manne abschlagen, der der Literatur, seinem Vaterland, der Menschheit, seinem Jahrhundert so zur Ehre gereicht! Sie können ohne Anstrengung von der Schweiz nach Cleve reisen; falls Sie in Basel an Bord gehen, können Sie die Reise in vierzehn Tagen machen, ohne aus dem Bett aufzustehen.“

D'Alembert, der Voltaire über den ganzen Rechtsfall unterrichtet und ihm mitgeteilt hatte, daß selbst der päpstliche Nuntius über die Barbarei des Urteils empört war, das sogar bei der Inquisition in Rom unmöglich sein würde, hatte außerdem geschrieben, daß er an die ganze Sache nicht mehr denken wolle, sondern sich damit abfinde, das Ganze so lächerlich zu finden, wie es war (*Je ne veux plus parler de tout cet autodafé, si honorable à la nation française, car cela me donne de l'humeur, et je ne veux que me moquer de tout*).

Ehe er jedoch den Brief bekam, hatte Voltaire an D'Alembert geschrieben: „Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Lande leben können, das von Affen bewohnt wird, die sich so oft in Tiger verwandeln. Ich meinerseits schäme mich, nur an der Grenze zu wohnen. Wahrlich, jetzt ist der Augenblick gekommen, seine Fesseln zu zerbrechen, und den Eindruck des Grauens, von dem man erfüllt ist, in eine andere Gegend zu tragen Es ist nicht mehr Zeit zu scherzen; Witze passen nicht zu Mordtaten Ist es das Heim der Philosophie und des Gefallens? Es ist das Land der Bartholomäusnacht.“

Friedrich, der so lange Zeit in Voltaires Korrespondenz Luc genannt worden war, war nun wieder Bruder Friedrich geworden. Seine Briefe vom 7. August und 13. September sind wohl wert, daß man sie liest. Er benedict seinen Neffen, den Herzog von Braunschweig, der Voltaire

in Ferney besucht und ihn hat sprechen hören. Er erörtert den Plan zu einer Philosophenkolonie in Cleve. Sie sollen willkommen sein, nur dürfen sie nicht erwarten, Wälder zu finden; die haben ihre Landsleute, die Franzosen, niedergeschlagen und verbrannt; und sie müssen friedlich und tolerant sein, nicht den Glauben der Einwohner verletzen, da sie selbst das Verlangen stellen, volle Freiheit zu genießen. „Der Durchschnittsmensch verdient nicht, daß man ihn aufklärt Wenn die Philosophen eine Regierung bildeten, so würde sich nach Verlauf von hundertfünfzig Jahren das Volk einen neuen Aberglauben schmieden, und entweder kleine Abgötter oder die Gräber anbeten, in denen seine großen Männer begraben lägen, oder sie würden die Sonne anrufen oder ähnlichen Unsinn begehen. Der Aberglaube ist eine Schwäche des menschlichen Geistes, die mit diesem verbunden ist; er hat stets existiert, wird stets existieren.“ Die Strafen in Abbeville seien barbarisch gewesen, Friedrich würde die Strafe sich nach dem Vergehen richten lassen. Wenn einer eine Statue beschädigte, würde er ihn verurteilen, sie instand setzen zu lassen. Wenn einer Voltaires Werke läse, würde er ihn verurteilen, des heiligen Thomas von Aquino *Summa theologia* (acht Bände) zu studieren. Der Leichtfertige würde so wahrscheinlich strenger bestraft sein als von seinen Richtern; denn die Langeweile dauert ein Jahrhundert, das Sterben einen Augenblick.

Voltaires Plan hatte keinen Erfolg. D'Alembert zeigte sich nicht gesonnen, Paris zu verlassen, und vergeblich schickte Voltaire (ohne Unterschrift) den folgenden eindringlichen Brief an Diderot, in dem aus Vorsicht keine Namen genannt sind.

Man kann nicht vermeiden, an Sokrates zu schreiben, wenn Melitus und Anitus sich im Blut baden und den Scheiterhaufen anzünden. Ein Mann wie Sie muß mit Entsetzen auf dieses Land sehen, in dem zu leben Sie das Unglück haben. Sie sollten in ein Land ziehen, wo Sie volle Freiheit hätten, nicht nur herauszugeben, was Sie wollen, sondern laut gegen einen so infamen und blutdürstigen Aberglauben zu sprechen. Sie würden dort nicht allein sein; Sie würden Genossen und Lehrlinge finden. Sie dürften ein Katheder errichten, das das Katheder der Wahrheit selbst sein würde. Ihre Bibliothek könnte man auf einem Floß befördern, und es wären nur vier Wegstunden über Land zurückzulegen. Sie würden damit die Sklaverei für die Freiheit aufgeben. Ich begreife nicht, wie ein gefühlvolles Herz und eine gerechte Seele ein Land bewohnen kann, das von Affen bevölkert ist, die sich in Tiger verwandelt haben. Wenn der Plan, der Ihnen vorgeschlagen wird, Ihre Entrüstung befriedigt, dann sagen Sie ein Wort und man wird versuchen, alles auf eine Weise zu ordnen, die Ihrer würdig ist, in vollster Heimlichkeit und ohne Sie bloßzustellen. Die Gegend, die man Ihnen vorschlägt, ist schön und nahe bei allem möglichen. Tycho Brahes Uraniaburg würde ein weit weniger angenehmer Aufenthalt sein. Der, der die Ehre hat, Ihnen dies zu schreiben, ist von ehrfürchtiger Bewunderung für Sie erfüllt, daneben von Zorn und Schmerz. Glauben Sie mir, es ist nötig, daß die vernünftigen Männer der Menschheit nun gegen wahnsinnige Barbaren zusammenhalten.

Doch Diderot hatte ebensowenig Lust, Paris zu verlassen, wie D'Alembert und alle übrigen, an die Voltaire sich wandte. Selbstverständlich waren sie der Rache der Gegenpartei nicht so ausgesetzt wie er, aber das war nicht die Hauptursache.

Sein Wesen war eigenartig. Er war jetzt ganz Soldat, ganz Feldherr, und wo das Lager aufgeschlagen werden sollte, durfte allein von den strategisch günstigsten Verhältnissen abhängen. Er war von vornherein so wenig an einen Ort gebunden, wie es jetzt ein General ist oder wie es ein Ordensritter war. Es galt für ihn nur, von wo aus man den Kampf mit der größten Sicherheit und mit der besten Wirkung führen könnte.

Es ist etwas Erhabenes, daß er trotz seiner Unruhe, einer Verhaftung ausgesetzt zu sein, ganz und gar in seinem großen Ziel aufgeht, der geistigen Befreiung der Menschheit. Es stimmt wehmütig, daß ihm von dem Augenblick an, als er die schöne Emilie verlor, alles Äußerliche im Grunde gleichgültig wurde, Frauen, Verkehr mit Freunden, die Umgebung der Natur, ja sogar die Kolonie, die er angelegt und entwickelt hatte. Er konnte wohnen, wo es sein sollte. Nichts band ihn.

Er liebte keine Frau mehr und wurde von keiner mehr geliebt; er war gewohnt, bei Genf alle seine Pariser Freunde in einem so großen Abstand zu haben, daß er größer war als heutzutage der zwischen Genf und New York. Er hatte sich daran gewöhnen müssen, Paris zu entbehren, Frankreich zu entbehren, so bitter der Verlust auch war. Wo er selbst war, da war jetzt tatsächlich Paris; da war Frankreich, gleichgültig, wie der Ort hieß und wo er lag.

Es hat ihm etwas vorgeschwebt wie jene Gärten des Akademos, in denen Platons Schule unter dem Namen Akademie gegründet wurde. Deshalb betonte er in seinem Briefe an Friedrich die Wäldchen, die er in Cleve zu finden hoffte, Haine, in denen die Philosophen wandeln konnten, und daher auch Friedrichs bittere Antwort, daß alle Wälder und Bäume bei Cleve von den Franzosen niedergeschlagen und verbrannt seien.

Oder um etwas Näherliegendes aus dem christlichen Mittelalter zu nehmen: Es hat ihm ein Versammlungsort vorgeschwebt wie jenes Paraclet, das Abälard einmal für sich und seine vielen Schüler aus allen Ländern bei Nogent an der Seine gebaut hatte. Voltaire gebraucht ja auch mit Vorliebe von den Freunden ständig die den Mönchsorden entnommenen Wörter: Brüder, Bruderschaft.

Er war der einzige von ihnen, der allein der Sache leben konnte, er, der als Mann sich nicht mehr um Frauengunst kümmerte, nur Geist, nur Idee, nur Kraft, nur Flamme war, deren Licht Europa erleuchtete.

Er war jetzt selbst ein Zentrum. Die anderen mußten in dem Zentrum des Geisteslebens, Paris, sich aufhalten. Er selbst war durch keinerlei Frau auf Erden gebunden. Aber wie hätte Diderot Sophie Volland, die Freude seines Lebens, entbehren können, die er liebte,

und die ihn liebte; und wie hätte D'Alembert Julie de L'Espinasse entbehren können, die er liebte und von der er sich naiv einbildete, geliebt zu sein! Wie D'Alembert alle Aufforderungen des großen Friedrich abgeschlagen hatte, zu ihm zu kommen und seine Akademie zu leiten, so schlug er die Aufforderung Katharinas der Zweiten ab, als Erzieher des späteren Paul des Ersten mit 60000 Francs jährlich nach Petersburg zu kommen.

Diese Männer konnten und wollten sich nicht von jenem Boden in Paris losreißen, der Voltaire versperrt war. Sie mußten deswegen von Voltaire bittere Worte hören. „Gewisse Ungeheuer,“ sagt er, „fristen nur deshalb ihr Leben, weil Herkulesse, die sie vernichten könnten, sich nicht von ihren kleinen Freundinnen trennen wollen.“ Er vergleicht diese „Brüder“, die ihm nicht nach Cleye folgen wollen, mit einem Negerstamm, bei denen es Sitte ist, einen Tanz aufzuführen, wenn einem Stammesgenossen ein Bein abgeschnitten wird. Und er macht den Philosophen entschiedene Vorwürfe, daß sie nur dazu da sind, damit einer nach dem andern erdrosselt wird und eines elenden Todes stirbt, statt daß sie einander helfen sollten.

Obendrein ereignete es sich zu Voltaires größtem Ärger noch, daß sein Plan, fortzuziehen, ins Publikum sickerte. Er mußte fürchten, daß man seinen Weggang verhindern wolle, und er ließ die Entstehung des Gerüchtes auf die einfache Weise dadurch erklären, daß der König von Preußen, als er einen Geldbetrag zur Unterstützung der Familie Sirven übersandte, dieser zugleich ein Obdach in seinem Reiche an geboten hätte. Voltaire hätte dann aus Höflichkeit geantwortet, daß er eventuell die Familie selbst bis zu ihrem Bestimmungsort begleiten würde.

VII

In der Lobrede Friedrichs des Großen auf Voltaire sagt er: „Er hätte den Chevalier de La Barre von den Toten erweckt, wenn er die Gabe besessen hätte, Wunder zu tun. Wie schön ist es, daß ein Philosoph von seiner Zufluchtsstätte aus seine Stimme ertönen läßt, und daß die Menschheit, deren Organ er ist, dann die Richter zwingt, einen ungerechten Spruch zu ändern. Spräche nichts anderes zugunsten des Herrn de Voltaire als dieser eine Zug, dann würde er bereits einen Platz unter den wahren Wohltätern des Menschengeschlechts verdienen.“

In Wirklichkeit setzte Voltaire seine ganze Kraft dafür ein, die Erinnerung an La Barre wachzuhalten, der wegen des Hasses gegen die Philosophie sein Leben hatte hingeben müssen.

Die schneidende Ungerechtigkeit des Urteils mußte für jeden, der gesunden Verstand hatte, einleuchtend sein. La Barre hatte ja in Wirklichkeit keinerlei Verbrechen begangen. Weit schlimmere Dinge, als was er gesagt hatte, waren in Frankreich gänzlich ungestraft geblieben.

Der Abbé le Camus hatte einmal in seiner Jugend das Abendmahl verhöhnt und die Hostie einem Schwein gereicht. Er war deshalb ausgewiesen worden ohne weiteren Unglimpf und ohne daß diese Ausweisung ihn daran hinderte, später Kardinal zu werden und als sehr heiliger Mann zu gelten. In allen Kasernen Frankreichs hatten die jungen Offiziere hundert Jahre lang dieselben rohen Lieder über Maria Magdalena, die Jungfrau Maria und Heilige beiderlei Geschlechts gesungen, ohne daß es jemand eingefallen wäre, sie deshalb zu bestrafen. Es wurde damals so aufgefaßt, als wenn heutzutage ein Student Bellmans *Joachim in Babylon* singt. Und die Philosophen hatten selbstverständlich derartige Lieder nicht geschrieben.

Das einzige unanständige Gedicht von einem bekannten Verfasser, das La Barre vorgetragen hatte, war die *Ode à Priape* von Piron, dem gehässigen Feinde Voltaires, und die Erinnerung an diese Ode hatte zwar einer Aufnahme in die Akademie im Wege gestanden, aber sie war ihm doch nicht weiter zum Schaden gewesen, als daß Ludwig der Fünfzehnte dem Dichter zum Ausgleich für die Enttäuschung eine Pension gegeben hatte.

Im Winterhalbjahr 1767/68 sprach Pasquier aufs neue im Parlament davon, daß Voltaires Angriffe auf die Religion nicht länger geduldet werden durften, und daß es seine feste Absicht sei, sobald ihm ein Exemplar der Handschrift *Le Diner du comte de Boulainvilliers*, die heimlich im Umlauf war, in die Hände fiel, einen Antrag zu stellen, Voltaire ins Gefängnis zu stecken. Diese Worte entsprachen der Stimmung der verdummten Pariser Bevölkerung, und Voltaire begriff, daß er auf seinem Posten sein mußte, falls er den Rest seiner Tage nicht eingesperrt sitzen wollte. Er ging mit seinem ganzen Hausstand in die Kirche, die er in Ferney gebaut hatte, und nahm das Sakrament des Abendmahls ein — nicht nur zur Entrüstung der Mucker, sondern auch seiner philosophischen Freunde, die jedoch ganz außerstande gewesen wären, ihn zu befreien, wenn man mit den Drohungen Ernst gemacht und ihm an einem sicheren Orte untergebracht hätte. Was er hier tat, hielt er ja sein ganzes Leben hindurch für berechtigte Notwehr, und diejenigen, die ihn zu unserer Zeit deshalb verurteilt haben, pflegen selbst in politischen oder religiösen Krisen nicht gerade Heldennut zu zeigen.

Die kleine Schrift *Le Diner du comte de Boulainvilliers* (1767) dürfte eine der vorzüglichsten Schriften Voltaires gegen den Bibelglauben sein. Sie besteht aus einem Dialog, an dem nacheinander vier Personen teilnehmen, Graf Henri de Boulainvilliers (1658—1722), ein französischer Gelehrter, Historiker und Denker, die Gräfin, seine Frau, ein Abbé Couet, Großvikar beim Herzog von Noailles, Domherr an Notre-Dame, und schließlich Fréret (unter dessen Namen 1766 eine bibelkritische Schrift herausgekommen war, *Examen critique des apologistes de la religion chretienne*, die vielleicht von Lévesque de Burigny stammt, der mit Voltaire in Korrespondenz stand). Er war jedoch selbst ein

hervorragender und origineller Kritiker des Neuen Testaments auf Grund der Kenntnisse, die man zu jener Zeit besaß.

Dieser Dialog stellt die ganze Voltaire'sche Bibelkritik in einer Nußschale dar, ist scharfsinnig treffend, ungeheuer gedrängt, ein durchsichtig klares, außerdem witziges kleines Buch. Es ist bezeichnend, daß diese Schrift niemals im Norden verbreitet worden ist, daß Strauß in seinen mittelmäßigen Vorlesungen über Voltaire (vor zwei Prinzessinnen) 1895 die Übersetzung als Neuheit für Deutsche bringen konnte, und daß man diese wie alle übrigen Schriften Voltaires einen Todesschlaf schlafen ließ, während sich das Volk massenweis von mittelalterlichen Gespenstern wie der sogenannten inneren Mission erobern und beherrschen ließ und sich der Bürgerstand in seiner reaktionären Einfalt in Bewunderung für römisch-katholische Renegaten verloren hat.

An d'Argental schreibt Voltaire (1. April 1768): „Urteilen Sie selbst, mein lieber Engel, wie mein Zustand sein muß; stets verleumdet, der Gefahr ausgesetzt, daß ich verurteilt werde ohne zuerst gehört zu sein, verbringe ich meine letzten Lebenstage in einer nur zu gut begründeten Furcht. Fünfzig Jahre Arbeit haben mir nur fünfzig Feinde mehr eingebracht, und ich stehe stets bereit, mir an einem anderen Orte nicht Ruhe, aber Sicherheit zu suchen. Wenn mir die Natur nicht zwei vortreffliche Gegengifte gegeben hätte, Arbeitsamkeit und gute Laune, wäre ich vor langer Zeit schon aus Verzweiflung gestorben.“

Mit dem Datum 15. Juli 1766 hatte er inzwischen eine tatsächlich 1768 abgefaßte kurze und abschließende Schrift (unter dem Schriftstellernamen M. Cas. . . . advocat au conseil du Roi) versehen, die *Relation de la mort du Chevalier de la Barre* betitelt war, und er hatte sie dem großen italienischen Kriminalisten, Marchese de Beccaria gewidmet, dessen berühmtes Buch der haltungslose Franzose Muyart de Vouglans zu widerlegen versucht hatte, gerade zur selben Zeit, als er den Protest gegen das Urteil über den Ritter von La Barre unterschrieb. Voltaire leitet seine Arbeit durch Aufstellung zweier Grundsätze ein, die die französische Rechtspflege in ein grelles Licht rücken:

Zum ersten: Wenn eine Nation noch in dem Grade barbarisch ist, daß sie die Angeklagten der Folter unterwirft, d. h. sie den Tod tausendmal statt einmal erleiden läßt, ohne zu wissen, ob sie schuldig oder unschuldig sind, so ist im mindesten klar, daß man sich dieser unmenschlichen Wut nicht bei einem Angeklagten überlassen darf, der seine Schuld gesteht, denn dann ist ja kein Beweis erforderlich.

Zum zweiten: Es ist ebenso töricht wie grausam, Vergehen gegen die im Lande herrschenden Sitten und Gebräuche, Vergehen gegen die herrschende Meinung, die keinerlei physischen Schaden verursacht haben, auf dieselbe Weise zu bestrafen, wie man Vaternörder und Giftmischer straft.

Und nachdem er den ganzen Rechtsfall dargelegt hat, schließt Voltaire:

Einige Richter haben gesagt, unter den bestehenden Umständen brauche die Religion dieses abschreckende Beispiel. Sie haben sich gründlich geirrt. Nichts schadet der Religion mehr. Auf diese Weise bündigt man die Geister nicht; man reizt und empört sie. Ich habe unglücklicherweise Verschiedene sagen hören, daß sie nicht anders könnten als eine Sekte zu verabscheuen, die sich allein mit Hilfe von Henkern auf der Höhe hält.

Man hat also ebenso wie Vaternörder und Giftmischer ein paar Jungen bestrafen wollen, die angeklagt waren, alte Spottlieder gesungen zu haben. Gerade das hat jedoch die Leute dazu gebracht, hunderttausend Religionsverspottungen zu äußern. Sie können es nicht glauben, in welchem Grade dieses Ereignis unsere römisch-katholische Kirche in den Augen aller Fremden verächtlich macht. Die Richter sagen, die Politik hätte sie gezwungen, zu handeln, wie sie getan haben. Was für eine tierische und barbarische Politik! Was für ein empörendes Verbrechen gegen die Gerechtigkeit, aus politischen Gründen ein Urteil zu fällen, besonders ein Todesurteil, und sogar ein Urteil zu einem Tode wie diesem!

VIII

Wie Voltaire mit Besorgnis und Unruhe erwartet hatte, gab die Verurteilung und Hinrichtung La Barres Veranlassung, die Angelegenheit Sirven wieder hinauszuschieben.

Wir haben gesehen, wie Elie de Beaumont sie unvermutet in die Länge zog. Nun verhielt er sich unter dem Vorwand, daß die Greuel des Fanatismus seine Hand lähmten, noch untätiger. Jeder Wunsch den Beaumont äußerte (daß das Referat der Angelegenheit Chardon übertragen werde, daß Sirvens Advokat vor dem Conseil nicht mehr Mariette sondern Cassen sein sollte usw.), wurde von Voltaire durch seinen Einfluß auf den Herzog von Choiseul erfüllt. Aber es fruchtete nichts. Elie de Beaumont rührte sich nicht, und kompromittierte dadurch nicht nur seinen Klienten sondern auch Voltaire, der bereits im Sommer 1766 in seinem an die verschiedenen Fürsten gesandten *Avis au public sur les parricides imputés aux Calas et Sirven* wieder und wieder auf Elie de Beaumonts Eingabe hingewiesen hatte, als ob diese nun bald veröffentlicht werden würde. Da die Eingabe nicht erschien, konnten Sirvens Wohltäter ihn im Verdacht haben, daß er sie hinters Licht hatte führen wollen.

Zu allem Unglück wurde nun noch Voltaires *Avis* unter Pariser Advokaten bekannt, deren vorsichtige Zahmheit sich über die gewaltsame Sprache furchtbar empörte und die davor zitterten, als seine Mitschuldigen betrachtet zu werden.

Voltaire sprach darin von dem Wahnsinn, der die Erde mit Blut überschwemmte, über die Gerichte des Christentums, die sich 1500 Jahre hindurch aus reinem Aberglauben mit Justizmorden befleckt hatten, über die furchtbare Einbildung, jemand könne andere Menschen zwingen, wie er selbst zu denken. „Aber, rief er aus, ist es nicht der Gipfel des Irrsinns, wenn man glaubt, man könne Menschen dadurch

bekehren, daß man sie verleumdet, verfolgt, auf die Galeeren schleppt und gegen sie mit Galgen und Rad und Scheiterhaufen wüthet?“

Voltaire, dem die Advokaten mit dem Vorbehalt kamen, auf jeden Fall dürfe ihr Gutachten nur dem Conseil, nicht dem Publikum vorgelegt werden, sah immer mehr ein, daß ein Appell an die öffentliche Meinung das einzige war, das noch helfen konnte.

Daß Elie de Beaumont, der versprochen hatte, seinen Beitrag in vierzehn Tagen fertig zu machen, nach dem Verlauf von anderthalb Jahren damit noch nicht zu Ende gekommen war, hatte den Grund, daß er persönlich in einem Prozeß stand, der ihn ganz in Anspruch nahm und zudem noch der Angelegenheit Sirven durchaus zuwiderlief.

Der Verteidiger Callas und Sirvens hatte sich nicht geschämt, für sich persönlich aus der empörenden Ungerechtigkeit der französischen Gesetze gegen die Protestanten Nutzen zu ziehen. Seine Frau entstammte, obwohl sie Katholikin war, einer protestantischen Familie; ihr Großonkel hatte seinerzeit, als er nach England entflohen, seine Besitzung Canon für eine geringe Summe verkauft. Jetzt war das Gut sehr wertvoll. Nach dem Gesetz, das damals die Protestanten an der Auswanderung hindern wollte, war der Kauf ungültig und Beaumont verlangte jetzt im Namen seiner Frau von dem jetzigen Besitzer die Auslieferung des Gutes ohne jeden Ersatz.

Dieser Prozeß hatte eine doppelte unglückliche Wirkung; einmal wurden alle Protestanten gegen Beaumont aufgebracht, und außerdem gab er den Katholiken die erwünschte Gelegenheit, höhrend darauf hinzuweisen, wie wenig Recht der offizielle Verteidiger von Calas hatte, über die Unduldsamkeit gegenüber den Protestanten zu klagen, da er genau so unduldsam war wie irgendeiner.

Voltaire war gezwungen, aus Politik nicht ein einziges herabsetzendes Wort über Elie de Beaumont auszusprechen; er behandelte ihn auch weiterhin mit äußerster Aufmerksamkeit und erhielt zum Lohn denn auch endlich im Februar 1767 von Damilaville das erwartete Memorandum, das er sich sofort von La Harpe laut vorlesen ließ und das er mit Begeisterung und Lobreden über Beaumont begrüßte.

Doch als man danach Damilavilles das Paket begleitenden Brief las, entdeckte man zu seinem Ärger, daß die Arbeit gar nicht von Beaumont war sondern von Damilaville, der sie zu seinem eigenen Vergnügen ausgeführt hatte.

Im März gelangte Voltaire trotzdem endlich in den Besitz der richtigen Eingabe, die noch dazu von achtzehn anderen Pariser Advokaten unterzeichnet war. Diese waren darüber einig, daß hier ein Fall vorlag, wo es dem König wegen der Verordnung von 1737 gebührte, von seinem Recht Gebrauch zu machen, die Berufung gegen ein Urteil in contumaciam zu fordern. Die Schrift selbst scheint übrigens nicht von Beaumont selbst verfaßt zu sein, sondern von anderen, die sie für ihn unter beständigem Kampf mit seiner Eitelkeit und Beschränktheit verbessert hatten.

IX

Unter den vielen fremden Fürsten, die an Voltaire Geldbeträge für die Familie Sirven schickten, wurde auch König Christian der Siebente von Dänemark genannt. Er war damals erst gerade achtzehn Jahr alt und dem Trunk und dem Müßiggang bereits stark verfallen. In der offiziellen dänischen Geschichtsschreibung wird es stets so dargestellt, als ob seine Trink- und Festbrüder nur aus Rohheit „Kirche und Priester verhöhnten.“ Es kann jedoch kein Zweifel bestehen, daß diese jungen Leute, so geringen Wert man ihnen auch sonst zumißt, durchdrungen von dem französischen Geist der damaligen Zeit waren, verschiedene von Voltaire und den Encyclopädisten gelesen hatten und daß deren Ausfälle gegen den in Dänemark herrschenden Pietismus bei einem jungen Fürsten, den man mit unmenschlicher Härte erzogen und stets in Zwang gehalten hatte, auf guten Boden gefallen waren. So niedrig Christian der Siebente auch war, so deutlich ist doch, daß Voltaires Name einer der wenigen gewesen ist, die er in Ehre hielt.

Daß er für die Familie Sirven einen Beitrag sandte, hat doch aller Wahrscheinlichkeit nach — eine Wahrscheinlichkeit, die auch Voltaire einleuchtete — den Hauptgrund in dem Protestantismus und Gerechtigkeitsgefühl Johann Hartwig Bernstorffs gehabt. Bernstorff war ja in Paris ein guter Bekannter Voltaires gewesen (ohne doch im geringsten von seinen Zweifeln gegenüber Dogmen beeinflußt zu werden). Christian der Siebente aber stimmte, solange er noch seinen Verstand besaß, augenscheinlich ganz anders als sein Minister mit den französischen Freidenkern überein. Ein Fingerzeig, wenn auch kein deutlicher, ist, daß man von Borck, dem Gesandten Friedrichs des Großen in Kopenhagen (demselben Borck, der in einem schon angeführten Gedicht Friedrichs an Voltaire erwähnt wird) erzählt, daß es ihm gelang, dadurch in hohem Maße das Ohr Christians des Siebenten zu gewinnen, daß er mit ihm „über Deismus und Frauenzimmer“ sprach.

Voltaire dankte mit zwei Briefen vom 4. Februar 1767 für die Gabe. Der erste lautet:

Herrn Grafen von Bernstorff, Premierminister des Königs von Dänemark.

Mein Herr, die Familie Sirven, die in Paris ihre Unschuld und ihre Dankbarkeit für die Wohltaten Seiner Majestät dartun wird, möchte heute Ew. Exzellenz für diese Wohltaten danken, deren Veranlassung Sie sicher sind. Ich schulde Ihnen, mein Herr, nicht geringere Dankbarkeit für den Brief des Königs, diesen Gunstbeweis, den Sie mir verschafft haben. Ich erkenne darin einen Monarchen, der von Ihren Grundsätzen erfüllt ist. Man beurteilt den Fürsten nach dem Minister, den Minister nach dem Fürsten. Länger als hundert Jahre hat die Freigebigkeit in Dänemark auf dem Thron gesessen. Glückliche ein Land, das so regiert wird!

Gestatten Sie mir, mein Herr, daß ich mit diesem meinen ergebenen Dank die Danksagung, die ich Seiner Majestät schulde, an Sie adressiere.

Ich habe die Ehre usw.

Dabei lag das folgende Schreiben:

An Christian VII., König von Dänemark.

Sire, der Brief, mit dem Eure Majestät mich ausgezeichnet hat, hat meinen Augen Freudentränen entlockt. Eure Majestät geben in jungen Jahren ein großes Beispiel. Eure Wohltaten dringen in Strecken Landes, die der übrigen Welt fast unbekannt sind. Sie schaffen Ihnen neue Anhänger in allen denen, die von Ihrem wohlthätigen Edelmut sprechen hören. Man muß von jetzt ab nach Norden reisen, um mustergültiges Denken und Fühlen kennenzulernen; wenn meine Hinfälligkeit und Kränklichkeit es mir gestattet, dem Drange meines Herzens zu folgen, würde ich aufbrechen, um mich Eurer Majestät zu Füßen zu werfen. (Voltaire zu Füßen Christian VII.)

In jener Zeit, als ich noch Einbildungskraft hatte, würde ich nur allzuvielen Verse geschrieben haben, um auf Ihre entzückende Prosa zu antworten. Haben Sie Nachsicht mit dem hinsiechenden Streben eines Mannes, der nicht mehr völlig imstande ist, die Gefühle auszudrücken, die Ihre Güte in seinem Herzen erzeugt. Ich wünsche Eurer Majestät so viel Glück wie wirklichen Ruhm.

Pourquoi, généreux prince, âme tendre et sublime,
Pourquoi vas-tu chercher dans nos lointains climats
Des cœurs infortunés que l'injustice opprime?
C'est qu'on n'en peut trouver aux seins de tes états.

Tes vertus ont franchi par ce bienfait auguste
Les bornes des pays gouvernés par tes mains;
Et partout, où le ciel a placé des humains,
Tu veux qu'on soit heureux, et tu veux qu'on soit juste.

Hélas! assez de rois que l'histoire a fait grands
Chez leurs tristes voisins ont porté les alarmes;
Tes bienfaits vont plus loin, que n'ont été leurs armes;
Ceux qui font des heureux sont les vrais conquérants.

Das sind sehr schöne Verse, leider an einen Souverain gerichtet, der alle Hoffnungen zuschanden machen sollte, die Fremde und Eingeborene in ihn setzten.

Noch einmal in einem Briefe an Elie de Beaumont (vom 20. März 1767) kommt Voltaire, gewiß ganz aufrichtig, auf die Freude und den Nutzen zurück, die Christians des Siebenten Auftreten verursacht haben: „Der König von Dänemark ist ohne jede Bitte meinerseits so gütig gewesen, mir zu schreiben, und hat mir eine bedeutende Gabe geschickt.“

X

In dem überspannten und vom Wahnsinn bedrohten Christian dem Siebenten sind gewiß Fähigkeiten gewesen, durch eine gewisse königliche Anmut zu gewinnen, und außerdem hegte er eine ehrliche Begeisterung für Voltaire. D'Alembert schreibt an Voltaire während der größeren Reise Christians des Siebenten, auf der er hervorragende Franzosen gern besuchte: „Ich habe, lieber Meister, vor einigen Tagen das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten erweitert durch das Ludwigs

des Fünfzehnten erhalten... und ich wundere mich nicht darüber, daß der König von Dänemark den Mut gehabt hat, in Fontainebleau zu sagen, daß der Verfasser dieser Schriften ihn zu denken gelehrt habe. Man überhäuft den jungen Fürsten hier mit Festen und Vergnügungen, die ihn langweilen. Er möchte am liebsten, sagt man, mit den Schriftstellern Frankreichs in Ruhe und Bequemlichkeit verkehren und sich mit ihnen unterhalten, aber der oberste Rat hat beschlossen, daß er nicht in nähere Berührung mit uns kommen darf.“

Man hatte dem Herzog von Duras die Aufgabe übertragen, König Christian zu unterhalten; er zog sich bei diesem Anlaß ein scharfes Epigramm von Chamfort zu. Das hinderte jedoch nicht, daß der damals erst siebenundzwanzigjährige Chamfort das Huldigungsgedicht schrieb, das dem König im Théâtre Français vorgetragen wurde und dessen Schlußstrophe lautet:

Un roi, qu'on aime et qu'on révère
 A des sujets en tous climats;
 Il a beau parcourir la terre,
 Il est toujours dans ses états.

Bei all seiner Erbärmlichkeit hielt Christian der Siebente doch an seiner Verehrung Voltaires fest. Der König trug sich in die Subskriptionsliste zur Errichtung einer Statue für ihn ein. Man ersieht aus dem Briefe Voltaires an D'Alembert (5. November 1770), daß er glaubt, er verdanke dies dem Freunde: „Falls Sie ihm nicht deshalb geschrieben haben, so haben Sie mit ihm gesprochen, als er in Paris war.“ In dem Brief vom 4. Dezember leugnet D'Alembert auf das bestimmteste, daß er an den König geschrieben hat, jedoch nicht, daß er — vor mehr als zwei Jahren — zu Christian dem Siebenten über Voltaire gesprochen hat „mit den Gefühlen, die ich stets für Sie hegte“. Man sieht also, daß der König hier eine gewisse Selbständigkeit an den Tag gelegt hat. Voltaire dankt ihm in einem höflichen Briefe (aus dem November):

Sire, Herr D'Alembert hat mich von der Güte Eurer Majestät mir gegenüber unterrichtet. Ich wundere mich nicht über soviel Edelmut von Ihrer Seite; aber über den Gegenstand wundere ich mich. Es steht einem einfachen Bürger wie mir nicht zu, daß ihm ein Denkmal errichtet wird. Europa schuldet Denkmäler den Königen, die draußen Belehrung suchen, um daheim Aufklärung zu verbreiten, die bescheiden genug sind, sich selbst aufklären zu lassen, die ein großes Beispiel durch die Bekundung geben, daß man sie etwas gelehrt habe, und die die Herzen aller Völker gewinnen, die sie besuchen. Sie sehen also ihre eigenen Untertanen wieder, um sie glücklich zu machen, werden von ihnen geliebt und rächen sie an Barbaren. Ich bin nahe, meinen Lebenslauf abzuschließen, jetzt, da Eure Majestät Ihre glänzende Lebensbahn beginnen. Der Glanz, den Sie über meine letzten Lebenstage ausgegossen, war ein Glück, das zu erwarten ich nicht berechtigt war. Ich fühle, wie schmeichelhaft es ist, einem solchen Monarchen in dem Grade verpflichtet zu sein.

Ach, daß Christian der Siebente nicht der war, den Voltaire in ihm sah und in ihm sehen mußte! Voltaire kannte ja die wahren Verhält-

nisse in dem kleinen, abseits liegenden Dänemark durchaus nicht, aber er erfuhr, daß König Christian (d. h. Struensee, von dem Voltaire nichts wußte) völlige Druckfreiheit in seinen beiden Staaten bewilligt hatte, also das Gut geschenkt hatte, nach dem Voltaire sein Leben lang geschnitten, ja das er brennend entbehrt und durch dessen Entbehrung er eine Unzahl von Ängsten und Qualen erlitten hatte.

Dieser Schritt war ja eine der wirklich verdienstvollen Handlungen Struensees, und er handelte hier, sicher mit vollem Bewußtsein, als ein Schüler Voltaires und in dessen Geist. Es fehlte ja noch mehr als ein halbes Jahr, bis der Wahnsinn des Königs unzweideutig ausbrach, als Struensee (4. und 14. September 1770) König Christian den Siebenten dafür gewann, die bis dahin geltende Zensur vollständig aufzuheben, und in zwei Kundgebungen in schönen Worten darüber zu sprechen, wie schädlich es für die unparteiische Erforschung der Wahrheit sei, und wie es die Beseitigung alter Irrtümer und Vorurteile hinderte, wenn eifrige Vaterlandsfreunde nicht frei schreiben durften.

Man kann aus dem Briefe Voltaires (vom 4. Februar 1771) an Joly de Fleury ersehen, daß Christian der Siebente in dauernder Verbindung mit seinem französischen Meister geblieben ist, und daß der König selbst ihm in einem Briefe mitteilte, er wäre mit der Bauernreform beschäftigt und wolle den Frondienst in seinen Staaten abschaffen.

Aus Anlaß der Aufhebung der Zensur schrieb Voltaire an König Christian seine ausführliche 116. Epistel über die *Pressefreiheit*, die prunkvoll beginnt:

Monarque vertueux, quoique né despotique,
Crois-tu régner sur moi de ton golfe Baltique?
Suis-je un de tes sujets pour me traiter comme eux,
Pour consoler ma vie et me rendre heureux?

Aber so prunkvoll der Auftakt ist, soviel Wahres und Feines und Einfaches enthält das Gedicht.

Zuerst drückt Voltaire seine Freude darüber aus, daß es im Norden erlaubt ist, frei zu schreiben, und sagt nicht ohne Selbstgefühl, daß die Menschheit hier mit seiner Stimme spricht:

Des déserts du Jura ma tranquille vieillesse
Ose se faire entendre de ta sage jeunesse,
Et libre avec respects, hardi sans être vain,
Je me jette à tes pieds, au nom du genre humain.
Il parle par ma voix

Mit Nachdruck zeigt er die Sinnlosigkeit der Zensur gegenüber der unsagbaren Ohnmacht der allgemeinen Literatur, die keinem Machthaber Furcht einflößen kann, und auf der anderen Seite die eigene unsagbare Ohnmacht der Zensur, die Unmöglichkeit, einen siegreichen Gedanken zu morden. Ist das Buch gut, dann können alle Könige der Erde zusammen es nicht vernichten; wird es an einem Ort unterdrückt, so taucht es an einer anderen Stelle auf und wird gelesen; wird es in

einem Land verabscheut, so wird es in einem anderen bewundert. Vernichten könne man es nicht.

Voltaire spricht hier aus Erfahrung:

Hé! quel mal après tout peut faire un pauvre auteur?
 Ruiner son libraire, excéder son lecteur.
 Faire siffler partout sa charlatanerie,
 Ses creuses visions, sa folle théorie.
 Un livre est-il mauvais, rien ne peut l'excuser;
 Est-il bon, tous les rois ne peuvent l'écraser.
 On le supprime à Rome, et dans Londres on l'admire;
 Le pape le proscrit, l'Europe le veut lire...
 Qui, du fond de son puits tirant la Verité,
 A su donner une âme au public hébété?
 Les livres ont tout fait.

Es ergab sich von selbst, hier das ganze Verhältnis Voltaires zu dem elenden Christian dem Siebenten ununterbrochen darzustellen. Er kommt außerdem nur noch an zwei Stellen in Voltaires Werken vor; einmal in einem seiner Briefe an Katharina II. Für Voltaire, der so hoch von dem König gedacht hatte, mußte die Nachricht von dem häßlichen Skandal, der Hofrevolution in Kopenhagen vom 17. Januar 1772, von dem widerlichen Prozeß und dem schamlosen Urteil, das ihm folgte, wie ein Schlag gewesen sein, der ihn aus seinen Illusionen riß. Dieser König, der heimliche Verurteilungen verabscheute, ließ ein derartiges Urteil im verborgenen fällen. Voltaire schreibt an die russische Kaiserin (6. März 1772) während der Genesung nach einer ersten Krankheit: „Ich war schon dabei, ganz still in meinem Einsiedlerhaus zu sterben, als das Abenteuer in Kopenhagen ganz Europa in Erstaunen versetzte.“ Am 6. Juli schreibt er an d'Argental: „Ihr Dänemark hat eine Szene aufgeführt, daß man nur die Schultern zucken und schauern kann.“

In Frankreich hatte Mazarin noch zu Lebzeiten Ludwigs des Dreizehnten im selben Verhältnis zu Anna von Österreich gestanden, in dem Struensee zu Caroline Mathilde stand, und da hatte man keinen Lärm geschlagen. Voltaire hat nicht begriffen, daß ein königlicher Ehemann, der seine fünf Sinne beisammen hatte, einen derartigen Lärm darüber machen konnte, daß seine Königin einen anderen vorzog, wenn er selbst sie Jahre hindurch hartnäckig gemieden hatte. Er wußte ja nicht, daß Christian der Siebente eben seine fünf Sinne nicht beisammen hatte.

Über das Vergehen Caroline Mathildes vermochte er nicht, sich wie ein biederer Bürgersmann in einem lutherischen Kleinstaat zu ärgern, er, der so mutwillig und scharf geschrieben hatte: „Ich fürchte, die Ehe ist eher eine der sieben Todsünden als eins der sieben Sakramente.“ und in der Scheidung der Königin konnte er keine Schande sehen, er, der in seinem *Dictionnaire philosophique* unter dem Titel „Divorce“ geschrieben hatte: „Die Ehescheidung stammt wahrschein-

lich aus derselben Zeit wie die Ehe. Ich glaube trotzdem, daß die Ehe einige Wochen älter ist.“

Daß Christian der Siebente Struensee erst die Hand, dann den Kopf abschlagen ließ, mußte Voltaire bei demjenigen in Erstaunen versetzen, der über die Mißhandlungen von Calas und La Barre empört gewesen war.

XI

Zunächst war Christian der Siebente Voltaire für seinen Kampf um Wiederaufnahme des Prozesses gegen Sirven von Nutzen. „Ich habe“, schreibt er an Damilaville am 9. Februar 1767, „wie im Brelanspiel vier Könige und muß die Partie deshalb gewinnen.“ Er meint die Könige von Preußen, Polen und Dänemark mit der Kaiserin von Rußland.

Er kommt in seinem Briefe vom 20. März 1767, der als Flugblatt verbreitet wurde, wieder auf all die fürstlichen Personen zurück, die ihm ihren Beistand zugesagt haben, und spricht wieder über den Fall Calas, der aus derselben Quelle wie der Fall Sirven stammt, und brandmarkt noch einmal die von Fréron in *L'Année littéraire* verbreitete Lüge, daß man im Languedoc davon überzeugt sei, daß protestantische Eltern ihre Kinder aus religiösen Ursachen ermorden. Diese Auslassungen Voltaires waren nötig, weil die Gegner auf den Fall Calas zurückgriffen, um die Familie Sirven zu schmähen. Im März 1767 wurde das Gerücht verbreitet, daß Jeanne Viguier, die mit Madame Calas zusammen in Paris gelebt hatte, auf ihrem Sterbebette eine Notariatserklärung abgegeben habe, daß sie in Gemeinschaft mit der Familie Calas und mit Lavaysse Marc-Antoine ermordet hätte; sie selbst wäre heimlich Protestantin gewesen und hätte sich erst auf ihrem Sterbebette zum Katholizismus bekehrt. Alles dies sollte, nach dem, was behauptet wurde, von dem Advokaten Mariette beglaubigt sein.

Falls dieses Gerücht nicht widerlegt werden konnte, hätten Voltaires Feinde triumphiert. Zum Glück lebte Jeanne Viguier noch. Ein Flugblatt, das im April 1767 in Paris herauskam, trug den Titel *Declaration de Jeanne Viguier, ancienne domestique des Sieurs et Dame Calas de Toulouse, touchant les bruits calomnieux qui sont répandu sur son compte*. bestätigte noch einmal unter Anerbietung der Eidesleistung die Unschuld der Familie Calas und widerlegte die Unwahrheit, daß Jeanne Viguier nicht ihr Leben lang Katholikin gewesen wäre. Das Blatt schließt: „Diese Verleumdung ist im ganzen Languedoc ausgesprengt und in Paris von Fréron verbreitet worden, um Voltaire an der Verteidigung der Familie Sirven zu hindern, die desselben Verbrechens beschuldigt wird wie das Haus Calas. Jeder, der dies Blatt gelesen hat, wird gebeten, es als einen Beweis für das blinde Wüten des Fanatismus aufzubewahren.“

Voltaire war nun fest entschlossen, Sirven nach Paris zu schicken. Eigentlich sollte man abwarten, bis Chardon mit seinem Bericht an den Conseil fertig war (auf Beaumont war im Ernst nicht zu rechnen). Aber Voltaires Ungeduld war zu groß und er ließ Sirven bereits im Juni reisen. Es zeigt sich, daß er viel zu früh kam. Da man fürchten mußte, daß seine wenig bedeutende Persönlichkeit einen ungünstigen Eindruck machen würde, erhielt der arme Mann die Anweisung, sich ganz still zu verhalten, was um so nötiger war, als sich nun auch der Generalanwalt des Parlaments in Toulouse in Paris einfand, um die Mitglieder des Conseils gegen Sirven einzunehmen.

Unglücklicherweise hatten um diese Zeit die Protestanten in Saintonge einen Aufstand unternommen und einen katholischen Geistlichen erschlagen. Bei la Rochelle hatten sie sogar eine Kirche niedergerissen. Man beschuldigte sie, daß sie mehrere katholische Priester hatten ermorden wollen. In Bordeaux waren deshalb mehrere hundert Protestanten verhaftet worden. In Agen hatten ebenfalls Unruhen stattgefunden.

Es war deshalb für Voltaires Feinde eine leichte Sache, die Protestanten überhaupt als Aufrührer zu schildern. Daß nun auch Chardon mit seinem Bericht nicht fertig werden konnte, führte Voltaire mit Recht auf den Eindruck aller dieser unglücklichen Ereignisse zurück. Er zog gar nicht in Zweifel, daß es dem Parlament vorläufig gelungen war, den Conseil für sich zu gewinnen.

Um den eingetretenen Schaden auszugleichen, teilte er dem Referenten für Bittschriften, le maître des requêtes, mit, daß ein Mitglied des Parlaments von Toulouse auf Befehl eine Rechtfertigung des Urteils über Calas veröffentlicht und darin die Zuständigkeit des maître des requêtes bestritten hatte, ein höchstes Gerichtsurteil zu fällen. Chardon, der diese Schrift nicht kannte, bat Voltaire, sie ihm zu schicken, und versprach, daß die Angelegenheit Sirvens nun sofort im Conseil behandelt werden sollte.

Jedoch gerade, als die Schlacht gewonnen schien, ereignete sich etwas in hohem Grade Niederschlagendes. Der Conseil fürchtete die Erregung, die sich aller Parlamente bemächtigen würde, wenn der Fall Sirven den Händen des Parlaments in Toulouse entzogen und einem vom Conseil eingesetzten Gericht übergeben würde, und verwarf deshalb das Gesuch. Sogar der Herzog von Choiseul, auf den zu rechnen man Grund hatte, stimmte dagegen. Die Arbeit von fünf Jahren war für Voltaire verloren.

Am 8. Februar 1778 schrieb er an Damilaville: „Das Unglück der Familie Sirven ist auch mein Unglück. Ich sehe wohl ein, daß formelle Gründe das Übergewicht über materielle erlangen können; wenn es aber einen Fall gibt, in dem die Form untergeordnet ist, dann ist es der, bei dem es ein Menschenleben gilt.“ Und vor das Parlament in Toulouse konnte Sirven unmöglich treten; dort würde er ganz sicher auf das Rad gelegt und schließlich gehängt werden.

XII

Es blieb nichts anderes übrig, als den armen Mann nach der Schweiz zurückkommen zu lassen, und nun vergehen mehrere Jahre, in denen der Name Sirven aus Voltaires Briefwechsel verschwindet. Man würde ihn jedoch schlecht kennen, wenn man glaubte, daß er mit einem Willen, wie es der seine war, nun dem religiösen Fanatismus wich.

Eine Weile glaubte er, das rechte Mittel gefunden zu haben: es handelte sich darum, daß ein Verwandter der verstorbenen Madame Sirven in Languedoc ein Gesuch einreichte, daß sie als unschuldig erklärt werden solle. In diesem Falle würde zugleich auch Sirvens Unschuld festgestellt werden, ohne daß er genötigt war, die Schweiz zu verlassen.

Aber Voltaire sah bald ein, daß das Gericht auf das Gesuch mit dem Hinweis antworten würde, daß die noch lebenden Verwandten nicht wagten, sich vor ihm einzufinden.

Es blieb da nichts anderes übrig, als Sirven selbst nach dem Languedoc zu senden. Und das wurde durch den Umschwung ermöglicht, der dort in der öffentlichen Meinung stattgefunden hatte. Unter Voltaires Korrespondenten bürgte besonders eifrig der Abbé Audra, Baron de Saint-Juste, ein gründlicher Kenner der damaligen Verhältnisse in Toulouse, für die erfolgte Veränderung. Voltaire stellte jedoch die bestimmte Bedingung, daß zuerst ein Parlamentsmitglied in Toulouse gefunden werden müsse, daß sich bereit erklärte, Sirven zu beschützen, „damit er ohne Todesfurcht den Ort sehen könnte, an dem Calas seinen Tod fand.“

Um sicher zu sein, wandte sich Voltaire auch an den Marquis de Belestat de Garduch; auch er sollte sich nach einem solchen Parlamentsmitglied umsehen. Und wirklich gelang es den beiden freisinnigen Herren, einen Parlamentsratsherren zu finden, der feierlich versprach, das Haus Sirven unter seinen Schutz zu nehmen.

Doch das war Voltaire nicht genug. Er wollte weitere zuverlässige Sicherheiten haben. Er gewann denn auch sogar den Gouverneur von Languedoc, den früher erwähnten Prinzen von Beauveau, unter dem Saint-Lambert so gern dienen wollte.

Als Voltaire so nach Kräften die Grundlage vorbereitet hatte, reiste Sirven im März 1769 nach Toulouse, während seine Töchter in der Schweiz blieben. Er mußte den Schritt nun vornehmen, denn am 11. September 1769 war es volle fünf Jahre her, seit das Urteil in contumaciam an der Puppe, die ihn darstellte, vollzogen worden war, und nach dieser Zeit war das Urteil unwiderruflich, die Berufung ungültig.

Zuerst reiste nun Sirven in Südfrankreich umher, sammelte Material für seine Verteidigung und erhielt besonders von den Professoren der medizinischen Fakultät in Montpellier die oben berührten Äußerungen, die die Gerichtsärzte strafbarer Unwissenheit beschuldigten. Voltaire schrieb an den Professor le Roy (16. August 1769): „Es ist furchtbar.

daß in Frankreich das Leben und die Ehre eines Familienvaters von einem unwissenden Chirurgen und einem idiotischen Richter abhängen.“

Ende August meldete sich Sirven im Gefängnis in Mazamet. Er wurde dort so hart behandelt, daß Voltaire nur dadurch Abhilfe schaffen konnte, daß er bei dem Generalanwalt in Toulouse energische Vorstellungen erhob. Es schien ein günstiges Zeichen, daß der Richter Landes diesmal als unzuständig erklärt und durch einen anderen Richter, Labrugnière, ersetzt wurde, der übrigens mit denselben beiden Beisitzern, die 1764 das Urteil gefällt hatten, die Entscheidung in erster Instanz treffen sollte. Voltaire dachte schon daran, selbst nach Toulouse zu reisen, wohin ihn verschiedene Einladungen riefen.

Am 2. September wurde Sirven zum erstenmal verhört und 44 Zeugen gegenübergestellt. Er konnte nicht durchsetzen, daß die noch lebenden Zeugen vorgeladen wurden. Der Amtsanwalt machte nämlich von seinem Recht Gebrauch, nur die belastenden Zeugen zu vernehmen.

Dann trug Trinquier keine Bedenken, die Aussagen der bereits verstorbenen Zeugen zu verlesen, an die Sirven also keine Gegenfragen richten konnte. Trotz allem zeigte sich der hart geprüfte Mann, in dessen geistige Fähigkeiten Voltaire ein zu geringes Vertrauen gesetzt hatte, imstande, auf ausreichende Weise seine Unschuld zu beweisen. Obgleich die Gegenüberstellungen sechzehn Tage dauerten, verleugneten sich Sirvens Umsicht und Schlagfertigkeit nicht. Er ließ sich mit jedem der Zeugen in Debatten ein, und wies scharfsinnig Widersprüche in ihren Aussagen nach, besonders erledigte er den Arzt Gallet Duplessis, für den die Ausführungen der Professoren der Medizin vernichtend waren.

Alles das hinderte den Amtsanwalt nicht, am 10. November 1769 den Antrag zu stellen, Sirven wegen Ermordung seiner Tochter zu verurteilen. Die Strafe sollte jedoch nur in zehnjähriger Landesverweisung von Mazamet und einer Buße von tausend Livres bestehen, was deutlich darlegt, wie wenig überzeugt selbst der Ankläger von Sirvens Schuld war. Das Gericht fällt das Urteil, daß die gegen Sirven gerichtete Beschuldigung abgewiesen wurde; er wurde aus dem Gefängnis entlassen und sein beschlagnahmtes Vermögen freigegeben. Die Kosten des Prozesses wurden aufgehoben, doch die Kosten des vorigen Rechtsfalls von 1764 ihm auferlegt.

Danach war nach französischer Rechtsprechung Sirven dauernd verdächtig, seine Tochter ermordet zu haben; er legte deshalb sofort Berufung beim Parlament in Toulouse ein, um eine Freisprechung zu erlangen, verlangte außerdem, daß seine ursprünglichen Richter zu einem Schadenersatz von 20 000 Livres verurteilt würden.

Alles hing nun von dem Generalanwalt Riquet de Bonrepos ab, und Voltaire versuchte, mit Hilfe des Erzbischofs von Toulouse. Loménie de Brienne, der kürzlich in die französische Akademie aufgenommen war und dort also von D'Alembert bearbeitet werden konnte, auf ihn einzuwirken. Er sagte seine Hilfe zu.

Inzwischen stellte Sirven Voltaire's Geduld auf die härteste Probe, weil er überhaupt nichts von sich hören ließ. Es nützte nichts, daß der Patriarch wieder und wieder darüber klagte, daß man ihn vernachlässigte. Monatelang ließ ihn Sirven auf das Vernehmungsprotokoll von Mazamet warten, ohne welches es unmöglich war, ein neues Memorandum zu schreiben.

Ostern 1770 war die letzte Frist, zu der die Advokaten Elie de Beaumont und Delacroix noch ein Memorandum einreichen konnten. Nach Voltaire's Berechnung würde daher das Parlament sofort nach Ostern das Urteil über die Berufung sprechen. Aber nichts geschah, und man tröstete Voltaire damit, daß die Angelegenheit spät im Herbst nach den Gerichtsferien vorgenommen werden würde.

Das ganze Jahr 1770 verging, ohne daß ein Urteil gefällt wurde. In diesem Jahr verlor Sirven jedoch seinen wichtigsten Beschützer in Toulouse, den Abbé Audra. Nachdem er die andauernden Angriffe der örtlichen Fanatiker ausgehalten hatte, fand Audra im Tode Frieden. Und als der eifrigste der Plagegeister Sirvens trat nun jener Loménie de Brienne auf, der Erzbischof, der zum Schein D'Alembert seine Hilfe zugesagt hatte.

Noch ein volles Jahr ging hin, ehe die Angelegenheit vor das Parlament kam.

Aber die Parlamente Frankreichs hatten inzwischen anderes zu bedenken bekommen.

KATHARINA DIE ZWEITE

I

Bereits einige Jahre hindurch hatte man russischerseits Annäherungsversuche an Voltaire gemacht. Wir haben gesehen, daß er lange Zeit von der Persönlichkeit Peters des Großen erfüllt war, und wie die Arbeit, die er dessen reformatorischem Lebenswerk widmete, bei Friedrich eine tiefe Mißstimmung erregte, da dieser der Ansicht war, Preußen hätte eher Anspruch darauf, daß die Gründung seiner Größe von der Feder verewigt würde, die damals einem Reiche Teilnahme und Ruf schenkte oder vorenthielt.

Peters des Großen Tochter Elisabeth, geboren, ehe Peter und Katharina die Ehe eingegangen waren, war eine schwache Frau, die volle drei Male sich beim Thronwechsel hatte übergehen lassen, war doch schließlich 1741 durch eine Verschwörung und eine Palastrevolution von den Truppen zur Kaiserin ausgerufen worden. Sie war vergnügungssüchtig und grob erotisch, jedoch nicht ohne Sinn für Geist und Witz und näherte sich deshalb Voltaire. Sie sandte ihm ihr Porträt in einer Einfassung von großen Diamanten. Das ganze Rußland liegt in dem Umstand, daß die wertvolle Gabe natürlich unterwegs verschwand. (Vergl. Voltaires Brief an Madame Florian vom 1. Februar 1761.) Er tröstete sich damit, daß er nun wenigstens eine Gesinnungsgenossin in einer Kaiserin habe, die 2000 Meilen fort von ihm wohnte. Das entschädigte ihn für das „Geschrei der Straßenjungen“. Und er empfand es deshalb als einen schmerzlichen Verlust, als Elisabeth 1762 starb. Er schreibt über seinen Schmerz durch den Todesfall sowohl an seine Nichte wie an den Kardinal Bernis.

In Wirklichkeit erlitt er keinerlei Verlust, da dieser Todesfall der Anlaß wurde, daß den russischen Thron kurze Zeit danach eine Frau bestieg, die ihm gegenüber eine so unbedingte Hingabe empfand, wie vor sechsundzwanzig Jahren der Große Friedrich. Die herzliche Zuneigung Katharinas der Zweiten erquickte Voltaires Alter, wie Friedrichs Freundschaft eine Befriedigung seiner Mannesjahre gewesen war.

Zum zweiten Male im Leben Voltaires ereignet es sich nun, daß ein Souverän, der nicht nur ein Genie, sondern ein starkes und reformatorisches Genie ist, sich zu ihm in ein Lehrlingsverhältnis stellt und alles

tut, um ihn die Dankbarkeit fühlen zu lassen, auf die er sich durch seine Arbeit Anspruch erworben hatte.

Es bestehen gewisse Parallelen zwischen Friedrich und Katharina. Beide waren von deutscher Geburt und hatten die deutsche Achtung vor der Geistesüberlegenheit im Blute, ebenso deutsches Verständnis für Kenntnisse und geistige Werte. Die Geistesrichtung und die Kultur beider war ohne jedes Verhältnis zum Deutschtum; beide sprachen und schrieben vollendet Französisch. Katharina die Zweite schrieb sogar nur auf Französisch ihre Memoiren (heimlich) nieder, die erst von Alexander Herzen 1859 in London herausgegeben wurden. Beide waren Voltairianer bis in die Fingerspitzen, aber trotz aller Liebe für die französische Zivilisation sah keiner von ihnen jemals Paris oder Frankreich.

Beide versuchten zuerst, sich bei dem bewunderten und fernen Meister durch Übersendung von Gaben beliebt zu machen. Voltaire ging in der Winterkälte in Ferney gern in einem kostbaren Pelz, den Katharina ihm geschenkt hatte. 'Sie hatte von Anfang an in Voltaires Schriften Bildung und Belehrung gesucht, wonach ihre Seele durstete, und sie hatte ihn beinahe siebzehn Jahre lang gelesen, ehe sie eine persönliche Annäherung versuchte. Daß sie diese erstrebte, hatte gewiß einen Hauptgrund darin, daß sie wußte, wie ungünstig die Revolution, der sie ihre Alleinherrschaft verdankte, an vielen Höfen und in vielen Ländern beurteilt wurde, und daß sie nur ungern die öffentliche Meinung gegen sich haben wollte, die Schlacht aber für gewonnen ansah, wenn sie den Mann für sich einnehmen konnte, der in Europa der Fürsprecher vor irgendeinem anderen war; den Mann, der in allen Ländern das Ohr der Gebildeten für sich hatte und der nicht nur der Verteidiger der Unschuld sein konnte, sondern durch seinen überlegenen Verstand einsehen mußte, daß auch das, was sich in den Augen der Massen als Schuld ausnimmt, Ausdruck eines höheren Rechts sein kann, und der deshalb dieses höhere Recht anerkennen und gegen Angriffe behaupten würde. Doch nicht nur diese Rücksicht auf das Nützliche, sondern auch etwas weit Feineres und Zarteres zog Katharina zu Voltaire. Sie besaß alle Grundeigenschaften des unbezweifelbaren Genies: das Streben zu herrschen, den Drang zu organisieren, zu erheben, aufzuklären, zu verbessern, damit verbunden auch ein starkes Triebleben, eine unmittelbare und heftige Sinnlichkeit, die — was bezeichnend genug ist — in kleinen lutherischen Kreisen in der Regel das einzige ist, was man ihr nachgeredet hat. Daß eine Frau Liebhaber hat, das kann der Pöbel verstehen und herzlich darüber herziehen; schwieriger ist es immer, die Genialität zu begreifen und zu würdigen.

Nun war es bei Katharina so, daß sie zur selben Zeit, als sie sich mit starker Erotik, späterhin mit flüchtiger Sinnlichkeit zu manch einem schönen und kühnen Mann ihrer Umgebung hingezogen fühlte, in ihrem Innersten eine rein geistige Leidenschaft hegte, eine Mischung

von Bewunderung, Dankbarkeit und Zugehörigkeitsgefühl einem Manne gegenüber, den sie niemals gesehen und niemals zu sehen bekam, einem Mann, der von ihr durch einen großen Abstand an Jahren und Raum getrennt war, der ihrem Geiste aber als Lehrer und Vorbild stets nahe war als das ferne Ideal des Geistes und Witzes, der Klugheit und der Menschlichkeit — Voltaire.

Im Oktober 1763 schrieb sie ihm in dem ersten ihrer Briefe, der uns erhalten ist (als Antwort auf einen Brief von ihm an Pictet):

Heute beklage ich es zum erstenmal, daß ich keine Verse schreibe; ich kann deshalb die Ihren nur in Prosa beantworten; aber ich kann Ihnen versichern, daß ich von 1746 an, als ich die Verfügung über meine Zeit erlangte, Ihnen gegenüber die stärksten Verpflichtungen habe. Vor dieser Zeit las ich nur Romane; aber zufällig fielen mir Ihre Werke in die Hand; und seit damals habe ich nicht aufgehört, sie zu lesen, und habe nichts von Büchern wissen wollen, die nicht so gut geschrieben waren, und aus denen man nicht einen eben solchen Nutzen zog. Wo aber soll man die finden? Ich kehrte also zu dem Manne zurück, der die erste Triebkraft meines Geistes gewesen war und der mir meinen teuersten Genuß geschenkt hat. Sicher ist auf jeden Fall, mein Herr, daß ich es diesem Manne allein schulde, falls ich Kenntnisse besitze. Da er sich aber aus Respekt selbst verbietet, mir zu sagen, daß er mein Bild küßt, muß ich ihn aus Schicklichkeit über meine Begeisterung für seine Werke im Ungewissen lassen.¹⁾ Ich lese augenblicklich sein Essay über die Weltgeschichte; ich möchte gern jede Seite davon auswendig lernen, während ich auf das Buch über die Werke des großen Corneille warte, wofür, wie ich hoffe, ein Wechsel geschickt worden ist. Catharina.

II

In der Einleitung zu ihren Memoiren sagt Katharina: Das Schicksal ist nicht so blind, wie man glaubt . . . Es ist das Resultat von Eigenschaften, von dem Charakter, dem persönlichen Verhalten. Um mich deutlicher auszudrücken, stelle ich folgende Schlüsse auf:

Eigenschaften und Charaktere sind der Hauptsatz.
Das Verhalten ist der Nebensatz,
Glück oder Unheil ist die Folgerung,
Und hierfür zwei treffende Beispiele:
Peter III. — Katharina II.

Peter der Dritte Fjodorowitsch, der ursprünglich als Herzog von Holstein-Gottorp Karl Peter Ulrich hieß, ein Enkel Peters des Großen, war 1728 in Kiel geboren und wurde, als der Mannesstamm der Romanows ausgestorben war, von der Kaiserin Elisabeth nach Rußland gerufen

¹⁾ Aus dem Briefe Voltaires an Pictet vom September 1765:

Ihre Frau Mutter wird Ihnen Neuigkeiten aus Genf schicken. Ich bin für meinen Teil so erfüllt von Achtung für Ihre erhabene Kaiserin, daß ich darüber sogar Ihre große Republik vergesse. Ich habe Ihr Bild geküßt. Aber verschweigen Sie das vor ihr! Das geht wider die Achtung.

und am 18. November 1742 zum Großfürsten und Thronfolger ernannt. Er war widerstrebend zur griechischen Kirche übergetreten, fühlte sich aber stets als Lutheraner. Fast gleichzeitig (am 4. November 1742) hatten die schwedischen Stände ihn zum König gewählt, doch hatte er die Wahl nicht angenommen. Am 1. September 1745 wurde er mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst vermählt.

Dieser Peter war in allem und jedem ein Tier, seit seinem zehnten Jahre ein Trinker, und dazu ein wahnsinniges und gefährliches Tier. Da er ganz und gar ohne Erziehung war, hat man sich eingebildet, daß der Groß-Marschall Brummer, ein gebürtiger Schwede, weil der Prinz nicht für den schwedischen, sondern für den russischen Thron bestimmt war, mit Absicht seine Seele und sein Gemüt verdorben hatte. Der Marschall war an dessen Lastern höchst unschuldig. Nur mit äußerster Mühe konnte er bei Tisch den Jungen daran hindern, sich stets zu betrinken.

Peter hielt in seinem Innersten viel mehr von seinem kleinen holsteinischen Herzogtum als von dem großen russischen Kaiserreich, hegte deshalb einen wahren Haß gegen Dänemark und rüstete sich frühzeitig zum Krieg gegen Dänemark, um die Forderung des Hauses Holstein-Gottorp auf Schleswig durchzudrücken; ja, er dachte daran, gerade aus diesem Anlaß sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, als ihm eine Verschwörung in Petersburg die Macht entriß.

Katharina, die ursprünglich Sophie Auguste hieß, war im Mai 1729 in Stettin als Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst geboren, der in seiner Eigenschaft als Preußischer General Gouverneur für Stettin war. Auf Empfehlung Friedrichs des Großen wurde sie von Elisabeth zur Gemahlin ihres Nachfolgers ausersehen.

Als sie im Februar 1744 mit ihrer Mutter nach Moskau kam, wo sich der Hof aufhielt, fand sie in ihrem Verlobten trotz seiner sechzehn Jahre einen in hohem Grade kindischen Jungen vor. Er beschäftigte sich in seinen Räumen nur damit, seine beiden Lakaien vor sich exerzieren zu lassen. Er erteilte ihnen Chargen, beförderte und degradierte nach Lust und Laune.

Sobald die vierzehnjährige Katharina angekommen war, ließ sie sich in der griechischen Religion unterweisen und nahm russische Stunden, da sie wohl begriff, daß es darauf ankam, dem russischen Volk das Gefühl zu geben, daß sie mit Herz und Seele in Sprache und Gefühl durchaus russisch war. Seit sie denken konnte, war sie fest entschlossen, die Regentin dieses Volkes zu werden, und sie wollte, ohne zu schwanken, den Preis dafür zahlen. Sie lernte mit einem solchen Eifer Russisch, daß sie, so oft sie nachts nicht schlafen konnte, sich im Bett aufrecht hinsetzte und die Hefte auswendig lernte, die ihr Lehrer ihr zum Selbstunterricht überlassen hatte. Kaum war sie aufgewacht, dann saß sie wieder früh am Morgen in Nachtkleid und Morgenschuhen und las Russisch, zog sich dadurch jedoch eine Lungenflügelentzündung zu, der sie fast erlegen wäre.

Sie, die es verstand zu schweigen und sich niemals zu verraten, hörte mit Erstaunen, wie ihr Verlobter Kraut und Rüben gedankenlos durcheinanderredete ohne eine Spur vernünftiger Zurückhaltung. Er teilte ihr mit, daß ihm an ihr am besten gefiel, daß sie seine Kusine war, denn da sie verwandt miteinander waren, durfte er sich ihr anvertrauen: er war verliebt in eine der Damen der Königin, die den Hof hatte verlassen müssen, weil ihre Mutter nach Sibirien verbannt worden war. Er würde sich am allerliebsten mit diesem jungen Mädchen verheiraten, hatte aber nun dadurch seinen Verzicht bewiesen, daß er Katharina heiraten wollte.

Bei ihrer überlegenen Klugheit und ihrer von Jugend an sicheren und selbstbeherrschten Haltung brauchte sie nur einen einzigen derartigen Ausspruch zu hören, um Verstand und Wert ihres Verlobten zu beurteilen. Aber es blieb nicht bei einem Ausspruch. Dieser kindische und ungeschlachte Sechzehnjährige weihte Jahre hindurch das junge Mädchen (später das stolze Weib, das dem Namen nach seine Frau wurde, das er aber kaum berühren wollte) in alle die dummen und lächerlichen Abenteuer ein, in die er sich mit Frauen einließ, die oft so häßlich und gewöhnlich waren, daß sich kein anderer etwas aus ihnen machte, und die außerdem noch aller Welt erzählten, daß er ihnen zuwider war, und daß sie ihn verachteten, was übrigens auch alle die schönen und etwas besseren Frauen taten, mit denen er sich als Thronfolger und als Zar einließ.

Katharina hatte zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Mutter, die ihr gefolgt war, machte eine Dummheit nach der anderen und war ständig um ein Haar daran, die Kaiserin gegen die Gemahlin des Thronfolgers aufzubringen, während diese vom ersten Tage an doch verstand, daß, wenn es jemand gab, den sie gewinnen mußte, um nicht wieder nach Stettin oder Anhalt zurückgeschickt zu werden, so war es die Kaiserin, die gerade zwanzig Jahre älter als sie war, und die mit einer Unterwürfigkeit und einer Vorsicht behandelt werden mußte, die jeden Gedanken an Rivalität ausschlossen. Außerdem begriff sie, daß sie auch gegen alle andern am Hofe aufmerksam und äußerst höflich sein mußte.

Da sie einen unverwüstlichen Humor besaß, gewann sie mehr und mehr Herzen.

III

Die erste Grundlage zu ihrer literarischen Erziehung wurde von einem schwedischen Edelmann, dem Grafen Gyllembourg, gelegt. Er gab ihr Plutarch, Cicero, Montesquieu zu lesen, versuchte aber besonders durch seine Überlegenheit als älterer Mann über das junge Mädchen ihr Gemütsstärke und Charakterfestigkeit mitzuteilen. Sie gelobte sich selbst, seinem Wink zu folgen. Ihr Verlobter hatte ihr damals gerade gesagt, daß die Entfernung zwischen seinem und ihrem Schloß zu groß

war, als daß er sie öfter als nur gelegentlich einmal besuchen könne; sie war zu stolz, sich bei ihm oder einem anderen darüber zu beklagen.

Sie wurde mit Peter im Jahre 1745 vermählt und war nun Großfürstin. Die kompromittierende Mutter reiste nach Hause; der gute Vater starb, und als sie heftig und lange über ihn weinte, schickte ihr die Kaiserin den Befehl, damit aufzuhören. Es läge kein Grund vor, so stark um den Verlust eines Vaters zu trauern, der nicht einmal König gewesen war.

Katharinas Äußeres war entzückend. Sie war dunkel, mit blauen Augen, schön wie ein Sonnentag. Viele Männer erwiesen ihr ritterliche Huldigungen. Sobald es schien, als wäre sie im geringsten von einem jungen Kavalier eingenommen, sandte man den Bischof Theodorski aus, um sie zu verhören, und andere, um sie auszuspionieren. Aber es war nichts zu entdecken; sie war zu klug, um sich jetzt eine Blöße zu geben. Ihre ganze Leidenschaft war noch intellektuell. Sie las ernste Bücher, Bayles *Dictionnaire*, Montesquieus *L'Esprit des Lois*, besonders die *Annalen* des Tacitus, die einen ungeheuren Eindruck auf sie machten, sie äußerst schwarz auf alles früher Geschehene blicken ließen, und sie lehrten, die Gründe des Geschehenen zu erforschen. Doch vor allem las sie Voltaire, und was sie sonst las, sah sie mit seinen Augen an.

Inzwischen spielte der Großfürst mit seinen Lakaien, exerzierte mit ihnen, wechselte zwanzigmal am Tage die Uniform, dressierte in seinem Vorzimmer eine mächtige Hundekoppel, schickte seinen Geliebten Grenadierschmuck als Geschenk: Bärenfellmützen und Schulterschärpen.

Katharinas Schönheit kam besonders zu ihrem Recht, wenn sie zu Pferde saß oder auf einem Ball war. Sie war die vorzüglichste Reiterin (stets im Herrensattel) und die ausdauerndste Balldame. Und doch wollte sie nicht glänzen. Sie kleidete sich so schlicht und wenig ins Auge fallend wie möglich, um der Kaiserin nicht zu mißfallen. Elisabeth hatte die schönsten Beine, war stolz darauf, und da sie sie gern zeigen wollte, ordnete sie mit Vorliebe Maskenbälle an, auf denen die Männer als Frauen gingen und die Frauen Männerkleider trugen. Katharina sagt in ihren Memoiren:

Sie glänzte in Manneskleidern. Man konnte den Blick nicht von ihr losreißen. Eines Abends sah ich sie ein Menuett tanzen. Als es zu Ende war, kam sie zu mir. Ich nahm mir die Freiheit, ihr zu sagen, daß es ein wahres Glück für die Frauen sei, daß sie kein Mann wäre und daß allein ihr Porträt viele Frauen dazu bringen könnte, den Kopf zu verlieren. Sie nahm, was ich sagte, gut auf und antwortete mir im selben Ton so gnädig wie möglich, daß sie, falls ich Mann wäre, mir den Apfel reichen würde. Ich beugte mich nieder, um ihr die Hand für eine so unerwartete Artigkeit zu küssen. Darauf küßte sie mich, und die ganze Gesellschaft versuchte, herauszufinden, was zwischen uns vorgegangen war.

Man erinnert sich bei dieser Szene, daß der bekannte Chevalier d'Eon de Beaumont als Weib gekleidet Lectrice bei Elisabeth war.

Die kluge Katharina vernichtete durch ihr Verhalten manches Vorurteil, das Elisabeth gegen sie hatte, und man fühlt, daß sie Elisabeth ganz durchschaut habe, in die geheimnisvollen Neigungen ihres Sinnenlebens eingedrungen ist, wenn sie an einer anderen Stelle erzählt, daß sie zwar weiterhin auf Bällen so einfach wie möglich gekleidet war, nun aber auf Maskeraden stets die hübschesten Männerkostüme trug, die mit ausgesuchtem Geschmack schön genäht, gestickt und an allen Rändern besetzt waren. „Das gefiel der Kaiserin. Ich weiß nicht recht, weshalb.“ Der letzte Satz streift nur, verweilt nicht (glissez, n'appuiez pas!).

In den nicht weniger als siebzehn Jahren, die Katharina Großfürstin war, hat ihr Verhältnis zu ihrem Manne zwei Abschnitte. Im ersten nahm er sie zur Vertrauten und fragte sie um Rat, besonders in allem Politischen; im zweiten wurde er immer drohender und feindlicher. Nur in einem Punkt blieb er stets derselbe, in seinen Verrücktheiten.

Er hielt, wie gesagt, noch im Alter von einundzwanzig Jahren in seinen Gemächern eine Hundekoppel, die er dauernd dressierte. Katharina erzählt, daß sie eines Tages derartige Schreie von dort aus hörte, daß sie die Tür öffnete:

Ich sah, wie er einen der Hunde am Halsband in der Luft hielt und daß ein Kalmückenjunge, den er bei sich hatte, denselben am Schwanz festhielt (es war ein armer kleiner Hund englischer Rasse), und mit dem dicken Ende eines Peitschenstieles schlug der Großfürst diesen Hund aus allen Kräften. Ich wollte für das arme Tier einschreiten; aber daraufhin verdoppelte er nur die Schläge. Da ich dies grausige Schauspiel nicht aushalten konnte, zog ich mich mit Tränen in den Augen zurück. Statt aber dem Großfürsten Mitleid einzuflößen, machten ihn Tränen stets noch verbitterter. Mitleid war für ihn ein peinliches Gefühl und für sein Empfinden ganz unerträglich.

Vier Jahre darauf, als Peter also fünfundzwanzig Jahre alt war, mußte sie häufig in sein Zimmer gehen, um Ruhe zu stiften. Er saß gern und trank mit seinen Leuten, schlug dann plötzlich auf sie los mit einem Stock oder mit der flachen Klinge. Manchmal wurden diese darüber so rasend, daß er zu ihr flüchten mußte, um sie zu beruhigen. Eines Tages überraschte sie unter solchen Umständen der Anblick einer großen Ratte, die ihr Gemahl an einen förmlichen Galgen aufgehängt hatte, und verwundert fragte sie ihn, was das zu bedeuten habe:

Er sagte mir dann, daß diese Ratte ein Verbrechen begangen habe, das nach Militärgesetzen die schärfste Todesstrafe verdiente. Sie war über die Wälle einer Festung aus Pappe, die auf einem Tische stand, geklettert und hatte zwei Schildwachen aus Zündschwamm aufgefressen, die auf einer der Bastionen aufgestellt waren. Er hatte die Verbrecherin nach Kriegsgesetz verurteilen lassen. Sein Hund hatte die Ratte gepackt, und sie war sofort aufgehängt worden, wie ich sah, und sie würde dort drei Tage lang hängen bleiben als abschreckendes Beispiel für das Publikum. Ich konnte es nicht vermeiden, über diesen weitgehenden Irrsinn zu lachen. Aber das mißfiel ihm sehr, da er die Angelegenheit ganz ernst nahm.

Ich verschanzte mich nun hinter meine weibliche Unwissenheit um Militärgesetze. Er blieb dabei, mein Lachen übelzunehmen. Mindestens konnte man zur Verteidigung der Ratte sagen, daß sie ungehört, ohne Verhör oder Rechtsweg verurteilt worden war.

So lange es möglich war, strebte Katharina danach, Peters Verrücktheiten und Brutalitäten vor den andern zu verbergen. Er ließ sie sein liebes Holstein für sich regieren, da er keinen Begriff von Politik hatte, und rief sie deshalb mit dem Kosenamen „Zuflucht“ (La Resource). Aber das dauerte nicht lange. Er war fast stets betrunken, stets von Schmeichlern umgeben, die ihm einredeten, daß er ein großer Feldherr sei, und als Feldherr ging er in grenzenloser Bewunderung für Friedrich den Großen auf, nicht etwa in Bewunderung für sein Genie, sondern für seine Uniformen und Paraden. Diese Bewunderung bekam ja später geschichtliche Bedeutung. Peter der Dritte scheint nur geboren zu sein, um den großen Friedrich aus der verzweifelter Lage zu befreien, in der er sich 1761 befand, als er selbst keinerlei Ausweg mehr gewährte. Da starb Elisabeth, und Peter schloß augenblicklich mit seinem Ideal Frieden und ein Bündnis. Katharina schreibt:

Vom Jahre 1755 an war sein Hauptvergnügen, eine ungeheure Menge kleiner Puppen aufzustellen, Soldaten aus Holz, Zinn, Zunder und Wachs, die er auf schmalen Tischen anordnete, die den Raum des ganzen Zimmers einnahmen. Es war kaum möglich, sich einen Weg zwischen diesen Tischen zu bahnen. Er hatte schmale Messingbänder an deren Seiten angenagelt, daran Drähte geknüpft, und wenn er an diesen zog, tönten die Messingbänder nach seiner Behauptung wie rollendes Gewehrfeuer. Er feierte sehr genau die Feste des Hofes dadurch, daß er diese Truppen Feuer gehen ließ. Außerdem wurde täglich Wachtparade abgehalten; d. h. man nahm von jedem Tisch die Puppen fort, die auf Wache ziehen sollten. Der Großfürst wohnte der Parade in Uniform in hohen Stiefeln mit Sporen im Brustharnisch mit Schärpe bei. Diejenigen von seinen Dienern, die zum Betrachten dieser schönen Übung Zutritt erhielten, waren ebenso angezogen.

IV

In dieser ständigen Trunkenheit kam er häufig zur Großfürstin und zog in ihrem Schlafzimmer seinen Degen, bald um sie zu bedrohen, bald auch, um sie gegen eingebildete Feinde zu verteidigen. Sie war nicht gerade furchtsam, bat ihn aber doch, zu gehen und den Rausch auszuschlafen. Er unterhielt im übrigen vor aller Augen Verhältnisse zu den Hofdamen und geriet zum Schluß ganz und gar unter die Herrschaft einer von ihnen namens Elisabeth Woronzoff, der er versprach, sich von Katharina scheiden zu lassen, sobald er Zar geworden war.

Auf Befehl der Kaiserin sollte ein Thronerbe gezeugt werden. Bei dem Großfürsten hatte sich jedoch allmählich in der Atmosphäre von Wein und Tabak, in der er lebte, vielleicht auch wegen schlechter Verdauung, ein derartiger Geruch entwickelt, daß seine Nähe für gesunde

Sinne unerträglich war. Katharina deutet in ihren Memoiren an, daß sie ohne seine Mitwirkung mit wohlwollendem Beistand des jungen, hübschen Soltykoff, des ersten Mannes, in den sie sich verliebte, den Befehl der Kaiserin befolgte und Paul den Ersten zur Welt brachte. Durch ein merkwürdiges Naturspiel ähnelte dieser Knabe jedoch nicht seinem schönen Vater, sondern dem Ehemann Peter dem Dritten und wurde, wie er, häßlich, kindisch und grotesk. Von nun ab änderte Katharina ihr Wesen, zeigte ihren Spionen und Feinden am Hofe offene Verachtung, erwies denen, auf die sie sich verlassen konnte, herzliche Freundschaft. Sie gab zu verstehen, daß keiner mehr wagen dürfte, sie ungestraft zu übersehen oder zu kränken. Gleichzeitig gab sie ihrem Temperament die Zügel frei. Sobald Soltykoff sie durch schlechtes Verhalten enttäuscht hatte, trat Stanislaw Poniatowski an seine Stelle. Katharina brachte eine Tochter zur Welt.

Da sie nun die Launenhaftigkeit des Großfürsten, seine Schwächen und seine Gewaltsamkeit völlig kannte, sah sie die Notwendigkeit ein, sich beizeiten eine Partei im Hinblick auf die Zukunft zu bilden. Die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Mannes ließen voraussehen, daß er bald ein Wrack sein würde. Sollte sie mit ihm zugrunde gehen, falls er vernünftigem Rat nicht folgte, oder sollte sie einen Weg einschlagen, der zur Unabhängigkeit führte? In Wirklichkeit gab es hier keine Frage. Sie hatte die Fähigkeit, durch gewinnende Eigenschaften, persönliche Schönheit, natürliches Wesen der Liebling des Volkes zu werden, ja noch mehr, die zu sein, von der fast die ganze Bevölkerung wünschte, beherrscht zu werden.

Da starb Elisabeth im Jahre 1762. Peter der Dritte folgte ihr auf den Thron, und als Kaiserin fühlte Katharina ihre Existenz noch stärker als vorher bedroht. Der Zar hatte ganz und gar mit ihr gebrochen; der Hochmut seiner Geliebten und ihre Ansprüche kannten keine Grenzen. Die Kaiserin war in jedem Augenblick der Gefahr ausgesetzt, daß der Zar eines Tages bei einem Zechgelage sie und ihren Sohn als Erben verstoßen würde. Immer wieder drohte er ihr, sie aus Rußland zu verbannen oder in einem Kloster unterzubringen.

Peter hatte ein halbes Jahr regiert, als am 8. Juli der Aufstand ausbrach, der im Geheimen von den Brüdern Orloff im Heere, am Hofe von der Fürstin Daschkoff vorbereitet worden war. In der Nacht zum 9. Juli wurde Katharina von ihrem damaligen Geliebten, Gregor Orloff, mit dem sie die nächsten zwölf Jahre treu zusammenhielt, von Peterhof nach der Hauptstadt geführt und nach einer begeisterten Rede an die Garde zur Kaiserin ausgerufen. Peter, der elend verzagte, wagte nicht, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, sondern schickte Katharina am nächsten Tage einen Brief, in dem er auf den Thron verzichtete und versprach, nach Deutschland zurückzugehen.

Wahrscheinlich hat man sich auf das Versprechen des halb irr-sinnigen Menschen nicht verlassen, das stets als erzwungen zurück-

genommen werden konnte, und der entschlossene und rücksichtslose Bruder Alexis des hübschen und gutmütigen Gregor Orloff gab den Befehl, ihn aus dem Wege zu räumen. Er wurde eine Woche nach der Revolution auf dem Landsitz Ropschka, wo er interniert worden war, erdrosselt, ohne daß die Kaiserin vorher von dem Mordplane unterrichtet worden wäre. Über dessen Ausführung hat sie gewiß nicht getrauert; aber sie hat begriffen, daß das einen Makel auf ihrem Namen hinterlassen würde, der schwierig abzuwaschen sei, aber notwendigerweise abgewaschen werden mußte. Obgleich von alter Zeit her die Regierungsform in Rußland Alleinherrschaft, gemildert durch Meuchelmord, war, war es doch peinlich, die Verantwortung für eine Tat zu tragen, die man nicht verschuldet hatte. Vielleicht hat Katharina sich gesagt, daß, wenn man bedenkt, wieviele der wertvollsten Menschen durch Krankheit, Unglücksfälle und in Kriegen umkommen, geringer Anlaß vorliege, darum zu trauern, daß es in der Welt ein Ungetüm weniger gäbe. Doch sie hat auf jeden Fall im voraus gewußt und hatte reichlich Anlaß, später zu erfahren, wie stark dieser Mord gegen sie ausgenutzt werden konnte.

So unzweifelhaft sie die Urheberin der Palastrevolution war, so unzweifelhaft war sie an der Mordhandlung unschuldig. Die leidenschaftlichen Verdammungsurteile über Katharina, die diese hervorrief, sind der Verurteilungssucht der Unwissenheit entsprungen. Friedrich der Große, der Bescheid wußte, der Fürst von Ligne, der alles und alle kannte, die Fürstin Daschkoff, die Mitanstifterin der Palastrevolution war, bezeugen alle und jeder für sich, daß Katharina von dem Plane zur Erdrosselung Peters des Dritten ferngehalten worden war. Die Fürstin hatte sogar den später veröffentlichten zynischen Brief Alexis Orloffs an die Kaiserin gesehen, in dem er ihr die Ermordung ihres Gemahls mitteilte und sie um Verzeihung anflehte. (Aus Vorsicht gibt jedoch Katharina in ihrem Brief an Stanislaw Poniatowski Kolerine und einen Schlaganfall als Todesursachen an.)

Sie empfand Entsetzen über diesen Mord, und sie brach in Tränen aus. Aber in ihrem Abscheu vor Heuchelei drängte sie ihre Tränen zurück. Sie war zu politisch und zu stolz, das Verbrechen zu bestrafen, begriff, daß man das als eine Komödie betrachten würde, die sie spielte. Sie begnügte sich damit, um ihret- und ihres Sohnes willen, Orloffs Brief in einer Kassette aufzubewahren, und machte sich dann an ihre Aufgabe, der größte Herrscher zu werden, den Rußland seit Peter dem Großen gehabt hat, was sie auch ständig geblieben ist. Diderot hat sie definiert: „Die Seele des Brutus in dem schönen Körper Kleopatras.“ Brutus ist durchaus nicht der richtige Name. Aber eine männliche Seele hatte sie. Der Fürst von Ligne bezeichnete sie ihr selbst gegenüber als unerschütterlich (*imperturbable*). Das Wort gefiel ihr so, daß sie seitdem ihre Briefe an ihn unterzeichnete „*Votre imperturbable*“.

V

Die Verbindung zwischen Katharina und Voltaire wurde dadurch eingeleitet, daß der französische Gesandte in Petersburg, Herr de Breteuil — eine Art Neffe der Madame du Châtelet — am 13. September 1762 schrieb: „Die Kaiserin hat mich fragen lassen, ob ich Herrn de Voltaire kenne, wobei sie mich gebeten hat, seine Ansicht von der Rolle, die die Fürstin Daschkoff gespielt hat, zu berichtigen.“ (Am 18. Januar desselben Jahres hat er an seine Regierung berichtet: Das Leben, das der Kaiser führt, ist schmachvoll. Er verbringt seine Abende mit Rauchen und Biertrinken und hört mit diesem doppelten Sport nicht vor 5 oder 6 Uhr morgens auf und ist beinahe stets sinnlos betrunken.)

Katharina hatte jedoch in ihrer Umgebung einen weit näheren Freund von beiden: den Genfer Pictet, der zum ersten Male in einem Briefe Voltaires erscheint, den er am 19. September 1760 an Fräulein Clairon richtet, daß — wenn sie seinem Hause die Ehre antun würde, ihn zu besuchen und in einem seiner Dramen mitzuspielen — er dort einen Schauspieler habe, der sechs Fuß und einen Zoll groß sei, und der sehr geeignet wäre, bei einer Aufführung mitzuwirken. Dieser Mann, den Voltaire gern seinen lieben Riesen nannte, war Pictet, der inzwischen Katharinas Privatsekretär geworden war und der am 4. August 1762, also noch vor Herrn de Breteuil, als Vermittler auftrat und, wahrscheinlich auf Wunsch der Kaiserin, an den Patriarchen schrieb:

Ich bin überzeugt davon, daß jeder, der Peters III. Charakter, seine Art, sich zu benehmen und seine Pläne für die Zukunft gekannt hat, nur billigen wird, daß das russische Volk einen solchen Mann verjagte, um die würdevollste und größte Kaiserin, die das Weltall jemals gesehen hat, auf den Thron zu heben Verlassen Sie sich fest darauf, daß die Kaiserin nicht den Thron gesucht hat, sondern daß sie einer allgemeinen Bewegung im Volke nachgegeben hat, als sie ihn bestieg ... Die Revolution wurde ausschließlich durch den Unterschied zwischen dem Charakter Peters III. und dem Katharinas hervorgerufen. Was sollte das russische Volk denn denken, wenn es Peter III. sah, der seine Jugend mit Hofnarren zugebracht hatte und der nur in den ersten Wochen nach der Thronbesteigung einige Hoffnungen weckte, so lange er noch die Kaiserin um Rat fragte, der sich aber danach ganz und gar den Ausschweifungen und der schädlichsten Völlerei hingab? Was sollte das Volk denken, wenn es sah, wie der Kaiser Tag und Nacht an der Tafel verbrachte und vor den Augen aller ständig betrunken war?

Voltaire, der augenscheinlich zuerst die Kaiserin für schuldig hielt, zeigte eine gewisse Nachsicht. Er schrieb an den Gesandten Schuwaloff, mit dem er auf Grund seiner Geschichte Peters des Großen in dauernder Verbindung stand: „Man spricht von einer gewaltsamen Kolik, die Peter Ulrich von der kleinen Unannehmlichkeit befreit hat, ein Reich mit einem Umfange von 2000 Meilen verloren zu haben. Es fehlt Ihrer

Semiramis (die nach der Sage ihren Gemahl König Ninus ermordet hatte) nur ein Ninias (der Sohn), um die Ähnlichkeit vollkommen zu machen. Ich gestehe meine Furcht, verdorben genug zu sein, an dieser Szene kein solches Ärgernis zu nehmen, wie es ein guter Christ tun sollte. Es kann viel Gutes aus kleinem Bösen entstehen. Die Vorsetzung ist gleich den ehemaligen Jesuiten; sie gebraucht alle Mittel." Wie der Text des Briefes zeigt, war Voltaire geneigt, das Schlimmste zu glauben, aber das Schlimmste zu entschuldigen, wenn es wahr wäre. Unsicher, wie er sich fühlte, wollte er sich nicht binden lassen. Er ahnte, daß Katharinas Sekretär nicht ohne den Wunsch der Kaiserin schrieb, aber er tat, als ob er es nicht verstand, gab eine zwar höfliche, aber zurückhaltende Antwort. Pictet, der mit dieser reservierten Haltung des großen Mannes nicht zufrieden war, schrieb wieder:

Mein Herr, ich habe gestern den Brief empfangen, den zu senden Sie mir die Ehre erwiesen, und ich beeile mich zu antworten, trotzdem ich noch nicht weiß, an welchem Tage der Kurier des Herrn Baron de Breteuil abgeht. Gestatten Sie mir, daß ich Sie ausschelte? Ich habe große Lust dazu; aber ich wage nicht recht, mir diese Freiheit zu nehmen. Ich habe Ihnen einen langen Brief geschrieben. Was ich auch gesagt habe, so haben Sie doch vollkommen verstanden, daß ich insgeheim den Brief habe lesen lassen. Man hat ihn tatsächlich gesehen, und man wartet ungeduldig auf eine Antwort. Diese Antwort kommt; aber sie ist so trocken, so nüchtern, so mager, daß ich sie nicht habe zeigen wollen. Ich habe nun beinahe ein halbes Jahr lang nicht einen einzigen Brief nach Genf geschickt, ohne die Leute damit zu belästigen, Sie zu bitten, mir Ihre neuen Stücke und was sonst an Neuem aus Ihrer Feder geflossen sein sollte, seit ich nach Rußland reiste, anzuvertrauen. Ich weiß nicht, welche Ausdrücke ich gebrauchen soll, um Sie zu beschwören, mir diese Wohltat zu erweisen.

Wenn ich Ihnen sage, daß mein Zukunftsschicksal von Ihrem Entgegenkommen abhängt, so scheint das ein großes Wort; es ist jedoch nicht zu viel gesagt. Man ist hier so gnädig, sich einzubilden, ich wäre Schriftsteller, und was Sie lebenswürdigerweise über mich an Herrn de Schuwaloff geschrieben haben (etwas, worüber er in den letzten vierzehn Tagen gesprochen hat), hat dazu beigetragen, den Glauben zu stärken, daß Sie eine gewisse Achtung für meine Person und meine Fähigkeiten haben.

Man schließt daraus, daß es Ihnen nicht gebühre, mir eine Abschrift Ihrer Produktion zu verweigern, und Ihre Majestät, die fast alles, was Sie herausgegeben haben, auswendig weiß, hört nicht auf, mich zu ersuchen, Ihr neues Schauspiel und alles andere ihr zu verschaffen, was Sie geschrieben haben und jetzt schreiben, was in Ihre gesammelten Werke nicht aufgenommen sei. Sie können überzeugt sein, daß kein Mensch außer Ihrer Majestät zu sehen bekommt, was vertraulich sein soll. Sie hat mir gestattet, Ihnen ihr Wort darauf zu geben. Nur hat sie mir zugleich aufgetragen, Sie zu fragen, ob Sie erlauben, daß man Ihre neuen Stücke, wenn wir sie bekommen, am Hofe spielt. Wenn ich von Aufführungen am Hofe spreche, dann bedeutet das nicht: von Schauspielern (die wir diesen Sommer nicht hier haben), sondern von den Damen und vornehmen Herren des Hofes. Vorläufig studieren wir in diesem Winter *Zaïre*, *Alzire* und Tschengis Khan (*L'Orphelin de la Chine*).

VI

Es gab für Voltaire keine Möglichkeit, eine so große Aufmerksamkeit und ein so leidenschaftliches Interesse mit dauernder Kälte zu beantworten; wäre es nur des guten Riesen wegen gewesen, dessen Stellung in St. Petersburg von Voltaires Entgegenkommen abhing, so war eine höfliche Antwort eine Notwendigkeit. Leider sind die ersten Briefe, die zwischen ihm und der Kaiserin gewechselt wurden, verloren gegangen. Aber wir sehen, daß er noch eine Zeitlang weiter an Pictet schrieb und daß seine Briefe an den Sekretär von der Herrscherin mit Leidenschaft an sich gerissen wurden.

In dem ersten Schreiben von Katharina, das wir besitzen, heißt es: „Ich habe eine Todsünde begangen, als ich den Brief an mich nahm, den Sie an den Riesen adressiert haben. Ich habe ein ganzes Bündel Gesuche liegen lassen; ich habe das Schicksal verschiedener Menschen verzögert; so begehrllich war ich, ihn zu lesen. Und ich fühle nicht einmal Reue darüber.“

In dem Brief, den sie geöffnet hat, der zwar nicht an sie adressiert, aber für sie bestimmt war, hat sie jedoch so viel Schmeichelhaftes für sich gefunden, daß sie Herrn de Voltaire „sehr ernst“ bittet, sie nicht eher zu loben, als sie das Lob verdient habe.

Voltaire ist nun geneigt, nur das beste von ihr zu glauben. Aber er hat gehört, daß in Rußland Unzufriedenheit mit dem Vorgefallenen besteht. Er fragt den Grafen d'Argental: „Ist es wahr, daß das Feuer unter der Asche in Rußland glimmt? daß es eine große Partei für den Prinzen Iwan gibt? daß meine liebe Kaiserin abgesetzt werden wird und daß wir einen neuen Tragödienstoff bekommen?“ Ein paar Wochen später (13. August 1763) schreibt er an die Gräfin d'Argental: „Ich habe Furcht, daß man meine Kaiserin umbringt.“ Er hätte sich die Furcht sparen können. Katharina gehörte nicht zu denen, die sich absetzen oder umbringen ließen. Ihre Unerschrockenheit ließ sich nicht einschüchtern; ihr Wille war höchst ungeneigt, einen offenbaren Feind den ersten Stoß führen zu lassen. Iwan, der — nach einem Manifest Katharinas zu urteilen — nur ein wildes Tier war, hatte nicht Zeit genug, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, als er schon niedergeschlagen war.

Voltaire war davon peinlich berührt, dachte daran, in *Le Dictionnaire Philosophique*, den sich Katharina von ihm erbeten hatte, einen Artikel gegen grausame Handlungen hinzuzufügen. Aber allmählich fand er sich in Katharinas unerschütterliche Selbstbehauptung und schloß sich D'Alemberts Ansicht an, der ihm schrieb: „Meine gute Freundin in Rußland hat eben ein langes Manifest über die Abenteuer des Prinzen Iwan erlassen; er war wirklich, wie sie sagt, ein wildes Tier. Das Sprichwort lautet: „Es ist besser, den Teufel niederzuschlagen, als sich von ihm niederschlagen zu lassen.“ Wenn die Fürsten sich Wahlsprüche wählten, wie in alter Zeit, so würde mir dieses Wort

für sie passend scheinen . . . Ich bin Ihrer Ansicht, daß die Philosophie keinen Grund hat, sich solcher Schüler besonders zu rühmen. Aber was wollen Sie? Man muß seine Freunde mit ihren Fehlern lieben.“

In Wirklichkeit waren Katharina nicht mehr Vorwürfe wegen der Versehen zu machen, die sie beging, um den Thron zu besteigen und sich auf ihm zu halten — zum größten Glück für die Bewohner Rußlands —, als Friedrich wegen seiner rechtswidrigen Eroberung Schlesiens zu machen gewesen. Beide einigten sich ja auch über Polens erste Teilung im Jahre 1772, bei der allerdings der polnische Senat die Russen selbst ins Land rief und Preußen nur einschritt, um eine allzu große Machterweiterung für Rußland zu verhindern. Die Politik war der Moral, die man in Lehrbüchern findet, gegenüber schon zu jener Zeit so rücksichtslos, wie sie später stets gewesen ist. Die Hinrichtung Iwans ist leicht zu verteidigen. Es war die Ermordung Peters III., die Europa gegen Katharina aufbrachte, obgleich sie offiziell bekanntgab, daß er an „une colique hémorroïdale“ gestorben sei und obgleich sie unschuldig daran war. —

VII

Im Jahre 1765 gab Voltaire die spätere Einleitung zum *Essai sur les mœurs* unter dem Titel „*La Philosophie de l'histoire par feu l'Abbé Bazin*“ mit folgender Widmung für Katharina heraus:

Der hochgeborenen und majestätischen Fürstin Katharina der Zweiten, Kaiserin aller Reußen, Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die durch ihre großen Gaben imstande ist, die Nationen der Vergangenheit zu beurteilen, wie sie würdig ist, über ihre eigene zu herrschen. Ehrerbietigst zugeeignet von dem Neffen des Verfassers.

Die Kaiserin antwortete: „Die Kaiserin von Rußland ist dem Neffen des Abbé Bazin sehr verpflichtet, daß er ihr das Werk seines Onkels dediziert hat. . . Sie hat dieses schöne Buch mit großer Freude gelesen und hat nicht gefunden, daß sie dem, was sie las, überlegen war, da sie selbst jener armen Menschheit angehört, die einen so starken Hang zu den sonderbarsten Albernheiten hat. Sie ist leider überzeugt, daß das Buch unter diesem Hang leiden wird und in Paris dem Feuer am Fuße einer großen Treppe überliefert wird — was übrigens dem Buche nur neuen Glanz verschaffen kann. Da der Neffe des Abbé Bazin tiefes Schweigen über den Ort bewahrt hat, an dem er wohnt, hat man diese Antwort an Herrn de Voltaire gerichtet, der so bekannt dafür ist, daß er junge Menschen, deren Talent die Hoffnung erweckt, daß sie einmal nützlich für die Menschheit sein werden, beschützt und begünstigt. Man bittet diesen berühmten Schriftsteller, diese kurzen Zeilen an ihre Bestimmung gelangen zu lassen, und sollte er zufälliger, weise diesen Neffen des Abbé Bazin nicht kennen, ist man überzeugt, daß er diesen Schritt in Anbetracht der glänzenden Gaben des jungen Mannes entschuldigen wird.“

Noch einige Zeitlang wird der Scherz mit dem Neffen des Abbé Bazin in Katharinas Briefen variiert. Als er endlich gefunden ist, schickt die Kaiserin (im August 1765) ihm ein kleines Paket als Bekundung ihrer Dankbarkeit für die schönen Dinge, die er ihr gesagt hat. Das Paket ist wahrscheinlich wertvoll genug gewesen, so klein es auch war.

Katharina antwortet Voltaire auf seine Frage nach ihrem Wahlspruch: Meine Devise ist eine Biene, die von Blüte zu Blüte fliegt und Honig sammelt, um ihn zu ihrem Korbe zu bringen. Und die Inschrift heißt: Das Nützliche. — Sie beklagt sich lebhaft über die Unduldsamkeit, die einige Kapuziner in Moskau gezeigt haben, als sie sich unbedingt weigerten, einen Franzosen, der plötzlich gestorben war, zu begraben, und erwähnt überhaupt mit Unwillen verschiedene Beispiele der Intoleranz in Rußland wie in Frankreich, wo die Angehörigen des Abraham Chaumeix (der auf russischem Gebiet verhältnismäßig vernünftig wurde) seinerzeit die Verfolgungen gegen die Enzyklopädie anbahnten.

Voltaire leitet seinen Antwortbrief mit einem kleinen Gedicht über die Biene als Emblem und über Minerva als Göttin ein:

L'abeille est utile sans doute,
On la chérit, on la redoute,
Aux mortels elle fait du bien.
Son miel nourrit, sa cire éclaire,
Mais quand elle a le don de plaire,
Ce superflu ne gâte rien.
Minerve, propice à la terre,
Instruisit les grossiers humains,
Planta l'olivier de ses mains.
Et battit le dieu de la guerre.
Cependant elle disputa
La pomme due à la plus belle;
Quelque temps Pâris hésita,
Mais Achille eût été pour elle.

Die Verse sind gehaltvoll und schmeichelhaft ohne eine einzige Artigkeit, die als zu süßlich Widerwillen erregen könnte.

In dem Brief dankt Voltaire Katharina warm für das, was sie in ihrem Edelmut für seine Freunde getan hat, für Diderot, für D'Alembert, für die Familie Calas. Es ist ihm nur etwas unangenehm, daß sie den Namen einer Heiligen angenommen hat; die Heldinnen pflegten sich in alter Zeit nicht mit solchen Namen zu nennen; Homer und Vergil wären bei diesen in Verlegenheit geraten. „Sie sind für Almanache nicht geschaffen“ (die ja nur die Namen aus der Geschichte der Heiligen enthielten).

Im Mai 1767 ist Voltaire derart für seine Katharina bekehrt (er nennt sie gern respektswidrig mit dem Kosenamen ma Cateau), daß er an seine scheinbare Freundin Madame du Deffand schreibt: „Ich bin ihr Ritter und Verteidiger gegen jedermann. Ich weiß wohl, daß

man ihr eine Kleinigkeit hinsichtlich ihres Mannes vorwirft; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht mische, und außerdem ist es nicht übel, ein Versehen gutmachen zu müssen; das fordert zu starken Bestrebungen auf, um der Öffentlichkeit Achtung und Bewunderung abzurufen, und ganz sicher hätte ihr widerwärtiger Mann keine der Taten verrichtet, die meine Katharina täglich ausübt.“

Diese Worte waren herausfordernd Moralisten gegenüber, deren Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse so gut wie null waren, und deren Überzeugung, das geeichte moralische Ellenmaß zu haben, unerschütterlich war. Natürlich berichtete Madame du Deffand augenblicklich ihrem geliebten Horace Walpole die frivole Ansicht Voltaires über den Kaisermord mit Spott und Zorn, einem Zorn, den Walpole teilte und Ausdruck gab: „Voltaire ist mir ein Rätsel mit seiner Katharina. Ein schönes Thema für Späße, Mord an einem Ehegatten und Raub einer Krone! Es ist, sagt er, nicht schlecht, ein Versehen gutzumachen zu haben. Wie muß man sich wohl benehmen, um einen Mord wieder gutzumachen? Vielleicht, daß man sich Dichter gegen Gehalt kauft? Oder Geschichtsschreiber bezahlt, die feil sind? Und lächerliche Philosophen in tausend Meilen Entfernung unterhält?“

Wenn man derartiges liest, sollte man glauben, Katharinas Schuld wäre festgestellt, und ihre Verdienste wie ihre Fähigkeiten beschränkten sich auf einige Geldgeschenke an ausländische Schriftsteller. Aber die unermüdliche Madame du Deffand, deren Zunge scharf wie ein Rasiermesser war, rastete nicht, bevor sie sogar die sanfte Herzogin von Choiseul gegen Voltaire wegen seines herzlichen Verhältnisses zu Katharina aufgehetzt hatte:

Wie! Voltaire findet, daß man Witze über einen Mord machen kann! Und was für einen Mord! Mord an einem Herrscher, von seinem Untertan begangen, Mord an einem Ehemann, von seiner Frau begangen! Diese Frau zettelt eine Verschwörung gegen ihren Gatten und Monarchen an, nimmt ihm Reich und Leben auf die grausamste Weise, stiehlt ihrem eigenen Sohn den Thron, und Voltaire nennt das eine Familienangelegenheit! ... Diese empörenden Verbrechen sollen nur Kleinigkeiten sein, Fehler, Vergehen, die zu büßen leicht sei ... Sie ist denn also weiß wie Schnee, der Ruhm ihres Kaiserreichs, geliebt von ihren Untertanen, bewundert vom Universum, das Wunder ihres Jahrhunderts; Sie haben das wie ich gefühlt, und Sie haben ihm mit dem feinsten Spott geantwortet. Wenn er darüber nur erröten könnte!

Man sieht, daß Madame du Deffand Abschrift von dem spöttischen Brief genommen hat, den sie Voltaire sandte, und ihn Freunden und Freundinnen zu lesen gegeben hat, um ihre Überlegenheit recht darzutun. Dieser Brief ist in Wirklichkeit eher grob als witzig; aber er macht doch nicht ohne Witz Scherze über Voltaires Gewohnheit, Katharina die Semiramis des Nordens zu nennen, was in diesem Falle unleugbar ein Kompliment war, das gerade das Gerücht zu bestätigen schien, das Voltaire niederschlagen wollte.

VIII

Diese strengen Damen, die nach der Schablone urteilten, wußten in Wirklichkeit gar nichts von dem edlen Drang in Katharinas Seele. Sie wußten nichts darüber, wie sie unermüdlich danach strebte, ihre Kenntnisse von Rußland zu vervollkommen und für Ordnung und Verbesserungen im einzelnen und kleinen zu sorgen, ohne im geringsten den Überblick über das Ganze und Große zu verlieren. Sofort nach ihrer Thronbesteigung lud sie Ausländer ein, sich in ihrem Reiche niederzulassen und bildete eine besondere Behörde für Kolonisationsangelegenheiten. Sie führte die Impfung ein, gründete Krankenhäuser, Armenhäuser, Findelhäuser. Sie sorgte eifrig für jede Einrichtung, die Zivilisation, Wissenschaft, Kunst, Schifffahrt fördern konnte, sandte russische Gelehrte und Künstler ins Ausland, gründete eine russische Akademie, wie die französische zur Pflege und Entwicklung der Sprache. Sie richtete Armenschulen und höhere Schulen in allen größeren und in vielen kleinen Städten ein. Sie gestaltete das russische Gerichtsverfahren vollständig um, schaffte die Folter ab, rief Vertreter aus allen Provinzen zusammen und erteilte ihnen die Aufgabe, ein neues allgemeines Gesetzbuch zu schreiben; aus den schwachen Anfängen, die früher gemacht waren, entwickelte sie die russische Schifffahrt, befreite den Handel im Innern von allen hemmenden Hindernissen, hob dadurch auch den Ackerbau und führte ständig Verhandlungen mit fremden Staaten, um durch Verträge den Handel mit dem Ausland zu erleichtern. In der auswärtigen Politik bewies sie Mäßigung; durch glückliche Kriege mit der Türkei dehnte sie ihr Reich aus. Erst nachdem Gregor Orloff gestürzt war (1773), verursachte ihr neuer Günstling Patjomkin eine Zeitlang eine unruhige und phantastische russische Außenpolitik. In allen inneren Verhältnissen war und blieb sie Voltaires treue und begeisterte Schülerin, förderte Kultur und Menschlichkeit, europäisierte ihre barbarischen Untertanen mit ebenso zielbewußter Kraft wie Peter der Große, aber ohne seine Gewalttätigkeit und Brutalität.

Sie war nicht nur die größte Kaiserin, die Rußland gehabt hat, sondern nach Peter dem Großen dessen größter Kaiser. Sie entspricht, als stark von Voltaire beeinflußt, für Rußland ziemlich genau dem, was Friedrich der Große in derselben Eigenschaft für Preußen war.

Wie Friedrich der Große unterstützte sie die Vertreter des französischen Geisteslebens, die Frankreichs geistloser König verfolgen ließ, und sie tat es mit reicheren Mitteln, die dem armen preußischen König nicht zur Verfügung standen. Diderot war ein Mann, der nicht ohne Mühe sein Brot verdiente. Katharina kaufte ihm seine Bibliothek für 15 000 Livres ab und gab ihm jährlich 1000 Livres als Konservator dieser Bibliothek, deren Gebrauchsrecht ihm blieb, so lange er lebte. Voltaire schrieb aus diesem Anlaß (24. April 1765): „Wer hätte sich gedacht, daß die Skythen eines Tages Großmut, Wissenschaft, Philo-

sophie so edel belohnen würden, während sie bei uns so unwürdig behandelt werden! Berühmter Diderot, erlauben sie mir, meine Begeisterung darüber auszusprechen.“

Diderot war scheu, mied das Gesellschaftsleben, besonders das Leben der vornehmen Gesellschaft in Paris. Katharina brachte ihn dahin, die Reise nach St. Petersburg zu unternehmen, und es gelang ihr durch Überlegenheit und Entgegenkommen, seine Bärennatur zu zähmen, so daß er sich in ihrer Nähe wohl fühlte. Er konnte es nicht unterlassen, sie in ihren Gesprächen als Kameraden zu behandeln. Er besaß nur eine Art, mit seinen Freunden zu verkehren — er war geradeheraus. Gebrauchte er der Kaiserin gegenüber einen allzu saftigen Ausdruck und stockte er verlegen, dann sagte sie: „Nur weiter! Unter uns Männern ist alles erlaubt.“ Geriet er in Hitze und schlug er, wie er es mit den Freunden in Paris zu tun pflegte, die Kaiserin auf den Oberschenkel, um seine Behauptung kräftiger zu demonstrieren, dann begnügte sie sich damit, ihren Stuhl fortzurücken.

Am letzten Abend, den er mit ihr in St. Petersburg verbrachte, brach er — wie er erzählt — beim Abschied in heftiges Weinen aus „und sie beinahe auch“. Man darf hier wohl das Wort beinahe betonen. Sie schätzte in ihm den einen der beiden Führer der Enzyklopädisten und den Schöpfer der bewegten, gefühlvollen, fruchtbaren Kritik. Er verstand ja, jede Schrift in dem Geiste zu lesen, in dem sie entstanden war, und Katharina war genial genug, um diese Fähigkeit zu werten.

Und wie sie Diderot gewann, so auch die anderen Geistesfürsten in Frankreich. D'Alembert und Holbach wurden ihre Freunde, Grimm ihr ständiger literarischer Korrespondent.

IX

Voltaire, dem man es vorwirft, daß er nicht bei ihren Fehlern verweilte oder bei jenen ihrer Handlungen, die jenseits von Gut und Böse lagen, war von dem Großen in ihrem Wesen ergriffen, von dem Hochherzigen in ihrem Charakter, und als der Genieverehrer, der er war, von dem Seltensten von allem bei einem Herrscher oder einer Herrscherin, ihrem Genie. Er freute sich außerdem, daß Katharina (wie Friedrich) nach eigenem Ausspruch ganz französisch war, also ein lebendes Beispiel für die erobernde Fähigkeit der damaligen französischen Sprache — eine Fähigkeit, die keiner mehr als er dieser Sprache gegeben hat.

Er war ihr bei ihrem erzieherischen Werk gern behilflich, stieß allerdings hierbei manchmal auf unüberwindliche Hindernisse. Katharina hatte alle ihre verführerischen Fähigkeiten gebraucht, um Ingenieure von Ruf, hervorragende Offiziere, Gelehrte zu bewegen, sich in Rußland niederzulassen und zu lehren. Aber sie dachte nicht weniger an die Erziehung der russischen Frau, wollte den jungen Mädchen

einen geistigen Inhalt geben, die Intelligenz der zukünftigen Mütter entwickeln, was dem nächsten Geschlecht zugute kommen sollte.

Da sie gern hochgebildete junge Mädchen aus dem Auslande nach Rußland ziehen mochte und wußte, welche tüchtige Erziehung die jungen Mädchen in der Schweiz erhielten, sandte sie einen ihrer Leute, den Oberst in ihrer Garde Grafen Bülow, nach Ferney, um ihr eine gewisse Anzahl junger tüchtiger Lehrerinnen aus Genf und dem Canton Wallis zu beschaffen. Sie sollten die vornehme weibliche Jugend in Petersburg und Moskau erziehen.

Unter dem Vorwand, daß es den Gesetzen widerstritt, junge Frauen solche Reisen unternehmen zu lassen, versagte der städtische Rat dem Grafen Bülow die Erlaubnis, schweizerische Lehrerinnen nach Rußland zu engagieren. Die Absicht war, Katharina als die unsittliche Mörderin zu stempeln, deren Beispiel auf die jungen Calvinschen Fräulein ansteckend wirken konnte.

Vergeblich erklärte Graf Bülow, daß er Genf nicht verlassen würde, bevor er den Befehl seiner Kaiserin ausgeführt hätte. Und Katharina hatte ein gutes Gewissen. Wenn sie an irgend etwas in der Welt nicht dachte, dann war es das, junge fremde Lehrerinnen in ihren Mädcheninstituten zu verderben. Aber Bülow mußte Genf unverrichteter Sache verlassen, obwohl junge Mädchen, die die Mündigkeit erreicht hatten, nach den Gesetzen das Recht hatten, frei zu reisen, wohin sie wollten. Ja, man ließ solche, die das russische Angebot bereits angenommen hatten, auf schweizer Boden festnehmen und zurückführen.

Die Kaiserin hatte in Petersburg ein weibliches Saint-Cyr nach französischem Muster gegründet, und die Anstalt gedieh. Sie schrieb an Voltaire (10. Februar 1772): „Diese jungen Fräulein übertreffen jede Erwartung; sie machen erstaunliche Fortschritte, und alle Welt ist darüber einig, daß sie ebenso liebenswürdig wie kenntnisreich sind. In den Sitten sind sie untadelhaft, ohne den kleinlich strengen Ernst der Nonnen angenommen zu haben. In den letzten beiden Wintern hat man angefangen, Tragödien und Komödien spielen zu lassen.“ Jedoch der Schauspielvorrat war aufgebraucht; die Vorsteherin stellte sich gegen Stücke, die sich um Liebe drehten. „Was soll ich da tun? ich weiß es nicht und nehme zu Ihnen Zuflucht.“ Voltaire antwortet entgegenkommend und scherzend: „Wenn diese jungen Fräulein Tragödien aufführen, dann hat ein junger Mann aus meinem Freundeskreis gerade eine geschrieben, von der man nicht sagen kann, daß die Liebe darin eine Rolle spielt... ich werde sie Eurer kaiserlichen Majestät senden, sobald sie gedruckt ist.“

Das Stück, auf das er hinweist, ist seine neue Tragödie *Les Lois de Minos*. Wie er versichert, gibt es darin keine Liebesszene. Es ist ein Protest gegen Aberglauben und Barbarei, augenscheinlich unmittelbar durch das Urteil über Calas inspiriert, und besonders durch die fanatische und würdelose Haltung des Parlaments. Seine Tendenz ist

offenbar und unzweifelhaft, die Krone zu unterstützen, die das Parlament in Paris aufgelöst hatte.

Am 23. Januar 1771 hatten Ludwig der Fünfzehnte und sein entschlossener, aber wenig sympatischer Minister Maupeou zur Freude Voltaires, der sich dadurch gerächt fühlte, die Ämter der Parlamentsmitglieder für ledig erklärt, hatten mit anderen Worten das Parlament auseinandergejagt ohne die Absicht, es wieder zusammenzurufen.

Les Lois de Minos, das mit eilender Feder zwischen dem 18. Dezember 1771 und dem 12. Januar 1772 geschrieben ist, spielt in der Stadt Gortine auf Kreta in vorhistorischer Zeit. Wenn man aber der Handlung folgt, spürt man französischen Boden unter den Füßen. Die Archonten kämpfen für ihre überlieferte Macht gegen den gerechten König, der Teucer heißt, und kraft eines alten Gesetzes, das von Minos stammt, wollen sie ihrem kretischen Zeus ein junges Mädchen aus dem Stamme der Kydonier opfern, das in ihre Hände gefallen ist. Der Gott verlangt nämlich von Zeit zu Zeit ein Menschenopfer.

Das junge Mädchen tritt auf, ist schön und stolz, dem unverdorbenen kriegerischen Stamm, dem sie angehört, ganz ergeben. Allein durch ihr Äußeres, aber noch stärker durch die Hoheit ihres Wesens, gewinnt sie Herzen. Sie macht auf den König einen solchen Eindruck, daß er auf die Gefahr hin, seine Krone zu verlieren, versuchen will, ihr Leben zu retten — trotz der Barbarei der Archonten, die bereits einen Scheiterhaufen haben errichten lassen, und trotz des religiösen Fanatismus des Opferpriesters Phares, der das Messer bereithält. Der König ist bestrebt, das junge Mädchen zu befreien und zu entfernen, und er läßt sie heimlich fortführen. Aber die Späher des Stammes der Kydonier, und unter ihnen ihr Bräutigam Datame, die glauben müssen, daß eine unmittelbare Gefahr Asterias Leben bedroht, überfallen die Leute des Königs; Blut fließt, bis sie überwältigt und gefangen werden.

Nun ist es dem König unmöglich, bei der aufgeregten Volksstimmung, die Genugthuung und Rache fordert, Asteria und Datame zu befreien. Da löst sich der Knoten durch die Erkundigung, daß Asteria die eigene Tochter des Königs ist, von der er geglaubt hatte, sie wäre bei einem früheren Zusammenstoß mit den Kydoniern getötet worden, und nach einem Kampf wird die Partei der Archonten überwunden; Zivilisation und Menschlichkeit siegen.

Das Stück ist fast symbolisch; es veredelt und verherrlicht den König als Sieger über das Parlament.

Es wurde dem Marschall von Richelieu gewidmet, augenscheinlich in der Hoffnung, daß er die Aufführung auf dem Théâtre Français erreichen könnte, eine Hoffnung, die aber enttäuscht wurde. Auch eine andere Hoffnung wurde enttäuscht, nämlich, daß dies Schauspiel, das die Partei der Krone so stark ergreift, Voltaire die Erlaubnis verschaffen würde, Paris wiederzusehen.

Sonderbar genug ist das Stück reich mit Anmerkungen versehen, in denen Parallelen zwischen dem, was hier vorgeht, und späteren

historischen Ereignissen gezogen werden, was nicht gerade dazu beiträgt, die Illusion zu stärken. Die Idee zu dem Drama kam Voltaire bei der Lektüre der antikatholischen Dichtung Friedrichs des Großen *La Pologne ou la Guerre des confédérés*, was eine Anmerkung zur vierten Szene des zweiten Aktes erklärt, in der sich Voltaire gegen das *Liberum veto* des polnischen Reichstags ausspricht, für dessen Erhaltung seine eigene Katharina nach seinem Tode Krieg führte (da es die Quelle der Schwäche und inneren Spaltung Polens war). Voltaire sagt: „Wie hat man jemals einem einzelnen Manne, vielleicht einem Trunkenbold, das Recht einräumen können, in die Entschlüsse von fünf oder sechstausend vernünftigen Männern Eingriffe zu unternehmen (vorausgesetzt, daß es überhaupt soviel vernünftige Männer gibt)? Der verstorbene König von Polen, Stanislaw I., schrieb während seiner Residenzzeit in Lothringen oft gegen das *Liberum veto* und gegen die Anarchie, deren Folgen er voraussah. In seinem Buch *La voix du citoyen* von 1749 steht: „Ohne Zweifel wird die Reihe an uns kommen, so daß wir Europas Beute werden; vielleicht werden sich sogar die Nachbarmächte einigen, unsere Staaten zu teilen.“ Nun ist seine Voraussage in Erfüllung gegangen. Polens Zerstückelung ist die Strafe für die furchtbare Anarchie, unter der ein vernünftiger, humaner, aufgeklärter, friedliebender König in seiner Hauptstadt überfallen wurde (Stanislaw der Zweite, August im Jahre 1771) und nur durch ein Wunder dem Tode entgangen ist. Es bleibt ihm ein Königreich zurück, das größer als Frankreich ist, und das zum Aufblühen gebracht werden kann, falls sich die Anarchie in ihm vernichten läßt, wie sie in Schweden vernichtet worden ist, und wenn sich in ihm Freiheit und Königtum vereinigen lassen.“

Es hat im neunzehnten Jahrhundert Beschuldigungen auf Voltaire gehagelt, weil er herzlos nicht die Partei der Polen zu seiner Zeit ergriffen hat. Er erlebte jedoch nicht Polens Versuch einer Wiederaufrichtung im Jahre 1791 und die schließliche Eroberung des Hauptgebietes durch Rußland. Als das geschah, hatte er schon dreizehn Jahr in seinem Sarg gelegen. Die Anmerkung zeigt, in was für einem Licht Polens erste Teilung dem Freunde Friedrichs und Katharinas erscheinen mußte, und daß er, wie König Stanislaw der Erste, die Teilung aus dem so durchaus unpolitischen und vaterlandsfeindlichen *Liberum veto* erklärte.

Voltaire schickte also seine Tragödie an Katharina, deren junge vornehme Schülerinnen bei der Einstudierung unmöglich etwas finden würden, woran die Schamhafteste ein Ärgernis nehmen konnte.

X

In den Lebensjahren, die ihm noch blieben, hat er von nun an den Blick auf seine Cathau gerichtet; er ermuntert sie, stimmt zu, spendet Beifall, so oft sie nach Zielen strebt, die ihm am Herzen liegen. Sie

mag ihrerseits nicht übertriebene Schmeicheleien, noch weniger Vergötterung, und antwortet ihm: „Lassen Sie mich auf der Erde bleiben. Hier bin ich eher imstande, Briefe von Ihnen und Ihren Freunden zu empfangen.“ Als er sie als Gesetzgeberin preist, antwortet sie ruhig: „Diese Gesetze, über die soviel gesprochen wird, sind ja noch nicht in Wirksamkeit. Wer kann wissen, ob sie gut sind? Die Nachwelt, nicht wir.“

Als er während des russisch-türkischen Krieges wünscht, sie möchte die ganze Türkei in ihre Macht bekommen, tritt sie seinem Überschwang mit gesundem Wirklichkeitssinn entgegen. Er hat den Wunsch ausgesprochen, sie möchte das antike Troja wiederaufbauen. Sie antwortet: „Ich verzichte auf diesen Wiederaufbau; ich ziehe die schöne Newa dem Flusse Skamandros vor. Ich habe in Petersburg eine ganze Vorstadt, die ich neu bauen muß, da eine Feuersbrunst sie im Frühjahr zerstört hat.“

Sie erzählt ihm jedoch alles, was ihn und durch ihn Europa interessieren kann, über ihre friedlichen Reformen und ihre Kriege. Sie hat einmal zum Fürsten von Ligne die bescheidene Furcht geäußert, nicht genug Esprit für Paris zu haben, so daß, falls sie dort eine russische Frau wie eine andere unter den vielen Reisenden wäre, sie wohl kaum jemand dort zum Abendessen einladen würde. Sainte-Beuve hat voll Feinheit gesagt, daß sie sich jenes ersuchte Souper in Paris durch ihren Briefwechsel mit Voltaire verschaffte.

Er begann, sie stark zu werten, weil sie ein großes Beispiel religiöser Duldsamkeit gab, und so Rußland zivilisierte. Späterhin wünschte er ihr trotz seiner Friedensliebe den Sieg, nicht so sehr wegen seiner Liebe zu ihrer Person als wegen seiner Schwärmerei für das alte Hellas. Er gab sich der Hoffnung hin, Katharina könne und wolle Griechenland befreien. Der Gedanke, diesen heiligen Boden den Türken zu entreißen, diese schönen, ehrfurchteinflößenden Altertumsruinen, diese Gegenden, wo der Mensch zum erstenmal gewagt hatte, frei zu denken, riß ihn hin und machte ihn kriegereischer als sie selbst in irgendeiner Hinsicht war.

Er hat den Lichtglanz gefühlt, der das geschichtliche Athen umstrahlt, „diese kleine Stadt, die stets einen weit größeren Ruf haben wird als alle ihre Unterdrücker, seien sie auch Herren der Erde“. Für ihn ist Hellas das Ehrwürdige, das Heilige, Europas wahres Heiligtum. Deshalb besingt er Katharinas Krieg gegen die Türken als den wahren Kreuzzug:

Voici le vrai temps des croisades!
Français, Bretons, Italiens ...
Ecoutez Pallas qui vous crie:
Vengez-moi, vengez ma patrie!

Und er ruft Katharina an:

Qu' Athènes ressuscite à ta puissante voix!

Deshalb ergreift ihn tiefe Wehmut, als sie daran denkt, Frieden zu schließen, ohne Griechenlands Freiheit gesichert zu haben, und er

sagt (20. Juli 1770): „Wenn Sie Frieden schließen, was wird dann aus meinen armen Griechen?“

Einen Monat später schreibt er betrübt an Friedrich: „Sie wissen, welches Fest es für mich gewesen wäre, die Nachkommen von Sophokles und Demosthenes frei zu sehen.“

Was er zu erleben hoffte, ging erst 1830 in Erfüllung, sechzig Jahre später. Griechenland wurde ein kleiner freier Staat, dessen Unabhängigkeit 86 Jahr lang unangefochten blieb.

XI

Es ist leicht zu verstehen, welch einen tiefen Eindruck der Tod Voltaires auf Katharina machen mußte. Sie war empört darüber, daß man sich in Frankreich weigerte, einem solchen Mann, dem ersten der Nation, ein Grab zu gönnen.

An ihren Korrespondenten seit 1774, Melchior Grimm, schrieb sie: „Seit Voltaire gestorben ist, kommt es mir vor, als hätte die gute Laune ihre Ehre verloren. Er war die Gottheit der Anmut (*le divinité de l'agrément*). Verschaffen Sie mir doch ein recht vollständiges Exemplar seiner Werke, um meine natürliche Anlage zum Lachen zu erneuern und zu stärken; denn, wenn Sie es nicht bald senden, bekommen Sie von mir nur Elegien zu hören. Schon längst rechne ich bei meinen Handlungen nicht mehr auf zwei Dinge: Den Dank der Menschen und den Nachruhm. Ich tue das Gute um des Guten willen, und nur dies hat mich aufrichtet aus der Mutlosigkeit und der Gleichgültigkeit für alle Sachen dieser Welt, die mich bei der Nachricht von Voltaires Tod überfiel. Denn er war mein Lehrer. Er oder richtiger seine Werke haben meinen Geist, meinen Kopf gebildet. Da ich noch jünger war, wünschte ich, ihm zu gefallen. Hatte ich irgend etwas ausgerichtet, so mußte es, um mir selbst zu gefallen, wert sein, ihm mitgeteilt zu werden, und sogleich erfuhr er es. Er war so dran gewöhnt, daß er mich ausschimpfte, wenn ich nicht selbst ihm Bericht erstattete und er etwas von anderen hörte. Schicken Sie mir doch hundert Exemplare der Werke meines Meisters, damit ich sie überall verteilen kann. Die sollen als Exempel dienen; ich will, daß die Geister sich durch sie nähren sollen.“

Katharina antwortet Grimm, als er zum Ausdruck bringt, daß er Kraft, Tiefe und Schönheit in ihren Briefen gefunden hatte, daß, wenn sich wirklich so etwas in ihrer Ausdrucksweise findet, sie das nur Voltaire verdanke. Sie habe sich nie geirrt in dem, was von ihm oder nicht von ihm geschrieben sei, habe sich sogleich ergriffen (*empoignée*) von der Klaue des Löwen empfunden. Niemand habe diesen Griff nachmachen können.

Sie möchte in Ferney eine Casa sancta bauen lassen, dem Haus in Loreto entsprechend.

VORBOTEN DES ERDBEBENS

I

Madame de Pompadour hatte die sichere Hoffnung genährt, daß der Prinz von Soubise im Verein mit Österreich Friedrichs des Großen Macht zertrümmern würde. Als ihr Premierminister Cardinal Bernis nach der Schlacht von Roßbach diese Illusion nicht mehr teilte und Frieden mit Preußen suchte, verlor sie das Vertrauen zu ihm und nahm ihm nicht nur seine Stellung, sondern ließ ihn sogar verbannen.

Sein Nachfolger, der Herzog von Choiseul, hatte bedeutende Eigenschaften. Er war ein glänzender Kopf, boshaft, witzig, charakterstark, von schneller Entschlußkraft, war, wenn auch keine Schönheit, eine verführerische gewinnende Persönlichkeit und klug genug, seine Stellung dadurch zu sichern, daß er eine heftige Leidenschaft für Madame de Pompadour vorgab, deren Freund und Geliebter er wurde. Ihn unterstützte seine Schwester, die wie oben angedeutet, ihm mehr als eine Schwester war, die Herzogin Beatrice von Gramont, die in dem Bruder ganz aufging, seine Gedanken teilte, mit ihm und für ihn arbeitete. Da er durch seine Ehe in den Besitz eines ungeheuren Vermögens gekommen war, war er eine Personifikation der Macht geworden, führte mit seiner schönen und liebenswürdigen Frau ein fürstliches Leben, gab im Jahr 800 000 Francs für seine Haushaltung aus und hatte täglich wie ein Herrscher bis zu achtzig Couverts auf seiner Tafel.

Er war aus Österreich gekommen, wo er Frankreichs Vertreter gewesen war, und ging als Politiker ganz in die österreichischen Sympathien Madame de Pompadours auf. Er erstrebte ein Bündnis zwischen Frankreich, Österreich und Spanien, betrachtete England als den Erbfeind. Sein Hauptgedanke war, Spanien fest und dauernd an Frankreich zu binden.

In der inneren Politik hatte er die Jansenisten und Parlamente gegen die Partei der Jesuiten gebrauchen wollen, hatte sich auf die Parlamente, doch zugleich auf Schriftsteller, Philosophen, Encyclopädisten, die freisinnige öffentliche Meinung stützen wollen.

Aber Madame de Pompadours Lebenstraum von Verehrung und glorreichem Nachruhm hatte sich in Dunst aufgelöst. Sie hatte gehofft,

Siege und Eroberungen, die Ausdehnung der Grenzen des Reichs an ihren Namen knüpfen zu können, hatte erwartet, daß Friedrich sie um Gnade anrufen würde. Nun konnte sie kaum all die Niederlagen und Unglücksfälle zählen, die auf Roßbach gefolgt waren, die Niederlage bei Minden wie die bei Willinghausen, die Nordküste Frankreichs beschossen, die Flotte in den französischen Häfen eingeschlossen, Verluste in Indien und Amerika wie in Europa, und im Innern all das Elend, das unglücklichen Kriegen folgt. Der Landwirtschaft fehlte es an Arbeitskräften, der Handel war vernichtet, die Finanzen waren erschöpft, Aufgeben von Neu-Schottland, von Canada, von der Insel Cap-Breton, von allen Inseln des Meerbusens und des Stromes St. Lorenz in Nordamerika.

Die Gesundheit Madame de Pompadours war seit langem erschüttert; sie hatte von frühester Jugend an Blut gespußt. Der Verlust der Liebe des Königs und das Aufgeben ihres Traumes vom Ruhm töteten die Königin des Rokoko. Sie starb am 15. April 1764. Der König sagte ein paar Tage darauf über sie, daß er sie nie geliebt und sie nur behalten hatte, um sie nicht zu morden. Maria Leszczyńska schrieb, als die Marquise eben begraben war, an ihren Freund, den Präsidenten Hénault: „Übrigens ist hier so wenig die Rede von dem, das nicht mehr ist, als wäre sie niemals dagewesen. Es lohnt tatsächlich die Mühe, zu lieben.“

II

Am 19. August 1743 wurde Jeanne, die uneheliche Tochter von Anne Béquus genannt Quantiny geboren. Ein Finanzmann namens Dumonceau ließ sich von der Armut der Mutter rühren und in naiver Wohltätigkeit brachte er das niedliche Kind bei seiner Geliebten, einer Courtisane unter, die sich Fräulein Friederike nannte und nicht gerade zur Erzieherin geschaffen war. Dagegen war sie klug genug, Befürchtungen für ihre eigene Zukunft zu verspüren, falls das junge Kind, wie es den Anschein hatte, sich zu einer seltenen Schönheit entwickelte. Sie veranlaßte deshalb Dumonceau, das Mädchen in das Kloster Saint-Aure zu geben, das solche junge Mädchen erzog, die durch ihre Stellung leicht den Versuchungen und Gefahren des Lebens ausgesetzt werden könnten.

Hier war die Erziehung ohne Zweifel weit besser und strenger als bei Fräulein Friederike, aber auch weit eintöniger und langweiliger, aus welchem Grunde die junge Jeanne eines schönen Tages aus dem Kloster verschwand und mit einer großen offenen Schachtel durch die Straßen ging, aus der sie Uhrketten, Tabakdosen, unechte Perlen, Nadeln mit falschen Brillanten, allerlei Kleinkram verkaufte, den sie anbot und der wegen der schönen Augen der Verkäuferin gekauft wurde, während sie zugleich stillschweigend auf so wirksame Weise sich selbst

anbot, daß die Lakaien der vornehmen Herren sie zu ihren Herren führten, damit diese ihre Einkäufe selbst besorgen konnten.

Bald erhielt sie eine Anstellung in einem Modengeschäft und lebte eine Zeitlang in Verbindung mit einem Friseur namens Lamet. Dann wurde sie von ihrer Mutter bei einer Nachbarin eingeführt, die einen Spielsalon unterhielt. Hier lernte sie einen durchtriebenen und gewissenlosen Müßiggänger mit dem bezeichnenden Spitznamen Roué kennen, einen Grafen Jean du Barry, der sie als Lieblingssultanin in seinen Pariser Harem nahm, und dann begriff, daß er sein Glück machen und ein Vermögen gewinnen könnte, wenn er die junge Frau, die sich zu einer überraschenden Schönheit entwickelt hatte, vorteilhaft weitergab.

Im Gesellschaftsleben traf dieser Graf mit Richelieu zusammen, und als dieser einmal ein Wort fallen ließ, daß der König seit dem Tode der Madame de Pompadour starken Ausschweifungen verfallen sei, schlug diese Äußerung in Jean du Barrys Einbildungskraft Wurzel. Er führte die junge Frau mehrmals zu dem Marschall, pries ihre Reize vor ihm, und sagte ihm halb im Scherz, halb ernst, daß er sie für König Ludwig selbst bestimmt habe. Richelieu, dem bereits Madame de Pompadour zu bürgerlich gewesen war, und dem dieses Mädchen aus dem Volke unmöglich schien, wies den Vorschlag nicht ohne Hohn zurück; aber Jean du Barry gab seinen zynischen Plan nicht auf, und quälte den Marschall so lange, bis dieser sagte: „Gut, rede, mit Lebel (dem Kammerdiener); vielleicht bekommt Dein Liebling dann eines schönen Tages eine Einladung in den Louvre.“

Die bekam sie, und sie weckte die Leidenschaft des Königs. Es wurden ihr ein falscher Stammbaum und außerdem ein Ehemann verschafft; Jean du Barry schrieb an seinen Bruder, Guillaume du Barry, der als armer Hauptmann bei den Marinetruppen stand und in Toulouse wohnte. Ihn ließ er nach Paris kommen, wo er am 23. Juli 1768 gegen eine gewichtige Belohnung zum Schein mit Jeanne Béquus, Fräulein Gomard de Vaubernier genannt, getraut wurde, darauf reiste er nach Toulouse zurück.

Die Gräfin Jeanne du Barry wurde in Versailles im zweiten Stock in einer Wohnung untergebracht, die mit der des Königs in Verbindung stand, und umgab sich schnell mit maßlosem Luxus.

Der Herzog von Choiseul regierte noch Frankreich, und seine zahlreichen Feinde hatten es in Anbetracht seiner Herrschaft über den König, seiner Willenskraft und seiner Fähigkeiten fast aufgegeben, ihn stürzen zu können, besonders da die sechzig Jahre des Königs keine Möglichkeit neuer Verliebtheit und neuer, zu benutzender Weiberherrschaft zu eröffnen schienen. Da tauchte Madame du Barry unerwartet auf.

Choiseul sah von Anfang an mit kalter Verachtung auf sie herab. Seine Schwester, die Herzogin von Gramont, hatte einen Plan gefaßt, sich des Königs zu bemächtigen, ihn zu gewinnen und zu leiten. Jedoch der König wollte von politisierenden Frauen in seiner Nähe nichts

mehr wissen. Alle Bestrebungen und Koketterien der Madame de Gramont scheiterten an seiner Kühle.

Gewiß war sie schön und feurig und klug. Gewiß überstrahlte sie durch Festigkeit und Charakter die Gräfin du Barry unendlich — was sich in der Schreckenszeit auf tragische Weise offenbarte, als jede für sich vor dem Revolutionstribunal und auf dem Schafott stand. Aber hier galt es ja keinen Wettkampf in Charakterstärke.

Die Herzogin fühlte eine Art Wut und setzte nach der Sitte damaliger Zeit Schmählieder über die Rivalin in Umlauf, u. a. das bekannte la Bourbonnaise, das beginnt:

Quelle merveille!
Une fille de rien!
Une fille de rien
Donne au roi de l'amour,
Est à la cour

Aber Richelieu, der durch Choiseul verdrängt worden war, sah die Möglichkeit, durch Förderung der Madame du Barry Genugtuung zu erlangen. Es galt nur, sie bei Hofe vorzustellen. Doch ängstlich wie immer verriet der König Scheu davor. Langsam, sehr langsam gelang es, seinen Widerstand zu überwinden, und schließlich zeigte sich (30. April 1769) Madame du Barry eines Abends in der Tür des Schloßsaales wie eine Erscheinung, so strahlend, so blendend in ihrer Schönheit, daß sogar ihre Feinde und Verächter einen leisen Ausbruch der Überraschung nicht zurückhalten konnten, als sie dort stand, mit Diamanten für 100.000 Francs geschmückt, mit ihrem herrlich gekräuselten wundervollen Haar, in einem Kleid, das die Damen des 18. Jahrhunderts ein Kampfkleid (*un habit de combat*) nannten, vollkommen anmutig und bezaubernd, mit Händen und Füßen ohne gleichen. (Nur Caffieris Büste in der Bibliothek in Versailles gibt eine Vorstellung von ihrer Schönheit).

Als sie Voltaire grüßen ließ, daß sie befohlen hätte, es sollten ihm zwei Küsse von ihr gleichzeitig mit ihrem Porträt gegeben werden, antwortete er u. a.: „Seien Sie nicht böse, Madame, daß ich dem Portrait die Küsse zurückgegeben habe.“

Vous ne pouvez empêcher cet hommage,
Faible tribut de quiconque a des yeux.
C'est aux mortels d'adorer votre image;
L'original était fait pour les dieux.

III

Es konnte scheinen, als müßte den Feinden des Herzogs von Choiseul eine Stütze am Hofe fehlen. Die klerikale Partei hatte ihre mächtigen Beschützer verloren. Der Dauphin war tot. Die Dauphine war tot, die Königin war tot.

Aber es gab noch einen ausgeprägten Vertreter der religiösen Autorität und der monarchischen Alleinherrschaft, einen Beschützer der Jesuiten, der sich sein ganzes Leben lang als der Gegenpol Choiseuls gefühlt hatte. Das war der Herzog von Aiguillon, den wir in seinen jungen Jahren als den Herzog von Agenois kennen gelernt haben, der auserwählte Geliebte der Herzogin von Châteauroux, damals, als sie noch Madame de la Tournelle hieß.

Er war 1745 infolge der Eifersucht Ludwigs des Fünfzehnten aus dem intimen Kreise des Hofes entfernt worden, hatte volle siebzehn Jahre in Ungnade verbracht und war erst 1762 wieder in Versailles eingeführt worden, wo er die intime Freundschaft des Dauphin gewann. Choiseul, der seinen Einfluß fürchtete, sandte ihn als Gouverneur nach der Bretagne. Und hier fiel der Verdacht auf den Herzog, daß er in dem Prozeß, der auf Betreiben der jesuitischen Partei gegen den Generalanwalt de la Chalotais angestrengt wurde, falsche Zeugen vorgeführt habe.

Choiseuls Anhänger klagten den Herzog von Aiguillon außerdem an, er hätte öffentliche Mittel an sich gebracht, während Aiguillons Partei Choiseul beschuldigte, den Dauphin und seine Gemahlin vergiftet zu haben. Dem großen Publikum erschien es, als gälte der Streit in Wirklichkeit dem Jesuitentum, das durch Aiguillon, und der Philosophie, die durch Choiseul vertreten wurde. So einfach war das Verhältnis jedoch nicht.

Madame du Barry war unerwartet das Palladium der jesuitischen Partei am Hofe geworden. Ihr Anhängerkreis machte eine große und unerwartete Eroberung, als sich Frankreichs Kanzler ihm anschloß. Maupeou war 1768 zum Kanzler von Frankreich ernannt worden gegen das Versprechen, das er Choiseul gab, durch den Ausgang des Prozesses, der vor dem Parlament in Paris gegen Aiguillon wegen seines Verhaltens in der Bretagne geführt wurde, diesen zu stürzen.

Maupeou war heimtückisch, klug, rücksichtslos, von einem harten und festen Ehrgeiz beseelt, den keinerlei Dankbarkeitsgefühl jemals behinderte, so wenig wie dies in früheren Zeiten jemals den Kardinal von Richelieu beschwert hatte. Sein Plan war, zuerst durch die Unterstützung Aiguillons Choiseul zu stürzen, darauf Aiguillon zu stürzen, um selbst zu regieren.

Aiguillons Prozeß dauerte bis ins Unendliche. Maupeou, der anscheinend sein Alliierter war und deshalb seinen Fall vor ein Pariser Gericht brachte, war ihm in Wirklichkeit übelgesonnen, und da es schien, als sollte er freigesprochen werden, erreichte er, daß die Angelegenheit vor ein anderes Gericht kam, ein *lit de justice*, das am 2. Juli 1770 erkannte, Aiguillon sei „beschuldigt, Handlungen begangen zu haben, die seine Ehre befleckten“, und ihm deshalb seine Vorrechte als Pair von Frankreich entzog, bis das Urteil gefällt wurde.

Dieses feindliche Auftreten des Parlaments öffnete Madame du Barry die Augen für die Gefahr, in der der Herzog schwebte, und sie

bot ihm ein Bündnis an. Er bewog sie, durch tägliche Einwirkung auf den König die Verbannung der Herzogin von Gramont zu verlangen. Er erklärte ihr außerdem, daß es für sie keinerlei Sicherheit gäbe, so lange der Herzog von Choiseul Minister war. Madame du Barry gewöhnte nun durch hundert lustige und spaßige Äußerungen den König an den Gedanken, dem Herzog den Abschied zu geben. Als sie z. B. eines Tages ihren Koch entlassen hatte, sagte sie zu Ludwig: „Ich habe meinem Choiseul den Abschied gegeben.“

Aiguillon sah ein, daß er Madame du Barry ganz gewinnen mußte, um sich auf sie verlassen zu können. Sie war ja nicht aus Stein, und sie, die einen Friseur erhört hatte, würde einen schönen und stattlichen Herzog kaum abweisen.

Als er in seinem Zusammensein mit Madame du Barry Leidenschaft an den Tag legte, ursprünglich wohl aus Diplomatie, vielleicht auch durch die Erinnerung an die Kränkung angefeuert, die Ludwig ihm zugefügt hatte, als er mit Madame de la Tournelle verbunden war, wurde er bald der Geliebte der Gräfin und war nun sicher, daß sie den Herzog von Choiseul stürzen würde. Dieser, dem der König kürzlich die bestimmte Zusage gegeben hatte, daß keine Gefahr irgendwelcher Art ihn als Minister bedrohte, empfing denn auch am 24. Dezember 1770 eine *lettre de cachet*, die ihn aller seiner Ämter entsetzte und nach Chanteloup verwies. La Vrillière wurde, wie wir früher gesehen haben, sein Nachfolger.

Als Choiseul entfernt war, arbeiteten Maupeou und Aiguillon, die durch gemeinsamen Haß verbunden waren, daran, den entscheidenden Stoß gegen das Pariser Parlament zu führen, das einige Tage vor dem Sturz Choiseuls die Behandlung von Zivilprozessen unter dem Vorwande ausgesetzt hatte, daß „die Mitglieder in ihrem tiefen Schmerze die Gedanken nicht frei genug hatten, um über Eigentum, Leben und Ehre der Untertanen des Königs zu urteilen.“

IV

Der alte Hesiod braucht das treffende und bittere Wort:

Πλεῖη μὲν γάρ γαῖα κακῶν πλεῖη δὲ θάλασσα

Falls Voltaire diese Klage gekannt hat, daß Erde und Meer gleichmäßig voll von Bösem sind, so muß sie ihm in diesen Jahren eingefallen sein. Die Erde ist ihm voll von bösen Menschen vorgekommen.

Nachdem La Barre als Opfer der Brutalität und Dummheit des Pariser Parlaments hingerichtet worden, war Voltaires Haß gegen die verschiedenen Parlamente Frankreichs von Tag zu Tag gewachsen. Seine geistvolle *Novelle L'Homme aux quarante écus* (vom Februar 1768), die der Regierung und dem Volke gesunde staatsökonomische Begriffe einzuprägen versuchte und besonders eine Reform des wahnsinnig ungerechten Steuersystems Frankreichs erstrebte, wurde auf Befehl des

Parlaments zur Verbrennung auf dem Scheiterhaufen verurteilt — welches ruhmreiche Urteil in Rom wiederholt und am 29. November 1771 ausgeführt wurde.

Ein armer Krämerlehrling Jean Baptiste Josserand hatte von einem, der ihm etwas Geld schuldete, Bücher zur Bezahlung erhalten, und hatte sie an einen Kolporteur Jean Lecuyer und dessen Frau Marie Suisse verkauft. Da sich unter diesen Büchern außer einem Buch *Le Christianisme dévoilé*, das Damilaville zugeschrieben wurde, und einer Tragödie von Fontenelle auch Voltaires *L'Homme aux quarante écus* befand, waren nicht nur diese drei Bücher zur Verbrennung verurteilt worden, sondern alle drei Angeklagten, Josserand, Lecuyer und Marie Suisse wurden am 24. September 1768 verurteilt, drei Tage am Pranger zu stehen, Josserand und Lecuyer außerdem zur Brandmarkung, Josserand weiterhin, neun Jahre und Lecuyer fünf Jahre auf der Galeere zu rudern, während Madame Lecuyer zu fünf Jahren Einsperrung in La Salpêtrière verurteilt wurde. Josserand starb aus Verzweiflung am Tage, nachdem er an den Pranger gestellt worden war. Wenige Tage darauf (5. Oktober) erließ das Parlament den von Diderot besprochenen Haftbefehl gegen Voltaire (der nicht ausgeführt wurde) als Verfasser „eines ruchlosen, gegen die guten Sitten streitenden Buches“.

Wäre das Urteil 1168 und nicht 1768 gefällt worden, würde man sich nicht wundern. So zeigt es, wie tief im Mittelalter das Parlament steckte.

Die kurze Novelle über den Mann mit den 40 Talern Einkommen hat ihren bleibenden Wert durch die unwiderlegbare Kritik an der vernichtenden Weise, auf die das gewöhnliche Volk in Frankreich durch Steuererhebungen ausgeplündert wurde. Sie enthält daneben einige Wiederholungen. Denn Voltaire reitet in ihr einige seiner liebsten Steckenpferde; er behandelt Needhams Versuche, Aale aus Kleister zu erzeugen, wieder satirisch, macht wieder Scherze über Maupertuis zwanzig Jahre alten Vorschlag, die Gehirne riesengroßer Menschen zu untersuchen, um daran das Wesen der Seele zu studieren. Er spricht wieder seine Ungläubigkeit gegenüber der Entwicklungslehre aus, wie sie damals in ihren ersten Keimen vorlag; er will die Möglichkeit des Überganges der Arten ineinander nicht annehmen, und kommt wieder auf seine lächerliche Mutmaßung zurück, daß Muschelschalen und Conchylien auf Bergen nicht dafür sprechen, daß diese einmal unter Wasser gestanden haben, sondern daß sie von Pilgern verloren sind; er spricht hier auch gegen die Überschätzung Shakespeares.

Doch all derartiges verschwindet vor dem Nachdruck, und der Kraft mit welcher er über das Menschenleben philosophiert, und vor seiner gesunden Logik, wenn er die törichten Theorien bekämpft, die eben in Roussel de la Tours *La Richesse de l'Etat* und in Lemercier de la Rivières *L'Ordre naturel et essentiel des sociétés* entwickelt worden waren.

Hier wie stets versteht er es, einleuchtend klarzumachen, was er einprägen will. Als Beweis für den sinkenden Wert des Geldes führt er

z. B. an, daß Madame de Maintenon an einer Stelle ihrer Briefe die jährlichen Ausgaben berechnet, die ihr Bruder und seine Frau zu bestreiten hatten. Sie mußten die Miete für ein ganzes hübsches Haus bezahlen, hatten zwei Dienstboten im Hause; sie hatten vier Pferde und zwei Kutscher und speisten jeden Tag sehr gut. Madame de Maintenon rechnet aus, wenn man 3000 Francs für Spiel, Theater, unvorhergesehene Ausgaben für den Herrn und die Dame rechnet, würde das Paar in allem mit 9000 Francs jährlich gut auskommen. Zu Voltaires Zeit, keine hundert Jahre später, konnte ein solches Leben nicht unter 40000 Francs geführt werden.

Er zeigt, daß damals die Durchschnitts-Lebensdauer in Paris nur 23 Jahr war und sagt, wenn man hiervon zehn Jahre abzieht, die der Kindheit gehören, die eine Vorbereitung auf das Leben sei, kein Genuß des Lebens, und wenn man von den dreizehn Jahren, die übrig bleiben, weiter die Zeit abzieht, in der man schläft oder sich langweilt, was wohl die Hälfte sei, dann bleiben 6½ Jahr übrig, die man in Ärger, Quälereien, einigen Freuden und vielen Hoffnungen verbringt.

Er hat behauptet, daß das Durchschnittseinkommen in Frankreich 40 Taler betrage. In seinem Dialog fragt und antwortet man:

Nur vierzig Taler und nur drei gute Jahre! Was für Hilfsmittel können Sie gegen diese zwei Verfluchungen angeben?

Was das Leben betrifft, so gilt es, die Luft in Paris reiner zu machen, die Menschen dahin zu bringen, weniger zu essen, sich mehr Bewegung zu machen, die Mütter zu veranlassen, ihre Kinder selbst zu säugen, das Volk zu bewegen, seine dumme Furcht vor der Impfung aufzugeben. Was den Vermögenszustand betrifft, so gilt es, sich zu verheiraten, Söhne und Töchter zu bekommen.

Wie? Besteht das Mittel, behaglich zu leben, darin, meine Armut mit der eines andern zu vereinigen?

Fünf oder sechs miteinander vereinte Hilflosigkeiten ergeben eine leidliche Existenz. Habe ein braves Weib, zwei Söhne und zwei Töchter, das gibt 720 Francs für Euren kleinen Haushalt, vorausgesetzt, daß alles richtig zugeht und wirklich jedes Individuum ein jährliches Einkommen von 40 Talern (120 Francs) hat usw.

Manchmal ist Voltaire hier bei seiner Betrachtung des Menschenlebens wehmütig bitter wie Swift:

Der Mann mit den 40 Talern fragte, an welchem Ort sich sein (kürlich empfangenes) Kind befinde. — In einer kleinen Tasche, antwortete sein Freund, die zwischen der Blase und dem Mastdarm liegt. — Himmlischer Gott! rief er aus, ist die unsterbliche Seele meines Sohnes zwischen Urin und etwas noch Schlimmeren empfangen und untergebracht? — Ja, lieber Nachbar, selbst die unsterbliche Seele eines Kardinals hat keine feinere Wiege. Und dabei sich denken, daß es welche gibt, die dennoch wichtig tun, und sich das Aussehen geben, etwas ganz Außerordentliches zu sein!

Wie im *Candide* verweilt Voltaire hier bei der Lehre, daß diese Welt die bestmögliche aller möglichen Welten sei:

Es war unmöglich, Syphilis, Pest, Steinschmerzen, Kropfknoten, Steuereinnahmer und Inquisitoren bei der Komposition des Welt-

alls auszulassen, das ja allein für den Menschen geschaffen ist, den König der Tiere, das Bildnis Gottes, an dem man sofort sieht, daß Gott und er einander wie zwei Wassertropfen ähneln ...

Ist es wahr, daß, wenn zwei Heere von je 30 000 Mann mit fliegenden Fahnen gegeneinander marschieren, dann auf jeder Seite 20 000 Syphilitiker sind? — Das ist nur allzu wahr.

Wie man sieht, steckt viel bitterer Humor darin, aber nichts, das Scheiterhaufen und Feuer verdiente.

V

Da Voltaire nicht zu den zahmen Tieren gehörte, die sich treten lassen, solange jemand Lust hat, ihnen Fußtritte zu versetzen, sondern allein in den drei Fingern, mit denen er seine Feder hielt, mehr Kraft hatte, als alle Parlamente Frankreichs zusammen in ihren geballten Fäusten, gab er im Jahre 1769 ein rein geschichtliches Werk heraus, das für die Pariser Parlamentarier ein Schlag vor die Stirn war.

Histoire du Parlement de Paris, par M. l'abbé Big..., das in Amsterdam erschien, machte das Parlament unmöglich, ohne einen einzigen unwarhen oder verleumdenden Satz auszusprechen. Die Geschichte des Parlaments zu berichten hieß eben, es zu vernichten.

Das Parlament fühlte sich denn auch so getroffen, daß es dem Verkauf des Buches alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Jeder Buchhändler, der ein einziges Exemplar verkaufte, wurde von den härtesten Strafen ereilt. Nichtsdestoweniger erschien bereits im nächsten Jahre 1770 die achte Auflage, in der der ursprüngliche Verfassername ganz ausgeschrieben ist: L'abbé Bigore.

Man wußte natürlich sofort, wie der Verfasser in Wirklichkeit hieß, und man beschloß, mit der nutzlosen Zeremonie, das Buch zu verbrennen, keine Zeit zu verlieren, sondern den Beweis zu suchen, wer der Verfasser war, und einen Prozeß gegen ihn einzuleiten.

Aber Voltaire war für das Parlament zu klug. Er schrieb in einem Brief (vom 5. Juli 1769), der in *Le Mercure français* abgedruckt wurde: „Um ein solches Buch herauszugeben, muß man mindestens ein Jahr lang die Archive durchwühlt haben, und wenn man erst in diesen Abgrund niedergetaucht ist, dann ist es sehr schwierig, ein lesbares Buch herauszubekommen. Ein solches Werk wird eher ein dickes Protokoll als eine Geschichte. Wenn irgendein Buchhändler das Werk dafür ausgeben will, daß es von mir geschrieben sei, so erkläre ich ihm, daß er dabei nichts gewinnt. Weit davon entfernt, dadurch ein Exemplar mehr zu verkaufen, würde er umgekehrt dem Ansehen des Buches schaden. Die Behauptung würde absurd sein, ich hätte mich in das französische Rechtswesen hineinarbeiten und einen ungeheuren Stoß Material sammeln können, ich, der ich länger als zwanzig Jahre von Frankreich abwesend gewesen bin und vorher fast immer fern von

Paris auf dem Lande gelebt habe, einzig mit ganz anderen Dingen beschäftigt.“

Um die Verfolger zu täuschen, schritt Voltaire sogar in einem Briefe an Thiériot vom 9. August desselben Jahres dazu, das Buch niederzureißen und dessen letzte Kapitel als „ein Meisterstück an Irrtümern, Ungezogenheiten und Versündigungen gegen die Sprache“ zu bezeichnen.

Voltaire hatte die Archive natürlich nicht selbst durchforscht. Aber er hatte in Paris Freunde genug, die bereit waren, das für ihn zu tun, und außerdem wurde allgemein geglaubt, daß die Regierung, die in einem Kampf aufs Messer mit den Parlamenten lag, ihn heimlich mit dem ganzen Material versehen ließ, das er gebrauchte.

Als der Generaladvokat Séguier Voltaire im Herbst 1770 in Ferney besuchte, sagte er mit gekünstelter Gleichgültigkeit zu seinem Wirt, daß ihn vier Parlaments-Ratsherren ständig quälten, *l'Histoire du Parlement* verbrennen zu lassen, und daß er genötigt sein würde, im Februar 1771 eine Untersuchung zu eröffnen, um den Verfasser zu entdecken. Voltaire antwortete mit nicht geringerer Ruhe, daß er keinerlei Anteil an dem Geschichtswerk habe, daß er es im übrigen für sehr wahrhaft hielt. Wäre es möglich, daß eine Versammlung Dankbarkeit empfinden könne, dann müßte das Parlament nach seiner Meinung dem Verfasser dankbar sein; denn er habe es mit großer Schonung geschildert. Voltaire hatte tatsächlich eine gewisse (kluge) Schonung gezeigt; er hatte Tatsachen schweigend übergangen, über die er an anderer Stelle gesprochen hatte. So war er an den ihn doch so sehr empörenden Urteilen über La Barre und Lally vorbeigegangen.

Séguiers Untersuchung fand indessen überhaupt nicht statt, weil, wie wir gesehen haben, die Parlamente an anderes zu denken hatten.

VI

Kaum war das Werk veröffentlicht, als Voltaire von einem neuen vom Parlament begangenen Justizmord unterrichtet wurde.

Eines Tages wurde auf der Landstraße bei Bleurville in Lothringen ein Mann gefunden, der ermordet worden war. Der Verdacht lenkte sich auf einen armen Bauern namens Martin, der in der Mordnacht ruhig mit seiner Familie in seinem Hause geschlafen hatte. Der Mörder hatte nämlich Martins Kittel gestohlen und war in diesem gesehen worden; außerdem führten Fußspuren vom Tatort zu Martins Haus. Martin wurde einem Mann gegenübergestellt, der behauptete, von einem Versteck aus Zeuge des Mordes gewesen zu sein; doch erkannte der Mann den Mörder in ihm nicht wieder. Martin, der glaubte, er wäre gerettet, rief in seiner Freude aus: „Gott sei Dank, es gibt doch einen, der den Mörder in mir nicht erkennt!“ — Das Gericht war so dumm, diesen Ausruf als ein unfreiwilliges Schuldgeständnis zu betrachten.

Martin wurde gefoltert und in erster Instanz zum Rade verurteilt, obwohl man weder seine Nachbarn noch seine Frau und Kinder verhört hatte, und obwohl keine Hausuntersuchung bei ihm stattgefunden hatte. Natürlich hätte man bei ihm nicht das Geld gefunden, das dem Ermordeten geraubt worden war.

Das Pariser Parlament war die zweite Instanz. Aber, wie Voltaire richtig hervorhebt, es peitschte die Sachen flüchtig durch, weil es mit Prozessen überhäuft war; es hatte nämlich nicht weniger als 22 der damaligen Departements Frankreichs unter sich. Außerdem war das Parlament von der politischen Situation so in Anspruch genommen, daß es sich wenig um das bekümmerte, was rein juristisch war. Es ließ sich denn auf keinerlei ernste Prüfung der Sache ein, und der arme einfältige und unwissende Martin war selbstverständlich schlecht dazu geeignet, sich gegen die furchtbare gegen ihn gerichtete Beschuldigung zu verteidigen, und bei der er nach der Ansicht dieser gewissenlosen Juristen mehr als den Schein gegen sich hatte. Und so bestätigte das Parlament in aller Eile das Urteil des Untergerichts.

Der unglückliche Martin wurde gerädert. Als man ihn auf das Andreaskreuz legte, um ihm die Glieder zu zerschlagen, bat er, die Arme zum Zeichen seiner Unschuld zum Himmel erheben zu dürfen.

Bald darauf gestand ein Verbrecher, der hingerichtet werden sollte, daß er den Mord begangen habe, für den Martin auf das Rad geflochten war. Martins Familie war nach Österreich geflohen; sein geringes Eigentum war beschlagnahmt worden; seine Verwandten ahnten nicht einmal, daß seine Unschuld offenbar geworden war.

Sobald Voltaire hiervon Kenntnis erhalten hatte, schrieb er an D'Alembert und an Elie de Beaumont und erbat sich weitere Aufklärung. Elie de Beaumont versagte. D'Alembert gab sich alle Mühe, um, wie er schreibt (15. Oktober 1769) „diese Schurken mit der Schande zu bedecken, die sie verdienen“. Aber Voltaire vermochte nicht, selbst sich des Falles Martin anzunehmen. „Ich kann — schrieb er am 30. August 1769 an d'Argental — unmöglich der Don Quixote aller Geräderten und Gehängten sein.“ Aber Damilaville, sein gewohnter Helfer in derartigen Fällen, war tot, D'Alembert eignete sich nicht dazu, die Sache selbst durchzuführen, und so wurde die Ehrenrettung für den armen Martin niemals durchgeführt. Man ersieht dagegen aus Voltaires Briefen (3. März 1770 und selbst noch später aus dem Oktober 1775), daß er nach Kräften dafür sorgte, der unglücklichen Familie zu helfen.

VII

Der Spruch vom 2. Juli 1770, durch den das Parlament versuchte, den Herzog von Aiguillon als ehrlos hinzustellen, und zwar, trotzdem König Ludwig befohlen hatte, das Verfahren einzustellen, wurde vom König nicht ohne Grund als eine persönliche Kränkung aufgefaßt.

Aiguillon war nämlich nicht nur der Freund der Madame du Barry, sondern war dadurch auch der Vertraute des Königs geworden.

Maupeou verstand es, König Ludwigs Erbitterung zu benutzen. Er hatte ja selbst seinerzeit die Stellung als erster Präsident des Pariser Parlaments bekleidet, hatte selbst eifrig für eine Berichtigung des ungesetzlichen Prozesses gegen La Barre gekämpft, hatte aber einen so ungünstigen Eindruck von seinen Kollegen bekommen, daß es ihm nur lieb war, ihre Macht zu brechen. Seine Absicht war, ihnen jeglichen politischen Einfluß zu nehmen und sie nur auf die Richtertätigkeit zu beschränken.

Im November 1770 gelang es ihm, Ludwig zu bewegen, seine frühere unsichere und schwankende Haltung gegenüber den Parlamenten aufzugeben und seine Einwilligung zu einem entscheidenden Schlag zu erteilen. Am 27. November wurde dann dem Parlament in Paris ein Edikt überbracht, das in der Einleitung noch einmal alle dessen Verfehlungen aufzählte und unbedingten Gehorsam vor dem königlichen Willen verlangte.

Das Edikt verbot den Parlamenten, jemals mehr zusammenzuhalten und als eine Körperschaft zu sprechen; sie dürften nie mehr nach Verabredung untereinander die Rechtspflege ruhen lassen. Sie durften wohl Vorschläge an den König richten; wurden diese aber nicht berücksichtigt, so sollten sie verpflichtet sein, die vom König gegebenen Gesetze sofort zu registrieren. Natürlich weigerte sich das Pariser Parlament, sogar dieses Edikt zu registrieren.

Der König antwortete mit einem Kabinettsbefehl, in dem er Gehorsam verlangte. Dann legte das ganze Pariser Parlament die Arbeit nieder. Da jedes Parlamentsmitglied darauf in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1771 eine persönliche *lettre de cachet* mit dem Befehl zur Wiederaufnahme der Amtstätigkeit erhielt und das versammelte Parlament einstimmig bei seinem Beschluß blieb, erhielt jedes einzelne Mitglied in der folgenden Nacht eine neue *lettre de cachet*, die im Namen des Königs und des Staatsrats dieses Mitglied für verabschiedet erklärte und ihm einen Aufenthaltsort anwies.

Der bisherige Wirkungskreis des Pariser Parlaments wurde durch Errichtung von sechs neuen Obersten Gerichten in verschiedenen Städten eingeschränkt. In Paris wurde ein neues Parlament von 75 Mitgliedern gebildet, und alle Plätze wurden sofort mit gefügigen Männern besetzt. Man konnte Mitglied werden, wenn man über 25 Jahr alt war und fünf Jahre als Advokat oder Unterrichter gewirkt hatte.

Die Provinzparlamente sahen, was sie erwartete, und sie protestierten sofort im voraus. Aber sie schüchterten Maupeou nicht ein. Und als alle für aufgehoben erklärt wurden und neue Parlamente gebildet werden sollten, erschrak ein guter Teil der Mitglieder so, daß sie sich fügten und Aufnahme in die neuen Gerichte suchten.

Obgleich das Geschehene ein Versuch war, die Krone durch Einführung einer Alleinherrschaft zu stärken, die Frankreich noch nicht

gekannt hatte, sahen die Parlamentsmitglieder wie die Mehrzahl der Bürger Frankreichs in dem Staatsstreich nicht ohne Grund einen Vorboten des Untergangs der Monarchie. Dafür zeugen zahlreiche politische Lieder jener Zeit:

C'en est donc fait: la monarchie
S'écroule sur ses fondements;
De notre première anarchie
Maupeou fait renaître le temps.

Für die Vielzuvielen erstand das Blendwerk, daß die Parlamente — diese Sammlung bigotter, beschränkter, herrschsüchtiger, blutdürstiger Dummköpfe — Schutz und Wehr der Volksfreiheit gewesen sei. Und ganz Frankreich geriet in eine Gärung, die siebzehn Jahre vor dem Ausbruch der Revolution die Revolution ankündigte.

VIII

Maupeous Staatsstreich brachte gewisse Vorteile mit sich. Es war ein Vorteil, daß die Käuflichkeit der Richterstellen aufhörte, wenn auch das Ziel des Ministers dabei allein die Abhängigkeit der Richter von der Krone war. Es war ein Vorteil, daß durch den geringeren Umfang des Gebiets der juristischen Zuständigkeit sowohl die Prozeßkosten wie die Entfernungen zwischen dem Wohnort des Angeklagten und dem Gericht stark vermindert wurden, wenn auch das Ziel des Ministers allein gewesen war, die Macht des Pariser Parlaments zu beschneiden. Man macht sich in unserer Zeit keinen Begriff von der Höhe jener Prozeßkosten. Für den so schändlich hingerichteten Martin waren die Unkosten für seinen Transport hin und zurück, für die Untersuchung und Hinrichtung — wie Voltaire dargelegt hat — größer als das jährliche Gehalt aller Ratsherren an den sechs neu errichteten Tribunalen.

Maupeou hatte nicht grundlos auf Voltaires Abscheu vor den alten Parlamenten gerechnet, als er sich um Unterstützung der neuen Einrichtungen an ihn wandte.

Obwohl Voltaire alles abgeleugnet hat, was er aus diesem Anlaß schrieb, ist es sicher, daß er der Verfasser von nicht weniger als sieben Schriften war, die die neu gestifteten Gerichte preisen. In ihm steckte ja ein Rest von Naivität. Er gab sich im Ernst der Hoffnung hin, daß diese besser als die alten werden würden. Die Titel der sieben Schriften sind: *Lettre d'un jeune Abbé sur la vénalité des charges. Réponse aux remontrances de la cour des Aides, par un membre des nouveaux conseils souverains. Avis important d'un gentilhomme à toute la noblesse du royaume. Sentiments des six conseils établis par le roi et de tous les bons citoyens. Très humbles et très respectueuses remontrances du grenier à sel. Les peuples aux parlements. L'Equivoque.*

Voltaire führte die ganze Aufregung, die damals in Frankreich über das Vorgefallene herrschte, auf die verletzte Eitelkeit der Parlamentsratsherren zurück. Das Gebiet ihrer Zuständigkeit war ja vermindert worden, und damit auch ihre Wichtigkeit. Sie hatten kraft der doppelten Bedeutung des Wortes Parlament sich und anderen einzureden versucht, daß ihre Bedeutung der der Parlamentsmitglieder in England entspreche, und hatten sich also besonders mit der Politik beschäftigt. Besonders deshalb waren die Urteile, die sie fällten, so übereilt und schändlich gewesen. Nun würden derartige Justizmorde nicht mehr vorkommen. In allen zweifelhaften Fällen würde man nun freisprechen. Der König trage sich jetzt mit der Absicht, die Folter abzuschaffen usw.

Maupéou ließ nicht nur Voltaires Schriften neu drucken, sondern erweiterte sogar Nr. 2 durch Einfügung von Sätzen, die Voltaire an anderer Stelle gebraucht hatte, wie z. B. durch den Ausfall gegen die Richter, „die in unseren Augen nichts anderes als Mörder im Amtskleid sind“, welcher Ausdruck sogar ursprünglich gegen die Richter im La Barre-Prozeß angewandt wurde, so daß sich Maupéou also nicht entblödete, Worte Voltaires zu benutzen, die, als sie geschrieben wurden, auf ihn selbst gemünzt waren.

Die Verbannung der Parlamentarier konnte Voltaires Herz nicht rühren. Er schrieb am 25. Februar 1771 an den Marquis de Florian: „Sind die, die einen La Barre ermordet haben, zu bedauern, weil sie nun auf dem Lande leben müssen? Ich habe siebzehn Jahr auf dem Lande gewohnt und habe doch niemanden ermordet.“

Natürlich verbreitete sich das Gerücht, daß Beccarias obenerwähnte Schrift über Verbrechen und Strafe gar nicht in Italien geschrieben worden war, sondern aus dem Französischen ins Italienische übersetzt, um dadurch für die französischen Humanitätsbestrebungen eine stärkere Unterstützung abzugeben. Beccaria hatte selbst in einem Briefe 1766 offen erklärt, daß er den französischen Philosophen alles verdankte, was er geworden war; besonders habe Helvetius *De l'Esprit* Eindruck auf ihn gemacht. Er schrieb, wie man damals sagte, „französisch in italienischer Sprache“, und er machte in Frankreich solchen Eindruck, daß Roederer, Napoléons späterer Minister, in einem Briefe an Beccarias Tochter 1798 schreiben durfte, alle jüngeren Richter Frankreichs urteilen eher nach dem Buche ihres Vaters als nach den Gesetzbüchern, und das obgleich das Werk in Frankreich verboten worden war „wegen Mangels an Ehrfurcht vor den Gesetzen des Landes.“

Von großer Bedeutung für den Fortschritt war es, daß der Generaladvokat Antoine de Servan im Jahre 1766, erst siebenundzwanzig Jahr alt, eine Rede über die Rechtspflege gehalten und herausgegeben hatte, die Epoche machte. Sie war ganz von der Wirksamkeit Voltaires inspiriert und bereits im selben Jahr hatte Servan Voltaire in Ferney besucht, worauf sie in ständigem Briefwechsel blieben. Servan erfüllte

jede Hoffnung, die Voltaire in ihn gesetzt hatte. In den Augen der übrigen Advokaten war das, was er forderte, die vollständige Umwälzung der alten Gesellschaftsordnung. Servan begnügte sich nämlich nicht damit, Folter und Todesstrafe zu verwerfen, sondern auch jede Strafe für Religionsvergehen; ja, er sprach seine Vorliebe für Geschworenengerichte aus. Anstatt zu strafen, kam es ihm darauf an, Verbrechen zu verhindern, und als das beste Mittel hierzu gab er die Erziehung an.

IX

Das neugebildete Parlament in Toulouse fällte am 25. November 1771 das endgültige Urteil im Falle Sirven. Das frühere Urteil über Sirven, das ihn 1769 nur hors de cour gesetzt hatte, wurde umgestoßen und der Angeklagte vollständig freigesprochen. Das gegen die verstorbene Madame Sirven in contumaciam ausgesprochene Urteil wurde aufgehoben und auch dieses durch ihre vollständige Freisprechung von der „falschen und verleumderischen Anklage des Mordes“ abgelöst.

Voltaire konnte sich über den errungenen Sieg freuen. Er schrieb: „Man gebrauchte nur zwei Stunden, um diese Familie zum Tode zu verurteilen. Neun Jahre hat es erfordert, daß die Gerichte ihrer Unschuld Gerechtigkeit widerfahren ließen.“ Vollkommen war die Gerechtigkeit jedoch nicht. Es wurde zwar die Beschlagnehmung des Vermögens Sirvens aufgehoben, aber der Schadenersatz — ein bescheidener von 20 000 Livres —, den er gefordert hatte, wurde abgelehnt, und was barock ist: man hielt daran fest, daß er die Kosten des ersten Prozesses, der zu seiner Verurteilung in contumaciam führte, bezahlen sollte.

Unmittelbar nach dem Staatsstreich hatte Maupeou Gelegenheit, einen Rechtsfall wieder aufzunehmen, der unter den alten Verhältnissen auf einfach verbrecherische Weise entschieden worden war. Dadurch erweckte er bei verschiedenen die Hoffnung, daß die neue Form der Rechtspflege eine größere Gerechtigkeit zeitigen würde.

Das Ehepaar Montbailli wohnte im Juli 1770 in einem kleinen Haus in St. Omer, das der Mutter des Mannes gehörte, die eine Tabakfabrik besaß. Die junge Frau war ursprünglich Arbeiterin in der Fabrik gewesen. Das Verhältnis zwischen der Schwiegermutter und dieser Schwiegertochter war nicht gut, da diese der Alten zu arm und unansehnlich war, und eines Tages erwirkte die alte Frau, die eine starke Trinkerin war, eine gerichtliche Verfügung, nach der das junge Paar die Wohnung verlassen sollte. Der Sohn bemühte sich um eine Versöhnung mit der Mutter, die betrunken im Bett lag, und es gelang ihm auch, sie zu erreichen. Sie stand auf, plauderte am 27. Juli 1770 am Abend friedlich mit ihren Kindern, trank wieder tapfer und ging zu Bett, um ihren Rausch auszuschlafen.

Als am nächsten Morgen eine Näherin kam, um mit der Alten zu sprechen, bat der Sohn sie zu warten, bis die Mutter aufgestanden sei. Als er sie aber später wecken wollte, sah er zu seinem Schrecken, daß sie tot war. Alles deutet darauf hin, daß ein Schlaganfall sie getötet hat. Die Nachbarn kamen hinzu und versuchten zu trösten. Die Leiche wurde am 29. Juli in den Sarg gelegt und sollte begraben werden, als man plötzlich in St. Omer davon munkelte, daß die Kinder sicher die alte Frau umgebracht hätten, um nicht aus dem Haus gesetzt zu werden.

Das Ehepaar wurde darauf verhaftet, und obwohl sie jeder für sich in den getrennten Gefängnissen übereinstimmend aussagten, daß die Alte sich anders besonnen hatte, so daß sie von keiner Gefahr bedroht waren, und obgleich die übrigen Hausbewohner aussagten, daß es die ganze Nacht durch ganz ruhig gewesen wäre, stand doch das Gericht in St. Omer unter dem Druck der sogenannten öffentlichen Meinung, die, wie Voltaire sagt, in diesem Falle vom Pöbel gebildet wurde, und beide Eheleute wurden vorläufig im Gefängnis behalten. Der königliche Anwalt appellierte an den höheren Rat der Provinz Artois, der in Arras seinen Sitz hatte, und dieser Rat verurteilte sowohl den Mann wie die Frau zum Tode. Da Madame Montbailli jedoch schwanger war, wurde ihre Hinrichtung ausgesetzt.

Montbailli wurde nach St. Omer gebracht und sofort der schwersten Folter unterworfen, durch die er jedoch nichts bekannte, obgleich zwei Dominikanermönche ihm aufs schlimmste mit den Höllenstrafen drohten, wenn er seine Schuld verschwiege. Er weigerte sich auch bei der kirchlichen Beichte, sich schuldig zu bekennen. Als man ihm die rechte Hand abschlug, sagte er: „Diese Hand hat keinen Muttermord begangen.“ Als man ihm die Glieder zerbrach und ihn aufs Rad flocht, hörte er nicht auf, seine Unschuld zu beteuern. Dann warf man ihn lebendig ins Feuer.

Es bestand ja noch eine Möglichkeit, die Frau zu befreien. Voltaire ließ sich von dem Advokaten Hue du Taillis die Akten des Falles zusenden und schrieb seine Arbeit *La méprise d'Arras*, zählte in der Einleitung alle kürzlich in Frankreich begangenen Justizmorde auf, wies darauf hin, daß Montbaillis Prozeß nur deshalb kein Aufsehen erregt habe, weil es sich um eine arme Familie aus dem gewöhnlichen Volk handle; er hoffte, daß man in Zukunft niemals wieder ähnliche Urteile ohne gewichtige Gründe fällen würde.

Der königliche Rat berücksichtigte seine Bestrebungen, gewährte das Gesuch um Revision, und da der Staatsstreich inzwischen vollzogen und das Gericht in Arras neu besetzt und umgebildet war, wurde Madame Montbailli freigesprochen und der arme Hingerichtete erhielt eine Rehabilitierung. Gleichzeitig richtete der Richter an alle Gerichtsärzte die Aufforderung, in Zukunft keinerlei Mittel, das ihnen die Wissenschaft in die Hand gab, unbenutzt zu lassen, um Todesursachen aufzuklären.

Als die Witwe nach St. Omer zurückkam, war die dumme und leicht bewegliche Volksstimme umgeschlagen, so daß ihre Rückkehr in die Stadt einem Triumphzug glich.

Voltaire gab nun seine zweite Flugschrift in dieser Sache heraus: *Fragment sur le procès criminel de Montbailli, roué et brûlé vif à St. Omer en 1770 pour un prétendu parricide; et de sa femme condamnée à être brûlée vive, tous deux reconnus innocents. Second mémoire concernant cette malheureuse affaire.*

X

Es konnte aussehen, als wäre es Maupeou gelungen, die ihm und seinen neuen Parlamenten so feindliche öffentliche Meinung zu seinen und ihren Gunsten zu wenden. Die Prinzen der Königsfamilie hatten sich auf die Länge nicht in Opposition zur Krone halten können. Die früheren Parlamentsherren hatten notwendigerweise ihren hochmütigen Widerstand fahren lassen, und viele von ihnen hatten um Aufnahme in die neuen Gerichte ersucht. Besonders wichtig war es, daß der Stand der Advokaten, der zuerst die Arbeit niedergelegt hatte, sich nun fügte. Voltaire, der es mit dem Kanzler hielt, war so zuversichtlich, daß er am 6. Januar 1771 in einem Briefe an Madame du Deffand seine bestimmte Erwartung aussprach, daß man in nur sechs Wochen über den ganzen Staatsstreich nicht mehr sprechen und sich an die neue Ordnung gewöhnt haben würde. Die neuen Parlamente zeigten jedoch hinsichtlich der Finanzbewilligung eine sie beschämende Fügbarkeit gegenüber der Macht der Krone.

Da geschah es, daß zwei ganz verschiedene Rechtsfälle, und zwar jeder an sich, die neue Rechtspflege in das ungünstigste Licht setzten und die öffentliche Meinung gegen die von Maupeou eingerichteten und von Voltaire verteidigten Gerichte erregten.

Der erste dieser Rechtsfälle hat insofern im Leben Voltaires eine Rolle gespielt, als er zugunsten des Angeklagten nicht weniger als zwölf größere und kleinere Schriften herausgegeben hat, die sämtlich gut geschriebene und scharfsinnige Eingaben sind, die er sich aber hätte sparen sollen, da die Angelegenheit, um die es sich dreht, wohl um viel Geld ging, aber übrigens nicht die Bohne wert war, genau wie der Mann, den im besten Lichte zu zeigen er sich anstrengte, wohl schlechte Kerle als Ankläger gegen sich hatte, sonst aber nicht viel mehr wert war als sie.

Voltaires Schriften in der Angelegenheit sind folgende:

Lettre à M. le marquis de Beccaria 1772. *Essai sur la probabilité en fait de justice* 1772. *Déclaration de M. de Voltaire sur le Procès entre M. le comte de Morangiés et les Véron* 1773. *Réponse à l'écrit d'un avocat* 1773. *Déclaration de M. de Voltaire* 1773. *Précis du Procès de M. le comte de Morangiés* 1773. *Lettre de M. de Voltaire à MM. de la Noblesse de Gévaudan* 1773. *Seconde lettre aux mêmes* 1773. *Troisième*

lettre aux mêmes 1773. Quatrième lettre aux mêmes 1773. Fragment sur la Justice 1773.

Es ist heutzutage unmöglich, zu entscheiden, welche der beiden Parteien am meisten log; wahrscheinlich ist, daß sie beide gelogen haben; was aber tatsächlich vorgegangen ist, ist nicht aufzuklären. Das ist übrigens auch gleichgültig, da der Fall kein Interesse für die Menschheit bietet wie die übrigen, in die Voltaire eingriff.

In der Rue St. Jacques in Paris wohnten eine alte achtundachtzigjährige Pfandleiherin, die Witwe Véron und ihr Enkel François Dujonquai. Dieser war Dr. juris, betrieb das Pfandleihergeschäft, stand in dauernder Verbindung mit Pfandleihern und Wucherern und sparte nach eigener Aussage, um sich eine Stellung als Richter (!) zu kaufen, als Maupeou plötzlich die Käuflichkeit der Richterämter abschaffte. Am 28. September 1771 verklagte die Witwe Véron den vierundvierzigjährigen Brigadegeneral (maréchal de camp) Jean de Molette, Graf von Morangiès; sie hatte dem Grafen — gegen vier von ihm ausgestellte Wechsel — 300 000 Livres geliehen; nun aber fürchtete sie, daß er die Summe nicht zurückzahlen wolle, da er hatte verlauten lassen, daß er den Gegenwert der Wechsel überhaupt nicht bekommen habe, obgleich auf diesen ausdrücklich in der Handschrift des Grafen stand: Wert erhalten.

Die Witwe stellte deshalb den Antrag, bei dem Grafen eine Haus-suchung vorzunehmen, um zu erfahren, ob sich die 300 000 Livres noch bei ihm vorfanden. Am 30. September teilte Morangiès der Polizei mit, daß er so unvorsichtig gewesen sei, Madame Véron die vier Wechsel zu überlassen, damit sie versuchte, ihm darauf Geld zu beschaffen; er habe jedoch keins bekommen; sie behauptete nun jedoch, daß er die genannte Summe schon erhalten hätte.

Der Polizeinspektor Dupuis und der Polizeibeamte Desbrugnières erhielten den Fall zur Bearbeitung. Sie untersuchten zuerst die Verhältnisse der Witwe, fanden, daß sie ein paar elende Zimmer für 250 Francs jährliche Miete bewohnte, was es unwahrscheinlich machte, daß sie 300 000 Francs verleihen konnte. Der Enkel Dujonquai behauptete jedoch energisch, daß er dem Grafen am 23. September 12 425 Louisdore ins Haus gebracht habe, und zwar nicht mit einemmal in einem Wagen; sondern da der Graf verbergen wollte, daß er so viel Geld bei sich liegen hatte, hatte Dujonquai auf seinen Wunsch nicht weniger als dreizehnmal den Weg von seiner Wohnung zu der des Grafen zu Fuß zurückgelegt, wobei er diesem die zwölf ersten Male je tausend Louisdor in Rollen und das letzte Mal die 425 Louisdor gebracht hatte, die noch übrig waren.

Während des Verhörs bei dem Anwalt Lechauve des Châtelet-Gerichts machte Dujonquai dies alles geltend, aber nach seiner Behauptung sei der Polizeibeamte Desbrugnières dem deutlich verwirrten Grafen zu Hilfe gekommen, dadurch daß er ihm, Dujonquai, einen Faustschlag in die Herzgrube versetzt und so zu Boden geworfen

habe. Der Polizist habe dann gerufen: „Du Elender, du willst 300 000 Livres besessen haben und hast nicht einmal ein reines Hemd an!“

Dujonquai behauptete, daß man sowohl ihm wie seiner Mutter, Madame Romain, gedroht habe, sie in Eisen legen zu lassen; er selbst hatte sofort Handfesseln anbekommen; die Mutter war so gepackt worden, daß sie blaue Flecken am Körper erhalten hatte, und der Polizist hatte ihr gedroht, ihr seinen Stock in den Mund zu stoßen. Darauf waren Mutter und Sohn getrennt worden, und man hatte jeden für sich fünf Stunden lang bearbeitet, um sie zu einem Geständnis zu bringen.

Am Abend waren sie darauf zum Parlamentsadvokaten Chesnon am Châtelet-Gericht geführt worden, bei dem das Verhör fortgesetzt wurde. Nachdem sie dort noch einige Zeit bei ihren früheren Behauptungen geblieben waren, hatten sie schließlich notgedrungen eine Erklärung unterschrieben, in der sie zugaben, daß Morangiès nur 1200 Livres bekommen hatte. Sie wurden darauf verhaftet und hatten im Gefängnis eine harte Behandlung zu erleiden. In Briefen, die sie von dort aus schrieben, räumten sie jedoch ebenfalls ein, daß Morangiès niemals den Gegenwert für seine Wechsel bekommen hätte.

Darauf faßten sie aber, man weiß nicht unter welchem Einfluß, wieder Mut. Sie zogen alles, was sie gestanden hatten, zurück und erklärten, daß ihr Bekenntnis ihnen durch Gewalt abgezwungen sei; sie hatten es nur unterschrieben, um von den Handeisen und anderen Quälereien freizukommen.

Die achtundachtzigjährige Frau starb während des Prozesses. Die Erklärungen der Tochter und des Enkels, wie sie vom Großvater, den sie als Bankier ausgaben, das bedeutende Vermögen geerbt hatten, von dem sie Darlehen gaben, klingen wie ein Roman. In dem augenscheinlich vom Enkel diktierten Testament der Großmutter wird das Vermögen auf eine halbe Million veranschlagt, das ihnen heimlich von späterhin verstorbenen Personen ins Haus gebracht worden sein soll usw.

Darüber, daß sie logen, konnte kein Zweifel sein.

Andererseits wurde während des Prozesses dargelegt, daß Morangiès ein professioneller Borger und Schwindler war, und besonders, daß er früher einmal geltend gemacht hatte, für einen ausgestellten Wechsel kein Geld erhalten zu haben, was damals nachweislich erlogen war. Außerdem war von dem Advokaten seiner Gegenpartei unwidersprochen behauptet worden, daß er nach dem Tode seiner Geliebten in deren Haus gegangen war und sich ungesetzlich ihren Schmuck angeeignet hatte.

Auf diese beiden Punkte der Anklageschrift machte Voltaire Morangiès aufmerksam, da sie seiner Ansicht nach eine Entgegnung erforderlich machten. Er drückte sich mit Vorsicht aus, aber man fühlt durch das höfliche Anheimstellen deutlich den Zweifel an der Ehrlichkeit des Grafen (Brief vom 6. Juli 1772).

XI

Fragt man sich, warum Voltaire, der doch seine Zeit nötig hatte, sich zum Verteidiger einer so üblen Person wie Morangiès aufwarf, dann lautet die Antwort, daß er anfangs natürlich keinerlei Zweifel an der Unschuld des Grafen hegte und den Eindruck hatte, daß ein anständiger und hochstehender Mann vom Pöbelpack überwältigt werden sollte. Der Hauptgrund war aber, daß die Familien der beiden Männer früher nahe verbunden waren. Der arme Voltaire war nun so alt, daß er des Grafen — Großmutter (die eine Freundin seiner Eltern gewesen war) gekannt hatte, und er betrachtete sich deshalb als der natürliche Verteidiger des dritten Gliedes des Geschlechtes.

Sich darüber klar zu werden, daß die Witwe Véron und ihr Enkel Dujonquai Lumpe waren, dazu gebrauchte Voltaire nicht lange Zeit. Wie die zwölf Verteidigungsschriften für Morangiès beweisen, ist es ihm erst allmählich aufgegangen, daß der Graf selbst kaum ein Haar besser war.

Ein erfahrener Geschäftsmann wie Voltaire mußte bei dem Leichtsinne eines 44jährigen Brigadegenerals stutzen, der eine schriftliche Erklärung, 300 000 Francs erhalten zu haben, von sich gab, wenn er tatsächlich nichts erhalten hatte. Schließlich sah er ein, daß es Morangiès Absicht gewesen war, Dujonquai um diese große Summe zu betrügen und ihn unter falschen Angaben dazu zu bewegen, sie ihm zu übergeben, wobei er wohl wußte, daß er niemals imstande sein würde, sie zurückzuzahlen. Der Graf war mit anderen Worten nichts anderes oder Besseres als ein betrogener Betrüger. (Voltaires Brief an D'Alembert vom 13. Juli und an d'Argental vom 28. August 1772.)

Während Voltaire in seinen veröffentlichten Verteidigungsschriften alle Erzählungen über die Mißhandlungen, denen Dujonquai durch Desbrugnières ausgesetzt gewesen sein soll, als reine Erdichtung ablehnte, gibt er in seinen Briefen zu, daß der Polizist für sein Verhalten den Pranger verdiente. Im Laufe des Prozesses wurde es ihm außerdem klar, daß, wenn auch Dujonquais Zeuge, der Kutscher Gilbert, ein ausgemachter Lügner war, Morangiès seinerseits nicht gezaudert hatte, falsche Zeugen vorzuführen.

Am 28. Mai 1773 fällte le bailli du palais das Urteil, daß Morangiès aus dem Adelsstande ausgestoßen, an den Pranger gestellt und auf Lebensdauer verbannt werden sollte. Er wurde zu verschiedenen Geldstrafen verurteilt, 10 000 Livres an den König, 20 000 an Dujonquai. Aber es wurde Berufung an das Parlament eingelegt, und da Voltaire die Sache dargestellt hatte, als wäre sie die des gesamten Adels, ergriffen alle, die gern zum Adel gerechnet werden wollten, für Morangiès Partei.

Dieser Adel war ihm bereits in erster Instanz zugute gekommen. Wäre er bürgerlich gewesen, so würde er gewiß eine viel härtere Strafe erhalten haben. Vor dem Parlament stand seine Sache sehr zweifelhaft.

Da benutzte jedoch der Präsident Château-Giron eine List, um ihn zu retten, indem er trotz der Rechtsordnung zuerst den Fall des Kutschers Gilbert vornahm. Da dieser zur Galeere verurteilt werden sollte, mußten sich alle geistlichen Richter, die keine Stimme bei peines afflictives hatten, erheben und den Saal verlassen. Diese würden wie ein Mann gegen Morangiès gestimmt haben. Nun wurde während ihrer Abwesenheit sein Fall vorgenommen, und infolgedessen wurde der Graf völlig freigesprochen.

Dieser Freispruch hatte für das Ansehen des Parlaments und für die neue Ordnung eine vernichtende Wirkung. Er wurde zu einem der ersten Signalschüsse, die die kommende große Revolution ankündigten.

Hatten die tüchtigen Advokaten der Gegenseite bereits 16 Schriften gegen Morangiès herausgegeben, so gab der Freispruch erneuten Anlaß zu einem wahren Sturm in der Literatur.

Dieser ging auch über Voltaire hin. Einer der begabten Advokaten, die die Lumpenhaftigkeit des Grafen behauptet hatten, setzte den Respekt, mit dem Voltaire in den späteren Jahren durchgehend behandelt worden war, ganz beiseite; er ließ ihn sein Alter hören, versicherte, daß man in den letzten zehn Jahren bereits gewünscht hätte, er möchte nun schweigen, und führte gegen ihn die bekannten Zeilen aus der ersten Epistel des Horaz an:

Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus

Brachte das Auftreten für Morangiès Voltaire also keine Beliebtheit beim Volke, so brachte es ihm ebensowenig Dank von dem Schlingel, für den er sich eingesetzt hatte. Erst mehrere Wochen nach seinem Freispruche schrieb Morangiès Voltaire einen kurzen und kühlen Dankesbrief, der diesen so kränkte, daß er 1778 den Grafen nicht empfangen wollte, als dieser sich in Paris bei ihm als Besucher melden ließ.

Was jedoch die Hauptsache ist: in der großen Bevölkerung breitete sich die Überzeugung aus, daß das neue Parlament nicht um ein Haar besser als das alte war, daß der gewöhnliche Mann auch nicht vor ihm gegen einen Adligen zu seinem Recht kommen konnte, und daß Morangiès freigesprochen worden war, obgleich er das war, was man ihm im Justizpalast während der ersten Instanz des Prozesses zugerufen hatte: Betrüger! Dieb!

XII

Der nächste Rechtsfall, der die neue Staatsform in Frankreich erschütterte, so daß die ganze Gesellschaftsordnung ins Wanken geriet, war von anderem Wert und Gewicht, und der Angeklagte jetzt war kein zufälliger, unbedeutender Schwindler, sondern der noch nicht erkannte, viel weniger anerkannte Genius des Augenblickes, der erste geistige Erbe Voltaires, im höheren Sinne sein einziger Sohn, Pierre Augustin

Caron de Beaumarchais. Er wurde es, der die neue Rechtsordnung, von der Voltaire soviel erwartet hatte, erschütterte.

Vom Jahre 1764 an hatte Beaumarchais, der damals 32 Jahre alt war, Berührung mit Voltaire gesucht. Leider sind seine Briefe verloren gegangen, und da Voltaire seinerseits über diese frühe Verbindung zwischen ihnen nichts aufgezeichnet hat, kennen wir sie nur aus einem Briefe, den Beaumarchais damals aus Madrid an einen Freund geschrieben hat:

Ich habe einen Brief von Herrn de Voltaire bekommen. Er wünscht mir scherzhaft Glück zu meinen zweiunddreißig Zähnen, meiner lustigen Philosophie und meiner Jugend. Sein Brief ist sehr schön; aber meiner erforderte in einem Grade diese Antwort, daß ich glaube, ich könnte sie selbst geschrieben haben. Er wünscht mehrere Angaben über das Land, in dem ich bin. Ich möchte ihm am liebsten antworten, wie Herr de Caro gestern bei Herrn de Grimaldi der Frau Marquise von Arissa antwortete. Sie fragte ihn, was er von Spanien hielte? — „Madame,“ sagte er, „ich bitte Sie, mit der Antwort warten zu dürfen, bis ich außerhalb des Landes bin; ich bin zu aufrichtig und zu höflich, bei einem Minister des Königs die Antwort zu geben.“

Voltaire scheint an Spaniens geistiges Mündigwerden geglaubt zu haben. In einem Brief an D'Alembert vom 25. März 1765 sagt er, daß es auf gutem Wege sei, das Joch des Fanatismus und der Unwissenheit abzuwerfen. Eine schriftliche Äußerung von Beaumarchais an den Herzog von La Vallière zeigt, daß es sich anders verhielt:

Mit den stärksten Eindruck machte auf mich in dem prachtvollen Kloster (San Lorenzo im Escorial) das Verdammungsurteil über fast alle unsere modernen Philosophen, das in der Nähe des Chors der Mönche öffentlich angeschlagen war. Dort werden die verbotenen Werke und ihre Verfasser genannt, und mit Vorliebe Ihr Freund, Voltaire, von dem man nicht nur die Werke, die er geschaffen hat, verflucht, sondern auch die, die er in Zukunft schaffen wird, da nur Böses aus einer so verabscheuenswerten Feder fließen kann. Ich habe ihm aus Bayonne geschrieben, um die Aufträge auszurichten, die mir der Herzog von Laval und Sie, Herr Herzog, gaben. Er hat drei Monate verstreichen lassen, ohne mir zu antworten und hat die Antwort schließlich nach Versailles geschickt, da er annahm, ich wäre zurück, und, wie er sagte, aus Rücksicht, um mich nicht mit der Inquisition zu verfeinden, wenn ich in Spanien einen Brief von ihm bekäme; durch einen Zufall hat mich der Brief aber doch hier erreicht.

Durch die Fügung eines wunderlichen Schicksals kam Voltaire, der vor jedem anderen dazu befähigt war, Beaumarchais sofort zu verstehen und zu schätzen, in die peinliche Lage, daß er sich erst bedenken wollte, bevor er ihm für die ihm zugeschickte geistreiche und überlegene Selbstverteidigungsschrift dankte. Das lag daran, daß der Abscheu Voltaires vor den Parlamenten in ihrer früheren Gestalt, ihn naturnotwendig veranlaßt hatte, die Schaffung der neuen zu unterstützen. Aber gerade gegen das neue Parlament hatte Beaumarchais sich wenden

müssen. Und zwar mit einer Wucht und einem Erfolg in seinem Rechtsfall gegen Goëzman, daß in Paris das Wortspiel umlief: Louis Quinze hat das alte Parlament, quinze Louis haben das neue gestürzt. (Es waren die fünfzehn Louisdore, die Madame Goëzman von Beaumarchais empfangen und behalten hatte.)

Man darf aus dieser Zurückhaltung Voltaires gegenüber dem so kräftig auftretenden jüngeren Genie nicht auf eine Kälte bei ihm gegen Beaumarchais schließen. Er beneidete ihn gewißlich nicht um seine Fähigkeiten, über die er sich freute, ja jubelte, sondern um das Recht, in Paris zu sein, von dem er selbst ausgeschlossen war. Darum auch in dem Briefe an Richelieu (vom 11. Juli 1770) diese Worte: „Das ist komisch, daß ein Uhrmacherjunge, gegen den ein Haftbefehl verhängt ist, in Paris sein kann und ich nicht.“ An den Marquis de Florian (der eine seiner Nichten geheiratet hatte) schreibt er am 3. Januar 1774: „Beaumarchais' *Memoiren* (Verteidigungsschriften) sind von allem, was ich gelesen habe, das Stärkste, Kühnste, Interessanteste, Lachen erregend und für die Gegner beschämend. Er schlägt sich mit zehn oder zwölf Personen auf einmal und schlägt sie zu Boden, wie Harlekin, wenn er wild wird, eine ganze Nachtwächterpatrouille umwirft.“

Voltaire wartet mit Spannung auf jede neue Nummer dieser Memoranda, die ja auch auf Goethe einen so tiefen Eindruck machten (*Clavigo*). Das vierte Memorandum, das Goethes Phantasie erregte, erscheint, und Voltaire schreibt: „Ich habe Beaumarchais' viertes Memorandum gelesen, ich bin noch ganz bewegt, ganz erfüllt davon, ganz erstaunt. Etwas Ähnliches hat man in einem regulären Prozeß noch nicht gesehen.“

Er faßt denn auch sofort die beste Meinung vom Verfasser, und als die Gegenpartei, wie wir sofort sehen werden, mit verschiedenen groben Verleumdungen antwortete, besonders mit der, Beaumarchais sollte drei Frauen vergiftet haben, weist Voltaire dies ohne einen Augenblick zu schwanken zurück: Niemand könne ihm einreden, daß ein so aufgeweckter und witziger Mann ein Giftmischer sei (Brief an d'Argental).

Jeder Brief, den Voltaire von Ferney sandte, lief sofort nach der Ankunft durch Paris und wurde so bekannt, wie heutzutage ein in vielen tausend Exemplaren gedruckter Zeitungsartikel. Eines Abends, als Beaumarchais' *Eugenie* im Théâtre Français aufgeführt wurde, sprach sich im Parkett ein Herr mit lauter Stimme nicht nur über die Schwächen des Stückes sehr scharf aus, sondern auch über die Verbrechen des Verfassers. Er erzählte u. a., daß er am selben Tage beim Grafen d'Argental mit Erstaunen einen Brief habe verlesen hören, in dem Voltaire — man wußte nicht recht warum — behaupten wollte, daß dieser Beaumarchais nicht seine drei Frauen vergiftet habe. „Aber,“ schloß er, „das ist eine Tatsache, die die Herren Parlamentsmitglieder mit Bestimmtheit kennen.“

Der, an den er die Rede zuletzt gerichtet hatte, erhob sich von seinem Platz im Parkett und sagte kaltblütig:

Mein Herr, es ist wahr, daß dieser Schurke seine drei Frauen vergiftet hat, obgleich er nur zweimal verheiratet gewesen ist. Im Parlament Maupeous weiß man außerdem, daß er seinen Schwiegervater als Ragout gegessen hat, nachdem er seine Mutter zwischen zwei Stück Butterbrot zerquetscht hat, und ich weiß das um so besser, als ich selbst dieser Beaumarchais bin. Ich würde Sie auf der Stelle verhaften lassen, da ich eine ganze Anzahl Zeugen für ihre Worte habe, wenn ich an Ihrer verwirrten Miene nicht sähe, daß Sie keiner der hinterlistigen Burschen sind, die derartige Scheußlichkeiten erfinden, sondern einer von den Blödiänen, die man benutzt, um sie zu verbreiten — übrigens mit nicht geringer Gefahr für Ihre Person.

XIII

Der Ursprung zu dem Beaumarchaisprozeß, der den Haß gegen den Kanzler zur Flamme entfachte, war der folgende ganz unpolitische:

Pâris-Duverney, der dritte der vier in dem Vorhergegangenen so oft erwähnten Brüder, war am 17. Juli 1770 gestorben. Beaumarchais hatte ihm den großen Dienst erwiesen, Ludwig den Fünfzehnten zu bewegen, die von ihm und Madame de Pompadour errichtete Militärschule zu besuchen. Dafür hatte der Bankier Beaumarchais' Glück machen wollen; er hatte sich seiner angenommen und hatte ihm für seine vielen Unternehmungen und Spekulationen großen Kredit gegeben.

Beaumarchais besaß darüber ein unzweifelhaft von Pâris-Duverney unterzeichnetes Dokument, das einen Überblick gab über die verwickelten Geschäfte, die zwischen dem großen Bankier und dem jungen Geschäftsmann stattgefunden hatten, und das einen Saldo von 15 000 Livres zugunsten Beaumarchais' auswies. Außerdem hatte sich aber Pâris-Duverney in diesem Aktenstück verpflichtet, dem zukünftigen Dramatiker ein zinsfreies Darlehen von 75000 Livres auf acht Jahre zu geben.

Der Graf de la Blache, der der Universalerbe des Bankiers war, erkannte zwar an, daß die Unterschrift echt war, behauptete aber, das Blatt wäre leer gewesen und Beaumarchais hätte es in betrügerischer Weise ausgefüllt, wollte deshalb weder das Darlehen geben noch die Summe bezahlen, die Beaumarchais gut hatte. Er berief sich darauf, daß das Dokument in zwei Exemplaren ausgefertigt sein sollte, daß das andere Exemplar unter Duverneys Papieren aber nicht zu finden war. Wahrscheinlich hatte der Graf selbst es verbrannt.

Da Beaumarchais außer seinen sonstigen Würden und Ämtern auch ein Amt im königlichen Hofhalt hatte, sollte das Urteil gegen ihn in erster Instanz von les requêtes de l'hôtel gefällt werden. Der Graf tat alles, um les maîtres des requêtes gegen ihn aufzuhetzen. Nichtsdestoweniger wurde sein Dokument am 22. Februar 1772 für gültig und echt erklärt.

La Blache legte Berufung bei der Grand'chambre des Pariser Parlements ein, wo der Prozeß im März 1773 verhandelt wurde.

Zum Schaden für Beaumarchais hatte der Minister Graf Saint-Florentin ihn gerade wegen eines unseligen Streits, in den er mit dem Herzog von Chaulnes anläßlich eines Liebesverhältnisses geraten war, ins Gefängnis werfen lassen. Diese Verhaftung war um so ungerechter, als er wegen derselben Sache mit dem Herzog von den Marschällen von Frankreich, vor deren Gericht ein Streit zwischen Edelleuten gehörte, freigesprochen worden war. Durch die willkürliche Einkerkierung wurde er verhindert, seinen Prozeß vor dem Parlament persönlich zu führen.

Dadurch hatte der Graf de la Blache Gelegenheit, Beaumarchais rücksichtslos zu verleumden und das oben erwähnte Gerücht aufzubringen. Er sollte nicht nur ein Fälscher, sondern, wie wir gesehen haben, auch ein Giftmörder sein.

Auf seine Anfrage an den Minister, warum er verhaftet worden war, gab man ihm keine Antwort. Er sah sich deshalb genötigt um die Erlaubnis einzukommen, das Gefängnis mehrfach zu verlassen, um nach französischer Sitte seine Richter zu besuchen. Er erhielt die Erlaubnis, doch sollte er stets von einem Polizisten begleitet sein.

Am 6. April 1773 hob das Parlament das zu seinen Gunsten gefällte Urteil vom 22. Februar 1772 auf, erklärte das von Duverney unterschriebene Dokument für ungültig, also für gefälscht, und verurteilte Beaumarchais zur Bezahlung einer Geldstrafe, die weit überstieg, was er überhaupt besaß.

Als er im Mai als ein in Grund und Boden ruinierter Mann aus dem Gefängnis entlassen wurde, drohte ihm noch ein dritter Prozeß, dessen unglücklicher Ausgang für ihn der wahre Untergang gewesen wäre, die Galeerenstrafe, und bei dem es für ihn also um Tod oder Leben ging.

XIV

Da er Erlaubnis erhalten hatte, seinen Richtern Besuche abzustatten, war es für ihn von besonderer Wichtigkeit, mit dem Richter zu sprechen, der über seinen Prozeß zu referieren hatte. Das war der Parlamentsratsherr Louis Goëzman, der in zweiter Ehe mit einer jungen hübschen Frau verheiratet war, die sich ohne Scheu in Gegenwart von Zeugen gern vernehmen ließ, daß ein freigebiger Klient, dessen Sache gut war und der nichts Unrechtes verlangte, ihr Feingefühl nicht durch ein Geschenk verletzte; sie behauptete, daß sie ja unmöglich mit dem Gehalt ihres Mannes allein auskommen konnte und daß sie die Kunst verstand, ein Huhn zu rupfen, ohne daß es schrie.

Goëzmans Verleger, der Buchhändler Lejay, der die Frau öfter so hatte sprechen hören und erfahren hatte, daß Beaumarchais verzweifelt war und wieder und wieder seinen Richter vergebens aufgesucht hatte, gab denn durch einen gemeinschaftlichen Bekannten Beaumarchais den Wink, daß es, um sich Goëzmans „Liebe zur Gerechtigkeit“ zu sichern kein anderes Mittel gab, als der jungen Frau eine Aufmerksam-

keit zu erweisen, die in der Regel auf hundert Louisdor veranschlagt wurde. Diese erhielt Lejay von Beaumarchais zur Weiterbesorgung, und sie wurden Madame Goëzman übergeben. Trotzdem erreichte der Angeklagte nur mit großer Mühe eine ganz kurze Audienz.

Um zu einer zweiten und längeren Unterredung vorgelassen zu werden, mußte sich Beaumarchais von neuem an die Frau des Rats herrn wenden, die diesmal eine diamantenbesetzte Uhr zum Werte von weiteren hundert Louisdor forderte und erhielt, dazu fünfzehn Louisdore für „den Sekretär ihres Mannes“. Doch hatte sie Lejay versichern lassen, wenn keine erneute Audienz gewährt wurde, sollte Beaumarchais sowohl die hundert Louisdor wie die Uhr zurückbekommen.

Da die zweite Audienz verweigert wurde und da sich Goëzman vor dem Parlament nur zu Gunsten des Grafen de la Blache aussprach, wurden diese Geschenke nach der Verabredung zurückgegeben; nur die fünfzehn Louisdor für den Sekretär wurden zurückgehalten.

Diese fünfzehn verlangte Beaumarchais jedoch auch zurück, da er bereits früher aus eigenem Antrieb dem Sekretär zehn Louisdor gegeben hatte und nun von ihm erfuhr, daß er von den fünfzehn keinen einzigen gesehen.

Madame Goëzman schlug es nichtsdestoweniger ab, das Geld herauszugeben, und Beaumarchais beschuldigte sie in einem Briefe ohne weiteres, es sich angeeignet zu haben. Der Schritt war kühn; aber Beaumarchais setzte nun alles auf die eine Karte. Er hoffte, die Wahrscheinlichkeit dartun zu können, daß Goëzman von La Blache bestochen worden war, und sah eine Möglichkeit, auf diesem Wege die Aufhebung des Urteils zu erreichen.

Madame Goëzman leugnete, die fünfzehn Louisdor überhaupt erhalten zu haben: der Angeklagte hatte ihr vergeblich Geld angeboten, um dadurch ihres Mannes Stimme für sich zu gewinnen, aber er war mit Spott abgewiesen worden.

Beaumarchais konnte sich jetzt nur dadurch retten, daß er an die öffentliche Meinung appellierte und darlegte, wie die Dinge sich wirklich ereignet hatten, was er denn auch auf glänzende Weise tat.

Selbst wenn Goëzman im Beginn nichts von der Handlungsweise seiner Frau gewußt hatte, mußten ihm doch sehr schnell die Augen darüber aufgegangen sein. Nun fühlte er seine Existenz als Richter und Ehrenmann bedroht, und ließ deshalb kein Mittel unbenutzt. Zuerst wandte er sich an die Polizei; da sich aber der Leiter der Polizei weigerte, eine lettre de cachet gegen Beaumarchais auszustellen, gewann er den Buchhändler Lejay zu der ehrlosen Veröffentlichung eines von Goëzman selbst verfaßten Berichts, wie der Angeklagte Lejay angefleht habe, sich an Madame Goëzman mit der Bitte zu wenden, sich durch Geschenke bestechen zu lassen, was sie sofort entrüstet abgewiesen hatte.

Auf Grund dieser falschen Zeugenaussage zeigte Goëzman in einer Eingabe an das Parlament nun Beaumarchais wegen versuchter Be-

stechung und Verleumdung an. Daß seine Frau die fünfzehn Louisdor behalten hatte, verschwieg er natürlich; aber gleichzeitig versuchte er, die Geschichte dieser fünfzehn Goldstücke aus der Welt zu schaffen. Er sandte deshalb seinen Freund François Marin, den Vertrauensmann des Ministeriums für Buchwesen und königlichen Zensor (*secrétaire de la librairie et censeur royal*) zu Beaumarchais, um diesen zu überreden, von den elenden fünfzehn Louisdor, auf die es ja nicht ankam, kein Wesen mehr zu machen.

Beaumarchais war klug genug, die Frage um die geringe Summe von 360 Francs nicht fallen zu lassen. Er sah wohl ein, daß er mit dieser Frage selbst stand oder fiel. Seine Stellung war von vornherein elend genug, da das Urteil im La Blache-Prozeß für ihn entehrend gewesen war. Die Richter würden natürlich außerdem alles tun, um ihren Kollegen zu retten. Beaumarchais konnte nicht einmal einen Advokaten finden, der seine Sache freiwillig führen wollte, so daß der Gerichtspräsident gezwungen war, einen zu bezeichnen. Da Beaumarchais also kein Vertrauen zum Parlament haben konnte, setzte er sein ganzes Genie daran, seinen Fall dem Urteil des lesenden Publikums zu unterbreiten, und hier gewann er den Prozeß so glänzend, daß er der erklärte Liebling des französischen Volkes wurde.

XV

Es ist nötig, hier einige Worte über den königlichen Zensor Marin einzufügen, den Goëzman als Werkzeug zu gebrauchen versuchte, und den der Prozeß gründlich bloßstellte; denn dieser Mann stand lange in freundschaftlicher Verbindung mit Voltaire, der ihm vertraute, ihn mit zu den „Brüdern“ zählte, danach strebte, ihm große Dienste zu leisten, und dem erst ungefähr um diese Zeit die Augen für seine Verlogenheit aufgingen, obschon er nichts davon merken ließ.

Voltaire durfte mit einem Zensor nicht auf gespanntem Fuße stehen, falls es sich vermeiden ließ, und er hatte Gründe, sich auf Marin zu verlassen. Dieser benahm sich ihm gegenüber in vollendeter Heuchelei so, daß er annehmen mußte, in ihm einen Bundesgenossen zu haben.

Wie vertraulich der Ton zwischen ihnen war und welche freie Sprache Marin dem Patriarchen gegenüber führte, zeigt z. B. das folgende Bruchstück aus einem Brief.

Warum muß ich Sie immer wieder schelten? Warum zeigen Sie mir gegenüber eine ganz unangebrachte Geheimkrämerei? In größter Heimlichkeit senden Sie eine Tragödie an den Marquis de Thibouville; dieses Geheimnis wird von ihm Herrn d'Argental, Herrn Pont de Vèles (Veyle), Herrn de Duras, dem Herrn Herzog von Aumont, Le Kain, den Schauspielern mitgeteilt, und nun ist es also unterwegs. Das Stück wird zum Druck gegeben; der Untenzensor, der Buchhändler, der Herausgeber verraten das Geheimnis der anderen Hälfte von Paris. Zuletzt kommt man zu mir, denn man gebraucht mich, und so bin ich die 1145ste Person in Paris,

die erfährt, daß es eine Tragödie *Die Gesetze des Minos* gibt, und daß diese Tragödie von Herrn de Voltaire ist; daß sie vom Theater angenommen ist; daß sie gespielt werden soll; daß sie dem Sekretariat für das Buchwesen vorgelegt ist, daß dieses einen Zensor ernannt hat, der es für unmöglich erklärt, den Druck zu gestatten. Die Verwaltung erschrickt und schickt mir das Stück mit Anmerkungen, mit Streichungen, und nun habe ich die Aufgabe, wiedergutzumachen, was andere verdorben haben.

Wie man sieht, ist der Ton überaus derb, biedermannartig, vorwurfsvoll, scheinbar mit Grund. Das war jedoch nur ein Kniff, Voltaire irrezuführen.

In gewisser Hinsicht war ja Ferney für Voltaire dauernd geblieben, was Tomi für den verbannten Ovid gewesen war. Es verging kaum ein Tag, an dem er sich nicht grämte, daß ihm der Zugang zu Frankreich, zu Paris verwehrt war. Von den *Gesetzen des Minos* hatte er bestimmt gehofft, daß die Erlaubnis, sich auf französischem Boden frei zu bewegen, die Folge sein müsse, sobald das Stück gespielt und gedruckt wurde. Wenn er mit Wärme die Annäherung der Madame du Barry vergalt, dann deshalb, weil er danach darauf rechnen durfte, daß die Favoritin den letzten Widerstand des Königs überwinden würde. Pfl egte er die Freundschaft mit Marin, le monstre Marin [Seeungeheuer], wie ihn die Damen nannten, so hatte dies den tieferen Grund, daß ohne ihn sein Schauspiel nicht aufgeführt werden konnte, und von dessen Erfolg, von dem Publikum, das es gewann, von der Stütze, die ganz besonders *die Gesetze des Minos* den augenblicklichen Machthabern gewährte, hing die Erfüllung seines Wunsches ab, Paris wiedersehen zu dürfen.

Was hatte er nicht für Marin getan! Als er seine Tragödie *Les Guèbres*, diese warm empfundene Eingabe für die Toleranz, vollendet hatte, schrieb er an d'Argental am 23. Mai 1769: „Die Pariser Ausgabe muß Paris zugute kommen, die Einnahmen sollen redlich geteilt werden zwischen Herrn Marin und le Kain“. Als in der Académie française 1770 ein Platz frei wurde, setzte er — so erstaunlich es klingen mag — seinen ganzen Einfluß dafür ein, daß Marin gewählt wurde, der fast nichts geleistet hatte. Er schrieb an D'Alembert (19. Dezember 1770): „Wenn man keinen Bischof oder Straßenfeger nehmen will, sondern einen Literaten, dann scheint mir, muß man einen nehmen, der Literatur und Akademie nutzen kann. Und diese Aufgabe zu erfüllen, dürfte keiner geeigneter sein als Herr Marin.“ Er wurde trotzdem nicht gewählt; die Ungerechtigkeit, ihn den übrigen Bewerbern vorzuziehen, wäre zu groß gewesen.

Nun aber stellte es sich heraus, daß der Grund, warum die Auf führung von *Les Lois de Minos* in Wirklichkeit scheiterte, nämlich die Raubausgabe mit Umdichtungen und zahlreichen gefälschten Stellen, die der Buchhändler Valade heimlich veröffentlicht hatte, bei Marin lag, der vor jedem anderen im Besitz des Manuskriptes gewesen war und aus Geldgier diese Ausgabe selbst veranstaltet hatte.

Voltaire war außerstande gewesen, zu begreifen, wie das Manuskript zu dem Buchhändler-Piraten hatte kommen können, hatte seine besten, verlässlichsten Freunde in Verdacht gehabt, Le Kain, Thibouville, sogar d'Argental. Und dann war es der oberste Zensor selbst, der seine Stellung benutzte, um ihn zu begaunern, und der noch dazu die Ausführung unmöglich machte und die Hoffnung zerstörte, die Voltaire daran geknüpft hatte, die Hoffnung, die von vornherein nur so schwer gedeihen konnte gegenüber dem bekannten Abscheu, den Ludwig der Fünfzehnte aus tief religiösen Gründen gegen ihn hegte, und der sich als unüberwindlich herausstellte.

XVI

Das Bedeutsame der vier *Mémoires*, die Beaumarchais aus Anlaß seines Prozesses (1774—1778) herausgab, lag nicht darin, daß sie hohe und würdevolle Beamte wie Marin und Goëzman mit Lächerlichkeit bedeckten und unmöglich machten, sondern darin, daß der zukünftige Dichter *Figaros* hier die entscheidende Frage erhob, ob der einzelne Bürger, wenn er ohne mächtige Beschützer war, wehrlos der Willkür und der Parteilichkeit der Gerichte ausgeliefert sei. Und er würdigte die Frage, ob die neuen Parlamente besser waren als die alten, kaum einer Antwort. Beaumarchais enthüllte, wie es Voltaire vor ihm getan hatte, die Kniffe und Ränke, aus denen das Rechtswesen bestand, und er erschütterte — wie Voltaire vor ihm — die Tyrannei, unter der die Bevölkerung litt. Das Parlament war in seinem Hochmut so unvorsichtig gewesen, sich nicht die Möglichkeit zu denken, daß unter denen, die es mit Füßen trat, ein Genie sein konnte, das imstande war, Rache zu nehmen und die Machthaber zu stürzen, wie hoch sie auch standen.

Zum erstenmal enthüllte in Beaumarchais' *Mémoires* ein Angeklagter die Mysterien der heimlichen Untersuchung und erzählte dem großen Publikum alles, was ihm passiert war. Die Geschicklichkeit des späteren Komödiendichters war jedoch so groß, daß es unmöglich war, ihn zu verhaften oder für den Hohn zu bestrafen, mit dem er seine Richter überhäufte. Anscheinend war er von größter Ehrfurcht für sie erfüllt. Kniend verteilte er mit einer Kunst und Geschwindigkeit, die seine Schläge unsichtbar machte, solche Boxerstöße, daß die Betroffenen hinstürzten.

Er wies unter anderem von diesen Männern, die ihn des Giftmords an seinen Ehefrauen hatten beschuldigen lassen, nach, daß der eine, Goëzman, ein Fälscher war, der, um seine Vaterschaft an einem unehelichen Kind leugnen zu können, einen Taufschein gefälscht hatte; daß der andere, Marin, der Beaumarchais in eine vernichtende Falle hatte locken wollen, in seiner Amtsstellung der frecheste Betrüger war. Es war seine Aufgabe, Flugschriften, die Maupeou und seinen Staatsstreich verteidigten, verfassen und verbreiten zu lassen; nichts-

destoweniger ließ er, wenn er ein Geschäft für sich dabei sah, gerade Flugschriften gegen den Kanzler verkaufen. Er ließ häufig einen armen Kolporteur, der solche Schriften herumtrug, auf die Galeeren schicken, zog aber selbst Vorteil daraus, daß er beschlagnahmte politische oder philosophische Bücher heimlich verkaufte.

Im Anfang zeigte sich Voltaire wegen seiner Stellung zu Maupeou und seinen neuen Parlamenten und wegen seines guten Verhältnisses zu Marin etwas zurückhaltend in seinen schriftlichen Äußerungen über Beaumarchais. Ja, er dankte ihm, wie erwähnt, nicht einmal für die Übersendung seiner Memoranda, damit ihm Marin nicht den Briefwechsel mit einem seiner Feinde vorwerfen konnte. Wahrlich eine überflüssige Rücksicht! Doch bereits nach Veröffentlichung des zweiten Memorandums schrieb Voltaire: „Welch ein Mensch! Er vereint alles in sich: Geist, Ernst, Verstand, Humor, Energie. Er versteht es zu rühren. Kurz gesagt: jeder ungekünstelte Vortrag gelingt ihm. Er vernichtet seine Gegner und jagt seine Richter; ich verzeihe ihm alle seine Unvorsichtigkeiten und all' seine Heftigkeit.“ Und nach dem vierten Memorandum schreibt Voltaire am 26. Februar 1774 an den Marquis de Florian: „Es gibt keine lustigere Komödie, keine Tragödie, die stärker ergreift, keine besser erzählte Geschichte Goëzman ist in den Kot gezogen; aber Marin steckt noch tiefer drin.“

Beaumarchais war fest entschlossen, Selbstmord zu begehen, falls ihn das Parlament zu der Strafe verurteilte, die zu erwarten war, der Galeere. Das Parlament konnte ihn nämlich nach eigenem Gutachten zu einer der folgenden Strafen verurteilen: Verweis, entehrender Verweis, Geldstrafe, Pranger, Brandmarkung, lebenslänglicher Aufenthalt auf der Ruderbank einer Galeere. Die Erbitterung der Parlamentsräte war so groß, daß sie ihn am liebsten zur härtesten Strafe verurteilt hätten. Aber sie waren genötigt, die deutlich ausgesprochene öffentliche Meinung in Betracht zu ziehen.

Man entschloß sich denn, Beaumarchais mit einem „entehrenden Verweis“ zu bestrafen, was ihn ehrlos machte, so daß er nicht nur seine Ämter und Würden, sondern auch alle bürgerlichen Rechte verlor. Seine vier Memoranda sollten „wegen ihres frechen und anstößigen Tones, der den Richterstand als Ganzes und einzelne seiner Mitglieder im besonderen beleidigte“, vom Henker zu Füßen der großen Treppe des Justizpalastes zerrissen und auf den Scheiterhaufen geworfen werden.

Jedoch das Ansehen des Gerichts war so gesunken, daß man zwar die Bücher verbrannte, es aber nicht wagte, das Urteil gegen Beaumarchais selbst zu vollstrecken. Er wurde weder verhaftet noch der Schande unterworfen, die er nach dem Gesetz zu erleiden hatte, kniend den über ihn ausgesprochenen Verweis (blâme) anzuhören. Als die Anwesenden im Parlamentssaal sein Urteil verkünden hörten, spien sie auf die Richter und gingen ihnen so zu Leibe, daß diese auf heimlichen

Wegen aus dem Palast flüchten mußten, um sich der Raserei der Bevölkerung zu entziehen.

Der Herzog von Chartres gab Beaumarchais ein glänzendes Fest.

Der Prinz von Conti, Abkömmling des großen Condé, der, seit wir ihn im Lager von Philippsburg trafen, in Italien befehligt, sich den Übergang über die Alpen erzwungen, Château-Dauphin eingenommen, die Schlacht bei Coni gewonnen und die damals österreichische Festung Mons erobert hatte, über den Voltaire 1744 geschrieben hatte:

Conti, qu'on censurait et que l'univers loue,
Est un autre Annibal qui n'a point de Capoue.

— dieser Prinz schrieb an Beaumarchais: „Ich glaube, aus hinreichend guter Familie zu sein, um Frankreich ein Beispiel dafür zu geben, wie man einen großen Bürger ehren soll“, und er lud den zukünftigen Dichter des *Barbiers* und *Figaros*, den ersten Herausgeber der *Gesammelten Werke Voltaires* ein, um ihn in einer festlich gekleideten Gesellschaft zu ehren.

XVII

Voltaire stand nun in den Achtzigern; aber niemals war er tätiger gewesen, niemals hatte er mehr Unternehmungen vorgehabt. Seine Geisteskraft war durch die Jahre nicht nur nicht geschwächt worden, sondern sie hatte sich niemals als so mächtig erwiesen wie jetzt. Es wirkt wie eine Erinnerung an Voltaires Jugend, wenn Friedrich, den im Laufe der Jahre immer neue Anfälle der Liebe und Bewunderung für den Abgott seiner jungen Jahre ergriffen, ihn in seinen Versen den Gott des Geschmacks, den Gott des Pindos (d. h. des Berges der Musen) nannte. Voltaire war nun in erster Linie ein Mann der Tat, ein Verteidiger und Führer. Trotzdem verdient Friedrichs Brief aus dem Februar 1773 hier angeführt zu werden.

Ich habe Ihren Brief und Ihre entzückenden Verse (vom 1. Februar) erhalten, die im Widerspruch zu Ihrem Alter stehen. Nein, ich kann Ihren Worten nicht glauben. Sie sind noch jung, oder Sie haben es verstanden, der Zeit die Flügel zu beschneiden.

Es gehört Tollkühnheit dazu, Ihnen in Versen zu antworten; aber Sie wissen, daß sich Leute meiner Art oft erlauben, was man bei anderen mißbilligt. Ein gewisser Cotys, König eines höchst barbarischen Landes, stand im Briefwechsel mit Ovid, als dieser nach Tomi verbannt war. Es muß deshalb einem jetzt lebenden Herrscher über ein weniger barbarisches Land gestattet sein, an den Apollo in Ferney in der welschen Sprache zu schreiben, trotz des Abbés Olivet und der übrigen Puristen der Akademie.

Non, je ne veux plus à Paris
Avoir de courtier littéraire;
Je n'y vois plus ces beaux-esprits
Dont nombre d'immortels écrits
En m'instruisant savaient me plaire,
Je ne veux de correspondants
Que sur les confins de la Suisse,

Province qui jadis était très fort novice.
 En arts, en esprits, en talents,
 Mais qui contient des bons vieux temps
 Le seul auteur qui me ravisse.
 Les Grecs, vos favoris, cherchèrent en Asie
 La science et la vérité;
 Platon jusqu'en Egypte avait même tenté
 D'éclairer sa philosophie;
 Désormais nos cantons, de ses charmes épris,
 Sans chercher pour l'esprit des aliments dans l'Inde,
 Trouvent le dieu du goût comme le dieu du Pinde,
 Tous deux à Ferney réunis.

Voltaire glich damals weniger einem Apollo als einem modernen Herakles, der den Augiasstall reinigte, der Lernäischen Schlange die Köpfe abschlug und sich mit dem Höllenhund Cerberus in einen siegreichen Kampf einließ.

Von 1770—1777 kämpft Voltaire mit kluger Beschränkung, aber hartnäckig und mit überzeugender Klarheit für die Aufhebung der Leibeigenschaft in der Gegend, die er am Fuße des Juragebirges bewohnte. Beaumarchais veranstaltete zusammen mit Condorcet in den Jahren 1784—1789 eine Ausgabe der Schriften Voltaires in 70 Bänden (in Kehl, da Voltaire in Frankreich nicht herausgebracht werden durfte), eine Ausgabe, an der er durch die Ungunst der Zeitverhältnisse eine Million Francs verlor. Hierin hat er eine Einleitung zu einigen der Schriften Voltaires, die den Kampf für die Leibeigenen führen, geschrieben, aus der man ersieht, daß trotz der Beredsamkeit des alten Meisters zu seinen Lebzeiten alles blieb, wie es war. Erst die Revolution machte diese armen Sklaven frei.

Voltaires Schriften in dieser Sache sind die folgenden:

Au Roi et son conseil 1770. *Nouvelle requête* 1771. *Coutume de Franche-Comté* 1771. *Supplique des serfs de Saint-Claude* 1771. *La voix du curé* 1772. *Extrait d'un mémoire* 1775. *Supplique à M. Purgot* 1776. *Lettre du R. P. Polycarpe* 1776. *Lettre d'un bénédictin de Franche-Comté* 1776. *Requête* 1777.

Durch die Benutzung alter, gefälschter Dokumente hatten die Benediktiner-Mönche, die Eigentümer des Bodens am Juragebirge bis zu Saint-Claude geworden waren, die Bewohner der Gegend zu ihren Sklaven gemacht. Als die Güter dieser Mönche 1742 weltliches Eigentum wurden, waren die Domherren in Saint-Claude deren Erben, und die Bewohner der Dörfer waren nun in verschiedener Hinsicht Leibeigene:

Persönlich insofern, als sie außerstande waren, über ihr Eigentum zugunsten ihrer Kinder zu verfügen, wenn diese Kinder nicht stets im Hause ihres Vaters gelebt und immer an seinem Tisch gegessen hatten. Sonst gehörte alles den Mönchen, und der Sohn hatte zu betteln vor dem Haus, das sein Vater erbaut hatte; denn die Mönche, die dem Sohn das Vermögen des Vaters nahmen, bezahlten nicht die Schulden des Vaters.

Sachlich, insofern sich die Leibeigenschaft an einen Wohnsitz knüpfte. Irgend jemand, der innerhalb des Gebietes der Mönche ein Haus mietete und sich dort ein Jahr und einen Tag aufhielt, blieb dauernd ihr Leibeigener. Es geschah, daß ein französischer Kaufmann, ein Familienvater, geschäftlich in die Gegend kam und sich auf die Dauer eines Jahres ein Haus mietete; wenn er dann später in einer ganz anderen französischen Provinz, seiner Heimat, starb, sahen seine Witwe und seine Kinder zu ihrer Verwunderung eines Tages Gerichtsbeamte auf Grund einer königlichen Verordnung sich der Möbel bemächtigen, sie im Namen Saint-Claudes verkaufen und die Kinder aus dem Hause des Vaters jagen.

Es galt für Voltaire zuerst den Nachweis, daß sich das Recht der Mönche auf falsche Urkunden stützte, also aufzuheben war, dann bei der Krone die Abschaffung der Leibeigenschaft durchzusetzen. Seine Beweisführung, daß der Tyrannei der Domherren jeder Rechtsgrund fehlte, war unwiderleglich; aber sie prallte an dem zähen Konservatismus des Bestehenden ab; seine Bestrebungen, die Leibeigenschaft aufzuheben, scheiterten an dem Felsen der geistlichen Macht.

Er sprach nicht im eigenen Namen, sondern (wie Paul Louis Courier ein Menschenalter später) im Namen der armen Bewohner, und nicht sein Name, sondern die ihrer Vertreter stehen unter seiner Eingabe.

Es waren 12000 arme Menschen, diese Leibeigenen in Longchaumois, Morez, Morbier, Belle-Fontaine, Les Rousses, Bois d'Amont; sie hatten Jahrhunderte stumm gelitten. Nun gab ihnen die Stimme Voltaires ein Organ, und diese Stimme verhalte in einer Wüste.

Das Ordenskapitel der Mönche war verpflichtet, Arzt und Apotheker für diese armen Sklaven zu bezahlen. Ein Chirurg in Morez, namens Nicod, ersuchte das Ordenskapitel im April 1770 um sein Honorar, und er erhielt von dem Agenten des Kapitels die Antwort: „Anstatt Sie zu bezahlen, sollte das Ordenskapitel Sie bestrafen; Sie haben im vergangenen Jahre zwei Leibeigene geheilt, deren Tod meinem Herren tausend Taler eingebracht hätte.“

In der Hälfte der Franche-Comté, die ja erst 1678 Frankreich einverleibt worden war, gebot die tote Hand. Die Bewohner waren, wie sie genannt wurden, mainmortables. Wenn ein freier Mann mit einer Ehefrau zusammen wohnte, die mainmortable war, dann wurde er selbst wie sie Leibeigener. Wenn eine freie Frau einen leibeigenen Mann heiratete, wurde sie Sklavin, wie er Sklave war. Wenn ein Vater und ein Sohn nicht gut miteinander auskamen und sich trennten, so daß sie an verschiedenen Plätzen wohnten, oder nur, wenn sie im selben Hause gesondertes Eigentum besaßen, dann war bei ihrem Tode das Kapitel ihr Erbe.

Voltaire schrieb vergeblich: „Die Gespenster fliehen, wenn der Tag graut; die tote Hand sollte verschwinden, wenn Vernunft und Gerechtigkeit erwachen.“

Besonders gut geschrieben und eindringlich ist seine Schrift *La voix du Curé*, in der der Gemeindepriester erzählt, wie die Domherren eine weinende Frau, Jeanne Marie Mermet, um das ganze Erbe ihres Vaters beraubten mit der Begründung, sie habe ihre Brautnacht in dem Logis ihres Mannes zugebracht.

Hier entwickelt er, wie es längst aufgeklärt worden, daß sich die ganze Legende von dem Eigentumsrecht des Kapitels in Saint-Claude auf falsche Urkunden stützt, auf einen Haufen grober Lügen, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erfunden wurden.

Erzeugnisse der dramatischen Fähigkeit Voltaires sind die beiden köstlichen Eingaben des ehrwürdigen Vaters Polycarpe und eines Benediktinermönches in der Franche-Comté, die beide mit Begeisterung für die bestehenden Verhältnisse sprechen und die Wohltaten der Leibeigenschaft preisen, während sie mit Entsetzen Sprüche, wie den folgenden des Historikers Mézerai über Frankreich anführen: „Die Freiheit in dieser edlen Monarchie ist so groß, daß dort sogar die Luft sie jedem mitteilt, der sie einatmet. Unserer Könige Majestät ist so edlen Sinnes, daß sie sich weigern, an der Spitze von Menschen zu stehen, die nicht frei sind.“

Ach, diese Phrase von der hochherzigen Majestät der Könige!

Wie der fünfzehnte Ludwig taub geblieben war gegen alles Flehen Voltaires um Freigabe der armen Leibeigenen, so blieb es nach ihm auch Ludwig der Sechzehnte, obgleich die Zahl der Leibeigenen gestiegen war.

An diesen König wendet sich Voltaire's letztes Gesuch, noch im Jahre 1777, ein Jahr vor seinem Tode. *Requête au Roi pour les serfs de Saint-Claude* beginnt:

Zwanzigtausend Familienväter, die den Boden in Ihren beiden Provinzen Bourgogne bestellen oder in Eurer Majestät Heer dienen, werfen sich Ihnen zu Füßen. Besonders diejenigen unter uns, die Sklaven einiger Abteien und Ordenskapitel sind, kraft eines Mißbrauchs, der sich auf falsche Urkunden stützt, bitten mit Klagen und Tränen, Eurer Majestät gehören zu dürfen. Wir wünschen, unter Ihrer Krone zu stehen, deren Rechte sich Mönche in barbarischen Zeiten mit Hilfe von Fälschungen angeeignet haben.

Dies letzte Gesuch ging wie alle anderen in den Papierkorb. Aber da fehlten nur noch elf Jahre, bis das Jahr anbrach, in dem es sich blutig strafte, nicht beizeiten auf die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit gehört zu haben.

XVIII

Unter den vielen Fällen, in denen Voltaire in seinen letzten Jahren seine Stimme für die aus Gemeinheit angeklagte, aus Brutalität und Dummheit zum Tode verurteilte Unschuld erhob, darf der Fall des Generals Lally nicht übergangen werden.

Im Frühjahr 1773 wandte sich der junge Graf de Lally-Tollendal als Sohn des 1766 hingerichteten Generals mit der Bitte an Voltaire, ihm darin beizustehen, eine Ehrenrettung seines Vaters durchzusetzen.

Voltaire hatte den General persönlich gekannt, hatte 1746 mit ihm bei dem Herzog von Richelieu verkehrt, zu dessen Kreis er gehörte. Er war durch das Urteil und die Hinrichtung des Grafen de Lally schmerzlich überrascht worden, konnte nicht glauben, daß er ein Verbrecher gewesen, prüfte daher alle über den Prozeß des Generals erschienenen Schriften und schrieb bereits, ehe er den Fall gründlich kannte, am 13. Juni 1766 an Damilaville:

Was Lally betrifft, so bin ich durchaus sicher, daß er kein Verräter war und daß er außerstande war, Pondichéry zu halten. Das Parlament hat ihn nur wegen Unterschlagung zum Tode verurteilen können. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn man bekanntgegeben hätte, welcher Art Unterschlagung er sich schuldig gemacht habe. Frankreich ist, wie ich Ihnen kürzlich schrieb, das einzige Land, in dem man keine Gründe für ein Urteil angibt, wie es auch das einzige Land ist, in dem man sich das Recht kauft, seine Mitmenschen zu richten.

Graf Thomas Arthur de Lally stammte von einer irischen Familie, die mit Jakob dem Zweiten nach Frankreich gekommen war. Er hatte mit größter Auszeichnung im französischen Heere gedient. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges fürchtete man in Frankreich, die Engländer würden die französischen Kolonien in Ostindien überumpeln, und sandte der Ostindischen Kompagnie Truppen zu Hilfe. Diese wurden Lallys Befehl unterstellt; außerdem erhielt er unbeschränkte Macht über die Beamten und Streitkräfte der Kompagnie. Er landete im April 1758 in Pondichéry, und da er hörte, daß die Engländer Chandernagor eingenommen hatten, marschierte er gegen sie, eroberte und schleifte das Fort St. David, nahm Devicottah ein und hatte bereits achtunddreißig Tage nach seiner Ankunft die Engländer von der Koromandelküste vertrieben.

Man hatte ihn jedoch (wie die Kriegsführung unter Ludwig dem Fünfzehnten nun einmal war) weder mit Truppen noch mit Geld hinreichend versehen. Seine Hauptmacht bestand aus ganz und gar unzuverlässigen Eingeborenen; er besaß keine Kriegsvorräte, und der Admiral der französischen Flotte, der ihn unterstützen sollte, Graf d'Aché, ließ ihn immer wieder aus Neid und Haß im Stich. Die Direktoren der Kompagnie in Frankreich hatten ihn eindringlich gebeten, alle Mißstände abzuschaffen, die sich durch die Habgier und Unredlichkeit der Beamten in Indien eingeschlichen hatten. Man begreift, daß alle diese Beamten, als er nun eingriff, seine Hasser und Feinde wurden. Sie legten seinen Plänen und Untersuchungen so viele Hindernisse in den Weg, wie sie vermochten.

Bei seinem heftigen Charakter hatte Lally auch dem Gouverneur Duval de Leyrit offen seine Unzufriedenheit gezeigt und Klagen über ihn an den König geschickt, weil er ihn völlig im Stich ließ. Natürlich

wurde der Gouverneur dadurch sein Todfeind. Lally belagerte die Stadt Tanjur vergebens, deren Rajah sich weigerte, der Kompagnie dreizehn Millionen, die er ihr schuldete, zu zahlen. Er mußte einen Rückzug nach Pondichéry vornehmen.

Obwohl die Flotte ihre Mitwirkung verweigerte, galt es für den General, Madras einzunehmen, und da es die Ostindische Kompagnie auf Betreiben des Gouverneurs ablehnte, dafür Geld zu bewilligen, schoß er aus eigenen Mitteln 156 000 Livres zu. Er nahm alle Plätze ein, die von den Engländern in der Gegend von Arcot besetzt waren, und darauf die Stadt selbst.

Nun erklärte der Marquis de Bussy, der die Truppen der Kompagnie befahl, Lally nicht mehr gehorchen zu wollen. Ihm blieben also nur die königlichen Truppen treu. Nichtsdestoweniger marschierte er gegen Madras und nahm die sogenannte schwarze Stadt ein, die von Händlern aller Volksstämme bewohnt war. Die Engländer zogen sich in das Fort St. George zurück. Als aber Lallys undisziplinierte Truppen nach dem Siege in der eroberten Stadt plünderten, brannten und schändeten, mordeten und tranken, fielen die Engländer über sie her. Lally brachte es jedoch fertig, sie wieder zu sammeln und zu ermannen; er stand sogar im Begriff, den Engländern den Rückzug zum Fort abzuschneiden, als Bussy ihn im Stiche ließ. Lally unternahm einen Sturm auf das Fort; dann kamen aber sechs englische Linienschiffe an, die der Graf d'Aché hatte hindurchschlüpfen lassen, so daß die Belagerung von St. George aufgehoben und ein neuer Rückzug nach Pondichéry angetreten werden mußte, wo Hungers- und Geldnot alles vernichteten.

Die Truppen, die keinen Sold erhielten, meuterten; Lally gab alles, was er besaß, hin um sie zu lohnen, aber es war umsonst. 1760 schlossen die Engländer die Stadt zu Lande und zu Wasser ein; im Januar 1761 mußte sich Lally ergeben, und die Erbitterung der Einwohner gegen den gerade kranken und zu Bett liegenden General war so groß, daß die Engländer ihn gegen die Wut seiner eigenen Landsleute schützen mußten. Auf dem Schiff, das ihn als Kriegsgefangenen nach England brachte, erlitt er eine unwürdige Behandlung.

XIX

Als er in London erfuhr, daß seine Feinde ihn durch grobe Verleumdungen beim französischen Ministerium angeschwärzt hatten, bat er (gegen das Ehrenwort, zurückzukehren) nach Frankreich übersetzen zu dürfen, um sich von den Anklagen zu reinigen.

Hier fand er die Allgemeinheit gänzlich voreingenommen gegen sich. Nicht nur Haß und Rachsucht und Erbitterung über die erlittenen Geldverluste beseelten seine Feinde. Es herrschte ganz besonders das Gefühl, daß es nun ihn oder sie galt. Gelang es Lally, darzutun, daß

nicht, er sondern seine treulosen, pflichtvergessenen Untergebenen schuld am Verluste Pondichérys hatten, dann standen die anderen in der Gefahr, durch den Ausgang des Prozesses Lally um einen Kopf kürzer gemacht zu werden. Deshalb wurde alles aufgeboten, was menschliche Niedertracht, wenn sie um ihre Existenz kämpft, ins Werk setzen kann, um einen Mann zu vernichten.

Er wurde beschuldigt, Erpressung gegen französische Untertanen in Indien verübt und öffentliche Gelder unterschlagen, endlich Hochverrat begangen zu haben, und das von Richtern, die so wenig von indischen Verhältnissen wußten, daß sie häufig eine Stadt für eine Person und eine Person für eine Stadt hielten. Mit Recht hat Voltaire gesagt, daß doch jeder verstehen müsse, in wie hohem Maße Lallys freiwillige Rückkehr nach Frankreich für seine Unschuld spräche. Aber er war von vornherein verurteilt.

Vergebens bat er, einen Advokaten angewiesen zu erhalten; seine Verteidigung wurde ausschließlich ihm selbst überlassen, obgleich er vorbrachte, daß es sich hier doch nicht um eine einzelne Tat wie Mord oder Diebstahl drehte, sondern um eine Unzahl von Tatsachen, mit deren Hilfe er seine Verwaltung in Indien rechtfertigen wollte, und die er unmöglich ohne Hilfe sofort bei der Hand haben konnte.

Der General schrieb eine erste Abhandlung zu einer Rechtfertigung. Um ihm die Möglichkeit abzuschneiden, mehrere herauszugeben, trieb Pasquier die Gerichtsverhandlungen mit unanständiger Hast vorwärts, so daß er von vier Sitzungen in der Woche auf nicht weniger als zwei an einem Tage gelangte.

Die Richter waren sich nicht sofort einig, zwei waren für das Todesurteil, drei dagegen. Lange stritten sie; einer der drei gab mit den Worten nach: „Laßt ihn doch sterben, damit wir mit der Sache zu Ende kommen!“

Der General wurde schuldig erklärt, die Interessen des Königs, des Staates und der Indischen Kompagnie verraten, die Untertanen des Königs in Pondichéry unterdrückt und von ihnen Geld erpreßt zu haben. Sein Vermögen fiel dem König zu, der das Parlament sofort wissen ließ, daß er nicht gedachte, von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen.

Man benutzte einen mißlungenen Selbstmordversuch, den Lally beging, ihm die Arme auf dem Rücken zusammenzuschnüren, damit er ihn nicht wiederholen konnte, und man ließ ihn rückwärts in einem Karren zum Schafott fahren. Aus Furcht, er würde der Menge seine Unschuld beteuern, steckte man ihm einen Knebel in den Mund. Wie oben erwähnt, schlug der Scharfrichter das erste Mal fehl; das Haupt fiel beim zweiten Schlage. Von den Feinden des Generals, die das Schafott umgaben, erscholl der Ruf: „Wäre doch zwanzigmal fehlgeschlagen worden!“

Im 34. Kapitel seines Buches *Précis du siècle de Louis XV* hatte Voltaire bereits 1768 eine Schilderung des Prozesses und der Hinrich-

tung Lallys gegeben, die das Parlament unzweideutig des Justizmordes beschuldigte. Damals konnte er bei der allgemeinen Erbitterung, die diese Schilderung erregte, an eine Ehrenrettung des Generals nicht denken. Nun stellte er trotz seiner achtzig Jahre und seiner geschwächten Gesundheit alle seine Kräfte dem Sohne zur Verfügung. Es bestand jedoch wenig Aussicht, daß Maupeou, der an dem Todesurteil über den Vater tätig teilgehabt hatte, nun dem Sohne als dem Verteidiger der Wahrheit ein williges Ohr leihen würde. Mit seiner großen Erfahrung erklärte Voltaire deshalb dem Grafen Lally-Tollendal, daß es vor allem galt, sich das Wohlwollen des Kanzlers zu sichern, keinen der noch mächtigen Feinde des Vaters anzugreifen, sondern nur den Toten zu rechtfertigen.

Im April 1773 hatte der junge Graf Voltaire um seine Hilfe gebeten. Bereits im August 1773 verschickte der Achtzigjährige an seine Freunde die ersten Exemplare seines bewunderungswürdigen Buches *Fragments historiques sur l'Inde et sur le général Lally*.

Er hatte eingesehen, daß sich kein Mensch in Frankreich für einen vor sieben Jahren hingerichteten Mann interessierte, dessen Ruf dazu noch ganz in der Macht seiner Feinde lag. Er hatte begriffen, daß es einzig darauf ankam, statt eines juristischen Beitrags eine Schrift zu liefern, die das Interesse des großen Publikums reizen und wecken konnte. Er fesselte die Leser durch eine wahre und malerische Art der Geschichtsschreibung, durch Schilderung des Handels in Indien, des wunderbaren Klimas und der Naturverhältnisse, der Religionsarten, der Bevölkerungsstämme, des ganzen Zustandes zu der Zeit, als der General Lally dort ankam.

Kein Roman konnte für die Franzosen der damaligen Zeit neuartiger und spannender sein; aber keine ethnographische Beschreibung konnte zugleich wahrer sein. Voller Geist und Leidenschaft widerlegte Voltaire die Lügen und dummen Sagen, die über die Bewohner des fernen Osten und über ihre Sitten in Umlauf waren. In seinem Buch kommt alles vor: Brahmanen und Krieger, persischer, arabischer, mongolischer Einfluß, die lange Reihe indischer Revolutionen, die Begründung von Kolonien durch die Europäer, Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen, der Kampf der Engländer mit den eingeborenen Fürsten in Bengalen, deren Siege und Niederlagen.

Man hat mehr als vier große Bogen des Buches gelesen, ehe der General Lally überhaupt nach Pondichéry kommt. Dann werden seine Kämpfe, seine Verdienste, sein Unglück, an dem er selbst ohne Schuld ist, und zum Schluß der ungerechte Prozeß gegen ihn geschildert. Aber gerade, als wäre es Voltaire darauf gar nicht angekommen, folgen noch beinahe hundert Seiten, die indische Verhältnisse beschreiben, Mitteilungen über indische Mythologie und den indischen Glauben an die Seelenwanderung bringen, und die Geschichte Indiens von Tamerlan (Timur Lenk) bis zur damaligen Zeit erzählen.

Voltaire machte sein Werk zu einem Unterhaltungsbuch für die Gebildeten Frankreichs, und brachte ihnen gleichzeitig, ohne daß sie es merkten, die Überzeugung bei, daß Lallys Urteil und Todesart eine einzige Schändlichkeit gewesen waren.

XX

Von dem Augenblick an, da Maupeou mit dem früheren Pariser Parlament Schluß gemacht hatte, trug sich Voltaire mit dem Gedanken, den La Barre-Prozeß von dem neuen Parlament revidieren zu lassen. Er wußte von einem preußischen Offizier, der ihn in Ferney besucht hatte, daß sich der junge Gaillard d'Etallonde unter dem Namen Morival für das Heer Friedrichs des Großen hatte anwerben lassen und sich in Wesel aufhielt.

Damals, als er den Plan hatte, die Philosophen zu bewegen, sich in Cleve niederzulassen, war es seine Absicht gewesen, d'Etallonde eine Stelle in der Kolonie zu geben. Nun trat er in Briefwechsel mit ihm zuerst ohne seinen Namen zu verraten unter einer niederländischen Adresse, nur um zu fragen, was man für den jungen Mann tun könnte. Darauf empfahl er ihn angelegentlich dem Wohlwollen König Friedrichs. Der König wußte ja, wie Voltaire sich zu d'Etallonde ausdrückte, daß dieser „nichts anderes verbrochen hatte, als im Affenlande über die Grimassen der Affen zu lachen, und daß ihn die Affen deshalb hatten zerreißen wollen.“ Der König beförderte denn auch Morival vom Fähnrich zum Offizier und versprach außerdem, sich weiterhin seiner anzunehmen.

Durch das Urteil in Frankreich war d'Etallonde bürgerlich tot; man hatte sein mütterliches Erbe beschlagnahmt. Sollte er wieder Bürgerrechte erhalten, war zu allererst ein königlicher Gnadenbrief nötig. Aber um den zu erlangen, waren wieder mehrere Monate Aufenthalt in Frankreich erforderlich. Voltaire bat daher zuerst König Friedrich um Urlaub für den jungen Offizier, damit dieser nach Ferney gehen und mit seinem Beschützer Pläne für die richtige Art des Vorgehens fassen konnte.

Friedrich fand — nicht mit unrecht — Voltaires Hoffnung phantastisch. König Ludwig, der La Barre hatte hinrichten lassen, konnte ohne sich selbst zu widersprechen d'Etallonde nicht begnadigen, da er wegen desselben Vergehens wie La Barre verurteilt war: „Oder Sie müßten von Ferney aus Frankreich regieren.“

Inzwischen kam der junge Mann im April 1774 nach Ferney und Voltaire war von ihm hingerissen. Er sandte Friedrich eine ganz begeisterte Schilderung. Je mehr Voltaire über den Fall nachdachte, desto erstaunter war er über das Urteil gegen d'Etallonde. Er schrieb am 26. April 1774 an den König: „Nichts liegt gegen ihn vor, als daß er in einem Abstand von vierzig Schritt sehr schnell mit dem Hut

auf dem Kopf an einer Kapuzinerprozession vorbeigegangen ist und zusammen mit anderen jungen Menschen ein hundert Jahr altes schlüpfri- ges Lied gesungen hat.“ Falls d'Etallonde nicht zur Erlangung des Erbrechts einen königlichen Gnadenbrief gebrauchte, würde ihm Voltaire niemals geraten haben, „sich so tief zu erniedrigen, wahn- sinnige Barbaren um Gnade zu bitten.“

Friedrich sah schärfer als Voltaire. Er sah ein, daß Genugtuung für d'Etallonde Morival unter der damaligen Regierung nicht zu er- langen war. Er schrieb am 15. Mai 1774 aus Potsdam:

Morival ist Ihnen im höchsten Grade verpflichtet. Ohne ihn zu kennen, haben Sie seine Unschuld allein für ihn sprechen lassen, und da Sie sich der Barbarei der Urteile schämen, die in Ihrem Vaterland wegen nicht verbrecherischer Leichtsinngkeiten gefällt sind, haben Sie ihn edelmütig in Schutz genommen. Sie sind als Beschützer der Unterdrückten und als Rächer der Ungerechtigkeit aufgetreten. Jedoch wird es trotz all Ihres guten Willens schwer sein, die Begnadigung des jungen Mannes zu erreichen. Welche Fortschritte die Philosophie auch macht, Dummheit und falscher Glaubenseifer werden sich stets in der Kirche halten, und der Name der Infamen ist dauernd der sammelnde Feldruf für alle die Armen im Geist und für die, die von der Raserei ergriffen sind, die Seelen ihrer Mitbürger zu erlösen. In dem allerchristlichsten Königreich müssen die Untertanen notwendigerweise allerchristlichst sein; und man wird sich niemals darin finden, daß man es unterläßt, den Teig, den man als Gott anbetet, zu grüßen und davor zu knien. Das einzige Mittel, für Morival Gnade zu erlangen, besteht darin, daß er vor einer Kirchentür Buße tut, daß man ihn von Mönchen am Fuße des Hauptaltars auspeitschen läßt und daß er zum Schluß selber Mönch wird.

XXI

Ludwig der Fünfzehnte hatte die Parlamente seinerzeit nicht aus eigenem Entschluß aufgehoben. Man hatte Madame du Barry ab- gerichtet, jedesmal, wenn ein Provinzparlament Deputierte mit Vor- stellungen zum König sandte, diesem zu sagen: „Wieder Leute, die nach und nach mit der königlichen Gewalt Schluß machen wollen, und die von weither reisen, um Sie abzusetzen.“ Man kaufte für 24 000 Francs Van Dycks lebensgroßes Porträt Karls des Ersten von England für Madame du Barry, damit sie es in ihrer Wohnung aufhängen konnte, wo es der König täglich vor Augen hatte. Wieder und wieder sagte sie zu Ludwig: „Frankreich! Siehst du das Bild? Wenn du dein Parlament entscheiden läßt, so schlägt es dir eines Tages den Kopf ab, wie das englische Parlament es mit dem da tat.“

Es schadete Maupou und dem neuen Parlament in der allgemeinen Beurteilung, daß der Kanzler sich auf diese Frau stützte, die aus dem Punschlöffel trank und ihn in die Bowle zurücklegte. Als der König ihr eines Tages Vorwürfe machte, daß sie den anderen ihren Speichel zu trinken gab, antwortete sie: „Gerade! Ich will, daß sie alle zusammen meinen Speichel trinken.“

Die Krone war in den letzten Lebensjahren Ludwigs in den Augen freier Nationen, wie denen der Engländer, nur die gemeinsame Nachthaube für ihn und seine Freundin, die sich übrigens (wie Madame de Pompadour) dadurch in ihrer Machtstellung hielt, daß sie dem König verschiedene kleine erotische Zerstreuungen verschaffte.

In den letzten Tagen des April 1774 ging Ludwig mit der Gräfin in der Umgebung von Trianon spazieren. Da sahen sie eine kleine Kuhhirtin, die Gras für ihre Kuh pflückte, und sie fanden ihre Augen auffallend schön. Sie näherten sich ihr, nahmen ihre Haube ab, strichen ihr Haar zurück und waren sich einig, daß sie sehr anziehend sein würde, wenn sie wie eine Dame angezogen wäre. — Dann wollen wir sie anziehen! — Das kleine Bauernmädchen wurde dem König mit Schminke und Schönheitspflastern vorgeführt. Sie war entzückend. — Sie soll zu Abend mit uns essen. — Man speiste zu Abend, scherzte, trank, nur zuviel. Das Mädchen wurde ins Bad und darauf ins Bett gebracht.

Inzwischen starb ihr Bruder an den Pocken; am Tage darauf bekam sie ebenfalls die Krankheit und starb. In der Gegend herrschte eine Pockenepidemie.

Am 28. April fühlte sich der König nicht wohl. Am nächsten Tage wurde er mehrfach zur Ader gelassen, ohne daß sich seine Kopfschmerzen dadurch verloren. Am 30. April entdeckte man, daß er an den Pocken erkrankt war. Am 3. Mai abends sagte der König — nach einer Unterredung mit dem Erzbischof von Paris — zu Madame du Barry: „Madame, ich bin krank; ich weiß, was ich zu tun habe. Ich will solche Szenen wie in Metz nicht wieder erleben. Wir müssen uns trennen. Gehen Sie nach Ruel zum Herzog von Aiguillon. Seien Sie versichert, daß ich stets die herzlichste Freundschaft für Sie hegen werde.“

Am 10. Mai starb Ludwig der Fünfzehnte, und dieser Todesfall schien im ersten Augenblick Voltaire der Schwarzseherei Friedrichs gegenüber recht zu geben. Denn Ludwig der Sechzehnte war zwar so rechtgläubig wie sein Großvater und sein Urgroßvater, der fünfzehnte und der vierzehnte Ludwig, aber gewisse Forderungen zur Verträglichkeit und zur Menschlichkeit, die von Voltaire und den Enzyklopädisten aufgestellt waren, schienen bei seiner Thronbesteigung doch durchzudringen. Der König machte einen so verdienstvollen Mann wie Turgot zum Minister, und als die Mucker am Hofe ihm entsetzt mitteilten, daß Turgot Enzyklopädist war, antwortete er: „Gleichviel, er ist ein rechtschaffener Mann, und das genügt mir.“

Im Anfang August 1774 richtete Voltaire voller frischer Hoffnung ein Gesuch um einen Gnadenbrief für d'Etallonde an Maupeou, bat den Kanzler jedoch zugleich, den Namen Voltaire nicht zu nennen, da dieser zum Widerstand reizen würde.

Aber bereits am 24. August wurde Maupeou gestürzt, und was für Voltaires Plan noch ungünstiger war: dieser Sturz war die Ankündigung, daß sein Parlament aufgehoben und die alten Parlamente wieder errichtet werden würden. Die Jansenisten hatten den König zu dem

Glauben überredet, daß sich die Bevölkerung einmütig nach den alten Parlamenten sehnte. Am 22. Oktober 1774 wurde dann auch ein Edikt erlassen, das diese wieder ins Leben rief.

Zwar wurden durch das Edikt einige wenige Einschränkungen der willkürlichen Macht der alten Parlamente eingeführt; diese bedeuteten aber nichts gegenüber dem Übermut, mit dem die Parlamentarier wieder ihre Plätze einnahmen. Maupeou sah die kommende Revolution voraus, als sein Werk zerstört wurde. Er rief aus: „Wenn der König seine Krone aufs Spiel setzen will, kann er das natürlich tun.“ Nun war das Richteramt wieder käuflich, das Sportelwesen wieder anerkannt. Auch die Abschaffung der Folter und die Milderung des Strafsystems, die man von dem Thronwechsel erwartet hatte, erfolgten nicht.

XXII

Voltaire war so vernünftig, einzusehen, daß das vom Tode erstandene Pariser Parlament sich seinen Bemühungen für d'Etallonde widersetzen würde. Trotzdem war er zu hartnäckig, um die Sache aufzugeben. Er gewann die Herzogin von Enville, bei dem Minister Maurepas für den unschuldig Verurteilten zu wirken. Er veranlaßte Friedrich, durch den Regimentschef dem jungen Manne ein glänzendes Zeugnis auszustellen. Da er selbst in Paris nicht wirken konnte, wohin ihm der Zugang ständig verwehrt war, und da sein treuer Freund und Anhänger Damilaville wie auch sein höchst unzuverlässiger Freund Thiériot durch den Tod abberufen waren, bat er D'Alembert, in der Angelegenheit etwas zu tun. Er versprach es, eignete sich aber schlecht dazu; D'Alembert war, wie Grimm von ihm sagte, zwar ein Menschenfreund, hatte aber keine Freude daran; richtete deshalb auch nichts aus.

Aus Furcht, etwas zu übersehen, das späterhin störend wirken könnte, wollte Voltaire nun alle Akten des Falles lesen. Der Marquis de Condorcet, der später so berühmte Gelehrte, der Voltaires Biographie schreiben sollte, verschaffte als begeisterter junger Mann von 30 Jahren eine vollständige Kopie der Urkunden.

Friedrich, der sich bei dieser Gelegenheit als willig erwies, jedes vernünftige Verlangen Voltaires zu erfüllen, beauftragte nach Empfang des Entwurfs zu dem Gesuch, das Ludwig dem Sechzehnten überreicht werden sollte, seinen Kanzler, preußische Rechtsgelehrte ein Gutachten über den Fall abfassen zu lassen. Dies geschah. Als sich aber Voltaire deshalb auch an die angesehensten Pariser Advokaten wandte und, ohne die Ungerechtigkeit des Parlaments mit einem Wort zu berühren, sich nur eine Erklärung darüber erbat, daß das ganze Verfahren im La Barre-Prozeß gesetzwidrig gewesen war, da der elende Schweinehändler Broutel als Richter aufgetreten war, gaben alle ohne Ausnahme eine abschlägige Antwort. Sie fürchteten, trotz aller Vorsichtsmaß-

nahmen das Parlament gegen sich aufzubringen. Voltaire schrieb (am 16. April 1775) an d'Argental:

Das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel, und auch ich schreie, und will es bis zu meinem Tode tun. Ich flehe Sie an und beschwöre Sie, der Sie ein Freund Turgots und Elie de Beaumonts sind, ihnen zu sagen, daß ich vor Verzweiflung außer mir bin. Wie! Der vernünftige, vortreffliche d'Etallonde soll im Jahre 1775 nicht einen Advokaten finden können, während im Jahre 1766 die mit ihm angeklagten jungen Menschen acht Advokaten fanden. Das ist furchtbar; das ist unfaßbar. Es gibt also weder Vernunft noch Menschlichkeit mehr in der Welt!

Die Advokaten ließen sich nicht rühren. Im Juni 1775 gab Voltaire seine Schrift *Cri du sang innocent* heraus, in der er versucht, Ludwig den Sechzehnten die Sache d'Etallondes ans Herz zu legen, und den jungen Mann anscheinend selbst das Wort führen läßt: „Obwohl die Krönung der Herzensgüte eines Königs und seiner Liebe zur Gerechtigkeit nichts hinzufügen kann, ist sie doch der Augenblick, da sich jeder Unglückliche an ihn wenden darf.“ Deshalb wendet sich d'Etallonde, der ohne Advokat, ohne Helfer, ohne Stütze ist, aus einem fremden Lande an ihn.

Von Interesse an der Schrift Voltaires ist besonders seine Beweisführung. Man ersieht daraus, mit welcher Liederlichkeit seinerzeit die Akten niedergeschrieben wurden und mit welcher Böswilligkeit die blutdürstigen Richter damals d'Etallonde verurteilt hatten. Er erklärt hier z. B., niemals das Kruzifix auf dem Pontneuf in Abbeville berührt zu haben, weder mit einem Jagdmesser noch mit einem Stock: „Darauf erwidere ich, daß diese Beschuldigung nicht nur falsch ist sondern etwas Unmögliches betrifft. Ich trug damals niemals einen Stock, nur eine ganz leichte Gerte. Das Kruzifix stand, wie ganz Abbeville weiß, sehr hoch, auf einem schweren, acht Fuß hohen Piedestal; es war also nicht möglich, so hoch zu reichen, daß jemand auf die Figur losschlagen konnte.“

Alle Schuld wird aus Klugheit dem Parlament gegenüber auf die Schultern Duval de Soicourts und Broutels gelegt. Aber weder Klugheit noch Empörung machten auf Ludwigs des Sechzehnten stumpfes Gemüt irgendwelchen Eindruck. Das einzige, das man vielleicht als Resultat der Schrift bezeichnen kann, ist die Begnadigung, die d'Etallonde dreizehn Jahre später, 1788, im Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, zuteil wurde.

XXIII

War der Sturz des neuen Parlaments Voltaire ungelegen gekommen, so war die Einberufung des alten ein Glück für Beaumarchais. Trotz des entehrenden Urteils über ihn, das zu vollstrecken man doch keinen Mut hatte, hatte er in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Fünfzehnten und in den ersten Regierungsjahren Ludwigs des Sechzehnten das

außerordentliche Vertrauen beider Könige genossen, war beider Agent im Ausland gewesen. Er fand, daß nun der Augenblick zu einer Wiederherstellung seiner Ehre für ihn gekommen war, denn er hatte ja mehr als ein anderer dazu beigetragen, Maupeou und sein neues Parlament zu stürzen.

Das alte Parlament war trotz des Widerstandes vieler einflußreicher Persönlichkeiten durchaus geneigt, das abgeschaffte neue in der Person Goëzmans entehrend zu verurteilen, und da Beaumarchais so schlau war, den Advokaten Target zu nehmen, den einzigen Advokaten, der niemals einen Prozeß vor Maupeous Parlament hatte führen wollen, erreichte er im September 1776 die vollständige Wiedereinsetzung in seine bürgerlichen Rechte.

Einen ähnlichen Triumph für einen der ungerecht Verurteilten, deren Anwalt Voltaire gewesen war, erreichte er anderthalb Jahr später, also sehr spät. Den heftigsten Widerstand des Parlaments mußte natürlich das Gesuch erregen, das der Conseiladvokat Voilquin um Aufhebung des Todesurteils über General Lally dem Conseil einreichte, in dem dargelegt wurde, daß man dem General jede Verteidigung abgeschnitten hatte, und nicht weniger das gut geschriebene Memorandum, das Lally-Tollendal gleichzeitig überreichte. Aber der Führer des Parlaments Pasquier hatte sich durch Voltaires *Fragments historiques sur l'Inde* so vernichtet gefühlt, daß er sich demütigte, in einem Briefe an den Patriarchen eine Rechtfertigung zu versuchen. Dieser antwortete wise: „Das Beste, was wir beide in unserem Alter tun können, besteht darin, daß wir verzeihen“; aber er wich deshalb nicht um einen Zoll von seiner Absicht, die Freisprechung des Generals zu erreichen; er wußte außerdem gut, daß Pasquier beim König die größten Anstrengungen gemacht hatte, damit das Cassationsgesuch abgewiesen wurde. Es geschah nichts, bevor der Sturm, den Voltaires eigene Ankunft in Paris 1778 in den Gemütern erregte, den Conseil mitriß und weiteren Widerstand unmöglich machte. Die Verhandlungen hatten 32 Sitzungen erfordert. Schließlich hob der Conseil einstimmig mit 72 Stimmen das Urteil über Lally auf. Das geschah am 26. Mai. Voltaire lag auf seinem Sterbelager. Er diktierte einen Brief an den Grafen de Lally-Tollendal, die letzten Zeilen, deren Urheber er überhaupt war:

26. Mai.

Der Sterbende erwacht wieder zum Leben, da er die große Neuigkeit erfährt. Zärtlich umarmt er Herrn de Lally. Er sieht, daß der König der Verteidiger der Gerechtigkeit ist, und stirbt zufrieden.

Vier Tage darauf war er nicht mehr.

XXIV

Man könnte Bände füllen, wollte man alles schildern, was der zweiundachtzigjährige Mann in diesen seinen letzten Lebensjahren wirkte und schrieb, um Gerechtigkeit für die Unterdrückten zu er-

langen. Aber jeder kann ohne Anleitung sein an Turgot gerichtetes *Memorandum für die vollständige Abschaffung der Leibeigenschaft in Frankreich* lesen, seine übrigen zahlreichen Eingaben an Turgot, um die Landschaft Gex in seiner Nähe von der furchtbaren Ausaugung zu befreien, der die arme Gegend unterworfen war, seine wiederholten Klagen über die Sklaverei, in der die Bewohner der beiden Juragebirgstäler, Chézeri und Lelex, gehalten wurden, seinen Angriff auf die grausamen Torheiten bei der Steuerverpachtung, die nutzlose Schar von Beamten, die sie mit sich führte, die Ungerechtigkeit, die durch das Mißverhältnis zwischen Steuerfähigkeit und Steuerleistung stattfand usw.

XXV

Am lehrreichsten und wertvollsten ist Voltaires großes, Epochemachendes Buch *Prix de la justice et de l'humanité* 1777.

Die *Gazette de Berne* vom 15. Februar 1777 hatte folgende Notiz enthalten: Ein Menschenfreund, der unbekannt zu bleiben wünscht, hat der ökonomischen Gesellschaft in Bern 50 Louisdore als Preis für die beste Schrift über die Gesetzgebung in Strafsachen zugestellt; sie soll den dreifachen Gesichtspunkt vor Augen haben: Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafe, Stärke der Beweise und der Mutmaßungen, die Art, wie sich die Erleichterung der Voruntersuchung und der Strafe mit schneller und wirksamer Sühne vereinigen läßt, damit die Gesellschaft die größtmögliche Sicherheit findet, Freiheit und Menschlichkeit geachtet werden.

Ein anderer Unbekannter, Voltaire, fügte weitere fünfzig Louisdore dem ausgesetzten Preis hinzu, begnügte sich aber nicht damit. Nach Verlauf von nur acht Monaten gab er das Werk heraus, dessen formelle Bestimmung eine Anleitung für diejenigen war, die sich um den Preis bewerben wollten, dessen Bedeutung aber in seiner vernichtenden Kritik des damals geltenden französischen Strafrechts liegt.

Er zeigt sich überraschend modern, wünscht z. B. mündliche Verhandlung vor Geschworenengerichten statt der nicht begründeten Entscheidungen durch Parlamente. Er verabscheut das Prinzip der Vergeltung im Strafrecht. Für ihn ist es wichtiger, Verbrechen zu verhindern, als sie zu bestrafen. Bezüglich der Eigentumsverbrechen macht er darauf aufmerksam, daß diese am häufigsten von den Armen begangen werden, während die Gesetze von den Reichen gemacht werden, und daß es besser wäre, der Bettelerei vorzubeugen als die Bettler dem Henker zu überliefern. Was Sittlichkeitsvergehen betrifft, so sollte man es vorziehen, das Leben der Neugeborenen durch Errichtung von Findelhäusern zu beschützen, anstatt den Kindesmord, den die verzweifelte Mutter begeht, grausam zu bestrafen.

Er führt aus, wie ungerecht es ist, geringere und schwerere Verbrechen mit derselben harten Strafe zu belegen, wenn z. B. beide,

sowohl der, welcher ein wenig Geld raubt und der Raubmörder, gerädert werden. Darin liegt ja eine Aufforderung, die größere Untat zu begehen, da die Strafe doch die gleiche und die Sicherheit sogar größer ist, weil der Getötete nicht angeben kann, von wem er überfallen wurde.

Daß man für Hausdiebstahl die Todesstrafe hat, ist sowohl barbarisch wie dumm, da sich die Herrschaften deshalb nicht selten damit begnügen, die ungetreuen Dienstboten fortzuschicken, die nun sofort bei anderen weiter stehlen.

Großes Gewicht legt Voltaire, wie das zu erwarten war, auf die Sinnlosigkeit des Glaubens, derjenige, der eine sogenannte ketzerische Meinung hege, dadurch ein Majestätsverbrechen gegen die Gottheit begehe und also einen qualvollen Tod verdiene. Da Voltaire weiß, daß die Gerichte des Christentums mehr als hunderttausend sogenannte Zauberer zum Feuertode verurteilt haben, daß jedoch die Zauberer verschwanden, als man aufhörte, sie zu verbrennen, so entsetzt er sich, wenn er an die weit größere Zahl hingerichteter Ketzer denkt, die nicht schuldiger als jene Zauberer waren. Europa steht vor ihm wie ein ungeheures Schafott, das von Henkern und Opfern besetzt, von Richtern und Zuschauern umgeben ist. Er sieht den ganzen Weltteil vor sich, wie er während des Weltkriegs vor einzelnen jetzt Lebenden dasteht: als Schlachtbank, Kirchhof, Irrenhaus.

Er erklärt, wie töricht die Strafe für bloße Wörter ist, gesprochene oder geschriebene. Wenn sie nicht gerade zu Verbrechen aufreizen, dann sind sie nur Luftschwingungen und leeres Geräusch. Presse und Literatur sollten deshalb frei sein.

Umständlich behandelt er die Barbarei der Bestrafung für geschlechtliche Vergehen. Er findet, daß krankhafte Geschlechtsbeziehungen, wenn sie zwischen Erwachsenen vorkommen, die Justiz nichts angehen. Sie mit Scheiterhaufen und Feuer zu bestrafen, sei Mittelalter. — Die Bigamie, die eine so grausame Strafe nach sich zieht, ist in mehreren Ländern gar kein Verbrechen.

Er unterscheidet überhaupt scharf zwischen dem, was dem Wesen nach Verbrechen ist, und dem, was erst durch Verhältnisse und Umstände (wie z. B. während eines Krieges) dazu gemacht wird. Während eines Bürgerkrieges wird der Verräter genannt, der einem unglücklichen König treu bleibt.

Als La Barre sagte, er wolle keinen aus Teig gekneteten und geformten Gott anbeten, beging er nur ein örtliches Verbrechen. Denn Englands Kanzler durfte in Gegenwart des ganzen Parlaments ungestraft dasselbe sagen.

Leidenschaftlich greift Voltaire die kirchlichen Monitorien an, die mit Hilfe von Einschüchterungen (Höllenstrafe nach dem Tode) Angebereien erzwingen. Man wird mit der Hölle bedroht, wenn man seinen Nächsten nicht in Lebensgefahr bringen will.

Damit die Vorschläge, mit denen Voltaire hervortritt, nicht als Träumereien abgewiesen werden, zeigt er, daß sie zu anderen Zeiten und an anderen Orten verwirklicht waren.

Bei den Römern wurden die Zeugen öffentlich in Gegenwart des Angeklagten vernommen. Er konnte ihnen antworten, sie ausfragen, und einen Advokaten ihnen gegenüber an seine Stelle treten lassen. „Dieses Vorgehen war edel, frei und atmete römische Weitherzigkeit.“

In England nimmt sich das Gesetz des Angeklagten an. Der Engländer, der für grausam gehalten wird, ist in seiner Gesetzgebung menschlich; die Franzosen, deren Sitten man für sanft ausgibt, sind dagegen in Wirklichkeit unmenschlich.

Im Abschnitt über die Folter drückt Voltaire seine Verwunderung und seine Empörung darüber aus, daß christliche Priester und Mönche die Tortur als letztes Argument benutzen. Weder Caligula noch Nero wagten es, sie gegen einen einzigen römischen Bürger anzuwenden; nur Sklaven wurden ihr unterworfen, und Quintilian tadelte sogar dies, da auch sie Menschen wären.

Mit Stolz hebt Voltaire hervor, was man seinem Einfluß verdankt, ohne jedoch dies mit einer Silbe zu erwähnen. „Die Folter ist als verabscheuenswerth in dem ungeheuren russischen Reich verboten. Sie ist in den Staaten abgeschafft, die von dem Heros des Jahrhunderts, dem König von Preußen, beherrscht werden, in den Staaten, die die österreich-ungarische Kaiserin-Königin regiert. Der gerechte und wohlthätige Landgraf von Hessen hat sie verboten. Sie ist unmöglich in England.“

Sehr bezeichnend ist Voltaire der Ansicht, daß die Folter nur in einem einzigen historischen Falle berechtigt war, nämlich bei Ravaillac, weil er seinen Helden, Heinrich den Vierten, ermordete. Da war es von Bedeutung, seine Mitschuldigen zu erfahren.

Darauf folgt die Kritik an der Ehegesetzgebung, an den barbarischen Strafen für den Ehebruch der Frau, während der des Mannes als Bagatelle angesehen wird, und Voltaire legt dar, wie die Unauflösbarkeit der Ehe innerhalb der römisch-katholischen Kirche zu einem Meineid nach dem anderen zwingt. Der gute und schwache Ludwig der Zwölfte schwor, niemals die Ehe mit der Tochter Ludwigs des Elften vollzogen zu haben, obwohl das Paar achtzehn Jahr zusammen gelebt hatte. Heinrich der Achte von England log ohne Nutzen für irgend jemanden vor den Gesandten des Papstes Clemens des Siebenten, Heinrich der Vierte und seine Frau Marguerite mußten, als sie sich scheiden wollten, beide lügen.

Im Abschnitt über die Beweise für Verbrechen weist Voltaire an historischen Beispielen nach, wie unzuverlässig sogenannte Zeugen in der Regel sind. Er nennt einen Edelmann namens Langlade, der wegen Diebstahls zu Tortur und Galeere verurteilt wurde, während der er starb; die Zeugen waren zwei Diensthofen, die glaubten, gesehen zu haben, wie er und seine Frau beim Anblick des Grafen de Montgomeri

erzitterten, als dieser noch nicht einmal ahnte, daß er bestohlen war. Erst später beklagte er sich wegen des Diebstahls. Langlades Unschuld stellte sich heraus, als es zu spät war.

Voltaire nennt Madame de Chauvelin, die beschuldigt wurde, in ihrem Schloß ihren Mann, La Pivardière, ermordet zu haben. Zwei Dienstmädchen waren Augenzeugen des Mordes gewesen. Ja, seine eigene Tochter hatte den Sterbenden schreien hören: „Mein Gott, hab Erbarmen mit mir!“ Mehrere andere Zeugen hatten die blutbefleckte Wäsche des Hausherrn gesehen. Und da kehrte der Ermordete unbeschädigt von einer Reise zurück.

Das Werk mündet in eine Anerkennung Ludwigs des Sechszehnten aus, der die Militärgesetze gemildert und die Todesstrafe für Deserteure abgeschafft hatte, und schließt mit der Hoffnung, daß die bürgerliche Gesetzgebung nun in Übereinstimmung mit der militärischen humaner werde. In diesem Augenblick, hebt Voltaire hervor, herrscht Frieden auf Erden; nur in Nordamerika gibt es Unruhen. Am 4. Juli 1776 hatte der Aufstand in den englischen Kolonien begonnen, der später zur Bildung der Vereinigten Staaten von Nordamerika führte.

In prophetischer Ahnung, daß dieser fast allgemeine Friedenszustand nicht lange dauern würde, schließt Voltaire sein Werk:

„Benutzen wir diese Augenblicke! Vielleicht sind sie nur kurz.“

XXVI

In diesen letzten Lebensjahren, in denen Voltaire schon wegen seines außerordentlichen Fleißes, von dem Wert des Geschaffenen gar nicht zu sprechen, Anspruch auf Achtung hatte, erhob sich gegen ihn ein Nachfolger Frérons und La Beaumelles, der versuchte, dadurch einen Ruf zu gewinnen, daß er sich zu seinem Gegenpol machte und ihn systematisch herabsetzte. Es war ein ganz gewöhnlicher literarischer Wicht; aber er machte sich mit derselben Leidenschaft wie seine Vorgänger ans Werk.

Sein Name war Clément, genannt de Dijon. Er hatte bereits als Siebzehnjähriger Voltaires Protektion gesucht, und als der stark Beschäftigte ihm nicht sofort eine Antwort gab, hatte er wieder und wieder geschrieben. In einem dieser Briefe steht eine Wendung, die man als typisch betrachten kann: „Ach, Sie haben sich vielleicht gedacht, daß Sie erleben würden, wie ich Ihre Freundschaft mit dem schwärzesten Undank bezahlte; daß ich ein solcher Lump und Verbrecher wäre, mich nicht erkenntlich zu zeigen.“ Vierzehn Jahre später heißt es in seinem *Lettres à M. de Voltaire*: „Sie wissen, mein Herr, daß ich im Alter von Fünfzehn (!) Jahren einer Ihrer glühendsten Bewunderer war. . . . Ich war damals aufrichtig. Das bin ich jetzt nicht weniger, wo sich meine Überzeugung geändert hat.“

Clément entfaltete eine ungewöhnliche Wirksamkeit. In seinen *Observations critiques* befahl er Saint-Lambert, weil er Voltaire in seinem Gedicht *Les Saisons* gepriesen hatte, ließ weder ihm noch Voltaire die geringste Ehre und ergriff von Herzen die Gelegenheit, den herunterzureißen, an den er in früheren Jahren ein Gedicht begonnen hatte:

O toi que j'aime autant que je t'admire.

In seinen *Briefen an Voltaire*, in seiner Epistel *Boileau à M. de Voltaire* griff er Voltaire nicht nur als Schriftsteller an — er habe seine Verse von Racine gestohlen usw. — sondern auch als Privatmann; sein großes Vermögen sei skandalös; kein früherer Dichter habe sich herabgelassen, wie er Geschäfte zu machen. Ebenso flocht er auch in seine Angriffe auf Saint-Lambert Andeutungen über dessen Privatleben ein, besonders über sein angebliches Verhältnis zu Madame d'Houdetot.

Er verdiente gewiß nicht, daß ihn Voltaire in seinem Gedicht *Les Cabales* verewigte. Darin sagt Clément:

J'ai fait des méchants vers, et vous pouvez bien croire
Que je n'ai pas le front de prétendre à la gloire.
Je ne veux que l'ôter à quiconque en jouit;
Dans ce noble métier l'ami Fléron m'instruit.

und Voltaire schreibt:

Laissons là de Dijon le pauvre garnement,
Des bâtards de Zoïle imbécile instrument;
Qu'il court à l'hôpital, où son destin le mène!
Allons nous réjouir aux jeux de Melpomène.

Tatsächlich begann, wie die Schlußzeile sagt, Voltaire wieder, Tragödien zu schreiben.

Die nicht seltenen Krankheitsfälle, die Voltaire in seinen letzten zehn Jahren überstand, riefen Gerüchte von seinem Tod hervor, die in rechtgläubigen Kreisen, auch in protestantischen Ländern wie Dänemark, lebhafte Befriedigung erzeugten.

J. H. Bernstorff schrieb am 15. Oktober 1768 aus Lille an seinen Neffen A. P. Bernstorff, daß Voltaire plötzlich gestorben sei, woran er den folgenden Unsinn knüpfte: „Er hat ohne Vorbereitung diese Welt, deren Sein er zu zerstören gewünscht hatte, um einer anderen willen verlassen.“ Am 1. November antwortet A. P. Bernstorff, der scheinbar nicht wußte, daß Voltaire Deist war, mit dem noch gehässigeren Unsinn: „Voltaires Tod scheint mir eine Erlösung für die Welt. Es gibt ein Ungeheuer weniger, ein Götze ist in Trümmer gegangen. Mögen seine Anbeter jetzt nur von ihren Irrtümern lassen und durch aufrichtige Reue die unfassbare Wut auslöschen, mit der sie sich gegen die einzige Quelle ihres Daseins und all der Wohltaten, mit denen sie täglich überhäuft werden, erklärt haben.“

Die Bildungsstufe der beiden deutsch-dänischen Minister war nicht schwindelerregend hoch.

Auch nicht die des dänisch-deutschen Baggesen, der 1785 Voltaire „den Ruhm der ganzen Erde, dessen Name sogar den strahlenden Homer verdunkelt, den ewig großen herrlichen Voltaire“ genannt hatte, der aber im Januar 1790 im *Labyrinth* schrieb: „Könnte ich die Existenz Voltaires aus meinem Bewußtsein auslöschen, ich würde zwei Jahre meines Lebens dafür geben.“

Diese Äußerungen im Verein mit der bereits angeführten Oehlen-schlägers erfüllen das Herz eines jetzt lebenden Dänen nicht mit Stolz.

ABSCHIED VON FERNEY

I

Voltaires letzte Zeit in Ferney bereitet die französische Revolution vor, obwohl er, der doch Urheber der Bewegung war, selbst nicht revolutionär fühlte.

Nicht einmal auf dem theologischen Gebiet ging er bis zum äußersten. Er sprach sich z. B. gegen das „Système de la nature“ aus, das ihn als Angriff auf die Gottesvorstellung verletzte. Er konnte nicht für sich selbst die Vorstellung von einem Gott entbehren und er hielt hartnäckig daran fest, daß die Gesellschaft sie auch nicht entbehren konnte, da sie, seiner Auffassung nach, der einzige Zügel für mörderische Instinkte war. Daher auch in dem Gedicht *Epître à trois imposteurs*, die bei all ihrer Sonderlichkeit berühmte Zeile

Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Mallet du Pan erzählt in seinen Memoiren als Augenzeuge, daß eines Tages, als D'Alembert und Condorcet Voltaire in Ferney besuchten und bei Tisch offen über religiöse Gegenstände sprachen, Voltaire mitten in der Mahlzeit die aufwartenden Lakaien aus dem Speisesaal schickte und darauf seinen beiden Freunden und Anhängern sagte: „Jetzt, meine Herren, können Sie mit Ihren Einwendungen gegen Gott fortfahren; da ich aber nicht gern in der Nacht von meinen Dienstboten ermordet und ausgeplündert werden will, ist es besser, die Lakaien hören nicht, was Sie sagen.“

Man sieht in dieser Anekdote in der Regel einen Beweis für Voltaires deistische Engherzigkeit. Man faßt jedoch Voltaires spaßhafte Wendung allzu engherzig auf. Er dachte nicht an seine Lakaien, sondern an das gewöhnliche Volk in Frankreich; er dachte nicht an den Gottesglauben allein, sondern an den ganzen Begriff bremsender Lehren. Hatte er so sehr unrecht? Das Volk, dessen Sache die Philosophen geführt und dessen Denkweise sie zu veredeln gesucht hatten, schlug ja doch während der Schreckenszeit gerade den besten Denkern und Dichtern in Frankreich die Köpfe ab.

Auf rein wissenschaftlichem Gebiet fühlte er sich von der Scheinwissenschaftlichkeit und der Anmassung einzelner späterer Revolutions-

männer abgestoßen. Es ist lehrreich zu sehen, wie Voltaire mit Marat zusammenstieß, und nachzuforschen, welchen Eindruck dieser auf ihn machte. War ein späteres Konventsmitglied wie Condorcet ein Mann nach seinem Herzen, so war ein späteres Konventsmitglied wie Marat ihm reinweg ein Greuel.

Im Jahre 1777 lag ein Buch mit dem Titel vor: J. P. Marat: *De l'homme ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps, et du corps sur l'âme*. Voltaire besprach es im *Journal de politique et de littérature*.

Marat hatte die kränkende Behauptung ausgesprochen, daß alle Schriftsteller, die vor ihm diesen Gegenstand behandelt hatten, nur feierliches Gerede hervorgebracht hatten. „Sehen Sie Humes, Voltaires, Bonnets, Racines, Pascals Werke.“ Er hatte ausgeführt, daß zur Behandlung derartiger Gegenstände eine starke Konstitution, ein kräftiges Temperament, gut ausgebildete und geschmeidige Organe gehörten, sonst bleibe man oberflächlich. Diejenigen, die eine schwächliche und empfindliche Körperbeschaffenheit hätten, gelangten nicht zur Tiefe der Ideen; sie wurden Geister wie Pope oder Voltaire, nicht wie Newton und Rousseau.

Voltaire schrieb höflich aber scharf:

Der Verfasser ist von dem edlen Drange erfüllt, alle Menschen darüber zu belehren, was sie sind und die Menschheit die Geheimnisse zu lehren, nach denen andere so lange vergeblich gesucht haben. Man erlaube uns zuerst die Bemerkung, daß ein so erleuchteter Genius wie der seine, der sich auf diese Laufbahn begibt, sich ein wenig behutsam mit denjenigen beschäftigen soll, die sie vor ihm durchschritten haben. Es würde vernünftig und nützlich gewesen sein, neue Wahrheiten vorzutragen, ohne deshalb die Wahrheiten herabzusetzen, die uns durch Buffon, Haller, Lecat und so viele andere übermittelt worden sind . . . und wenn man sonst nichts Neues zu sagen hat, als daß der Sitz der Seele in der Gehirnhaut liegt, soll man nicht mit seiner Verachtung für andere um sich werfen und mit der Achtung, die man für sich in einem solchen Grade hegt, daß man den Leser verärgert, dem man doch zu gefallen versucht.

Und Voltaire schließt seinen Artikel damit, daß er zeigt, mit welchen Mitteln Marat den Lesern gefallen will: „Überall hier sieht man den Harlekin, der Purzelbäume schlägt, um dem Parterre zu gefallen.“

Da Voltaire, so konservativ er in vieler Hinsicht war, mehr als ein anderer Philosoph die Revolution vorbereitet hatte, war er auch der Denker, den die Revolutionäre zuerst ehrten und dem sie zuerst huldigten. Nach seinem Tode wurde er allgemein als der Vater der französischen Revolution betrachtet. Aber man sieht aus der Antwort Marats, als Camille Desmoulins ihn spottend daran erinnerte, daß Voltaire sich über ihn lustig gemacht hatte, welchen Groll er gegen seinen früheren Kritiker bewahrt hatte.

Wer weiß, ob nicht Voltaire, falls er das Jahr 1793 erlebt hätte, seinen Kopf auf den Block hätte legen müssen! Man hätte ihm vielleicht

das Aristokratische seiner Genialität nicht mehr vergeben, als man es André Chénier, Condorcet und dem Schöpfer der modernen Chemie Lavoisier, vergab.

II

Dieses Aristokratische, das in ihm mit dem Alles-Umwälzenden verschmolz, verschaffte ihm sowohl in der Kirche wie im Heere Beliebtheit.

Seine Popularität hielt sich sogar in Rom. In jener Zeit der guten Köpfe saß auf dem Papststuhl wieder ein Papst, der Scherz verstand und an Voltaire Gefallen hatte. Wie früher bemerkt, hatte Voltaire, außer anderen zum Teil verkrüppelten armen Wesen, in sein Haus einen Ex-Jesuiten, Vater Adam, aufgenommen, mit dem er gern Schach spielte, den er zu seinem Almosenverteiler (aumônier) gemacht, an seiner Kirche angestellt hatte, und dort Messen lesen ließ.

Der arme Vater Adam hatte jedoch wenig Haare auf seinem Kopfe und war in der kalten Kirche sehr der Erkältung ausgesetzt, da es in römischen Kirchen streng verboten war, die Messe mit einer Perücke auf dem Kopfe zu lesen. Das lag daran, daß man aus der alten Zeit her Perücken als Zeichen der Eitelkeit oder als Mittel der Verstellung betrachtete. Die Kirchenväter hatten die Gewohnheit, das Haar toter oder fremder Menschen als Schmuck auf dem Kopfe zu tragen, heftig angegriffen. Voltaire, der wußte, wie leicht Vater Adam einen Anfall von Rheumatismus bekam, bedachte sich nicht, nach Rom zu schreiben und den Kardinal Bernis zu bitten, die Erlaubnis des Papstes einzuholen, daß sein Hausgenosse während des Gottesdienstes eine Perücke tragen durfte. Er schrieb:

Ich glaube nicht, daß Clemens der Vierzehnte ein Bembo (Kardinal, großer Lateiner, feinfühligler Zweifler) ist; aber da Sie ihn gewählt haben, verdient er gewiß den kleinen Platz, den Sie ihm gegeben haben. Da nun, Monseigneur, diejenigen, die kleine Plätze einnehmen, kleine Gunstbeweise verschenken können, kann der Papst mir einen schenken. Dieser wird weder Seine Heiligkeit, noch Eure Exzellenz, noch mich irgendetwas kosten. Es dreht sich um die Erlaubnis, eine Perücke zu tragen usw.

Da die Antwort nicht sofort kam, fühlte Voltaire sich niedergedrückt; aber die Verzögerung beruhte nur auf einem kleinen Fehler im Gesuch. Nach Verlauf einiger Zeit kam die ersehnte Depesche aus Rom und Voltaire jubelte darüber in einem lustigen Reimbrief an den Kardinal:

Vous abritez sa vieille nuque.
 Quand on est couvert de lauriers,
 On peut donner une perruque.
 Prêtez-moi quelque rime en uque
 Pour orner mes vers familiers.
 Nous n'avons que celle de d'eunuque.
 Ce mot me conviendrait assez;
 Mais ce mot est une sottise,
 Et les beaux princes de l'Eglise
 Pourraient s'en tenir offensés.

In Prosa schreibt Voltaire nicht weniger lustig und dreist an Bernis über den Papst: „Das muß ich sagen, Ihr Papst scheint mir ein guter Kopf zu sein; man denke sich! Seit er den Thron bestiegen, hat er noch nicht eine einzige Dummheit begangen!“

Er drückte sich da zum Teil höchst respektwidrig, zum Teil außerordentlich satirisch aus, da der Papst, Lorenzo Ganganelli, am 19. Mai 1769 gewählt und Voltaires Brief vom 13. November desselben Jahres war, so daß also nicht viel Zeit vergangen war, um Dummheiten zu begehen. Aber Clemens der Vierzehnte war im hohen Grade liberal und er offenbarte das bei dieser Gelegenheit. Der Kardinal hatte kein Bedenken, Voltaires impertinentes Schreiben dem Papst zu zeigen und Bernis' Antwort lautete folgendermaßen: „Seine Heiligkeit hörte Ihren Scherz mit Vergnügen an und hielt eine Lobrede auf Ihre überlegenen Fähigkeiten. Falls Sie zuletzt ein guter Kapuziner werden, wird der Papst es wagen, Sie ebensosehr zu lieben, wie er Sie achtet.“

Voltaire war beim Militär nicht weniger beliebt als bei der Kirche. Während der Spannung zwischen Frankreich und Genf im Jahre 1767, als eine französische Heeresstärke Genf zum Nachgeben zu zwingen versuchte und den Kanton einschloß und von aller Zufuhr abschnitt, bekam Voltaire Einquartierung. Ein Oberst des Regiments Conti wohnte auf Ferney und drei Kompagnien waren im Dorfe einquartiert. Die Soldaten machten sich gern nützlich, legten Wege an, pflanzten Bäume. Obwohl Voltaire zu arbeitsam war, um sich viel unter den Grenadiern zu zeigen, wachte er doch darüber, daß sie sich zufrieden fühlen konnten; er versah sie nicht nur mit Essen, sondern auch mit Decken, so daß sie nicht unter der Nachtkühle zu leiden hatten.

Eines Abends, als auf dem Haustheater *Semiramis* gespielt wurde, hatten Contis Grenadiere während der Vorstellung als Wache Dienst getan. Voltaire gab den Auftrag, man sollte ihnen Abendessen geben und ihnen außerdem den Lohn zahlen, den sie für ihre Mitwirkung forderten. Einer von ihnen antwortete: Wir nehmen keinen Lohn an. Wir haben Herrn de Voltaire gesehen; das war unsere Bezahlung. Voltaire, der die Antwort hörte, rief aus: Meine braven Grenadiere! und sagte ihnen, sie könnten, so oft sie wollten, auf das Schloß kommen und Mittag essen und er würde denen unter ihnen, die Lust hatten, sich nützlich zu machen, einträgliche Arbeit geben.

Man darf ohne Übertreibung sagen, daß, wie Ingres späterhin stolzer auf sein Geigenspiel als auf seine Malerei war, Voltaire weniger von seiner Philosophie erfüllt war, als von seiner Tätigkeit als Maurer, Ackerbauer und Gärtner. Diese Tätigkeit war seine praktische Philosophie.

III

Sofort nach seiner Ankunft in Ferney hatte er begonnen, das vernachlässigte Land zu bestellen. Allen Arbeitslosen, die sich bei ihm einfanden, gab er Arbeit. Da er infolge seiner Staatsökonomie den

Ackerbau als die reichste und allein unerschöpfliche Quelle des Volkswohlstandes betrachtete, kaufte er mit großen Kosten die besten Ackerbaugeräte, die es damals gab, pflügte und säte auch selbst, wie Tolstoi nach ihm.

Nicht lange nach seiner Ankunft schrieb er an Haller: „Das Beste, was wir auf dieser Erde tun können, ist, sie zu bestellen; die übrigen physischen Versuche sind Kinderspiel im Vergleich mit dieser Tätigkeit.“ Er spricht auch oft über seine neue Sämaschine, die die Hälfte der Saat erspart, und mit der keine andere zu vergleichen sei.

In einem Briefe vom 7. Juni 1769 schildert er großzügig ein Rittergut und eine Meierei, wie sie seiner Ansicht nach sein sollten, und er fügt hinzu, als wenn er ihn selbst einrichtete:

Nach meiner Meinung ist nichts so schön wie ein großer ländlicher Hof; durch vier breite und hohe Pforten fahren Wagen aus und ein, die mit allen Früchten der Erde beladen sind. Die Eichensäulen, die das ganze Balkenwerk tragen, ruhen auf Sockeln aus Granit. Ausgedehnte Ställe nach rechts und links. Ein halbes Hundert Kühe und ihre Kälber nehmen die eine Seite ein, Pferde und Ochsen die andere. Das Futter fällt aus riesigen gefüllten Böden in die Krippen der Tiere. Die Tennen, wo gedroschen wird, liegen in der Mitte, und Sie wissen, daß das ganze Vieh, das hier untergebracht ist, jedes Tier an seinem Platz, ganz richtig begreift, daß das Futter, Hafer usw. ihnen zukommt. Um ein solches schönes Ackerbauerheim liegen die Hühnerhöfe und die Schafhürden; nach Norden liegen die Kellern, Vorratsräume, Fruchtkammern; nach Osten das Logis für den Gutsverwalter und für dreißig Knechte; nach Westen erstrecken sich die weiten Wiesen, die all dies Vieh abgegrast und gedüngt hat.

Die Bäume im Obstgarten, voll von Stein- und Kernobst, sind ein Reichtum anderer Art. Vier- oder fünfhundert Bienenstöcke stehen längs eines Baches, der die Obstbäume bewässert; die Bienen geben dem Besitzer eine bedeutende Ernte an Honig und Wachs; er bekümmert sich nicht um all die Fabeln, die man über diese fleißigen Insekten erzählt, weiß gar nicht, ob das Bienenvolk wirklich unter der Herrschaft einer Königin lebt, die sich von ihren Untertanen so befruchtet läßt, daß sie sechzig- bis achtzigtausend Kleine zur Welt bringt.

So weit das Auge reicht, erstrecken sich Alleen von Maulbeerbäumen. Die Blätter ernähren den kostbaren Seidenwurm, der nicht weniger nützlich als die Biene ist.

Ein Teil des umfangreichen Raumes ist durch eine undurchdringbare Mauer von sorgfältig beschnittenem Weißdorn abgeschlossen, der den Geruch und das Auge erfreut.

Der Hof und der Hühnerstall haben eine sehr hohe Mauer.

So soll eine gute Meierei sein. Es gibt einige dieser Art in der Grenzgegend, die ich bewohne; und ich gestehe Ihnen ohne jede Eitelkeit, daß meine Besitzung in nicht wenigen Punkten derjenigen ähnelt, die ich Ihnen eben geschildert habe.

Voltaire war mit Leidenschaft Ackerbauer. Es gab ein Stück Feld, das man in der Gegend Herrn de Voltaires Feld nannte, weil er keinen anderen dort pflügen oder säen ließ, bis er es 1772 als Acht- undsiebzehnjähriger nicht mehr leisten konnte. Als Ackerbauer tastete

er sich unter unaufhörlichen Versuchen vorwärts, allerdings unter der Anleitung der ersten Autoritäten der Zeit, so des Obergärtners der Baumschulen Frankreichs, Moreau de la Rochette. Oft schlugen seine Versuche in dem ungünstigen Klima natürlich fehl. Er schreibt am 1. Juni 1767 an seinen Ratgeber:

Ich habe die Rauheit des Klimas nicht überwunden. Der Generalkontrolleur forderte mich auf, Krapp zu pflanzen; ich habe es versucht, aber es ist mir nichts geglückt. Ich habe mehr als 20 000 Maß Bäume und Kastanien pflanzen lassen, die ich aus Savoyen kommen ließ; fast alle sind eingegangen. Viermal habe ich längs des Hauptlandweges Nußbäume pflanzen lassen; drei Viertel sind zu grunde gegangen oder von den Bauern ausgerissen worden. Ich habe es jedoch nicht aufgegeben, und so alt und schwach ich auch bin, ich werde heute pflanzen, wenn ich auch morgen sterben muß. Dann werden andere Nutzen davon haben.

Moreau kannte aus Erfahrung die Enttäuschungen, die der erleidet, der sät oder pflanzt, und er stand Voltaire eifrig bei. Dieser bat ihn, zweihundert Rüstern und hundert Ebereschen zu schicken, und sechs Wochen darauf fünfzig Ahornbäume und ebenso viele Platanen.

Eine Angelegenheit, an die man in jener Zeit wenig dachte, beschäftigte Voltaire dauernd: das Verschwinden der Wälder. Er war erstaunt über die Gleichgültigkeit des Staates, daß keine Maßnahmen zur Erhaltung der Wälder getroffen wurden, wie er sich über die Vernachlässigung der Gestüte wunderte. Auch Frankreichs Bevölkerungsrückgang beschäftigt ihn, obschon er nicht sonderlich darüber erschrickt. Die Entvölkerung erschreckt wiederum Moreau de la Rochette, der seine Aufmerksamkeit darauf als auf eine stark drohende Gefahr lenkt.

IV

Wir haben oben gesehen, daß sich Voltaire nicht damit begnügte, Ackerbauer zu sein, sondern daß er, soweit es damals möglich war, zur Hebung der armen Bevölkerung der Gegend Industrieunternehmer wurde. Seine erste Industrie war ja die Uhrenfabrikation. Seine zweite die Seidenweberei. Wir bemerkten, daß er der Herzogin von Choiseul das erste Paar Seidenstrümpfe anbot, das auf seiner Besitzung gewebt war, und das ihrer wert sein dürfte. Der Theatersaal in Ferney, der einige Jahre vorher in ein Leinenlager verwandelt worden war, wurde nun das Seidenwürmerhaus. Am 4. September 1769 schreibt er an die Herzogin von Choiseul, die bald darauf sein Verhältnis zu Katharina II. so gehässig beurteilte, den folgenden herzlichen Brief:

Meine Seidenwürmer haben mich instand gesetzt, diese Strümpfe zu weben; meine eigenen Hände haben daran gearbeitet, sie hier in meinem Haus in Verein mit dem jungen Calas herzustellen; es sind die ersten Strümpfe, die in dieser Gegend gewebt wurden. Seien Sie so liebenswürdig, Madame, sie ein einziges Mal anzuziehen, und zeigen Sie Ihre Beine wem Sie wollen. Wenn man dann nicht zugibt, daß

meine Seide stärker und schöner ist als die aus der Provence und Italien, dann gebe ich das Handwerk auf. Geben Sie sie dann einer Ihrer Zofen, und sie werden ein Jahr halten.

Man sieht, daß Voltaire besonders stolz darauf ist, in der bitteren Kälte des Juragebirges diese Strümpfe mit eigenen Händen gemacht zu haben. Er sagt es in einem kurzen Gedicht an die Herzogin. Er wiederholt es in einem Brief an Madame du Deffand: er hat das Geheimnis gefunden, wie man in einem Land, das sieben Monate im Jahr schneebedeckt ist, die Seidenraupe züchten kann. Und der Herzogin gegenüber hebt er seine Sorgfalt hervor: er hat genau das Maß ihres Schuhs genommen, die Strümpfe werden ausgezeichnet passen. Und wenn eine Hungersnot in Frankreich entstehen sollte, würde er ihr in einer Tüte eine Probe seines Kornes schicken, und sie würde einsehen, daß er wert sei, von einer Dame wie sie beschützt zu werden.

Später hatte er den Gedanken, Seidenspitzen zu fabrizieren, und er wandte sich an eine der Königinnen der Mode in Paris, Madame de Saint-Julien, um sie zu bitten, seinen Arbeitern Absatz zu schaffen. Nach seiner Behauptung standen seine Spitzen den in Brüssel geklöppelten nicht nach.

Doch war die Uhrenfabrikation natürlich die Hauptsache, da alle aus Genf ausgewanderten Handwerker vortreffliche Arbeiter waren, wohl die besten Uhrmacher der Welt. Er baute Häuser für sie, und wir sahen, daß er danach strebte, ihnen Absatzmärkte in Spanien und in Italien zu verschaffen. Katharina II. kaufte und empfahl die Uhren seiner Arbeiter. Könnte die Kaiserin Konstantinopel einnehmen, dann sei er fest entschlossen, alle dortigen Mitglieder der griechischen Kirche mit Uhren zu versehen. Da es mit dieser Eroberung zu langsam ging, wartete er sie nicht ab, sondern schickte mit Hilfe des französischen Botschafters in der Türkei auf eigene Faust eine Ladung Uhren nach Konstantinopel. Diese Uhren, sagt er, seien wahre Kunstwerke, ganz und gar Goldschmiedearbeit, und er verkaufte sie für den dritten Teil dessen, was sie in Genf kosteten.

Ja, er bat d'Argental, den Herzog von Praslin zu ersuchen, seine Uhren an den Dei und die Miliz in Algier und an den Bey und die Miliz in Tunis zu schicken.

Mit anderen Worten: er war nicht weniger als ein Vater und eine Vorsehung für die Bewohner jener Gegend, in der er sich als Landesvertriebener niedergelassen hatte.

Kein Wunder, daß diese ihre Dankbarkeit zeigten. Es wurde Gewohnheit, den Namen Ferney mit Ferney-Voltaire oder bloß mit Voltaire zu vertauschen, jedoch bewilligte der Minister Maurepas ein Gesuch darum nicht. Nach dem Tode Voltaires wurde sein Name offiziell totgeschwiegen und alles getan, um in Ferney jede Spur seiner Wirksamkeit zu vertilgen. Erst die Revolution koppelte die beiden Namen Voltaire und Ferney wieder zusammen.

Aber solange er lebte, fühlten die Bewohner stark, welchen Beschützer sie in ihm hatten. Als er sich eines Tages, um, wenn möglich, etwas Erhebliches in seinem Kampfe für die Landschaft Gex durchzusetzen, selbst in der Ständeversammlung einfand und durch seine Gegenwart durchsetzte, daß einstimmig beschlossen wurde, den Bestrebungen zur Erleichterung der Steuerlasten der Bewohner entgegenzukommen, rief die Bevölkerung, als er das Lokal verließ: Es lebe der König! Es lebe Voltaire! Man putzte die Pferde vor seinem Wagen mit Blumen und füllte den Wagen selbst mit Lorbeer und Blumen. Im festlichen Aufzug folgte man ihm zu Pferde und zu Fuß nach Ferney. In allen Dörfern, durch die er kam, dieselben Beifallsrufe, dieselbe Überreichung von Lorbeerkränzen.

V

Unter den Bewohnern, die unter den geistlichen Übergriffen in jener Gegend gelitten hatten, war eine arme Adelsfamilie namens Crassy, der Voltaire seinerzeit 15000 Livres vorgestreckt hatte, um ihr Eigentum freizubekommen, dessen sich die Jesuiten in Ornex bemächtigt hatten. Seit damals waren die Crassy ständige Gäste auf Ferney gewesen.

1775 führten sie bei Voltaire eine andere verarmte Adelsfamilie namens Varicourt ein. In dieser war ein junger hübscher Priester, dessen Karriere Voltaire durch Madame de Saint-Julien sicherte, so daß er später, im neunzehnten Jahrhundert, Bischof von Orléans wurde. Er hatte eine junge Schwester, Reine Philiberte de Varicourt, die wegen ihrer Armut Nonne werden sollte, da man nicht glaubte, es würde sie jemand ohne Mitgift heiraten, so schön und anziehend die Achtzehnjährige auch war.

Voltaire, der Fräulein Corneille längst einen guten und braven Mann verschafft hatte, ihrer Schwägerin Fräulein Dupuits einen anderen, wollte nicht zugeben, daß das junge entzückende Mädchen Nonne wurde. Mit Einwilligung ihrer Familie adoptierte er sie als seine Tochter, und sie wurde im Hause nur Belle et bonne, die Schöne und Gute, genannt. Später, während seines Besuches in Paris, und noch später, als seinem Sarkophag während der Revolution gehuldigt wurde, wurde Belle et bonne geradezu als seine Tochter betrachtet, die ihn selbst vertrat. Bei der festlichen Huldigung Voltaires, die kürzlich berührt wurde, war auch sie im Gefolge und trug einen Korb mit zwei weißen Tauben mit rosenroten Schnäbeln. Der Anblick war so schön, daß er alle rührte, und Voltaire geriet außer sich, als einer sofort darauf die beiden Tauben schlachtete.

Mit ihrer Schönheit, ihrer Anmut, ihrer schmucken Haltung und der Fröhlichkeit ihrer Jugend wurde Reine de Varicourt die Zierde des Hauses in Ferney. Es war ein schöner Anblick, zu sehen, mit welcher

Innigkeit Voltaire ihr die Hand küßte. Im November 1777 verheiratete er sie.

Der Bräutigam war der junge Marquis von Villette, der sich (wie verschiedene andere) mit Unrecht schmeichelte, ein unehelicher Sohn Voltaires zu sein, nur weil dieser seine etwas leichtsinnige Mutter gekannt hatte. Es war ein junger Herr, den Voltaire von einem höchst üblen und ausschweifenden Leben bekehrte. Er verliebte sich sterblich in Reine de Varicourt, wollte keine Mitgift, da er selbst hundertfünfzigtausend Francs jährlich hatte, wurde so ein guter Ehemann für Voltaires Adoptivtochter, und blieb ein ergebener und treuer, wenn auch etwas lauter Bewunderer des Patriarchen.

VI

Es scheint, als hätte Voltaire verschiedenes gehabt, das ihn mit dem Aufenthalt in dem einsamen Bergtal hätte versöhnen können.

Er hatte sich jedoch mit seiner Verbannung nicht ausgesöhnt. Im Gegenteil, mit dem Verlauf der Jahre, als er in das hohe Alter glitt, stieg seine Ungeduld, Frankreich, Paris wiederzusehen, so daß ihn der Gedanke schließlich nicht mehr verließ.

Wie das letzte Mal knüpfte er seine Hoffnung an eine neue Tragödie, die auf dem Théâtre français aufgeführt werden sollte und die ihm unweigerlich den Weg nach Paris bahnen mußte. Diese Tragödie war *Irène*, eine schöne, wertvolle Arbeit, die Ende 1776 entworfen war und im Anfang des nächsten Jahres nach Voltaires Gewohnheit durchgesehen, verbessert und so umgeschrieben wurde, daß die Varianten in der endgültigen Ausgabe mit ganz kleinen Buchstaben gedruckt volle sieben Seiten einnehmen. Doch dieser Teufelskerl war noch in seinem dreiundachtzigsten Jahr so ideenreich, daß er die Arbeit während der Durchsicht von *Irène* abbrach und schnell eine neue Tragödie schrieb, *Agathocle*, seine letzte. Einige Zeit war er ungewiß, welche der beiden er bei dem Versuch, eine Aufhebung seiner Landesverweisung durchzusetzen, benutzen sollte. Bei näherer Überlegung entschloß er sich doch (mit Recht) für *Irène*.

Nicht daß dieses Schauspiel (wie *Die Gesetze des Minos*) irgendwelche Beziehung zur augenblicklichen Situation in Frankreich oder zu seinem eigenen Schicksal hatte. Aber es ist, trotz des ungünstigen Urteils, dem man in den Briefen einiger Zeitgenossen darüber begegnet, nicht nur das bedeutendere der beiden Werke, sondern auch richtig empfunden, einfach und sicher in der Anlage, und die Verse stehen durchaus hinter keiner Arbeit aus der Jugend des Verfassers zurück.

Die Handlung ist nach Konstantinopel zur Zeit der Komnenen verlegt, also ungefähr um 1100, was übrigens nach französischem Brauch wenig bedeutet, da im Stück nichts Geschichtliches vorkommt, auch keinerlei Zeitkolorit erstrebt ist. Nikephorus, der nicht zu den Kom-

nenen gehört, ist zum Kaiser gewählt worden und hat Irene aus der alten Kaiserfamilie geheiratet. Sie ist eine gehorsame Ehefrau, liebt aber insgeheim Alexis Komnenos, der zum Anfang der Tragödie als Feldherr des byzantinischen Heeres die Skythen geschlagen und Tauris (die Krim) erobert hat. Man glaubt in der Hauptstadt, er sei noch beim Heer, als er, aus Sehnsucht nach Irene, unvermutet nach Konstantinopel zurückkehrt. Der Kaiser, der auf ihn eifersüchtig ist und ihn sowohl Irenes als seines Thrones wegen fürchtet, befiehlt ihm, da er ohne Urlaub seine Truppen verlassen hat, sofort zu ihnen zurückzukehren, und als Alexis ihm trotzt, schickt er dem Führer der Schloßwache, Memnon, einen heimlichen Befehl, den Feldherrn ins Gefängnis zu sperren und aus dem Wege zu räumen. Memnon ist jedoch der geschworene Mann der Komnenen; er verrät Alexis sofort die drohende Gefahr. Während einer Palastrevolte, die sich zu einem allgemeinen Aufstand entwickelt, wird der Despot Nikephorus getötet, und Alexis, der an seiner Stelle den Thron besteigt, ist nun glücklich darüber, daß kein Hindernis mehr ihn von Irene trennt.

Da kommt deren alter Vater aus dem Kloster, in dem er Frieden gesucht hat, hält der Tochter das Unmögliche vor, sich mit dem Manne, der ihrem Ehemann das Leben genommen, zu vereinen und entlockt der von der Tragik der Verhältnisse niedergebrochenen Irene das Versprechen, Alexis zu entsagen und an seiner Seite im Klosterleben Zuflucht zu suchen. Alexis ist bei der Nachricht entrüstet. Er fühlt sich in seinem guten Recht, da er nur den Undankbaren, der ihm nach dem Leben trachtete, niedergemacht hat. Er will als Kaiser nicht dulden, daß der alte Vater Irenes in seiner Unvernunft seinen Willen durchkreuzt und sein Glück zerstört, und läßt den Greis deshalb fortführen.

Im Gefühl, daß es nicht angeht, den Mörder des gefallenen Kaisers zu heiraten, so sehr sie ihn auch liebt, richtet Irene den Dolch gegen ihr Herz und stirbt.

Voltaires Irene fällt also als Opfer lauterer Bedenken, die seine bewunderte Katharina nicht kannte.

VII

Am 2. Januar 1778 wurde *Irène* von den Schauspielern der Comédie Française einstimmig angenommen. La Harpe, dessen sich Voltaire angenommen hatte, als wäre er sein eigener Sohn, zog trotz des Protestes des Meisters bei der Nachricht darüber sein bereits vorher angenommenes Stück *Les Barmécides* zurück, um Voltaire nicht im Wege zu stehen.

Bemerkenswerter und rührender ist jedoch, daß ganz dasselbe der Dichter Nicolas Barthe tat, gegen den La Harpe seinen *Brief eines Mönches an den Abbé Rancé* als Antwort auf eine *Heroide* von Barthe

geschrieben hatte, der darin für die Begründer des Trappistenordens gesprochen hatte. Dieser Zug ist um so schöner, als Voltaire La Harpe gegen Barthe durch ein Vorwort zu seinem Gedicht unterstützt hatte, und nicht frei davon gewesen war, sich über Barthe bei dessen Besuch in Ferney lustig zu machen. Daß Voltaire übrigens Achtung und Wohlwollen für ihn empfand, zeigt sein Brief vom 4. September 1777 an den Chevalier de Castellux.

Barthes Brief an die Schauspieler lautete:

Meine Herren! Es ist Ihnen ein neues Stück von Herrn de Voltaire vorgelesen worden. Sie standen gerade im Begriff, *L'Homme personnel* einzustudieren. Für Sie gibt es jetzt nur noch eins, nicht mehr an mein Stück zu denken. Ich weiß wohl, daß neue Stücke in der Reihenfolge aufgeführt werden, in der man sie annimmt und daß dies vorgeschrieben ist. Aber welcher Schriftsteller würde es wagen, sich in einem Falle wie diesem darauf zu berufen! Herr de Voltaire steht wie die Souveräne über dem Gesetz. Wenn ich nicht die Ehre erlangen sollte, zum Vergnügen des Publikums beizutragen, so will ich dies doch mindestens nicht verzögern, und ich fordere Sie nur auf, so schnell wie möglich ein Drama vom Verfasser der *Zaire* und der *Méropé* zu spielen. Möge er wie Sophokles noch mit hundert Jahren Tragödien schreiben, und so sterben, wie Sie leben, meine Herren, von Beifall umbraust.

Unmöglich konnten ihm das Theater und die dramatischen Schriftsteller größere Höflichkeit erweisen, als er jetzt genoß. Aber da stieß die Aufführung von *Irène* auf ein unerwartetes Hindernis. Der Schauspieler Le Kain, der sozusagen Voltaires Pflegesohn war und zuletzt 1776 bei ihm in Ferney gewohnt hatte, weigerte sich, die so dankbare Rolle des Alexis zu spielen, die gerade unter Hinblick auf sein Talent geschrieben war. Hatte Voltaire von irgend jemandem keine Enttäuschung erwartet, so war es von ihm. Aber aus dem einen oder anderen unfaßbaren Grunde meinte Le Kain, er wäre für die Rolle nicht geeignet.

Voltaires Freunde in Paris waren außer sich über diese Undankbarkeit. Am stärksten zog der Marquis von Thibouville los (über den wegen seiner Schwäche für das männliche Geschlecht im ersten Entwurf zum 21. Gesang von *La Pucelle* heftig gespottet worden war, der sich aber später den Frauen zugewandt hatte); jetzt war er einer der eifrigsten Getreuen Voltaires geworden.

Er, der am Theater äußerst einflußreich war, ließ vor den Schauspielern einen Brief verlesen, der begann: „Da die Vorbereitungen zur Aufführung von *Irène* ausgesetzt werden mußten wegen des unwürdigen und empörenden Verhaltens des Herrn Le Kain gegen seinen Wohltäter usw.“ Le Kain hörte es selbst und schäumte.

Voltaire tat, als wäre nichts geschehen, richtete am 19. Januar einen liebevollen Brief an Le Kain, in dem nicht die Spur eines Vorwurfs stand. Er sprach nur von der Möglichkeit, daß Le Kain vielleicht die kleine Rolle des Vaters, Léonces, übernehmen wolle, die nicht anstrengend sei und die er durch seine großartigen Fähigkeiten imponierend

zu gestalten wissen würde. Doch es eilte nicht. „Ich habe von dem Tage an, da ich Sie kennenlernte, stets auf Ihre Freundschaft gerechnet. Die Zeit hat die Gefühle, die mich an Sie knüpfen, nur verstärken können.“ Mit anderen Worten: Die Engel im Himmel sind nicht sanfter als Voltaire, wenn er zu stolz ist, sich zu beklagen.

Er hielt jedoch daran fest, daß *Irène* der Sturmbock sein sollte, der ihm Paris öffnete.

VIII

Lange, lange hatte er nach der Stadt geschmachtet. Eine Zeitlang hatte er sicher gehofft, zurückgerufen zu werden. Damals, als Turgot von Ludwig dem Sechzehnten zum Minister ernannt wurde, sein Freund und Schüler, der ihn bereits 1760 in Les Délices besucht und an den er einmal lustig geschrieben hatte:

Je crois en Turgot fermement:
Je ne sais pas ce qu'il veut faire,
Mais je sais que c'est le contraire
De ce qu'on fit jusqu'à présent.

Als Turgot gezeigt hatte, was er wollte, betrachtete Voltaire ihn als den Wohltäter Frankreichs, als die Hoffnung der Zeit, der eine neue Morgenröte ankündigte, und er schrieb sein Gedicht *Ode sur le Passé et le Présent* (1775):

Contemple la brillante aurore
Qui t'annonce enfin les beaux jours.
Un nouveau monde est près d'éclore,
Até disparaît pour toujours.
Vois l'auguste philosophie,
Chez toi si longtemps poursuivie,
Dicter ses triomphantes lois.

Jè lui dis: „Ange Tutélaire,
Quels dieux répandent ces bienfaits?“
— „C'est un seul homme.“

Man achte auch auf den Jubel, der durch den Schluß von Voltaires *Eloge historique de la Raison* klingt, als geschildert wird, wie die Vernunft und ihre Tochter, die Wahrheit, auf ihrer Wanderschaft zuletzt nach Frankreich kommen und die Begeisterung von zwanzig Millionen Menschen über alle die Veränderungen zum Besseren gewahren, die Turgot bewirkt.

Dann wurde er im Mai 1776 gestürzt, und Voltaire verzweifelte um sein Land, äußerte seine Sorge in seiner 125. poetischen Epistel *A un homme*, die so überlegen und so bitter die Veränderlichkeit und Undankbarkeit der Pariser nachweist.

Jedoch die Lust, dieses unzuverlässige Paris wiederzusehen, blieb gleich stark. Daran, daß man ihn zurückrufen würde, war nicht mehr zu denken. Aber Voltaire sagte sich ständig: „Was habe ich zu

fürchten?“ Man hatte ihn ja nicht hinausgejagt. Es bestand kein ausdrückliches Verbot, das ihn von Paris ausschloß.

Seine Ungeduld wurde von der Nichte, der oberflächlichen und inhaltlosen Madame Denis genährt, die damals von Ferney mehr als genug hatte und sich nach der Hauptstadt sehnte. Die Pariser Freunde, d'Argental und Thibouville, taten alles, was sie vermochten, um ihm den Weg zu ebnen, während der Marquis de Villette und seine junge schöne und gute Frau Voltaire täglich Vorstellungen machten, daß seine Tragödie ihre Wirkung in Paris nicht ausüben konnte, wenn er nicht selbst zugegen war. — Le Kains Abfall hatte diesem Argument erhöhtes Gewicht gegeben.

Da wurde denn die Reise beschlossen. Die Nichte und der Marquis de Villette mit seiner Frau reisten voraus. Alle sollten sie bei Belle et bonne wohnen. Für Voltaires Kolonie war es ein schwerer Abschied. Entsetzen und Sorge standen auf den Gesichtern der Bevölkerung. Sie hatten ein Vorgefühl, daß sie ihn wahrscheinlich nie wieder sehen würden, und daß all ihr Wohlergehen mit seinem Fortgang ein Ende hatte. Die da gekommen waren, um ihm glückliche Reise zu wünschen, konnten vor Schluchzen kaum sprechen. Er selbst hatte feuchte Augen.

Am 5. Februar 1778, bevor er in seinen Reisewagen stieg (mit seinem Sekretär und seinem Koch), versprach er lächelnd, in sechs Wochen zurück zu sein. Er glaubte selbst so sicher daran, daß er seine Manuskripte und Papiere nicht in Ordnung brachte, ehe er aufbrach. Trotz Alter und Kränklichkeit fühlte er noch genug Lebenskraft in sich. Er beschäftigte sich wenig mit dem Gedanken an den Tod, noch weniger mit dem Gedanken an seine Unsterblichkeit. Als Friedrich um diese Zeit seine Büste in Porzellan ausführen und mit der Inschrift versehen ließ: Dem Unsterblichen (Immortali), antwortete er artig ablehnend mit den Versen:

Vous êtes généreux; vos bontés souveraines
Me font de trop riches présents.
Vous me donnez dans mes vieux ans
Une terre dans vos domaines.

Tod und Unsterblichkeit waren ihm sicher genug. Wie andere hatte er von dieser wie von jenem gleich wenig Freude.

TRIUMPH UND TOD

I

Man fuhr von Ferney nach Nantua, wo das erste Nachtlager bestellt war. Als in Bourg-en-Bresse die Pferde gewechselt wurden, wurde Voltaire erkannt, und die ganze Stadt versammelte sich um seinen Wagen. Der Postmeister, der bemerkte, daß der Postillon gewohnheitsgemäß ein klappriges Pferd vor den Wagen gespannt hatte, ließ ein anderes ausgezeichnetes Pferd davorspannen und sagte mit einem kräftigen Fluch: „Fahre zu, und wenn Du meine Pferde kaputt fährst, ich mache mir den Teufel was daraus, Du fährst Herrn de Voltaire, merk Dir das!“ Man lachte und klatschte. Voltaire mußte mitlachen, obwohl man das Inkognito brach, das er auf der Reise zu bewahren gehofft hatte.

Über Sanecey erreichte man am dritten Tage Dijon, wo Voltaire für seine Nichte verschiedene Geschäfte zu erledigen hatte und wo er im Hotel de la Croix d'Or wohnte.

Die Vornehmen der Stadt kamen und statteten ihm ihren Besuch ab. Neugierige bestachen Dienstmädchen im Hotel, damit sie die Tür zu seinem Zimmer offen stehen ließen, so daß sie einen Blick auf ihn gewinnen könnten. Junge Leute verkleideten sich aus Begeisterung als Hotelkellner, um ihn bei Tisch zu bedienen, seinen Anblick genießen zu können. Am Abend eine Serenade vor seinem Fenster.

Die nächste Nacht verbrachte er in Joigny und kam am folgenden Tage in Paris an. Aber die Wagenachse zerbrach eine Meile von Moret, wohin man nun in aller Eile einen Postillon sandte. Der Marquis de Villette fuhr dorthin und nahm den Patriarchen in seinen Wagen. Voltaire wünschte aber nicht mehr zu fahren, was die Riemen und das Zeug halten konnten. Seinem Sekretär gab er den Auftrag, den Postkutschern zu sagen, daß sie einen Unglücklichen fuhren, der in Paris operiert werden sollte.

Am 10. Februar nachmittags erreichte man die Stadt. An der Barriere fragten die Beamten, ob im Wagen auch nichts sei, was mit den Verordnungen des Königs im Widerspruch stände. „Meine Herren, antwortete Voltaire, „ich glaube nicht, daß es hier andere Konterbande gibt als mich.“ Einer der Wachthabenden sagte zu einem Kameraden:

„Das ist, bei Gott, Herr de Voltaire.“ Er zog den, der den Wagen durchsuchte am Rock und sagte dasselbe, so daß Wagnière zu lachen anfang. Dann sahen sie alle mit großer Verwunderung, in die sich Respekt mischte, auf die Herrschaften im Wagen und baten Herrn de Voltaire, seine Fahrt fortzusetzen.

In den letzten Tagen war der lange Verbannte wie elektrisiert gewesen, bei dem Gedanken, daß er Paris, von dem man ihn beinahe ein Menschenalter ferngehalten hatte, wiederssehen sollte. An jeder Haltestelle wollte er den braven Wagnière betrunken machen, „damit er doch einmal in seinem Leben erfuhr, wie das war“. Er saß im Reise-wagen und las oder überlegte oder er erzählte hundert komische Geschichten hintereinander.

II

Der Wagen hielt vor dem Hause des Marquis de Villette, dem schönen Gebäude in der Rue de Beaune, wo Voltaire in seiner Jugend zusammen mit Thiériot bei Madame de Bernières gewohnt hatte. Aber als er gerade angekommen war, ging er zu Fuß fort, um schnell seinen alten Freund aufzusuchen, seinen lieben Engel d'Argental. Dieser war nicht zu Haus. Kaum jedoch war Voltaire zu Villettes zurückgekommen, als sich der Jugendfreund einfand. Bewegt sahen sich die beiden Männer, die eine so innige Freundschaft vereinigt hatte, die aber durch die Verhältnisse so lange getrennt gewesen waren, nun als Achtzig-jährige wieder.

Und das Erste, was d'Argental mitteilen mußte, war, daß Le Kain am 8. Februar plötzlich verstarb, nachdem er meisterlich in *Adelaide du Guesclin* gespielt hatte. Voltaire stieß einen Schrei schmerzlicher Überraschung aus. Aber da begann schon die Schar der Freunde und zudringlicher Menschen hereinzuströmen und von diesem Augenblick an stand der Strom nicht mehr still. Er, der sich in Ferney daran gewöhnt hatte, zu leben wie es ihm gefiel, sich für alle Besucher unsichtbar zu machen und sie unverrichteter Sache wieder abreisen zu lassen, nachdem sie mit Madame Denis hatten speisen dürfen, verleugnete sich jetzt vor niemandem und war so unvorsichtig, diese Bande Neugieriger zu empfangen und für jeden ein freundliches und höfliches Wort zu haben. Namentlich die vielen, die er bei seinem guten Gedächtnisnachbeinahe dreißig Jahren wiedererkannte, gingen entzückt fort.

Doch sofort begannen auch die unangenehmen Besuche. Der Hof und die Kirche meldeten sich.

Zuerst kam der Marquis de Jaucourt, um Madame Denis mitzuteilen, daß man in Versailles sehr verwundert über die Ankunft ihres Oheims war. Die Mißstimmung deshalb war nicht gering. — Durch Madame Jules de Pelignac, die eine intime Freundin der Königin war, gelang es jedoch zu erreichen, daß sich die zornigen Wellen vorläufig legten.

Danach kamen die Priester, einer nach dem andern, um den Sünder zu bekehren und um dem doch nächstens Sterbenden das Sakrament zu reichen. Der Priester von Saint-Sulpice ging mehreremal vergebens. Ein Ex-Jesuit, namens Abbé Gaultier schrieb einen bewegten Brief, verschaffte sich Zutritt und ermüdete Voltaire durch seine Aufdringlichkeit. Einige Tage darauf kam in weltlicher Verkleidung noch ein Priester, der Abbé Marthe. Sobald er mit Voltaire allein war, sagte er: Wollen Sie auf der Stelle vor mir beichten! Kein Zögern! Beeilen Sie sich! Und er warf sich neben seinem Bett auf die Knie. Er wurde erst entfernt, als Wagnière hinzu kam.

Tronchin, Voltaires früherer Arzt aus Genf, der nun zehn Jahre in Paris wohnte, sandte ihm sofort einen bitteren Brief, worin er ihm seine dauernde Schweigsamkeit vorwarf und ihn — ohne jede Wärme — seiner Treue versicherte. Er war als Arzt äußerst verstimmt darüber, daß sich Voltaire in seinem hohen Alter den außerordentlichen Strapazen aussetzte, die sein Aufenthalt in Paris nach so langer Abwesenheit notwendigerweise mit sich führen mußte. Voltaires Anwesenheit in der Hauptstadt wurde als ein derartiges Ereignis aufgefaßt, daß alles andere, Politik, Kriegsgerüchte, Parlamentsintrigen, Hofklatsch, der Streit zwischen Glucks und Piccinis Anhängern darüber in Vergessenheit versank.

III

Am Tage nach seiner Ankunft sandte die Akademie eine Deputation zu ihm, um ihn zu begrüßen. Sie bestand aus drei Mitgliedern, dem Prinzen von Beauveau, dem Marquis von Saint-Lambert und Jean François Marmontel. Es war sofort die Rede davon, ihm zu Ehren eine öffentliche Sitzung der Akademie abzuhalten, was vorher noch niemals geschehen war. Am 14. fand sich eine Deputation vom Theater ein, an deren Spitze Bellecour, ein stattlicher Schauspieler, und die berühmte Madame Vestris standen. Bellecour hielt eine Rede. Voltaire antwortete dem Schauspieler: „Ich kann von nun an nur für Euch und mit Euch leben.“

La Harpe, der einer der ersten war, die sich bei dem Mann einfanden, den er damals noch — vor seiner Bekehrung — als seinen geistigen Vater betrachtete, schreibt über ihn: „Ich hatte ihn zehn Jahre lang nicht gesehen und ich habe ihn weder verändert noch gealtert gefunden. Er las uns den fünften Akt seiner Tragödie vor, er ist noch voller Leben, es ist weder sein Witz verringert noch sein Gedächtnis geschwächt“ (*Correspondence Littéraire* 1804).

Darauf kam Gluck, der sonst so hochmütig war, und stellte sich voller Ehrfurcht vor: „Ich habe meine Abreise nach Wien um 24 Stunden verschoben, um die Ehre und das Glück zu genießen, Sie zu sehen.“ — „Wann reisen Sie?“ — „Morgen.“ — „Sie werden einen großen Kaiser zu sehen bekommen, das ist ein Glück für Sie.“ — Voltaire hat an-

scheinend zeigen wollen, daß es ihn nicht rührte, daß Joseph II. unter dem Einfluß seiner frommen Mutter an seiner Tür in Ferney vorbeigefahren war. — Zwei Stunden nach Gluck legte Piccini Besuch ab.

Madame Necker, die Frau des Ministers, die den Plan zur Statue Voltaires von Pigalle gefaßt und durchgeführt hatte, war eine der Besucherinnen, die am herzlichsten empfangen wurden. Sie war nicht besonders zufrieden damit, daß ihr Liebling Reine de Varicourt den als zweifelhaft bekannten Villette geheiratet hatte, und sie gehörte zu denen, die es nicht gern sahen, daß Voltaire in Villettes Heim Aufenthalt nahm. Aber sie vergaß ihren Unwillen, als sie Belle et Bonne und Voltaire wiedersah.

Dr. Franklin kam mit seinem Enkel, den er an der Hand führte. Voltaire antwortete englisch, als Amerikas großer Bürger seine Huldigung aussprach. Madame Denis beklagte sich darüber, daß sie und die übrigen Anwesenden nicht verstehen könnten, was gesagt würde. „Ich bitte um Verzeihung“, sagte Voltaire zur Gesellschaft, „ich konnte nicht anders, als der eiteln Genugtuung nachgehen, dieselbe Sprache wie Herr Dr. Franklin zu sprechen.“ Die beiden Männer umarmten sich tiefbewegt.

Voltaire hatte den Schauspielern versprochen, der Aufführung von Corneilles *Héraclius* beizuwohnen, hätte aber doch lieber *Cinna* gesehen. Man kam ihm artig entgegen und veränderte die Vorstellung. Als jedoch der Tag heranrückte, fühlte Voltaire so heftige Schmerzen im Unterleib, daß Tronchin unbedingte Ruhe verschrieb.

Seine Meinung war, daß Voltaire vorläufig niemanden empfangen sollte. Aber die ungeheure Zuströmung des Publikums, das vergebens versucht hatte, ihn im Theater oder an anderen öffentlichen Stellen zu sehen, hatte zur Folge, daß die vernünftige Vorschrift des Arztes übertreten wurde.

Wie Tronchin vergeblich warnend schrieb: „Voltaire lebte nun von seinem Kapital anstatt von seinen Zinsen und die Kräfte würden bei einer derartigen Lebensweise bald verbraucht sein.“ Dieses Billett Tronchins an den Marquis de Villette wurde im *Journal de Paris* vom 20. Februar veröffentlicht, augenscheinlich in der Absicht, das Pariser Publikum aufzufordern, dem Helden des Tages Ruhe zu lassen; aber vom 19. Februar an hatte Voltaire seine gewöhnliche Lebensweise in Paris bereits wieder aufgenommen. Die Schmerzen waren verschwunden, er fühlte sich körperlich und geistig wohl, schonte sich nicht.

Sein erster Gedanke war die Aufführung von *Irène* und die Verteilung der Rollen. Der Maréchal von Richelieu besuchte ihn und behandelte diese schwierige Frage. Die beiden Jugendfreunde waren nun vom Alter gezeichnet. Ein anonymer Journalist der damaligen Zeit schrieb: „Es war ein seltsames Schauspiel, diese beiden Greise zu beobachten. Sie sind ungefähr gleich alt, der Herzog ein bißchen jünger; aber trotz seiner gewählten Kleidung und seiner Auszeichnungen sah er stärker mitgenommen aus, als Herr de Voltaire in Nachtmütze und

Hausrock.“ Der Marschall, der eine Schauspielerin, Madame Molé, protegierte, wollte, daß Voltaire ihr die Rolle der Zoe, der Vertrauten Irenes, überließe. Voltaire schreibt scherzhaft: „Er hat mir versichert, daß Madame Molé darin nicht unbedingt unerträglich sein werde“, und er versprach Richelieu die Rolle für die junge Dame. Als er inzwischen hörte, daß Mademoiselle Sainval sich besser für die Rolle eignete, schrieb er ein paar geschickte und schmeichelhafte Briefe an Richelieu und an Herrn und Madame Molé, daß er sich anders entschlossen habe.

Unter denen, die ihn aufsuchten, war auch Le Brun, der Oden-dichter, der ihn seinerzeit dazu bewogen hatte, Marie Corneille zu adop-tieren. Dieser hatte sich inzwischen, um Aufsehen zu erregen, gegen ihn gewandt und tapfer gegen ihn geschrieben. Jetzt besuchte er ihn nichtsdestoweniger und strömte von Höflichkeit über; und Voltaire war zu stolz, um ihn merken zu lassen, daß er seine Unzuverlässigkeit kannte.

IV

Endlich kam auch die öffentliche Meinung in eigener Person, um Voltaire zu begrüßen. Sie kam in Gestalt der mehr als achtzigjährigen Madame du Deffand. Die alte Marquise war blind wie die Gerechtig-keit, witzig wie die Bosheit. Voltaire hatte mit ihr von 1732 bis jetzt im Briefwechsel gestanden. Er hatte sie gekannt, als sie unter der Regentschaft eine Schönheit war und den Regenten — neben vielen anderen — zum Geliebten hatte. Er hatte während ihrer vierzigjährigen Gewohnheitsverbindung mit dem Präsidenten Hénault ihre Lebensbahn verfolgt; er kannte die erstaunliche und rührende Leidenschaft, von der die damals achtzigjährige Blinde für Horace Walpole ergriffen worden, den sie niemals zu sehen bekam, aber in dem ihr der englische Typus, der ihr ganz neu war, entgegentrat. Voltaire wußte wohl, daß alle Zärtlichkeit, die in ihrer Seele Raum hatte, allein für diesen Freund da war und daß sie, deren Temperament satirisch und deren Gefühle so kühl, wie ihre neugierigen Sinne kalt waren, stets schlecht über seine philosophischen Freunde an Walpole schrieb, der diese mit den Jahren immer aufrichtiger haßte. Sie teilte die Ansichten der Philosophen, schmeichelte sich aber bei Walpole dadurch ein, daß sie Geringschätzung für ihre Personen äußerte.

Von D'Alembert wußte Voltaire (durch Mademoiselle de l'Espinasse) genau, was für eine treulose Freundin er in der Marquise hatte; wie sie mit Vergnügen jede Bosheit herumtrug, die Fréron gegen ihn schrieb, während sie ihm gleichzeitig die herzlichsten Briefe sandte, ja ihn sogar als Vertrauten behandelte, sich z. B. bei ihm bitter darüber beklagte, daß der undankbare Präsident Hénault ihr nichts in seinem Testament hinterlassen hätte.

Als Antwort auf die Anklage gegen Katharina die Zweite und seine Stellung zur Kaiserin hatte er vor neun Jahren an Madame du Deffand geschrieben:

„Ihr Sohn liebt sie; ihr Volk liebt sie; ihr Hof vergöttert sie; sie sandte mir ein Porträt ihres schönen Gesichts, das von zwanzig großen Diamanten eingefast ist, nebst den schönsten Pelzen des Nordens und einem Gesetzbuch, das ebenso bewundernswert ist, wie unsere französische Jurisprudenz unerhört ist. Weder das Parlament in Paris, noch die Sorbonne haben in jener einst so barbarischen Gegend Lehrstühle für Professoren in unserer Sprache errichtet. Vielleicht habe ich etwas dazu beigetragen. Gestatten Sie mir daher, aufrichtige Hingabe für ein Reich zu hegen, das 2000 Meilen an Umfang hat und wo ich geliebt werde, während man mich nicht gerade übermäßig gut in dem kleinen westlichen Teil von Europa behandelt, wo ich durch den Willen des Schicksals geboren bin.“

Und er hatte sich hierbei nicht mit dieser Verteidigung begnügt, sondern hatte in keiner Weise mit Artigkeiten gespart, als er seine Epistel mit einem längeren Reimbrief endigte, in dem unter vielen anderem folgendes Kompliment stand:

Vous, dont l'esprit et les bons mots,
L'imagination féconde,
La repartie et l'apropos
Font toujours le charme du monde,
Vous ma brillante du Deffand . . .

Bereits in einem Brief vom 14. August 1749, beinahe ein Menschenalter früher, hatte Voltaire Hénault geschrieben: „Madame du Deffand weiß nicht, wie hoch ich sie schätze. Es ist meine Absicht, wenn ich nach Paris komme, ihr dauernd den Hof zu machen.“

Nun war er da und jetzt war sie es, die ihn zuerst aufsuchte. Es ist sehr interessant in ihren Briefen an Walpole zu verfolgen, wie der erste Eindruck war, den Voltaire in Paris auf diese Frau machte, die der Mittelpunkt der feineren Gesellschaft war.

Kaum war er angekommen, so sandte Voltaire ihr dieses Billett: „Ich komme tot hier an und will von den Toten nur auferstehen, um mich vor der Marquise du Deffand auf die Knie zu werfen.“

Am 12. Februar 1778 schreibt sie: „Voltaire empfing gestern dreihundert Personen. Ich werde mich sehr hüten, mich in diesen Schwarm zu drängen. Der ganze Parnass war dort, vom Sumpf bis zum Gipfel. Er wird die Anstrengung nicht aushalten können; es ist möglich, daß er stirbt, bevor ich ihn zu sehen bekomme.“

Etwas später im Februar (ohne Datum) heißt es nach der Beschreibung der Deputation an Voltaire:

„Alle Schauspieler finden sich in diesen Tagen bei ihm zu den Proben für *Irène* ein. Er hat mich eingeladen, aber für die Zeit zwischen elf und zwölf mittags, wo ich häufig erst zu schlafen anfange; es ist also zweifelhaft, ob ich hingehen kann. Er hat mir die größte Freundschaft erwiesen und die lebhafteste Freude an den Tag gelegt, als er mich sah. Diese Freude ist gegenseitig gewesen; er denkt daran, zur Zeit des Karnevals zurückzukehren, aber ich glaube nicht, daß er das kann; er hat Schmerzen in der Blase; er hat Hämorrhoiden; gestern sagte man, daß er nichts verdauen kann. Seine unbeschreibliche Lebhaftigkeit reißt ihn auf. Es würde mich nicht wundern, wenn er bald sterben würde.“

Am 22. Februar schreibt die Marquise wieder über Voltaire an Walpole. Sie ist zum zweitenmal bei ihm gewesen; es ist ihr wichtig, zu beweisen, wie wenig ihr daran gelegen war, ihn zu besuchen:

Ich habe Ihnen von meinem ersten Besuch bei Voltaire erzählt. Der fand am 14. statt. Er war am 10. angekommen, und von allen seinen Bekannten hatte ich die geringste Eile, ihn zu besuchen. Ich wollte ihn allein treffen, das heißt, zusammen mit dem Prinzen von Beauveau. Gestern machte ich meinen zweiten Besuch, ebenfalls mit Herrn de Beauveau; aber dieser war nicht so angenehm wie der erste. Zuerst gingen wir durch mehrere Zimmer, in denen die Fenster offen standen. Wir wurden von der Nichte Denis empfangen, der besten Frau von der Welt, aber ganz faselig, von Marquis de Villette und von seiner jungen Frau, die man liebenswürdig nennt. Sie wird die Schöne und Gute von Voltaire und seinem Gefolge genannt. Als wir in die Wohnstube kamen, trafen wir Voltaire dort nicht; er hatte sich in seiner Kammer mit seinem Sekretär eingeschlossen; der Prinz, der es eilig hatte, verabschiedete sich nun und ich blieb mit der Nichte, dem Marquis Massarille und Belle et Bonne. Sie sagten mir, Voltaire wäre halbtot vor Anstrengung; er hatte am Nachmittag sein ganzes Stück den Schauspielern vorgelesen. Ich wollte nun meiner Wege gehen; man hielt mich zurück, und damit ich ruhig wartete, schickte Voltaire mir einige Verse, die er an Pigalle geschrieben hat, der seine Statue ausführen soll. Nachdem ich eine gute Viertelstunde gewartet hatte, kam Voltaire und sagte, daß er todmüde und den Mund nicht aufmachen könnte. Ich wollte ihn allein lassen, er hielt mich zurück; sprach zu mir über sein Stück, schlug mir wieder vor, zur Generalprobe zu kommen, die bei ihm abgehalten werden sollte. Er wollte mich das nähere wissen lassen. Nur das hat er im Kopfe; deshalb ist er nach Paris gekommen; es wird ihm den Rest geben, wenn es kein großer Erfolg wird. Doch alles verschwört sich, damit es das wird.

Sie teilt dann Walpole mit, was Voltaire ihr über all' die Priester erzählt hat, die ihn geplagt haben.

Die Verse, die er ihr zur Zerstreuung schickte, waren in der Freude eines Augenblicks über eine Nachricht geschrieben, die ihm überbracht worden war. Der König sollte bei Pigalle zwei Statuen bestellt haben, die des Marschalls von Sachsen und seine. Er hatte deshalb an Pigalle die kurze Strophe gerichtet, in der er den Marschall als den Helden und sich selbst bescheiden als den Trompeter bezeichnete.

Le Roi connaît votre talent:
 Dans le petit et dans le grand
 Vous produisez œuvre parfaite,
 Aujourd'hui, contraste nouveau!
 Il veut que votre heureux ciseau
 Du héros descend au trompette.

Doch bereits am 23. Februar brachte eine der damaligen Zeitungen *les Nouvelles à la main* die Mitteilung, daß die Verse des Dichters auf einem Mißverständnis beruhten. Der König hatte sich ausdrücklich vernehmen lassen, daß er Voltaire weder schätze noch achte. Als der Minister, Herr de Maurepas, nachfragte, ob es dem berühmten Landflüchtigen nicht erlaubt werden könnte, sich in Versailles vorzustellen,

habe seine Majestät geantwortet, daß es mehr als genug sei, wenn der König seinen Aufenthalt in Paris unbemerkt ließ.

Es handelte sich darum, daß der Marquis de Marigny, der Direktor der Kunstakademie und des Bauwesens, aus Italien einige Phorphyrblöcke hatte kommen lassen, die er für Statuen der großen Männer Frankreichs bestimmte. Sein Nachfolger, der Graf von Angivilliers, wollte diese gerne auf Rechnung des Königs kaufen. Hierauf ging der frühere Direktor unter der Bedingung ein, daß die Blöcke gemäß ihrer Bestellung verwandt würden und er formulierte die Bedingung genauer dahin, daß man Büsten des Siegers von Fontenoy und des Dichters von *Zaïre* schuf. Der kunstliebende Marquis, nicht der König wünschte also diese zu haben.

V

Am 25. Februar lag Voltaire wie gewöhnlich ausgestreckt auf seinem Lager und diktirte seinem Sekretär einen Brief, als ihn ein starker Husten überfiel. „Ich spucke Blut,“ rief er aus, und das Blut sprang ihm mit einer Gewalt, als hätte man den Hahn einer Fontäne geöffnet, aus Mund und Nase.

Voltaires erster Gedanke war, nicht nach Tronchin zu schicken, sondern nach dem Abbé Gaultier, da er ständig von der Furcht geplagt wurde, man würde seinen entseelten Körper auf den Schindanger werfen. Wagnière, der den Priester nicht gern hereinlassen wollte, tat nur so, als ob er fortginge und versicherte ihm, daß er den Abbé nicht zu Haus getroffen habe. Voltaire sagte zu den Anwesenden: „Meine Herren, Sie sind wenigstens Zeuge dafür, daß ich gewünscht habe, was man die Pflicht eines Sterbenden nennt, zu erfüllen.“ Tronchin kam, verordnete die in diesem Fall sonderbare, durch die Gewohnheit der Zeit vorgeschriebene Kur, den Patienten zur Ader zu lassen. Nachdem man ihm ungefähr drei Maß Blut entzogen hatte, wurde der Blutsturz weniger stark; das Blutspucken aber hielt trotzdem in abnehmender Heftigkeit volle zweiundzwanzig Tage an. Man stellte eine junge Krankenwärterin an, die trotz der Schwäche Villettes den Neugierigen und Zudringlichen gegenüber, ohne Gnade alle vor die Tür setzte.

Am 2. März kam der Abbé wieder und wurde empfangen. Voltaire bat ihn, seine Beichte zu hören, „bevor er sterbe.“ Er sagte nach der Behauptung Wagnières ohne jede Feierlichkeit: „Vor einigen Tagen bat ich Sie zu kommen wegen der Angelegenheit, die Sie begreifen. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir die kleine Sache auf der Stelle ordnen.“ Der Abbé antwortete, daß er Voltaires Beichte gern hören wolle, daß aber vorher eine Widerrufung des Inhaltes seiner Schriften unumgänglich wäre. Voltaire erklärte, daß er alles Nötige tun würde, schickte die Anwesenden fort, und blieb mit dem Abbé allein.

Drei Tage vorher hatte er auf Bitten Wagnières, ihn in den Stand zu setzen, die Beschuldigungen zu widerlegen, mit denen Voltaires

Feinde die Erinnerung an ihn verunglimpfen würden, diesen gebeten, ihm ein Stück Papier zu geben und hatte die folgenden Zeilen geschrieben:

„Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und in Verabscheuung des Aberglaubens.“

28. Februar 1778.

Voltaire.

Er bat den Abbé, diese „Widerrufung“ — die ja keine war, sondern nur das Glaubensbekenntnis eines Deisten — in die Pariser Zeitungen einrücken zu lassen. Der Abbé antwortete, daß das keine Eile habe, er müßte erst wissen, ob seine Vorgesetzten mit dieser „Widerrufung“ zufrieden wären.

Er brachte sie zum Erzbischof von Paris, der sie für ungenügend erklärte. Darauf ging er damit zu seinem nächsten Vorgesetzten, dem Gemeindepriester von Saint-Sulpice, dem er zugleich von Voltaire 600 Livres für die Armen der Gemeinde überreichte, und erhielt von ihm dieselbe ablehnende Antwort.

Deshalb kam der Abbé aufs neue, um ein die geistlichen Forderungen besser befriedigendes Bekenntnis zu erlangen. Voltaire schrieb nun nach einer Überlieferung „um Frieden zu erhalten“ die folgende Erklärung:

„Ich, Unterzeichneter, teile mit, daß ich in den letzten vier Monaten an Blutsturz gelitten habe und daß ich bei meinem Alter von 84 Jahren außerstande bin, mich zur Kirche zu schleppen. Da der Herr Gemeindepriester von Saint-Sulpice zu seinen übrigen guten Handlungen die Güte hinzugefügt hat, mir den Priester Herrn Abbé Gaultier zu senden, habe ich vor diesem gebeichtet und sterbe in der katholischen Religion, in der ich geboren bin, und hoffe von der göttlichen Barmherzigkeit, daß sie mich für wert halten wird, mir alle meine Fehler zu vergeben (Der Abbé bewegte ihn, noch hinzuzufügen:) und falls ich jemals die Kirche gekränkt habe, bitte ich Gott und sie um Verzeihung.“

2. März 1778 im Hause des Herrn Marquis de Villette.

Voltaire.

Der Abbé sollte nun Voltaire das Sakrament geben, dieser wehrte aber mit der Antwort ab: „Herr Abbé, bedenken Sie, daß ich immer wieder Blut spucke, Sie müssen sich sehr in Acht nehmen, das Blut des lieben Gottes nicht mit meinem zu vermischen.“

Der Gemeindepriester von Saint-Sulpice empfing den Abbé Gaultier sehr ungnädig, als dieser mit der unterschriebenen Erklärung zurückkam, die ja doch für die Rechtgläubigkeit ebensowenig Bürgschaft bot wie die erste. Als aber der Abbé nun wieder nach der Rue de Beaune geschickt wurde, bekam er die Antwort, daß Herr de Voltaire nicht imstande sei, ihn zu empfangen.

Am selben Tage, an dem Voltaire gebeichtet hatte, kam La Harpe im Namen der französischen Akademie zu ihm, um nach seinem Gesundheitszustand zu fragen, und teilte ihm den Entschluß der Akademie

mit, solange seine Krankheit währte, zu jeder Sitzung einen Boten zu senden und nach seinem Befinden zu fragen. „Ich habe,“ antwortet Voltaire, „geglaubt, mich für die Höflichkeit der Akademie nicht besser erkenntlich zeigen zu können, als daß ich meine Pflichten als Christ erfüllt habe, um in geweihter Erde begraben werden zu können und eine Messe der Franziskaner Mönche zu erhalten.“ Es war nämlich Sitte bei der Akademie, daß sie im Franziskanerkloster eine Messe für jedes Mitglied lesen ließ, das sie verlor.

Als Voltaires Pariser Arzt Lorry satyrisch über seine Beichte lächelte, antwortete der Kranke: „Ich will nicht auf den Schindanger geworfen werden. Diese Pfaffen belästigen und plagen mich, aber sie halten mich in ihrer Hand! Ich bin gezwungen, mich aus der Schwierigkeit herauszuwinden. Sobald ich kann, reise ich fort. Der Glaubenseifer dieser Priester kann mich nicht nach Ferney verfolgen. Wäre ich dort geblieben, wäre das nicht geschehen.“

Natürlich wurde über Voltaires Beichte berichtet, als hätte er nun die ganze Arbeit seines Lebens verleugnet. Der eifrige Horace Walpole ging in einem Briefe an Madame du Deffand davon aus. Sie war aber doch so vernünftig, ihm darauf zu antworten: „Sie beurteilen die Beweggründe zu seinem Verhalten falsch; es würde ihm nahe gehen, wenn man glaubte, er hätte seine Denkweise verändert; alles, was er getan hat, tat er aus Rücksicht auf das Herkommen (*pour le décorum*) und damit man ihn in Frieden lassen soll.“

Walpole hatte es als Engländer nicht leicht, sich in französische Zustände und die Zeremonien, die sie zur Folge hatten, zu versetzen. Wenn z. B. ein französischer Protestant seine Ehefrau nicht als Concubine und seine Kinder nicht als unehelich betrachtet sehen wollte, war er gezwungen, sich dem katholischen Ceremoniell zu unterwerfen. Es gab in Frankreich nur eine Religionsform, die durch die übermächtige Priesterschaft vertreten wurde; diese bemächtigte sich des Individuums bei seiner Geburt und ließ es nicht los, bevor es seinen letzten Atemzug getan hatte.

VI

Zur allgemeinen Überraschung erholte sich der Patient. Seine starke Constitution überwand in seinem hohen Alter sogar einen derart ernsten Krankheitsanfall. Bereits am 2. März schreibt Madame du Deffand an Walpole: „Ich hörte gestern von d'Argental, der zweimal am Tage nach Voltaire sieht, daß Tronchin ihn für geheilt hält. Er hat kein Fieber, er ist nicht schwach; er speit wohl noch etwas Blut; aber das sind die Reste des Blutsturzes; man ist überzeugt, daß er wieder gesund wird. Ich gehe heute vielleicht zu ihm.“

Sobald sich Voltaire wieder hergestellt fühlte, konnte er es nicht unterlassen, die Blicke wieder nach Versailles zu wenden. Er war ja doch *gentilhomme ordinaire du Roi* und im Grunde konnte nur der

Zwangszustand, in dem er sich befunden hatte, entschuldigen, daß er noch nicht um Audienz beim Königspaar nachgesucht hatte.

Er wußte nichts davon, welch' einen unzerbrechbaren Ring der Clerus um Ludwig den Sechzehnten geschlossen hatte und daß die Priester es als einen Triumph der Gottlosigkeit darstellten, wenn der König den Verfasser des *Dictionnaire philosophique* empfing.

Da es jedoch schien, als gäbe es keine Grenzen für die Begeisterung, mit der Paris Voltaire huldigte, oder für die privaten Ehrungen, die er jeden Tag erhielt, erlaubten sich einige Hofleute, es der Königin als unklug zu bezeichnen, eine starke Spaltung zwischen dem Empfinden der Bevölkerung und des Hofes zu offenbaren.

Man hatte vorgeschlagen, Voltaire einen Sessel im Théâtre Français zu geben, um ihm dieselbe Ehre zu erweisen, die Corneille und Racine genossen hatten. Marie Antoinette zog es vor, ihm eine Loge zu überlassen, die wie die ihre tapeziert war, und die neben der ihren lag, so daß sie an jedem Abend mit ihm sprechen konnte. Als aber der König hörte, daß die Königin Voltaire erwähnte, sagte er: Herr de Voltaire ist also in Paris; das geschieht ohne meine Erlaubnis! — Aber Sire, antwortete sie, er ist niemals ausgewiesen worden. — Das ist möglich; ich weiß aber, was ich sage! —

Man legte Marie Antoinette dar, falls Voltaire nicht in Sonderaudienz empfangen werden durfte, könnte die Königin ihn in dem großen Empfangsraum des Schlosses sehen. Sie dachte daran, den Rat zu befolgen und beschäftigte sich auch stark damit, worüber sie wohl mit ihm sprechen könnte. Man riet ihr da, ausschließlich über seine Dichtungen mit ihm zu reden. Sie wollte sich jedoch erst des Königs Zustimmung sichern und am nächsten Tage antwortete sie dann, daß nach einer nun endgültig getroffenen Bestimmung Voltaire mit keinem Mitglied der Königsfamilie ins Gespräch kommen sollte. Der König wollte seine Nachsicht dadurch zeigen, daß er von seiner Anwesenheit in Paris keinerlei Notiz nahm.

Ogleich Tronchin einen unvermeidlichen Rückfall voraussagte, falls Voltaire nun seine gewohnte Lebensweise wieder aufnahm, machte er sich sofort wieder an die Umarbeitung seiner Tragödie, diktirte zahlreiche Briefe und empfing Besuche all' der Hunderte, die neugierig waren, ihn zu sehen, darunter aller, die eine Feder halten konnten.

Viele hatten daheim die höflichen Worte vorbereitet, die sie an ihn richten wollten. Ein Übersetzer Ovids mit Namen Fariau de Saint-Ange sagte zu Voltaire: „Heute bin ich nur gekommen, um Homer zu begrüßen; ein andermal will ich Sophokles und Euripides begrüßen, dann Tacitus, dann Lucian.“ — „Mein lieber Herr,“ antwortete derspottlustige Dichter, „ich bin, wie Sie sehen, ein ziemlich alter Mann, könnten Sie all' diese Besuche nicht sofort mit einem Male machen?“ —

Unter denen, die erschienen, war auch das Mannweib, der Chevalier d'Eon, dieser geheimnisvolle Abenteurer, der in der Regel als Mann

galt, sich aber in Frauentracht am Hofe der Königin Elisabeth gezeigt hatte und deren Vorleserin gewesen war. Als sie gemeldet wurde, stürzten die Dienerschaft und die Anwesenden derart zusammen, um sie zu sehen, daß sie sich belästigt fühlte, das Gesicht im Muff versteckte und sich darauf beschränkte, einige höfliche Worte mit dem Mann zu wechseln, den sie hatte kennen lernen wollen.

VII

Als man am 10. März Probe zur *Irène* im Saal des Marquis de Villette abhielt, war Voltaire zu schwach, um ihr beizuwohnen. Er hatte einen Teil der Nacht hindurch gehustet und Tronchin hatte Ruhe verordnet, nun war der Arzt unerbittlich, da es um die Erlaubnis für den Dichter ging, der ersten Vorstellung seiner Tragödie beizuwohnen, obgleich sich weder die Schauspieler noch die Pariser diese Vorstellung ohne ihn denken konnten. Gegen die Erwartung zeigte er sich selbst wenig begierig, zu erscheinen; die Schauspieler hatten ihn enttäuscht; er fand sie mittelmäßig und unintelligent, sie wollten sich nicht einmal durch seine Winke belehren lassen.

Es fehlte Madame Vestris, die die Hauptrolle spielen sollte, trotz ihres schönen Talentes „le diable au corps“, der Teufel in den Gliedern, der für Voltaire die Bedingung für die Schauspielkunst war.

Er fühlte sich mehrere Tage wie vernichtet; und er sah um mehrere Jahre gealtert aus. Er wollte nicht mehr von seinem Stück sprechen hören, schien abgestumpft. Da nichts Eindruck auf ihn machte, zeigte man ihm eine Anzahl Spottverse, die gegen *Irène* geschrieben waren; aber er, der sonst so leicht hochfuhr, gab sie Villette zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Währenddessen wimmelte es in den Blättern von Versen und Dichtungen aller Art ihm zu Ehren. Le Brun schrieb das *Gedicht an Herrn de Voltaire bei seiner Ankunft in Paris*, Blain de Sainmore *Nach der ersten Begegnung mit Herrn de Voltaire*, La Harpe *Verse, die in Herrn de Voltaires Kammer geschrieben wurden*. Es gab außerdem Gedichte von Madame du Bussy, von Imbert, von d'Oigny, von Pierre Augustin Guys, dem Verfasser der *literarischen Reise durch Griechenland*, für die Voltaire vor zwei Jahren mit seiner 124. Epistel in Versen gedankt hatte, in der er über sich selbst sagte:

Il ne connaissait que le nom
De cette Grèce si polie.
La bigote Inquisition
S'opposait à sa passion
De fair un tour en Italie . . .
Enfin il se croit au rivage
Consacré par les demi-dieux.
Il les reconnaît beaucoup mieux
Que s'il avait fait le voyage,
Car il les a vus par vos yeux.

Natürlich verhielten sich die vielen Feinde Voltaires bei diesem Blumenregen nicht untätig. Sie sandten ihm Epigramme und Satiren aller Art ins Haus. Er sagte: „In Ferney bekam ich solche Schweinereien in jeder Woche zugeschickt und mußte Porto dafür bezahlen; hier kostet mich das nichts; ich mache ein gutes Geschäft.“

Es trat im Befinden Voltaires eine gewisse Besserung ein, doch spuckte er dauernd Blut und war niedergeschlagen.

Niemals war eine Vorstellung im Théâtre Français mit so großer Spannung erwartet worden wie die Erstaufführung von *Irène*. Der Andrang war so ungeheuerlich, daß der Saal in einem Augenblick besetzt war. Die Königin mit ihrem Hof und der Graf und die Gräfin von Bourbon, der Graf von Artois, ganz Versailles, mit Ausnahme des Königs waren dort. Marie Antoinette saß mit einem Bleistift in der Hand und schrieb sich die Verse auf, die ihr am besten gefielen; wahrscheinlich die Verse, die einen feierlichen und religiös-erbaulichen Charakter hatten, um sie ihrem Gemahl zu geben und ihm eine bessere Vorstellung von dem Dichter des Stückes zu geben. An dem Abend ernteten gerade die Verse, die Angriffe auf die Geistlichkeit enthielten, den lebhaftesten Beifall.

Als der Erfolg gegen Ende des Stückes unzweifelhaft und deutlich wahrnehmbar war, unterrichtete man Voltaire eiligst davon. Er antwortete: „Das ist mir ein Trost, macht mich aber nicht gesund.“

Am nächsten Tage ging es ihm wieder weniger gut.

Bei der zweiten Aufführung von *Irène* fragten die Zuschauer zur Bühne hinauf, wie es dem Dichter der Tragödie ginge. Monvel antwortete: „Herrn de Voltaires Gesundheitszustand ist nicht so, wie wir gern möchten, daß er es zur Freude des Publikums und in unserem eigenen Interesse wäre.“ Am nächsten Tage jedoch teilte das *Journal de Paris* mit, daß die Kränklichkeit des Dichters keinerlei Folgen haben könne, und tatsächlich war er bald wieder hergestellt.

Mit demselben Leichtsinn wie das erste Mal öffnete er wieder sein Haus für jeden, der ihn sehen wollte. Die Akademie sandte sofort eine Deputation, die ihn zum Erfolg von *Irène* beglückwünschte, und er widmete sein Stück zum Dank der Akademie.

VIII

Voltaire schien wieder gesund, ja jung geworden zu sein. Er war eifrig, ungeduldig, tätig, ging zu Fuß fort und fuhr in seinem Wagen aus und machte bei seinen Freunden Besuche. Als seine Pferde im Schritt über den Platz Ludwigs des Fünfzehnten (jetzt Place de la Concorde) gingen, den er früher noch nicht gesehen hatte, wurde er erkannt, und eine Schar von Neugierigen und Verehrern umringten seinen Wagen und begleitete ihn bis an sein Heim.

Bei der Rückkehr wurde er von einer Deputation der Freimaurerloge Neun Schwestern begrüßt, die aus vierzig Freimaurern mit ihrem Ehr-

würdigen an der Spitze bestand. Sie teilten ihm mit, daß man am 10. März sein Wohl in der Loge ausgebracht und ihm zu Ehren Lieder gesungen hätte: Wenn er auch kein Freimaurer sei, gehörte er doch dem Orden an durch seine brennende Liebe zur Menschheit und wegen seines Hasses gegen Unverträglichkeit und Fanatismus. Die Loge bestand zum großen Teil aus Schriftstellern und Künstlern, und Voltaire hatte jedem ein verbindliches Wort zu sagen. Mit seinem scharfen Gedächtnis erinnerte er sich bei jedem, wodurch er sich bekannt gemacht hatte.

Voltaire war zum Mittelpunkt von Paris geworden. Wagnière hörte auf dem Platz Louis Quinze einen armen Charlatan, der Kartenkunststücke machte, den Umherstehenden sagen: „Diese Kartenkunststücke, meine Damen und Herren, habe ich in Ferney von dem großen Mann gelernt, der jetzt Paris auf den Kopf stellt, Herrn de Voltaire, notre maître à tous.“

Am 30. März war der Patient endlich so weit, daß er ins Theater fahren und sein Schauspiel sehen konnte. Aber zuerst wollte er einen Besuch in der französischen Akademie ablegen.

Sein Wagen hatte die größte Mühe, sich einen Weg durch die Bevölkerung zu bahnen, die sich schnell angesammelt hatte und die Luft mit ihren Huldigungsrufen erfüllte. Das Gedränge war so gewaltig, daß ein junger Mann, der Graf von Montlosier dadurch in die Höhe gehoben und gegen Voltaires Schulter geworfen wurde, so daß er, ganz mit Puder aus seiner Perücke bestaubt, wieder herunterglitt.

Im Louvre hatten sich mehr als 2000 Menschen eingefunden. Sie klatschten in die Hände und riefen: „Es lebe Herr de Voltaire!“ Die Akademie brach zum einzigen Male mit ihrer überkommenen Sitte und ging ihm gesammelt in den ersten Saal entgegen, etwas, was sie vorher niemals getan hatte, nicht einmal beim Besuch regierender Fürsten. Nur die geistlichen Mitglieder waren mit zwei Ausnahmen zu Haus geblieben. Die anderen wollten auf diese Weise ihren „Respekt und ihre tiefe Bewunderung“ zeigen.

Voltaire wurde genötigt, den Sessel des Direktors einzunehmen, und einstimmig zum Ehrendirektor für das nächste Trimester ernannt.

In dieser Sitzung trug D'Alembert seine *Lobrede über Despréaux* vor, die großen Erfolg hatte. Er flocht eine Andeutung auf den großen Kollegen ein, den die Akademie nach einem Verlauf von 28 Jahren in ihrer Mitte sah. Nach einem Vergleich des Stiles Boileaus mit dem Racines, charakterisierte er die drei Meister Despréaux, Racine und Voltaire: „Ich nenne den Letzten, trotzdem er noch lebt; denn warum sollte man auf die Freude verzichten, einen großen Mann auf den Platz zu stellen, den die Nachwelt ihm bestimmen wird?“

Nach der Sitzung machte Voltaire bei dem gegenüberwohnenden secrétaire perpétuel der Akademie Besuch, doch es wurde ein kurzer Besuch, denn die Zeit bis zum Beginn des Theaters war knapp, und wieder war es nicht leicht für den Wagen, den Strom Neugieriger zu spalten,

der in der Zwischenzeit in beinahe erschreckender Weise angewachsen und angeschwollen war. Leute aller Stände und Lebensstellungen, aller Altersklassen, gewöhnliche Männer und große Herren, Savoyarden, Gemüsehändler, kleine Kinder — in einem ungeheuren Chor heulten, schrien, riefen, brüllten sie alle: „Es lebe Voltaire!“ während sie wie Verrückte in die Hände klatschten und um den Wagen bis hin zum Theater wogten.

Kaum stand der Wagen, als man schon auf den Rädern sich erhob und am Wagen hinaufkletterte, um den großen Mann in der Nähe zu sehen.

Wagnière erzählt, daß ein Herr auf das Trittbrett des Wagens sprang und Voltaire um die Erlaubnis bat, seine Hand zu küssen. Als er statt dessen die Hand Madame de Villettes küßte, rief er naiv aus: „Wahrlich, eine frische und volle Hand für einen Mann von vierundachtzig Jahren.“ — Die Frauen waren am allereifrigsten; bei jedem Schritt, den Voltaire tun wollte, stürzten sie auf ihn zu und hielten ihn an, um ihn besser in Augenschein nehmen zu können. Als Erinnerungszeichen rissen sie kleine Stücke von dem Zobelpelz ab, den Katharina ihm geschenkt hatte.

IX

Als er sich im Saal zeigte, ertönten sofort laute Zurufe und das ganze Parterre trampelte mit den Füßen Beifall. Sein Platz war in der Loge, die für die Kammerherren des Königs reserviert war. Dort hatten bereits Madame Denis und Madame de Villette Platz genommen. Er wollte sich hinter sie setzen; aber die Zurufe des Theaters zwangen ihn, zwischen ihnen Platz zu nehmen.

„Der Kranz!“ riefen alle und im selben Augenblick trat der Schauspieler Brizard in die Loge und drückte einen Lorbeerkranz auf Voltaires Haupt. Mit einer bescheidenen Handbewegung nahm er ihn wieder ab und legte ihn der jungen Marquise, seiner schönen und gütigen Adoptivtochter, um die Stirn. Doch das Publikum forderte laut, daß er selbst ihn tragen sollte und es kam zu einem kurzen Streit, bis der Prinz von Beauveau ihm dadurch ein Ende machte, daß er den Kranz wieder um das Haupt legte, für das er bestimmt war.

Grimm schreibt als Augenzeuge:

Alle Damen hatten sich erhoben. Alle Schauspieler standen am Rande der Bühne, ehe der Vorhang hochging und schauten auf Voltaire. Man erdrückte sich am Eingang zum Parterre, in das mehrere Damen hinuntergegangen waren, da sie sonst keinen Platz finden konnten, von wo aus sie einen Augenblick den Gegenstand der allgemeinen Anbetung sehen konnten. Der ganze Saal war durch den Staub verdunkelt, der von der Menge aufstieg, die hin und her wogte. Diese Begeisterung, dies allgemeine Delirium dauerte länger als zwanzig Minuten, und nur mit Mühe konnten die Schauspieler endlich mit der Aufführung beginnen.

Irène wurde zum sechsten Male gespielt. Aber mit Ausnahme Voltaires war nicht ein Mensch gekommen, um die Tragödie zu sehen. Keiner hörte zu und als der Vorhang nach dem letzten Akt niederging, begann wieder die Wut mit Klatschen und Trampeln, und Voltaire wurde gezwungen, einige Worte an die brausende und bebende Menge zu richten. Der Sturm schien kein Ende nehmen zu wollen, als nach geraumer Zeit der Vorhang wieder aufging.

Die Schauspieler, die von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen worden waren und die außerdem von Dankbarkeit für den Mann erfüllt waren, der ein halbes Jahrhundert lang die größte Stütze ihres Theaters gewesen war, hatten in aller Eile überlegt, was sie wohl unternehmen könnten, um sich mit der Leidenschaft, die im Saal brandete, auf einer Höhe zu zeigen. Ein Fräulein La Chassaigne bekam den Einfall, daß man Voltaires Büste bekränzen sollte.

Diese war erst vor ziemlich kurzer Zeit im Foyer des Theaters aufgestellt worden; man holte sie und ihr Piedestal, und bald thronte sie mitten auf der Bühne. Was nun folgte, war improvisiert, aber es hätte nicht stärker wirken können, wenn es Wochen vorher geplant worden wäre. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen standen im Halbkreis um die Büste mit Palmenzweigen und Blumenguirlanden in den Händen. Im Mittelpunkt befand sich eine zahlreiche Schar, die aus den Kulissen auf die Bühne geeilt war. Im Hintergrunde hatten sich die Gardisten aufgestellt, die als Kaiserwache in *Irène* figuriert hatten, und das anscheinende Durcheinander der vielen verschiedenartigen Kostüme und Trachten in buntem Gemisch verschmolz wunderbar in Harmonie.

Beim Anblick dieser Büste, dieser Guirlanden und Palmen brach ein Sturm von Bravorufen, ein Orkan von Beifallsrufen aus. Kein einziger fühlte sich zu einem satirischen Lächeln oder Wort aufgelegt. Wäre ein solches Wort geäußert worden, hätte sich der Urheber der Gefahr ausgesetzt, zerrissen zu werden. Neid und Haß, Ärgernis und Verbitterung, alles was Voltaire mehrere Menschenalter das Leben schwer gemacht hatte, war erdrosselt und wie aus dem Sein ausgewischt.

In der Mönchstracht, in der *Léonce* gespielt wurde, trat Brizard vor und legte den ersten Kranz um das Haupt der Büste, und die Schauspieler imitierten eine Fanfare von Trommeln und Trompeten. Dann wurden Kränze den Gardisten auf die Bajonette gesteckt, und die Wache hielt sie so, daß sie eine Art Triumphbogen bildeten.

Die Stimmen aller Schauspieler und aller Zuschauer, die mit der Taktfestigkeit der Leidenschaft jetzt nur eine einzige Stimme bildeten, riefen den Namen, der für sie Hunderte von Meisterwerken bedeutete. Voltaire hatte sich im Hintergrunde seiner Loge versteckt und der Marquis de Villette holte ihn nach vorn. Er verbeugte sich so tief, daß seine Stirn den Rand der Loge berührte und richtete sich danach wieder auf, die Augen voller Tränen. Auf der Bühne trat Madame

Vestris vor und rezitierte die folgenden Verse, die der Marquis von Saint-Marc improvisiert hatte.

Aux yeux de Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage
Que confirmera d'âge en âge
La sévère postérité.
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage
Pour jouir de l'honneur de l'immortalité.
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter,
Quand c'est la France qui la donne.

Diese Verse, die gut vorgetragen wurden, gefielen derart, daß man „bis“ rief, so daß sie wiederholt werden mußten. Die Schauspielerin Fräulein Fanier, die Saint-Marc das Gedicht entrissen hatte, küßte die Büste voller Innigkeit, als die Reihe an sie kam, ihr zu huldigen, und die anderen Schauspielerinnen folgten dem Beispiel.

Diese Szene ist bekanntlich mit großer Treue auf einem Kupferstich von Moreau dargestellt.

Nach *Irène* wurde nun Voltaires Komödie *Nanine* unter derselben Begeisterung für den Dichter und derselben Unaufmerksamkeit für das Stück gespielt, das ebenso wie die Tragödie warm applaudiert wurde. Als der Vorhang nach dem Lustspiel fiel, erhob sich Voltaire. In dem Gange und auf der Treppe hatten sich alle Damen aufgestellt, so daß er zwischen zwei Reihen heißbelebter Gesichter, die durch Tränen hindurch lächelten, zu seinem Wagen hinuntergelangte, fast von Frauenhänden getragen.

Man wollte ihn nicht fahren lassen, man stürzte sich auf die Pferde, ja so unglaublich es klingt: man küßte auch sie. Man rief nach Fackeln, damit alle ihn sehen konnten. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, standen die Begeisterten auf den Tritten, um ihm noch einmal die Hände zu küssen. Wieder war die Volksmenge, die „vive Voltaire“ rief, so ungeheuer wie bei der Ankunft, so daß der Kutscher die Pferde den ganzen Weg im Schritt gehen lassen mußte.

X

Wenn bei den alten Römern ein Feldherr nach großen errungenen Siegen — doch auf sein Gesuch — Erlaubnis erhielt, die Ehre des Triumphes zu genießen, erhielt er für einen Tag das Imperium über die Hauptstadt. Der Zug wurde dann von der Regierung und dem Senat eröffnet, dann folgten die Musik, dann die Beute, Kunstwerke und Prachtgegenstände in langer Reihe, Abbildungen der eroberten Städte und die goldenen Kränze, die die Provinzen dem Triumphator geschenkt hatten. Dieser trug einen Lorbeerzweig in der einen, ein Zepter in der anderen Hand und über seinen Kopf hielt ein Sklave Jupiters goldene

Krone, während ihm die Lictoren zuriefen: „Bedenke, daß Du ein Mensch bist!“

Hätte etwas Ähnliches zum Triumph Voltaires ausgeführt werden sollen, dann hätten die Abbildungen der eroberten Städte nahezu alle europäischen und einige Amerikas darstellen müssen. Jedoch hätte kein Lictor nötig gehabt, dem Triumphator zuzurufen: „Bedenke, daß Du ein Mensch bist!“ Der Triumph kam spät und war teuer erkauft.

Als Voltaire nach Hause kam, war er stark bewegt, aber er sagte zu seinem Sekretär: „Mein Freund, Sie kennen die Franzosen nicht, die sind ebenso eifrig gewesen, den Genfer Jean Jacques zu sehen; die Leute zahlten einem Lumpensammler einen Taler, damit sie auf seinen Schultern stehen durften, um Rousseau zu betrachten. Am nächsten Tage wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen und er mußte fliehen.“

Mit nicht geringerer Misanthropie über das, was er den leeren Dunst des Ruhmes nannte, sprach Voltaire zu Marmontel, als dieser sich bei ihm einfand, um ihm die Hand drücken zu dürfen.

Im Theater hatte die Königsfamilie ostentativ durch ihre Abwesenheit gegläntzt und Marie Antoinette, die mit dem Grafen von Artois (dem späteren Karl dem Zehnten) in der Oper gewesen war, hatte die Absicht, incognito auf einige Minuten ins Théâtre Français zu gehen. Voltaire hatte ja vor anderthalb Jahren, als der Graf von Provence (der spätere Ludwig der Achtzehnte) ihm um ein kleines Singspiel für ein Fest gebeten hatte, das er der Königin in Brunoi geben wollte, ihm und ihr die Aufmerksamkeit erwiesen, das hübsche Ballet-divertissement *L'Hôte et L'Hôtesse* zu schreiben. Als sich die Königin aber nun aus der Oper ins Theater begeben wollte, empfing sie vom König ein Billet, durch das es ihr verboten wurde.

Wenn in der Handlungsweise des Hofes eine Absicht und Folgerichtigkeit gewesen wäre, so hätte man die Ignorierung Voltaires auch wirklich durchgeführt. Aber es gab ja in diesem zum Tode verurteilten Régime keinen wirklichen Willen. Man führte z. B. am 2. April am Hofe in Versailles *Irène* auf und beging die Taktlosigkeit, den Dichter nicht einzuladen, sich sein eigenes Stück anzusehen. Dadurch erwachte in Voltaire der Drang, so schnell wie möglich nach Ferney zurückzukehren, was u. a. Tronchin leidenschaftlich von ihm verlangte: „Sie sind“, sagte er, „selbst ein viel zu guter Kopf, daß Sie nicht begreifen sollten, daß man einen Baum von vierundachtzig Jahren nicht umpflanzen kann, wenn man nicht will, daß er eingehen soll.“ Dupuits, der Gatte Marie Corneilles, unterstützte Tronchins Aufforderung zur schnellen Abreise mit aller Kraft. Der Schriftsteller Jean Baptiste Suard, einer von Voltaires treuesten Freunden und Verehrern, sprach im selben Sinne, sagte sogar während der Tafel bei Villette, falls er diese Lebensweise in Paris nur noch wenige Tage fortsetze, müßte man fürchten, daß sie ihn umbrächte.

Aber diese dringenden Bitten machten auf Voltaire nur Eindruck, wenn er einen Rückfall seiner Krankheit hatte. Von verschiedenen Seiten wurde ihnen mit aller Macht entgegengearbeitet. In erster Linie von Madame Denis, die sich in dem abgelegenen Tal der Jura-gebirge zu Tode langweilte und hier in dem Glück schwelgte, eine Person der Öffentlichkeit, ein Mittelpunkt in Paris zu sein. Dann von dem Marquis de Villette, über dessen Haus und Person Voltaires Anwesenheit einen vorher nie geahnten Glanz verbreitete. Endlich von Männern wie D'Alembert, Thibouville und den übrigen Philosophen, die in persönlicher Hinsicht durchaus uneigennützig, aber im Interesse ihrer Partei handelten, denn mit Voltaire hatten sie das Banner in ihrer Mitte, das sie ihr ganzes Leben lang entbehrt hatten.

Da Voltaire auf die Dauer nicht im Hause Villettes bleiben konnte, u. a. weil es dort so dunkel war, daß er zur Mittagszeit bei Licht arbeiten mußte, beschloß er — der mit seiner wieder erwachenden Schaffenslust den drohenden Tod vergessen hatte — sich ein Haus zu kaufen, in dem er sich nach eigenem Geschmack einrichten könnte. Und da gerade in der Nähe eines mit einem prächtigen Garten zum Verkauf war, wollte er zuerst dieses von dem Grafen d'Hérouville kaufen. Als die Angelegenheit sich zerschlug, ging und fuhr er durch die Stadt, um ein anderes Haus zu finden. Er kaufte dann auch auf Lebenszeit eines, das dem Herrn de Villarceaux gehörte, und er war so eifrig hinterher, diesen zu treffen, daß er ihn bei einer Familie aufsuchte, in der er zum Abend aß.

Nichts destoweniger erklärte Voltaire, daß er nun die nächsten zwei Monate in Ferney zubringen wollte, und der Plan war anscheinend so ernst, daß der Prinz von Condé ihm versprechen mußte, in Dijon auf ihn zu warten und Zimmer für ihn bereit zu halten.

XI

Inzwischen legte er zum Erstaunen aller eine derartige anscheinend unerschöpfliche Lebenskraft an den Tag, daß es selbst Tronchin imponierte. In einem Briefe von diesem steht: „Trotz unglaublicher Anstrengung befindet Voltaire sich wohl. Er will nach Ferney zurückkehren, um die verschiedenen Angelegenheiten seiner Kolonie zu ordnen, dann will er wieder nach Paris fahren, um sich hier niederzulassen; er hat sich ein Haus gekauft. Ich habe in meinem Leben viel verrückte Menschen gesehen, aber keinen Verrückteren als ihn. Er rechnet anscheinend darauf, hundert Jahr alt zu werden.“

Am 6. April ging Voltaire zu Fuß nach der Akademie. Eine arme Frau, die am Eingang der Tuileries Bücher verkaufte, lief zu ihm und sagte: „Mein guter Herr de Voltaire, schreiben Sie ein paar Bücher, die ich verkaufen kann, und mein Glück ist gemacht.“ Die Menge, die sich um sie sammelte, rief: „Das ist Herr de Voltaire, der Verteidiger

der Unglücklichen, der die Familien Calas und Sirven befreit hat“ (Wagnière).

Auch Madame de Deffand schrieb an Walpole: „Auf den Straßen folgt ihm die Bevölkerung, die ihn l'homme aux Calas nennt. Nur der Hof weigert sich, Begeisterung zu zeigen. Er ist 84 Jahre, und ich glaube beinahe, er kann nicht sterben. Er besitzt alle seine Sinne (die Arme war ja blind) und keiner ist geschwächt. Er ist ein höchst sonderbares Wesen und wirklich von überlegener Art.“

Voltaire hatte versprechen müssen, in der Loge Neun Schwestern einen Besuch zu machen. Da die Freimaurer ihn in seiner Eigenschaft als Fürsprecher der Unterdrückten auch ohne jede Weihe als einen der ihren betrachteten, hatten sie beschlossen, wenn er seinen Besuch ablegte, eine große Empfangs- und Huldigungszeremonie vorzunehmen.

Er wurde feierlich in die Loge geführt, als er am 7. April erschien, um die Brüder zu begrüßen, und von ihnen festlich aufgenommen. Man gab ihm einen Sitz an der Seite des Vorsitzenden und man legte ihm einen Lorbeerkranz um das Haupt. In der Rede, die ihm gehalten wurde, stehen ein paar schöne Zeilen:

„Welcher Bürger hat dem Vaterland besser gedient als Sie! Sie haben es über seine Pflichten und wahren Interessen aufgeklärt, als Sie den Fanatismus verabscheut und den Aberglauben lächerlich machten, den Geschmack zu seinen wahren Regeln zurückführten, die Geschichte zu ihrem wahren Ziel, die Gesetze zu ihrer ursprünglichen Echtheit. Wir versprechen, unsern Brüdern zu Hilfe zu kommen, und Sie sind der Schöpfer einer ganzen Kolonie gewesen, die Sie verehrt und die buchstäblich von ihren Wohltaten widerhallt. Sie haben dem Ewigen eine Kirche errichtet; aber, was von noch größerem Wert ist, Sie haben neben dieser Kirche Zufluchtsstätten für Männer errichtet, die verbannt, aber nützlich waren und die ein blinder Glaubenseifer gezwungen hätte, weiter zu wandern. So sind Sie, vielgeliebter Bruder, Freimaurer gewesen, ehe Sie die Würde eines Freimaurers empfangen, und Sie haben die Verpflichtungen eines Freimaurers erfüllt, ehe Sie uns versprochen, sie zu halten.“

Bei dem Festmahl, das man darauf Voltaire in der Freimaurerloge gab, war er vorsichtig genug, nur ein bißchen Bohnenpurée zu essen. Aber er hielt sich für so vollständig gesund, daß er sich von dort zur Marquise de Montesson begab, der heimlichen Frau des Herzogs von Orleans, und den Abend dort verbrachte.

Am 11. April machte er seinen Gegenbesuch bei Madame du Deffand, die zwar etwas gekränkt darüber war, daß dieser Besuch so lange auf sich hatte warten lassen, aber (wie sie ihrem lieben Walpole erzählte), ihren alten Freund aufs beste empfang und ihm keinerlei Vorwürfe machte. Er blieb eine ganze Stunde und war „unendlich liebenswürdig“. Sie schrieb: „Wenn er mich oft besuchen kommt, wird mir das sehr lieb sein; wenn er mich im Stich läßt, werde ich wissen, ihn zu entbehren. Ich erlaube mir weder Erwartungen noch Pläne.“

Sie bekam ihn nicht öfter zu sehen als dieses eine Mal. Der Besuch machte ihr aber noch zu schaffen. Ihre Wohnung lag im St. Josephs-

Kloster. Die Nonnen erfuhren, daß die reine Luft des Klosters dadurch entweiht worden war, daß der verabscheuungswürdigste Schriftsteller Frankreichs dessen Gebiet durch seine Anwesenheit besudelt hatte. Und als man sechs Wochen später im Kloster hörte, daß man dem gottlosen Gast ein Grab in geweihter Erde verweigert hatte, versammelten sich die Nonnen mit ihren Schülerinnen vor den Fenstern Madame du Deffands und brachten ihr durch Rufen und Schreien eine Katzenmusik dar, durch welche die Erbitterung darüber, daß eine Bewohnerin dieser heiligen Mauern ihre Tür einem Verdorbenen und Verstoßenen geöffnet hatte, den kräftigsten Ausdruck fand.

Durch einen Zufall lernte Voltaire in diesen letzten Tagen ein einzelnes Mitglied der Königsfamilie flüchtig kennen. In der Begleitung von Wagnière ging er quer durch den kleinen Garten im Palais Royal, um bei der Gräfin de Blot vorzusprechen, der er anlässlich seines Hauskaufes ein Wort sagen mußte, als er zwei kleine Knaben mit ihrer Gouvernante sah. Er fragte, wer sie wären, weil ihm die überraschende Ähnlichkeit des einen kleinen Knaben mit dem Regenten auffiel. Es war der spätere König Louis-Philippe.

Die Gouvernante, die Voltaire kannte, drängte ihn dazu, hineinzugehen und sich die beiden kleinen Prinzessinnen anzusehen, die gerade schliefen. Inzwischen war die Herzogin davon unterrichtet worden, daß Herr de Voltaire bei ihren kleinen Kindern war. Sie kam eilends, wie sie war, in Unterrock und Frisiermantel, mit aufgelösten Haaren, in Begeisterung darüber, wie sie sagte, zum erstenmal einen so berühmten Mann zu sehen, dessen Bekanntschaft sie lange zu machen gewünscht hatte.

Es ist ein sonderbarer Gedanke, daß Voltaire, der unter Ludwig dem Vierzehnten ein Jüngling war, solange lebte, daß er Louis-Philippe sah, wenn auch nur als Kind.

Am selben Tage, an dem er die Herzogin kennen lernte, machte er aus Anlaß des Hauskaufes noch zwei Besuche und einen dritten bei der berühmten jungen Sängerin Sophie Arnould, die ihm behilflich gewesen war, die Rolle der Zoe in *Irène* von Madame Molé auf Mademoiselle Sainval zu übertragen.

XII

Er suchte auch einige gleichaltrige Freundinnen aus der Jugendzeit auf. Madame du Deffand war die einzige von diesen, die ihre geistige Regsamkeit bewahrt hatte. Die Gräfin von Ségur, zu der er kam, war todkrank. Sie war sehr niedergeschlagen, vergaß aber Krankheit und Alter, als beide zahllose Erinnerungen aus ihrer gemeinschaftlichen Jugend auffrischten. Er erzählte mit einer solchen Lebendigkeit und einem so ausgeprägten Wirklichkeitssinn, daß sie das Erzählte wiedererlebte.

Als er einige Tage darauf wiederkam und als die Gräfin sich kräftiger fühlte, begann sie jedoch, das Gespräch auf das persönliche Gebiet

hinüberzuführen und forderte Voltaire auf, jetzt als Greis Frieden mit der Kirche zu schließen, zu bereuen, was er gegen sie verbrochen hatte, Buße und Bekehrung zu geloben. Sie regte ihn dadurch so auf, daß sein Auge flammte und er die gesellschaftliche Rücksicht vergaß. Seine Kaltblütigkeit verlor sogar die Mäßigkeit des sprachlichen Ausdrucks, die stets seine Stärke gewesen war. Da aber mehr als hundertfünfzig Menschen, die zugegen waren, verwundert und lauschend ihn mit offenem Munde umstanden, nahm er sich zusammen, sprach nur mit herzlicher Zärtlichkeit zu seiner alten Freundin über ihren Gesundheitszustand, teilte ihr mit, daß er sich vor einigen Jahren selbst ganz ebenso schlecht wie sie befunden habe und sich durch eine einfache Kur wieder erholt hatte, die darin bestand, daß man sich nur von Eigelb, das man mit Kartoffelmehl und Wasser zusammenrührte, ernährte.

Der Graf von Ségur erzählt bei diesem Anlaß die unbedeutende Anekdote, daß einer der Anwesenden, als Voltaire, der für so witzig galt, die Worte „Eigelb und Kartoffelmehl“ sagte, ihn am Arme packte und bewundernd ausbrach: „Welch ein Mensch, Welch ein Mensch! Nicht ein Wort ohne einen Witz.“

Diese Anekdote über Verständnislosigkeit und affenartige Bewunderung ist in alter Zeit in viele Lehrbücher für Kinder übergegangen, auch in Dänemark, und der Verfasser dieses Buches weiß, daß diese Anekdote der Anlaß war, daß er als Kind in der Schule zum erstenmal den Namen Voltaire hörte.

Die nächste alte Dame, die Voltaire besuchte, war, wie oben erwähnt, die Marquise Latour-du-Pin-Gouvernet, ehemals Suzanne de Livry, seine Jugendgeliebte, die ihm vor zwei Menschenaltern mit dem Freunde Genonville untreu geworden war. Er überschritt ihre Schwelle mit nicht geringer Gemütsbewegung. Die Spannung wich einem Gefühl schmerzlicher Enttäuschung, die gegenseitig war.

Beide suchten unwillkürlich in dem Wesen das vor ihnen stand, die Gestalt, die sie einmal bezaubert hatte und die sie in der Erinnerung immer als etwas Verlockendes gesehen hatten. Von der jungen Suzanne war noch weniger übrig als von dem jungen François, dessen Bild von Largillière aus seinem vierundzwanzigsten Jahre hier von der Wand auf ihn herabsah. Nichts konnte trauriger und mißglückter sein, als diese Begegnung. Sie fühlten sich beide wie versteinert; jedem von ihnen war eine teure Erinnerung zerschlagen worden, ein schöner Traum gegen eine wehmütige Wirklichkeit vertauscht worden.

Am Tage darauf sandte die Marquise Voltaire sein Jugendporträt zurück.

XIII

Während Voltaire in Paris dauernd der Gegenstand leidenschaftlicher Huldigung war, verhielt sich Versailles ständig gleich feindlich. Ja, ein früherer Jesuit, der Abbé de Beauregard, hielt am 12. April in der Schloßkapelle eine Predigt, in der er direkt auf Voltaire bezug

nahm, ja den Kanzler angriff, daß er nicht gegen ihn eingeschritten war und die Äußerungen der Bewunderung für ihn verboten hatte.

Der Priester machte einen heftigen Ausfall gegen die neueren Philosophen und brandmarkte ihre abscheulichen Worte: Gott, der König, die guten Sitten wurden in Büchern angegriffen, die jede Regierung und jeden Glauben niederrissen und die nichtsdestoweniger unvorsichtigerweise geduldet wurden. Anstatt ihren Verfassern die verdiente Strafe einzubringen, brachten sie ihnen Kränze ein. Der König, bei dem sich der Prinz von Beauveau, Voltaires einziger Freund und Verteidiger am Hofe, über die Predigt beklagte, meinte, daß der Abbé, wenn auch in etwas zu starken Ausdrücken, nur seine Pflicht getan hätte. Und der Kanzler Miromesnil, der den Befehl gegeben hatte, die Zensur sollte jeden Angriff auf den Greis aus Ferney verbieten, solange er sich in Paris aufhielt, nahm seinen Befehl zurück.

Am 27. April begab sich Voltaire zur Akademie, die eine Sitzung abhielt. Der Abbé Delille las einige Bruchstücke von sich selbst und darauf eine Übersetzung vor, die er von einer der Episteln Popes unternommen hatte. Voltaire, der sich des Originals erinnerte, verglich die Übersetzung mit dem Grundtext, gab in mehreren Punkten seinem jungen Freunde Delille den Vorzug, und sprach dann mehr im allgemeinen über die Notwendigkeit, die französische Sprache durch neue Wörter zu bereichern: „Unsere Sprache“, sagte er, „ist eine äußerst arme, aber stolze Frau, wir müssen ihr Almosen gegen ihren Willen geben“, und er schlug z. B. vor, einen Schauspieler, der in tragischen Rollen auftrat, tragédien zu nennen. Man sieht, daß Voltaire diesen heutzutage so üblichen Ausdruck zuerst angewandt hat.

Doch davon ging er auf die Notwendigkeit über, das Wörterbuch der Akademie zu reformieren, zeigte, wie dieser *Dictionnaire*, dessen Ausarbeitung von Anfang an die Hauptaufgabe der Akademie gewesen, unzulänglich war, trocken, ohne große Gesichtspunkte, ohne Philosophie, eine Schande für die Literatur und für die Akademie. Diese sollte sich die Aufgabe stellen, so schnell wie möglich einen neuen zu schaffen.

Er sprach mit einem Feuer und mit einer Beredsamkeit, über die sich alle verwunderten.

Am 7. Mai kam er mit einem ganz ausgearbeiteten Plan zu dem neuen Wörterbuch, einem Plan, den er nicht nur vortrug, dessen Annahme er sogar sofort verlangte. Es gebührte jedem Akademiker, einen Buchstaben im Alphabet zu behandeln. Er selbst erklärte sich bereit, den an Worten so reichen Buchstaben A zu übernehmen.

Als er sich zurückzog, nachdem sein ausführlicher Plan von der im Innersten widerstrebenden und bequemen Akademie angenommen war, sagte er: „Meine Herren, ich danke Ihnen im Namen des Alphabets.“ Der Ritter von Castellux antwortete höflich für die Akademie: „Und wir danken Ihnen unsererseits im Namen der Literatur.“

XIV

Zwei Tage nach dem ersten dieser Besuche in der Académie Française, am 29. April, wohnte Voltaire einer Sitzung in der Académie des Sciences bei, in der seine Anwesenheit ein Ereignis wurde.

Da man wußte, daß er sich einfinden würde, hatte ein Schwarm von geputzten Damen, Schriftstellern und vornehmen Leuten den Sitzungssaal überschwemmt. Kaum zeigte er sich, als alles ein einziger stürmischer Applaus war. Obgleich er nicht Mitglied war, machten ihm die Mitglieder sofort unter sich Platz. Franklin, der dort war, öffnete seine Arme und die beiden berühmten Männer umarmten sich wieder herzlichst.

In seiner Rede über ein kürzlich abgerufenes Mitglied fand der Marquis von Condorcet, Voltaires treuer Verehrer, Gelegenheit, einen Absatz zu Ehren des großen Gastes einzuflechten. Er erzählte, daß er die Landschaft Gex besucht hatte, die kleine französische Gegend, die durch die Alpenkette von Frankreich getrennt lag und geographisch mit der Schweiz verbunden war. Sie litt unter zahllosen Zoll- und Abgabeschwierigkeiten, bis Voltaire, durch die Not der Bevölkerung zu Tränen gerührt, ihr Wohltäter geworden war.

Auch diese Rede wurde von den Anwesenden mit einstimmigem Beifall aufgenommen, der weniger dem Redner als dem Verfasser der Abhandlungen über das Feuer und die Newtonsche Philosophie galt.

Am 4. Mai war Voltaire incognito Zeuge der siebenten Aufführung von *Irène* gewesen, hatte auf der Bühne den Schauspielern mit Wärme gedankt und einige von seinen Manuskripten zurückerbeten, um in Ruhe und Muße in Ferney die Schauspiele zu verbessern, die auf dem Spielplan standen. Am 7. Mai, am selben Tage, an dem er die Akademie über seinen Plan zu einem Wörterbuch unterhalten hatte, sah er incognito, verborgen in einer kleinen Loge, *Alzire*. Als aber der Schauspieler Larive zum Schlusse des vierten Aktes als Zamore alle hinriß und Voltaire den Ausruf: „Wie gut das war!“ nicht zurückhielt, wurde er selbst mit stürmischem Beifall begrüßt, mit rasendem Applaus, der den ganzen Zwischenakt hindurch andauerte, so daß er genötigt war, sich zu erheben und zu danken. Der Beifallsturm war so gewaltig, daß Madame Vestris, die den fünften Akt eröffnete, drei-, viermal vergeblich versuchte, ihre Rede vorzutragen. Sie wurde übertönt, bis Voltaire durch Handbewegungen dem Publikum für seine Güte dankte und bat, das Stück ungestört zu Ende spielen zu lassen. Die Rufe hörten dann einen Augenblick auf, aber das Publikum konnte sich beim Anblick Voltaires nicht ruhig verhalten, und während des ganzen fünften Aktes hielt der Jubel an, während die Schauspieler, in der allgemeinen Begeisterung und Erregung, spielten, wie sie vorher niemals gespielt hatten.

XV

Diese Ovationen, die sich täglich wiederholten und durch die sich ein Mann mit guter Gesundheit nur ermuntert gefühlt hätte, mußten die Nerven eines kranken und schwerleidenden Mannes angreifen. Er war ja fast ein Menschenalter lang dem Leben einer Großstadt fern gewesen, hatte als Herr über seine Zeit in den späteren Jahren in der Regel keinem neugierigen Gast nur gestattet, über die Schwelle seines Arbeitszimmers zu kommen. Hier wollte er aber sogar noch Arbeitsamkeit mit einem Leben im Gedränge und Getümmel, in unaufhörlichem Zusammensein mit bunten Menschengescharen vereinen.

Er hielt es für seine Ehrenpflicht, die Grundlage zu dem Wörterbuch zu schaffen, dessen Herausgabe er seinen Kollegen vorgeschlagen hatte, und er beabsichtigte einen Plan, der mehr in Einzelheiten ging, in der Sitzung vom 11. Mai vorzulegen. Als es sich herausstellte, daß er zu schwach war, sich auf dieser einzufinden, wurde die entscheidende Sitzung auf den 18. desselben Monats festgesetzt, und da das schlechte Befinden auch an diesem Tage Voltaire zwang, zu Haus zu bleiben, wurde die Sitzung wieder auf den 25. verschoben.

Die Akademie sah ihn nie wieder. —

XVI

Bereits am 11. Mai hatte sich Voltaire nicht wohl gefühlt und hatte sich ins Bett gelegt. Er hatte Fieber. Der Herzog von Richelieu, der nach ihm zu sehen kam, sprach mit ihm über ein Betäubungsmittel, das er selbst zu gebrauchen pflegte, wenn er einen Gichtanfall hatte, und versprach seinem alten Freund, es „brüderlich“ mit ihm zu teilen. Da Voltaire kurz darauf an heftigen Schmerzen litt und ihm schrieb, daß er diese nicht aushalten könne und sich das Elixir des Herzogs erbat, zeigte es sich, daß dieses Elixir auf sein Befinden eine höchst ungünstige Wirkung ausübte. Die beiden Freunde hatten ja nicht dieselbe Konstitution oder dasselbe Temperament. Der Schwächezustand des Kranken erschreckte die Umgebung. Er war wie gebrochen, konnte nicht einmal dazu bewogen werden, ein bißchen Bouillon zu sich zu nehmen.

Der Gemeindepriester von Saint-Sulpice fand sich an dem Sterbebett ein und forderte mit äußerster Leidenschaft den Patienten auf, die göttliche Natur Jesu Christi anzuerkennen. Er antwortete nur „Laßt mich in Frieden sterben!“

Belle et Bonne blieb am Bette des Sterbenden sitzen. Sie sagte zu Lady Morgan: „Alles was man über Voltaires Angst und Entsetzen auf dem Totenlager aufgebracht hat, ist von seinen Feinden erfunden. Bis zum letzten Augenblick atmete sein ganzes Wesen das Wohlwollen und die Güte, die in seinem Charakter lagen; alles verkündete Ruhe, Frieden, Entsagung, wenn man allein den kleinen Anfall von Ungeduld gegenüber der Belästigung durch den Gemeindepriester ausnimmt.“

Am 30. Mai 1778, 11 Uhr abends, verschied Voltaire.

XVII

Am 31. Mai schrieb seine alte Freundin, Madame du Deffand, wie gewöhnlich ihren Brief an Horace Walpole. Die ersten zwanzig Zeilen des Briefes nimmt die Beschreibung eines Krankheitsanfalles ein, der vor einiger Zeit ihren Lakaien Colman infolge eines Sturzes auf der Treppe betroffen hatte.

Ob er nun außerdem an Gicht gelitten hat oder nicht, er bekam bald an einer, bald an einer anderen Stelle Schmerzen, und am neunten Tage nach seinem Fall, vorgestern, ist er gestorben. Es ist ein Verlust für mich. Er hatte mir einundzwanzig Jahre lang gedient, er nützte mir bei den verschiedensten Dingen. Ich entbehre ihn und der Tod ist ein so furchtbares Ereignis, daß er einen unvermeidbar traurig stimmt. Aber in trauriger Gemütsverfassung habe ich gemeint, Ihnen nicht schreiben zu dürfen, deshalb habe ich auf Ihren Brief vom 22. nicht antworten können. Gestern habe ich nun meine Meinung geändert, da ich den Gedankenaustausch, der mir der wohlthuetendste ist und vielleicht der einzige Umstand, der mir das Leben erträglich macht, nicht abbrechen will.

Ich danke Ihnen für alle Neuigkeiten, die Sie mir mitgeteilt haben; ich kann keine Vergeltung üben; es scheint mir, als weiß ich noch weniger als die Zeitung, ich nehme so geringen Anteil an dem, was geschieht, daß meine Unwissenheit vielleicht eine Wirkung meiner Gleichgültigkeit ist. Ich weiß nur, daß der Maréchal von Broglie das Kommando über die Truppen in der Bretagne und der Normandie hat und daß sein Bruder nicht bei ihm sein, sondern in Metz befehlen soll.

Alles reist fort, das heißt, alle, die mich zu besuchen pflegen.

Der Abbé Sigorgne ist hier und ich hoffe, er wird bis zum August bleiben usw. (Noch 13 enggedruckte Zeilen desselben Interesses, dann als Nachschrift:)

Es ist wahr, ich habe etwas Wichtiges vergessen, Voltaire ist gestorben. . . . Man weiß nicht, was man mit der Leiche tun soll. Der Gemeindepriester in Saint-Sulpice will sie nicht entgegennehmen. Wird man sie nach Ferney schicken? Aber er ist von dem Bischof des Kreises, zu dem Ferney gehört, mit dem Banne belegt. . . .

Madame du Deffand, die sich Voltaires nahe Freundin nannte und mit ihm 46 Jahre hindurch korrespondiert hatte, vergaß seinen Tod am Tage, nachdem er eingetreten war, über den Verlust eines ihr nützlichen Lakaien und über solche Fragen, wo sich der Marschall von Broglie und der Abbé Sigorgne im Augenblick aufhielten.

Und während die Freundin diese kühle Mitteilung über den Todesfall machte, verbreitete die Geistlichkeit in Paris die schrecklichsten Beschreibungen der Todesfurcht Voltaires, seiner Reue, seines Entsetzens vor dem Teufel, der nun gekommen war, ihn zu holen.

Die Menschen standen noch vor seiner Tür in Paris, um nach seinem Befinden zu hören, als sein entseelter Körper bereits nach Scellières gebracht war.

Die Mucker triumphierten, als sie seinen Tod erfuhren und verheimlichten ihre Freude nicht, gerade so, als wenn seine Schriften mit ihm gestorben wären.

XVIII

Seine Umgebung hatte sich auf die Schwierigkeiten vorbereitet, die sich ergeben würden.

Sein Neffe, der Abbé Mignot, hatte während der Krankheit Voltaires den Priester von Saint-Sulpice gefragt, ob einer üblichen Beisetzung Hindernisse in den Weg gelegt würden. Der Priester hatte geantwortet, falls Herr de Voltaire nicht öffentlich und feierlich und in den geringsten Einzelheiten für das Ärgernis, das er verursacht hatte, Genugtuung gab, könnte er nicht in geweihter Erde begraben werden.

Es nützte nichts, daß der Abbé einwandte, sein Onkel habe ein schriftliches Glaubensbekenntnis abgelegt und verschiedene Werke abgeleugnet, die man ihm zugeschrieben hatte, ja, daß er sogar geschrieben habe, falls er Anlaß zum Ärgernis gegeben habe, so bäte er deshalb um Vergebung.

Der Priester blieb bei seinem: Voltaire war als erklärter Feind der Religion bekannt; er müßte also eine Genugtuung geben, die ebenso auffallend, wie der Skandal allgemein gewesen war.

Die beiden Neffen Voltaires, von denen der eine, der Abbé Mignot, Conseiller au grand Conseil, der andere, Dompierre d'Hornoy, Conseiller au parlement war, suchten Amelot auf, den Minister des Departements Paris und den Leiter der Polizei, Lenoir. Aber der Minister begnügte sich mit einer Beratung mit dem Abbé de Tersac, dem obengenannten Priester von Saint-Sulpice, der auf Befehl des Erzbischofs auf die Frage einer Beisetzung auf dem Gemeindegirchhof mit einer unbedingten Ablehnung antwortete.

Der Priester wollte sich nicht — wie er gekonnt hätte — einer Überführung der Leiche nach Ferney widersetzen, wo sich Voltaire sein Badezimmer zur Grabkammer ausersehen hatte. Aber es war beinahe sicher, daß man dort demselben Widerstand, ja noch einem stärkeren, begegnen würde. Der Bischof in Annecy würde von einer aufsichtserregenden Handlung nicht zurückweichen und würde sich unerbittlich zeigen.

Es wurde nun verabredet, daß der Abbé Mignot den Verstorbenen in seiner eigenen Abtei Scellières in der Provinz Champagne begraben sollte.

In der Nacht zwischen dem 30. und 31. Mai wurde die Leiche geöffnet und in aller Eile, deshalb sehr schlecht, balsamiert. Als man die Gehirnschale öffnete, die eher klein war, erweckte das Gehirn durch seinen Umfang und seine Masse Erstaunen. Der Chirurg bat um die Erlaubnis, das kleine Gehirn behalten zu dürfen. Der Marquis de Villette benächtigte sich heimlich des Herzens. Mit einem Hausrock bekleidet, die Nachtmütze auf dem Kopf, wurde die schwächliche Leiche unter den Armen angefaßt und zu dem wartenden Wagen hinuntergebracht, einem sechsspännigen Gefährt, wo sie einem Diener übergeben und in einer Stellung untergebracht wurde, wie sie ein schlafender Mann einnimmt.

Ein zweiter Wagen folgte, in dem das kleine Gefolge saß, Dompierre d'Hornoy und seine beiden Vetter, Marchand de Varennes und Marchand de la Houlière, jener maître d'hôtel du roi, dieser Brigadegeneral der Infanterie. Der Abbé Mignot war vorausgefahren, um dem Prior in Scellières den Todesfall mitzuteilen und ihm zu erklären, welchen Dienst man von ihm erbat.

Man meinte, die Leiche könne in Scellières in Verwahrung bleiben und von dort aus in Übereinstimmung mit dem Testament nach Ferney überführt werden. Es kam nur darauf an, von vornherein sich gegen eine Schändung zu sichern. Es war ja Voltaire's ständiger Gedanke gewesen, den Schindanger zu vermeiden. Er hatte eines Tages ausdrücklich zu Tronchin gesagt: „Was ich ersehne, ist nur Einsamkeit und ein Grab. Wird man es mir mißgönnen?“ Er hatte geglaubt, niemand könne Hindernisse in den Weg legen, daß man ihm sein Grab in dem erwähnten Badezimmer einrichtete.

Um den Prior zu beruhigen, zeigte Mignot ihm die Erlaubnis des Gemeindegeistlichen zur Fortführung der Leiche. Diese lautete:

Ich willige ein, daß der Leichnam des Herrn de Voltaire ohne Ceremonie fortgeschafft wird und verzichte in dieser Hinsicht auf alle kirchlichen Rechte.

Paris, 30. Mai 1778.

S. de Tersac, Priester von Saint-Sulpice.

Er legte außerdem noch eine Bevollmächtigung des Ministers vor, die Leiche nach Ferney oder anderswohin zu überführen.

Der Priester wollte seinem weltlichen Vorgesetzten gern entgegenkommen. Die Leiche war so schlecht balsamiert, daß sie bereits in Verwesung übergegangen war und nicht mehr weitergeführt werden konnte. Sie wurde im Keller der Klosterkirche in einem einfachen Sarg beigesetzt. Am Morgen um fünf Uhr wurde eine Messe gelesen. Um die Mucker zu beruhigen, erzählte man, daß die Leiche zwei Fuß hoch mit ungelöschtem Kalk bedeckt worden wäre, der sie spurlos aufgezehrt hätte. Der Erzbischof hatte inzwischen an den Bischof in Troyes geschrieben, er solle die Beisetzung verhindern. Aber die Verwandten des Verstorbenen hatten sich so sehr beeilt, daß das Verbot zu spät kam.

Der Prior entschuldigte sich bei seinen geistlichen Vorgesetzten damit, daß man sogar dem Ex-Kommunizierten nicht das Grab verweigerte, und Voltaire war nicht exkommuniziert. Es nützte ihm nichts; er wurde verabschiedet. Der Abbé Mignot blieb nur deshalb ungestraft, weil er nicht allein Abbé war, sondern Conseiller au grand Conseil.

XIX

Das charakterlose Ministerium, das zwischen der Erbitterung der Enzyklopädisten und den durch die mächtige Geistlichkeit aufgehetzten Gläubigen stand, verbot den Zeitungen, über Voltaire zu schreiben; sie durften weder Gutes noch Schlechtes über ihn sagen. *Journal de Paris*,

das alle Todesfälle veröffentlichte, erhielt den Befehl, diesen nicht mitzuteilen. Die Schauspieler erhielten vom Hofe ein ausdrückliches Verbot, irgendein Stück von dem Dichter zu spielen, dem sie erst ganz kürzlich gehuldigt hatten — ein Verbot, dessen Durchführung sich als unmöglich erwies, da seine Schauspiele das Repertoire trugen.

Die Akademie bestellte für Voltaire eine Messe bei den Franziskanern. Der Erzbischof hatte jedoch den Mönchen verboten, diese Messe ohne seinen Befehl zu lesen; sie antworteten deshalb, daß sie es nicht tun könnten, ehe sie die Erlaubnis der Behörde eingeholt hätten. D'Alembert wandte sich an das Mitglied der Akademie, Fürst Louis de Rohan, der bei der Geistlichkeit großen Einfluß besaß und der als Kardinal und literarisch Interessierter geeignet schien, seinem Kollegen gegenüber entgegenkommend zu sein. Der Prälat antwortete mit der Versicherung seines guten Willens und mit dem Rat, die Angelegenheit hinauszuschieben, um in der Zwischenzeit nach Möglichkeit die Wege zu ebnen.

D'Alembert schrieb am 1. Juli an Friedrich:

Die Akademie hat bis jetzt noch nicht für Voltaire den Gottesdienst gehalten, den sie stets für diejenigen abhält, die sie verliert, und vielleicht wird sie trotz aller Gesuche diese Erlaubnis nicht erlangen. Die Ablehnung ist eine neue Kränkung für den Mann, den wir vermissen. Übrigens erweisen ihm alle Schriftsteller die berechnete Rücksicht, daß sich keiner um den freien Platz als sein Nachfolger bewirbt, und man glaubt, daß die Wahl nicht so schnell stattfinden wird. Sie sollte niemals stattfinden. Wäre man einig mit mir, so ließe man den Platz leer bleiben.

Friedrich setzte auf D'Alemberts Bitte durch, daß die erwähnte Messe in der katholischen Kirche in Berlin gelesen wurde, wie er auch in der Zeit, als Voltaires Name in Frankreich nicht genannt werden durfte, die Lobrede selbst in seiner eigenen Akademie hielt.

XX

Wie lehrreich Voltaires Schicksal ist! Zu seinen Lebzeiten ausgewiesen, landesflüchtig, bedroht, verfolgt, außerdem stets von den bellenden und bissigen Kötern der Literatur umringt, dann — als er den Tod schon in sich trug — gefeiert, gepriesen, applaudiert, bekränzt, gekrönt. Dann nach dem Tode jeder Schmähung ausgesetzt, seinen Feinden preisgegeben, die ihn, soweit sie konnten, des Grabes beraubten.

Sein Geschick unterscheidet sich nicht von dem der Größten. Man erinnere sich an Michelangelo, der im Alter von 88 Jahren als Baumeister der St. Peterskirche mit einer Schar von Feinden kämpfen und sich gegen die Behauptung wehren mußte, daß er nichts von der Architektur verstehe und das Geld vergeudete. Oder an Rembrandt, den die Zeitgenossen als so veraltet betrachteten, daß er nicht einmal imstande war, sein Brot zu verdienen, sondern tiefer und tiefer in Schulden sank und mit 50 Jahren bankrott erklärt wurde. Oder an Shakespeare,

der sich nach Stratford zurückzog, um seine Schande als Schauspieler in Vergessenheit zu bringen und dann starb, ohne in seinem Leben an seinem Ruhm Freude gehabt zu haben, sogar so unbeachtet, daß niemand in England seinen Tod bemerkte. Oder an Beethoven, der bei seinen Verlegern ständig Schulden hatte und dem seine Werke nichts einbrachten. Seine Messe in D, die auf Subskription herauskam, hatte sieben Subskribenten, darunter nicht einen Musiker. Er erhielt 30 bis 40 Dukaten für seine bewundernswerten Sonaten, von denen ihn jede mindestens drei Monate kostete. Er rieb sich in häuslichen Sorgen auf.

Im Vergleich mit diesen war Voltaire glücklich.

Man verbot Voltaires Familie, ein bescheidenes Grabmal in der kleinen Provinzkirche, in der er beigesetzt war, aufführen zu lassen. Mignot hatte eins bei dem Bildhauer Claudion bestellt. Es sollte auf dem nackten inschriftlosen Grabstein stehen. Aber Mignot mußte auf diesen Plan verzichten.

Madame Denis schenkte das Jugendporträt Voltaires, das ihm die Marquise de Gouvernet zurückgeschickt hatte, der Akademie, die es „mit Dankbarkeit und Trauer“ empfing.

Die Akademie wollte ein anderes Porträt nach Houdons Büste malen lassen und diese beiden Bilder, die mit einer Zwischenzeit von 60 Jahren gemalt waren, sollten dann im Sitzungssaal der Akademie hängen. Aber statt dessen schenkte Houdon selbst die Terrakottabüste.

Katharina wollte Voltaires Büchersammlung mit seinen zahlreichen Randbemerkungen in den Büchern besitzen, außerdem die Manuskripte und Briefe im Original, wobei sie den Erben natürlich gestattete, Abschriften von jedem Schriftstück zu nehmen. Die Bibliothek war klein, im ganzen 6200 Bände. Voltaire war nämlich alles andere als ein Bibliophile, er benutzte die Bücher nur als Handwerkszeug; fand die meisten zu weitläufig, riß oft zwanzig oder dreißig, nach seiner Auffassung allein wertvolle Blätter aus einem Buch von vielen hundert Seiten heraus, ließ sie zusammenheften und warf den Rest fort. Katharina war so großzügig, Madame Denis 135 000 Livres und außerdem eine Menge kostbarer Geschenke für diese Bücher zu geben. Sie schrieb ihr dazu einen Brief, in dem sie für das ihr erwiesene Wohlwollen herzlichst dankte: „Ich bin für die Achtung und das Vertrauen, die sie mir erwiesen, sehr empfänglich; es schmeichelt mir im hohen Grade, daß diese in der Familie erblich zu sein scheinen.“ Madame Denis war nicht zu bewegen, sich jemals wieder nach Ferney zu begeben, wo die braven Leute, denen Voltaire als Kolonisten Obdach geschenkt hatte, nun von ihr ganz abhängig waren. Sie verkaufte pietätlos Ferney für 230 000 Livres an Villette, der sich ohne Wissen der Neffen Voltaires das Herz des Verstorbenen angeeignet hatte und es nun geschmacklos in dem früheren Schlafzimmer des Dichters in einer silbervergoldeten Büchse untergebracht hatte, die in einer Pyramide stand, gegen die sich ein Altar lehnte.

XXI

Es war Voltaires Hinterlassenen verboten, ihm ein Denkmal aus Marmor oder Bronze zu errichten. Aber es galt, ein anderes Denkmal zu errichten, das dauerhafter als irgendeines aus Stein oder Metall war, eine Ausgabe der zahlreichen anonymen, pseudonymen, von ihrem Urheber immer verleugneten Werke.

Der Buchhändler Pancoucke, der seinerzeit mit seiner Schwester Madame Suard Voltaire in Ferney besucht hatte, beschloß, die gesammelten Schriften des großen Schriftstellers herauszugeben und wollte zu allererst das Material dazu zusammenbringen. Madame Denis überließ ihm zwei Kisten mit Papieren und Manuskripten; es waren Berichtigungen früher herausgegebener Sachen.

Von wirklichem Wert waren die Tausende von Briefen Voltaires. Aber die Damen und Herren der besten Gesellschaft, die diese oft in großer Zahl besaßen, wollten sie nicht entbehren. Pancoucke gewahrte Hindernisse jeder Art, außerdem bevorstehende Verfolgungen.

Beaumarchais, der größeren Wagemut besaß, kaufte daher von Pancoucke für 160 000 Livres die Papiere und das Verlagsrecht. Obwohl Beaumarchais die Zusage heimlicher Beschützung von dem Minister Maurepas hatte, ließ er den Satz vorsichtigerweise in Kehl in Baden beginnen. Voltaires Werke durften auf französischem Boden nicht gedruckt werden. Der Markgraf von Baden gab mit Freuden seine Zustimmung zur Herausgabe, da sie seinem kleinen Lande eine Menge Arbeiter sicherte, die zur Vollendung des Werkes nötig waren.

Es knüpften sich also an die Herausgabe der Voltaireschen Schriften jenseits des Rheins keine Schwierigkeiten; die Schwierigkeit war, die Bücher über die Brücke bei Kehl nach Frankreich zu bringen.

Der Prospekt erschien 1781; er allein war ein kleiner Band. Doch die Geistlichkeit wachte. Im selben Jahre dachte Beaumarchais daran, Voltaires *Samson*, den er durchgesehen hatte, aufführen zu lassen. Aber das mußte er aufgeben. Ebenso begegnete die Voltaire-Ausgabe jeder möglichen Behinderung. Der Bischof in Amiens erließ ein donnersdes Manifest, in dem er jedoch die Ungeschicklichkeit beging, auf den Chevalier von La Barre hinzuweisen. Der Erzbischof in Vienne erließ ein Rundschreiben an seine Gemeindekinder, in dem er ihnen ans Herz legte, daß sie auf ein so verderbliches Produkt nicht subscribieren könnten, ohne eine Todsünde zu begehen.

Friedrich der Große, der seine Freude über das Unternehmen ausgesprochen und ihm alles Gute gewünscht hatte, wurde aufs schmerzlichste von einer Stelle in einer Schrift Voltaires getroffen, die dieser niemals veröffentlicht hatte oder veröffentlichen wollte.

1759 hatte Voltaire — noch unter dem Eindruck des demütigenden Auftritts in Frankfurt — die *Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire* niedergeschrieben, in denen Friedrich mit Kühle, doch ohne herabsetzende Äußerungen geschildert ist, in denen sich aber über

seine geschlechtliche Eigenart elf Zeilen fanden, die (wahr oder unwahr) ihn notwendigerweise tödlich verletzen mußten, wenn sie ihm vor Augen kamen.

Voltaire hatte gewohnheitsgemäß sein Manuskript eingeschlossen. Aber wie wir gesehen haben, verstand er es schlecht, auf seine Manuskripte aufzupassen, ließ hin und wieder den Schlüssel im Schloß zum Manuskriptenschrank wie zu seinen doppelten Louisdors stecken. Ohne daß man es ahnte, nahm dann jemand einfach Abschriften von ihnen.

Als er sich mit dem König von Preußen versöhnt hatte und als die beiden alten Freunde den Briefwechsel wieder aufnahmen, warf Voltaire jenes Manuskript ins Feuer. Er dachte nicht daran, daß Wagnière zwei Abschriften davon angefertigt hatte. Als es sich aber erwies, daß La Harpe sich im Jahre 1768 eine dieser Abschriften angeeignet hatte, wurde er von Ferney weggejagt und da Madame Denis seine Mitschuldige gewesen war, wurde auch sie vor die Tür gesetzt und erhielt erst viel später die Erlaubnis, zurückzukehren. Die eine Abschrift kam nach dem Tode Voltaires in Katharinas Besitz, die andere übergab Madame Denis, die seit dem Abenteuer in Frankfurt den König von Preußen aus ganzem Herzen haßte, Beaumarchais, damit er diese Memoiren in Voltaires gesammelte Schriften aufnehmen konnte.

Beaumarchais hatte bei seinem Geschäftssinn das Gefühl, daß diese Indiskretionen ein Vermögen einbringen konnten. Er las sie im engeren Kreise vor, so daß sie bekannt wurden. Die Regierung befürchtete, daß ihre Herausgabe diplomatische Schwierigkeiten mit Preußen herbeiführen würde, und der Minister Herr de Vergenne gab deshalb Beaumarchais den Befehl, sie ungedruckt zu lassen. Sie erschienen denn auch erst 1790 im letzten Bande der Kehler Ausgabe, als Friedrich schon vier Jahre im Grabe ruhte.

Aber bereits von 1784 an waren die Memoiren (nach einer oder der anderen gestohlenen Abschrift) in lebhaftem Umlauf in Paris, und der preußische Gesandte Baron von Goltz versuchte vergeblich, den Absatz zu unterbinden. Es kann auch kein Zweifel darüber herrschen, daß Friedrich sie in seinen letzten Lebenstagen gesehen hat und daß er es gefühlt hat, als ob der Mann, dem er so nahe gestanden und zu dem er bis zu seinem Tode trotz allem das gute Verhältnis bewahrt hatte, sich nun nach dem Tode auf unwürdige Weise an ihm rächte für einen längst ausgeglichenen Zwischenfall, der älter als ein Menschenalter war.

Er erwähnte diese Memoiren niemals. Aber er wollte auch niemals Houdons von ihm selbst bestellte Voltairebüste sehen.

XXII

Die Kehler Ausgabe zerstörte Beaumarchais' Finanzen. Er hatte besonders mit der Korrespondenz als Anziehungskraft für das große Publikum und am meisten auf den Briefwechsel mit Herrschern gerechnet. Man erwartete keinen Protest von Rußland oder Preußen.

Als aber Katharinas Briefe gesetzt und gedruckt waren, kamen der Kaiserin Bedenken, und sie wollte nicht, daß Voltaire's Leser anderes oder mehr über sie erfuhren, als was sie für unschädlich hielt. Grimm mußte als ihr Vertreter ein mit weißem Papier durchzogenes Exemplar verlangen, in dem Katharina fortstreichen und hinzufügen konnte. Sie feilte und änderte und erweiterte die armen Briefe so stark, daß die Druckkosten durch den Neudruck ungeheuerlich stiegen. Es war Beaumarchais von Rußland versprochen worden, daß er für diese unvorhergesehenen Unkosten schadlos gehalten würde. Aber das Versprechen wurde vergessen.

Dazu kam, daß man in der Hoffnung auf einen starken Absatz 15 000 Exemplare gedruckt hatte; die Zahl der Subskribenten war jedoch nur 2000. Es vergingen drei Jahre, ehe die ersten Bände zur Ausgabe fertig waren, sie wurden 1783 veröffentlicht. 1785 waren noch nicht mehr als dreißig Bände herausgekommen.

Da begannen die Verfolgungen. Der Erzbischof von Paris machte die Ausgabe in einer Bekanntmachung herunter. Ein Conseilbefehl vom 3. Juni 1785 verbot ihren Verkauf. Man mußte also hunderte von Bänden nach Frankreich schmuggeln und versuchen, eine verschärfte Wachsamkeit zu täuschen. Die Regierung wollte die Subskription unterbinden und erließ an die Journalisten ein Verbot, das Werk zu besprechen oder nur den geringsten Hinweis darauf zu bringen. Wie oben angedeutet, brachte das Beaumarchais einen Verlust von einer Million.

Als im August 1792 die Pariser Bevölkerung, der man eingeredet hatte, Beaumarchais habe sein Haus Boulevard Saint-Antoine in ein Zeughaus umgewandelt, in großen Scharen in sein Haus eindrang, um sich dort der Kanonen und Gewehre zu bemächtigen, fand man nur die losen, reingedruckten, nicht abgesetzten Bogen der *Oeuvres complètes de Voltaire*, einen Berg von Papier.

Nach dem Sturze Napoleons, als die durch die Rückkehr der Bourbonen aufblühende Reaktion von der Intelligenzpartei bekämpft wurde, erschienen von 1817—1829 nicht weniger als zwölf verschiedene Ausgaben von Voltaire's gesammelten Werken. Bloß in den ersten sieben Jahren 1817—1824 setzte ein einziger betriebsamer Verleger 1 598 000 Bände von ihnen ab, in den nächsten fünf Jahren kam eine entsprechende Anzahl heraus, was drei Millionen Bände Neudruck für eine Zeit von nur zwölf Jahren ergibt.

Seither haben die Ausgaben, die stets umfangreicher wurden, einander abgelöst.

A P O T H E O S E

I

Stärker als irgendein anderer Philosoph hatte Voltaire, so konservativ er in manch einer Hinsicht war, die Revolution vorbereitet.

Er war denn auch von den Denkern des 18. Jahrhunderts derjenige, den die Revolution zuerst wertete. Im Jahre 1791 beschloß die Nationalversammlung an seinem Todestage (30. Mai) ihm die größte Ehre zu erweisen, mit der sie einen Toten auszeichnen konnte.

Voltaires Leiche sollte aus der Abtei in der Champagne, wohin sie bei Nacht und Nebel in einem einfachen Mietswagen geführt worden war, in das Pantheon zu Paris überführt werden.

Der Marquis de Villette, der sich während der Revolution in einen Mann aus dem Volke verwandelt hatte, einen einfachen Charles Villette, und der ein eifriger Journalist des Vortrupps der Bewegung geworden war, bewohnte noch immer sein Haus in der Rue de Beaune. Unmittelbar dabei hatten die Theatinermönche ein großes Mietshaus errichtet, und sie nahmen Ärgernis daran, daß einer der Mieter, ein Kupferstichhändler, als Inschrift auf das Schild über seinem Laden „Au grand Voltaire“ gesetzt hatte.

Villette schlug nun vor, daß der „Quai des Théatins“ den Namen ändern und in „Quai Voltaire“ umgetauft werden sollte. 1791 setzte er das durch. Die neue Straßenbenennung sollte auf Steinen aus der Bastille angebracht werden, in der Voltaire selbst gesessen hatte.

Der Beschluß, der in der Nationalversammlung gefaßt worden war, hatte seine natürliche Voraussetzung in der früher getroffenen Bestimmung, daß alle Mönchsgüter eingezogen und verkauft werden sollten, die Abtei Scellières wie die übrigen. Wem sollten aber dann Voltaires Überreste zufallen?

Es wurde der Vorschlag gestellt, daß der Sarg nach Paris geführt und zu Füßen des Denkmals Heinrichs IV. untergebracht werden sollte, in der Nähe des Königs, den Voltaire verherrlicht, ja, dessen Ruhm er geschaffen hatte.

Aber Camille Desmoulins hatte dies damit verglichen, daß man das Bild des Ewigen zu Füßen des St. Crépin (einer lustigen Theaterfigur) aufstellte. Nein, für Voltaire mußte ein Tempel gebaut werden.

Am 17. November 1790 hatte das Théâtre Français eine Wiederaufführung von Voltaires *Brutus* vorgenommen. Das Stück wurde unter ungeheurer Erregung gespielt. Als Mirabeau eintrat, wurde er mit dem Zurufe: Brutus! begrüßt. Der erste Akt, der ganz kurz war, dauerte eine Stunde, denn überall fand man Anspielungen; jeder Vers wurde der Vorwand zu einer Demonstration. Doch versuchte man noch, den gewaltigen Applaus für die Republikaner auf der Bühne dadurch gutzumachen, daß man ab und zu „Es lebe der König!“ rief. Es waren besonders die Verse:

Mais je te verrai vaincre, ou mourrai comme toi,
Vengeur du nom romain, libre encore, et sans roi,

die vereinzelte gedämpfte Hochrufe auf den König hervorriefen. Doch bald empfanden die Zuschauer stärker für ihre eigene Würde als für die Ludwigs des Sechzehnten, und sie ergänzten den Ruf mit: Vive la nation! Vive la liberté! Man wird denn begreifen, daß in der Nationalversammlung Einstimmigkeit bestand, Voltaire nach Paris zu überführen.

II

Die Bewohner der Gemeinde Romilly wünschten jedoch, die Leiche zu behalten. Schließlich baten sie, den Kopf und den rechten Arm behalten zu dürfen. Aber das roch zu sehr nach römischem Katholizismus, erinnerte an Heiligenknochen und Reliquien.

Trotzdem wurde der arme Leichnam geplündert. Der Fersenknochen des einen Fußes wurde von einem Bewunderer gestohlen. Den Mittelfuß gab Dr. Bouquet, der bei der Öffnung des Sarges zugegen war, an das Museum in Troyes. Im übrigen war der Körper unbeschädigt. Das Leichenhemd war schwarz geworden und klebte am Körper, das Fleisch war eingetrocknet. Ein Eichenkranz wurde um seinen Kopf gewunden und der Körper in einen Sarkophag gelegt.

Auf dem Wege von Scellière nach Romilly ging der Zug zwischen zwei Reihen Menschen hindurch, die überall frische grüne Zweige oder Zypressenzweige schwengen. Blumen wurden auf das Tuch geworfen, das den Sarg bedeckte. Frauen hielten ihre Kinder hoch und ließen sie den Sarkophag küssen.

Sonderbarerweise fürchtete man einen Überfall feindlich Gesinnter und machte stolz bekannt, daß sie erst den Widerstand von 2000 Armen brechen mußten, bevor sie der Prozession diesen Schatz entreißen konnten.

Man hatte von Voltaire feindlicher Seite in Paris geltend gemacht, daß die Überführung der Leiche nach der Hauptstadt, wie sie vorgesehen war, den Magistrat 300 000 Livres kosten würde. Villette machte mit Nachdruck geltend, daß die Freunde des Verstorbenen alle Kosten übernahmen, so daß die Stadt Paris höchstens eine Ausgabe von 18 000 Livres hätte, während mindestens 18 000 Fremde herbeiströmen würden,

um der Festlichkeit beizuwohnen und vielleicht für 80 000 Livres verzehren würden.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen wurden Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette von einer ihnen feindlichen Schar als Gefangene von Varennes nach Paris zurückgeführt, nur mehr dem Namen nach König und Königin, als gleichzeitig Voltaire, „König Voltaire“, in seine Hauptstadt zurückkehrte, tot, jedoch unsterblich, gepriesen, triumphierend, verherrlicht und an der willkürlichen Alleinherrschaft wie an den ihre Macht mißbrauchenden Priestern gerächt.

Die Auffassung der Zeitgenossen war, daß dies die entscheidende Änderung bedeutete: Wo die Macht geherrscht hatte, dort würde jetzt der Gedanke herrschen; an Stelle der Willkür würde nun die Freiheit Siege gewinnen. Der Verachtung des Rechts würde nun die gerechte Leitung der Vernunft folgen, und die Grausamkeit in den Gewohnheiten würde von einer allgemeinen Verträglichkeit abgelöst werden.

Leider änderte die Zwangsherrschaft ja nur die Form.

III

Vorläufig wiegte man sich entzückt in berausenden Illusionen.

Alle Behörden der Seine hatten sich eingefunden, bewegten sich um den Wagen, der mit Kränzen und losen Blumen bedeckt war. Als ein Brief vom Departement am 9. Juli der Nationalversammlung mitteilte, daß der Zug sich näherte und am Sonntag ankommen würde, gingen ihm le procureur-syndic und die Bürgermeister entgegen, jener bis zur Grenze des Departements, diese bis zur Grenze von Paris.

Am 11. Juli zehn Uhr morgens kam der Zug durch die Mauern der Stadt. Eine Kavallerie-Abteilung ritt an der Spitze; dann folgte die Infanterie; dann der Triumphwagen mit Bronzerädern. Der Wagen war von Girlanden, Cypressen und Trauerflor umgeben. Darauf folgten Amtspersonen. Alle wollten sie einen der größten des Geistes feiern, wie man in früheren Zeiten Fürsten gehuldigt hatte. Man wollte seine Dankbarkeit gegen den erweisen, der dadurch, daß er den Gedanken befreite, die politische Freiheit möglich machte und der durch seinen Widerstand gegen die Kirche, die Justiz und das veraltete Strafrecht die Gerechtigkeit und Menschlichkeit zum Siege geführt hatte.

Man hatte dort, wo einst der Turm der Bastille stand, in dem Voltaire seinerzeit als Gefangener gesessen hatte, einen Aufbau errichtet. Dort wurde der Sarg unter Jubel niedergesetzt. Blumen bedeckten den Boden. Aus Steinen, die von der Bastille stammten, hatte man einen Felsen gebildet, auf dem Allegorien und Inschriften angebracht waren:

Reçois en ce lieu, où t'enchaîna le despotisme,
Voltaire

les honneurs que te rend la patrie.

Der Regen strömte hernieder. Man dachte daran, das Fest aufzuschieben. Aber es klärte sich auf und da zahllose Fremde nach

Paris gekommen waren, um die Prozession zu sehen, machte man sich wieder auf den Weg. Ein größerer Zug: Reiterei, Fußvolk, Sappeure, Trommler, Kanoniere, das Bataillon der Kinder, Deputationen von den verschiedenen Unterrichtsanstalten, Vereine mit ihren Fahnen, darunter ein Klub, *Société paternelle des halles*, der auf seiner Fahne den Fluch gegen denjenigen, der Menschenblut vergießt, geschrieben hatte:

Grands dieux, exterminiez de la terre, où nous sommes
Quiconque avec plaisir répand le sang des hommes!

Die Arbeiter, die man beim Niederreißen der Bastille gebraucht hatte, trugen Ketten, Kanonenkugeln, Kürasse, Trophäen als Zeichen des Sieges über die Willkür der alten Staatsform. Eine Bürgerin, die als „Amazone“ gekleidet war, eine der Heldinnen von der Belagerung der Bastille, trug ein das gestürzte Staatsgefängnis darstellendes Relief; Bürger aus der Vorstadt Saint Antoine begleiteten sie und trugen die dreifarbigte Fahne. Die Gardes Français trugen das 93. Modell, das man von der Bastille ausgeführt hatte und das für das Departement Paris bestimmt war. Dann folgten die Wähler von 1789 und 1790, die hundert Schweizer und die Schweizergarde, Deputationen der Theater Frankreichs und darauf kam Voltaires vergoldete Statue, die mit Lorbeer bekränzt war, und von Männern in antiker Kleidung getragen wurde. Dann folgten die Mitglieder der Akademie und hierauf Frankreichs Schriftsteller, die einen prachtvollen Schrein umgaben, der die siebenzig Bände gesammelte Werke von Voltaire enthielt, die Beaumarchais aus Anlaß des Tages dem Departement geschenkt hatte.

Ein großes Musikkorps, das Hymnen spielte, ging dem Wagen mit den zwölf weißen Pferden voran, die vier und vier nebeneinander gespannt waren, von denen Marie Antoinette zwei geschenkt hatte und die von Reitknechten in römischen Kostümen geführt wurden. Der Katafalk übte eine große Wirkung aus. Der Sarkophag war aus Porphyrr und stand drei Stufen hoch über der Fläche des Wagens. Auf dem Deckel war in Skulptur ein Lager ausgehauen, auf dem Voltaire wie schlummernd lag. An seiner Seite eine zerbrochene Lyra und hinter dem Kopfende der Genius der Unsterblichkeit, der einen Kranz von Sternen über seinem Haupte hielt. Vier Bühnenmasken zierten die Ecken des Wagens und vier Genien, die in trauernder Stellung gesenkte Fackeln hielten, schmückten die Seiten. Die Inschrift auf der Vorderseite des Sarkophags lautete: *Er rächte Callas, La Barre, Sirven und Montbailli. Als Dichter, Denker, Historiker gab er dem menschlichen Geiste einen gewaltigen Aufschwung. Er hat uns vorbereitet, frei zu werden.* Wahre und gewichtige Worte.

Etwas sophistischer war die Verwendung zweier Verse Voltaires auf den Seiten des Sarkophags. Auf der einen Seite las man:

Si l'homme est créé libre, il doit se gouverner.

Auf der anderen:

Si l'homme a des tyrans, il doit les détrôner.

Die Verse leiten Voltaires Gedicht über den Neid ein, und die Tyrannen, von denen er spricht, sind nicht Frankreichs Könige, sondern die Laster des Menschen. Wie der nächste Vers sagt:

On ne le sait que trop, nos tyrans sont nos vices.

Das ist ein Beispiel von vielen, daß man während der Revolution versuchte, die Ansichten Voltaires in genaue Übereinstimmung mit dem zu bringen, was die Leidenschaft des Augenblicks verlangte.

Hinter dem Wagen ging die Deputation der Nationalversammlung, darauf kamen die Vertreter der Departements, das oberste Gericht, die Richter der Pariser Gerichte, der Magistrat mit dem Bürgermeister an der Spitze. Ein Bataillon Veteranen beschloß den Zug, den eine Eskadron Kavallerie gegen die Menschenmasse schützte.

IV

Der Zug ging längs des Boulevards zur Oper. Voltaires Büste war an der Außenseite des Gebäudes angebracht worden. Drei Medaillen, die von Blumengirlanden umgeben waren, trugen als Inschrift die Namen seiner drei Operntexte *Pandore*, *Le Temple de la Gloire*, *Samson*. Am Eingang warteten die Sänger und Sängerinnen der Oper. Sie sangen eine Hymne ihm zu Ehren. Der Sänger Chéron trat mit einem Lorbeerkranz in der Hand hervor, und die Sängerin Madame Ponteuil küßte die Statue in einem Anfall von Begeisterung, die von den übrigen Künstlern und der Volksmenge geteilt wurde.

Der Zug ging weiter nach der Place de Louis Quinze und den Tuileries. Alle Fenster im Schloß standen offen und waren vom Hofstaat des Königs und der Dienerschaft besetzt, mit Ausnahme eines einzigen Fensters, dessen Vorhänge niedergelassen waren. Hinter diesem Fenster saßen der König und die Königin, die mit Gewalt von ihrer Flucht zurückgebracht worden waren und die erschrecken, diese Ehrung, die sie selbst niemals erfahren hatten, für einen einfachen Bürger zu sehen, den Frankreichs Könige mit aller Macht hatten niederdrücken wollen. Der Gegensatz war tatsächlich groß zwischen dem so spät anerkannten Königtum des Genies, das, von einem Verstorbenen vertreten, sich über alle diese Scharen erstreckte, und den beiden gekrönten Personifikationen des tatsächlich gestürzten Königtums, das äußerlich noch lebenskräftig schien, aber wie der Schatten einer vergangenen Macht hinter heruntergelassenen Jalousien zusammenkroch.

Villette, der nicht müde geworden war, sich als Verwandter Voltaires geltend zu machen und der gern daran erinnerte, daß er der Besitzer

seines Herzens war, hatte an seinem Haus, dem letzten Wohnhaus Voltaires, die Inschrift angebracht:

Son esprit est partout, et son cœur est ici.

Eine Frau aus dem Volke, die diese Worte nicht so verstand, wie sie gemeint waren, und nicht an das Herz in anatomischer Hinsicht dachte, erklärte die Inschrift folgendermaßen: Eh, son cœur, c'est Madame de Villette.

Gegenüber dem Hause war ein großes Amphitheater aufgeführt, das von schönen Frauen und jungen weißgekleideten Mädchen mit Rosenkränzen auf dem Kopfe, blauen Schärpen und Bürgerkronen in der Hand besetzt war. Sobald man den Wagen gewahrte, streuten sie Blumen. Als Houdons meisterhafte Statue vor dem Amphitheater angekommen und unter einer Kuppel von Laubwerk angebracht war, machte man Halt.

Madame de Villette kam aus dem Haus und wurde zu der Bildsäule ihres Adoptivvaters getragen. Mit Tränen in den Augen und kindlicher Liebe in den Zügen beugte sie sich fromm hernieder und küßte einen Augenblick die Statue, während die ungeheuren Massen in Beifallsrufe ausbrachen. Dann hob sie ihre kleine Tochter zu Voltaire hinauf, was nach dem Sprachgebrauch jener Zeit sagen wollte, daß sie das Kind der Vernunft und der Freiheit weihte.

Der Trauermarsch verklang und ein Triumphgesang wurde angestimmt, den Gossec zum Text von Marie Joseph Chénier komponiert hatte. Ein Orchester von antiken Instrumenten, die nach denen konstruiert waren, die auf der Trajanssäule abgebildet sind, führte die Begleitung aus.

Reine de Villette mit ihrer Tochter und den beiden Fräulein Calas nahmen vor dem Katafalk Platz. Eine Gruppe junger Frauen bildeten ihr Gefolge.

V

Vor dem alten Théâtre Français, wo Voltaires erste Tragödien gespielt worden waren, wurde wieder Halt gemacht. Die Vorderseite war mit einer großen Malerei bedeckt, Voltaires Büste darstellend, wie sie von zwei Genien, einem auf jeder Seite, mit Eichenblättern bekränzt wurde. Die Inschrift lautete:

Mit 17 Jahren schrieb er *Oedipe*.

Dann kam man zum Odéon-Theater. An den Säulen hingen Girlanden. Zweiunddreißig Medaillons trugen die Namen der besten Werke Voltaires. Auf dem Giebel stand folgende Inschrift:

Mit 84 Jahren schrieb er *Irène*.

Die Sänger der Oper, die sich hier versammelt hatten, sangen den Freiheitschor aus *Samson*, jene schöne Strophe:

Peuple, éveille-toi, romps tes fers,
La liberté t'appelle.
Peuple fier, tu naquis pour elle,
Peuple, éveille-toi, romps tes fers!

Vor fünfundvierzig Jahren, als Voltaire in die Akademie aufgenommen wurde, hatte der Dichter Roi, einer der von ihm überstrahlten Mitbewerber, eine Satire gegen ihn herausgegeben, die *Triomphe poétique* hieß. Voltaire sitzt darin in einem lächerlichen Karren. Sein groteskes Gefolge kommt von der Bastille her. Man hält vor dem Théâtre Français und stimmt an:

Badauds, battez des mains ici,
Place à Apollon, le voici!

Roi und die anderen Feinde, der Haß und der Neid waren nun begraben. Der Zug ging jetzt im Ernst von der Bastille aus, d. h., von der Stelle, wo die Bastille gestanden hatte.

Noch im Jahre 1771 hatte Le Franc de Pompignan eine Oper *Prométhée* gegen Voltaire geschrieben. Prometheus sollte Voltaire sein, und seine Mutter Thetis warf ihm seinen verbrecherischen Kampf gegen die Götter und die Gesetze vor:

Tes arts ont pris la place et des lois et des dieux.

Nun bekränzten die Künstler und Bürger von Paris seine Statue, als Sinnbild auf ihn selbst, der sich stärker als veraltete Gesetze und als gestürzte Götter erwiesen hatte.

Die Revolution führte durch, was Voltaire gefordert hatte, führte Reformen gegen die Mißbräuche und die Ungerechtigkeiten bei der Staatsverwaltung durch, Reformen im Regierungssystem, in der Justiz, im Finanzwesen, in der Kirche.

Die französische Geistlichkeit lebt heutzutage seit mehr als einem Jahrhundert unter den Gesetzen, von denen Voltaire träumte, hat sich ruhig in die Abschaffung der geistlichen Rechtsprechung, in die bürgerliche Ehe, in politische und bürgerliche Gleichheit, besonders in die Aufhebung der Ausnahmestellung der Priester bei der Steuererhebung gefunden. Nicht weniger hat Voltaire den trägen Adligen seiner Vorrechte beraubt und den Adel der Arbeit und des Ackerbaus gehoben.

Die Forderung einer Republik stellte er nicht und er hätte sich gern in eine starke und tüchtige Aristokratie, wie die englische, gefunden. Die englische Monarchie war überhaupt im großen und ganzen sein politisches Ideal. Ein Mißverständnis war es, wenn man im März 1792 nach der Aufführung von *La mort de César* im Théâtre Français die rote Mütze auf den Kopf seiner Büste setzte.

Villette war im Geiste Voltaires gegen die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten und würde seinen Mut mit dem Kopfe bezahlt haben, wenn er nicht noch im selben Jahre an der Abzehrung gestorben wäre.

Die Marquise von Villette wurde im Alter von 36 Jahren Witwe. In ihrem Hause, für welches während der Revolution tiefer Respekt herrschte, da Voltaire dort verschieden war, verbarg sie mehr als einen zum Tode verurteilten Priester, so daß der große Duldsame nach seinem Tode noch manchem Priester das Leben rettete. In nicht wenigen der melodramatischen Feste der Revolution mußte sie mitwirken. Noch im Jahre 1819 wurde sie Patronin einer Freimaurerloge, die keinen anderen Namen als „Belle et bonne“ führen wollte.

Nach ihrem Tode gingen Voltaires Reliquien auf ihren Sohn über, der kinderlos starb und einen Bischof zum Universalerben machte. Bücher, Porträts, Büsten, das Herz in dem silbervergoldeten Schrein, alles kam auf die Auktion. Das Herz fiel 1864 der nationalen Bibliothek zu.

VI

Eines nachts im Monat Mai 1814 wurden Voltaires Knochen aus dem Bleisarg im Pantheon herausgenommen und von einer Schar junger reaktionärer Fanatiker, deren Führer der Direktor der Münze, Herr de Puymorin war, in einen Sack geworfen. Der Sack wurde in eine Droschke gebracht, die hinter der Kirche bereit stand. In der Dunkelheit der Nacht fuhr man auf öden Wegen zur Barrière de la Gare, wo sich ein ausgedehnter Abladeplatz befand. Andere Mitglieder der Bande, die dort warteten, hatten bereits ein tiefes Loch gegraben, in dem diese Überreste spurlos verschwanden.

Vergehen und verschwinden konnte nicht sein Geist, der leicht und kostbar wie Platin war, nicht sein Gefühl, reines Gold, nicht seine Kraft zum Handeln, die Stahl war, lauter unvergängliche Stoffe.

Es gibt eine wunderliche kleine Erdkugel, deren hochbegabte Bevölkerung sich unter anderem dadurch auszeichnet, daß sie gleich gedankenlos im Tadeln wie im Loben ist; in ihrem Pereat! und in ihrem Vivat!

Ihren Weisen hat sie Gift gegeben, ihre Erlöser hat sie gehängt, ihre Helden und Denker hat sie verbrannt, ihre Befreier hat sie gefesselt, wieder befreit, ausgenützt, hat ihnen zugejubelt, wenn sie tot waren und sie danach gern in einem Loch versteckt, wie man Unrat oder einen Schatz versteckt.

Der Riese vom Sirius entdeckte diese kleine Erde im Weltall und fand sie von einer Schar, seiner Auffassung nach, lächerlich kleiner Wesen bewohnt, die zum größten Teil damit beschäftigt waren, anderen das Leben sauer zu machen, sich gegenseitig zu vernichten und auszurotten. Er verkannte nicht ihre vielen liebenswürdigen und wert-

vollen Eigenschaften. Er sah, wie sie einander hin und wieder zu Hilfe kamen.

Aber er wunderte sich über ihren ausgeprägten Hang, ihre führenden Persönlichkeiten falsch zu verstehen, zu mißhandeln und zu preisen. Diejenigen, die diese Kleinwesen aus dem Schlamm der Dummheit zogen, in den sie sich nicht selten verirrt hatten, ertränkten sie am liebsten in dem Schlamm, worauf sie denselben Persönlichkeiten Statuen errichteten, die in der alten Zeit aus Holz oder Kalkstein bestanden, später aus Gold und Elfenbein, schließlich aus Marmor oder Bronze. Wenn das geschehen war, warfen sie gern alle möglichen Arten Unrat auf diese Bildsäulen, um sie darauf wieder zu reinigen, noch einmal zu schänden, und um sie nach Verlauf langer Zeit wieder mit der eigenen Form und Farbe der Gestalten hervortreten zu lassen.

Ende des zweiten Bandes

OUVERTURE Seite 5

Voltaire, Cicero und Aretino. — Voltaire faßt eine Nation, einen Weltteil, ein Jahrhundert zusammen; Lessing, Byron, Oehlenschläger über Voltaire. — Voltaire rechtlos, anonym, sein Geist allumspannend. — Frankreichs Rechtszustand barbarisch. — Zeus und Scapin. Voltaire's Werk ein Orchester. — Voltaire und die Naturwissenschaft. Naturwissenschaftliche Betrachtung der Geschichte. — Voltaire als Dichter. — Voltaire und Luther. Voltaire und Faust.

KINDHEIT 23

Die Eltern. — Der Umgangskreis des Hauses. Zozo und Ninon. — Die damalige Architektur. Paris und Versailles. — Pariser Leben. — Die Jesuitenschule. — Die Lehrer. — Schulbekanntschaften. Richelieu. — Die übrigen Bekanntschaften aus der Schulzeit. — Marquis de Maisons.

ERSTE JUGEND 49

Voltaire und die Jurisprudenz. — Das Verhältniß zum Vater. — Ludwig des Vierzehnten Alter. — Die Gesellschaft in Le Temple. — Jugendtorheiten. — Aufenthalt in Holland. Olympe Dunoyer. — Tätigkeit im Rechtsanwalts-Bureau. — Verbindung mit dem Theater. Abneigung gegen die Akademie. — Louis de Caumartin und sein Kreis. — Der Regent und seine Finanzreformen. John Law. — Voltaire und Law. — Der Großprior von Vendôme. — Der Regent und die Herzogin von Berri. — Voltaire, in der Bastille eingesperrt. — Suzanne de Livry. Genonville. — Erste Aufführung von *Oedipe*. — Voltaire's Geldverhältnisse. — Aufenthalt beim Herzog von Villars und dem Präsidenten von Bernières. — Aufenthalt bei Lord Bolingbroke auf La Source. — Lust zu diplomatischer Tätigkeit. Beau-

regards Überfall. — Reise mit der Marquise de Rupelmonde. — Das Gedicht *La Ligue*, später genannt *La Henriade*. — Jean Baptiste Rousseau. — Die Heirat Ludwigs des Fünfzehnten. — Der Herzog von Bourbon und Madame de Prie gestürzt. — Voltaire überfallen, verhaftet, verbannt.

ENGLAND 136

Ankunft. Empfang durch Bolingbroke. — Zutritt zu vornehmen und literarischen Kreisen. — Mittellosigkeit. Versuch, die Sprache zu beherrschen. — Versuch, den Chevalier von Rohan zu fordern. Die durch Thiériot und Madame de Bernières bereite Enttäuschung. — Bei Falkener in Wandsworth. — Vorstellung bei den beiden Höfen. — Bekanntschaft mit Englands Dichtern. — Newtons Tod. Englands Gelehrte. — Soziale Verhältnisse in England. — Beurteilung englischer Literatur. — Die englische Auffassung Shakespeares. — Voltaires Urteile über Shakespeare. — Bayle, Fontenelle und die englischen Freidenker. — Die Subskription auf die *Henriade*. — Die Briefe über England. Philosophie, Politik. — Englische Naturwissenschaft. — Angriffe auf Pascal. — Umgang mit Bekannten Karl des Zwölften. — *Die Geschichte Karls des Zwölften*. Voltaire und Nordberg. — Karl der Zwölfte, Moritz von Sachsen, Stanislaw, Schulenburg. Abschied von England.

HEIMATLICHE KÄMPFE 186

Das Wiedersehen mit Frankreich. Plagiatbeschuldigung. Verbot der Herausgabe. — Adrienne Lecouvreur. — Moritz von Sachsen. — Adrienne Lecouvreur und Graf d'Argental. — Adrienne Lecouvreaus letzte Lebenszeit und Tod. — Das Begräbnis wird ihr verweigert. Voltaires Elegie. — Voltaire bei Gräfin Fontaine-Martel. — *Zaire* in Frankreich, England, Italien und Deutschland. — Voltaire als Bühneninstruktor. — *Le Temple du Goût*. Bekanntschaft mit der Marquise du Châtelet. — Emilie du Châtelet. — Die Oper *Samson*. — Michel Linant. — *Adelaide du Guesclin*. — Richelieus Heirat. — Lettre de cachet und Flucht. — Das Lager bei Philippsburg. Richelieu. Voltaire reist nach Cirey.

LUDWIG XV. 243

Ludwig der Fünfzehnte und die französische Literatur. — Madame de Mailly. — Félicité de Nesles, Madame de Vintimille. — Madame de Vintimilles Schwangerschaft und Tod. — Das Zusammenleben des Königs mit Madame

de Mailly. — Madame de la Tournelle. — Ihr Widerstand gegenüber dem König. — Ihre Beförderung zur Herzogin von Chateauroux. — Voltaire und Friedrich der Große. — Friedrichs Begeisterung. — Erste Begegnung zwischen Voltaire und Friedrich. — Voltaire als Unterhändler bei Friedrich. — Voltaire in Berlin. — Voltaire in Bayreuth. — Friedrich und die Herzogin von Chateauroux. — Ludwig beim Heer. — Die Herzogin folgt ihm. — Ludwigs Krankheit. Die Herzogin wird verjagt. — Tod der Herzogin.

DIE MARQUISE VON CHÂTELET 285

Einrichtung Cireys als Aufenthaltsort. — Die schöne Emilie als Schülerin Maupertuis'. — Der Anlaß zu La Pucelle. — Voltaire und Jeanne d'Arc. — Die Absicht, die La Pucelle zugrunde liegt. — La Pucelle als Gefahr für den Dichter. — Vorzüge der Dichtung. — Madame du Châtelet, von Voltaire besungen. — Ihre Studien mit dem König. Ihre wissenschaftliche Begabung. Voltaires fortgesetzte Lobpreisung ihres Genies. — Die Tragödie *Alzire*. — Flucht wegen der Drucklegung des *Mondain*. — Aufenthalt in Holland. Madame du Châtelets Verzweiflung. — Voltaires *Elements de la philosophie de Newton*. — Desfontaines als Schmarotzer. — Desfontaines' Angriffe. — Desfontaines und Voltaire. — La Voltairomanie. — Madame du Châtelet, Herr du Châtelet und Desfontaines. — Desfontaines' Untergang. — Madame du Châtelet und Hypatia. — Das Problem von der Erhaltung der Kraft. — Preisausschreiben über das Wesen des Feuers. Voltaires Abhandlung. Die Abhandlung der Marquise. — Voltaire und die Naturwissenschaften. — Madame de Graffignys Briefe aus Cirey. — Ihre Ankunft, ihre Freude. — Widersinniger Argwohn gegen sie. — Madame du Châtelets Glück und Unglück. — Das Liebesverhältnis zwischen ihr und Voltaire wandelt sich in Freundschaft.

	Seite
WANDERLEBEN	5
<p>Emilie du Châtelets Prozeß. Sie wird Fürstin. — Ein vertraulicher Brief an Friedrich wird verteilt. <i>Mahomet</i> in Lille, <i>Mérope</i> in Paris. — <i>Die Prinzessin von Navarra</i>. Gentilhomme ordinaire du Roi. — Ode über die Schlacht bei Fontenoy. Briefwechsel mit dem Papst. — Kritik an <i>Mahomet</i>. — <i>Mahomet</i> in Paris aufgeführt. — Voltaire und Goethe. — Das Theater als Gegenkirche. — Madame d'Etoiles. — Verhältnis zwischen dem König und ihr. — Madame de Pompadours erstes Auftreten. — Ihre Talente, ihr Einfluß. — Madame de Pompadour und Voltaire. — Voltaire Mitglied der französischen Akademie. — Seine Antrittsrede. — Vauvenargues und Voltaire. — Voltaire und Emilie du Châtelet in Fontainebleau. Flucht von dort.</p>	
LUNEVILLE UND PARIS	58
<p>Ankunft beim König Stanislaw. — Fréron. — Emilie du Châtelet und Saint-Lambert. — Voltaire entdeckt ihre Beziehung. — Madame du Châtelets adlige Vorurteile. — Aufführung von <i>Semiramis</i>. Voltaire und Crébillon. — Der Marquis du Châtelet in Cirey. Tod der schönen Emilie. — Voltaire in Paris. — Friedrich erzwingt Voltaires Reise nach Potsdam.</p>	
PREUSSEN	82
<p>Friedrichs Tafelrunde. — Voltaires Prozeß gegen Hirschel. — Voltaire und Lessing. — Voltaire und Maupertuis. — Gefangenschaft in Frankfurt. — Versöhnung zwischen Friedrich und Voltaire. Roßbach. — Unwille Friedrichs. — Gegenseitige Beeinflussung bei Friedrich und Voltaire. Goethe über Voltaire.</p>	

JEAN JACQUES ROUSSEAU Seite 107

Rousseau, ein Bewunderer Voltaires. — Rousseau greift die Gesellschaft an. — Das Erdbeben in Lissabon. Einfluß auf die Lebensauffassung. — Verbot der Theatervorstellungen in Genf. — Voltaire und Rousseau als geniale Gegensätze. — Rousseau hetzt die Genfer gegen das Theater. — Die neue Heloïse, Emile, Gesellschaftsvertrag. — Verfolgungen Rousseaus. — Rousseaus Angeberei gegen Voltaire, dieser greift Rousseau an. — Komischer Skandal in Genf. — Rousseau in England. — Unversöhnliche Genies.

DIE SCHWEIZ 127

Voltaire im Elsaß. — Alle französischen Schriftsteller verleugnen ihre Werke. — Frankreich für Voltaire verschlossen. — Schweiz. Voltaire und Tronchin. — Les Délices. Guyot de Merville. — La Beaumelle. — D'Alembert und Fräulein de L'Espinasse. — Die Encyklopädie. — Madame de Pompadours Bekehrung. — Fräulein d'Aïssé und der Ritter von Aydie. — Voltaire und Admiral Byng. — *L'Orphelin de la Chine*. — Voltaire, eine Schenswürdigkeit der Schweiz. Madame d'Epinay. — Gibbon. — Casanova de Seingalt. — Madame Boccage. Voltaires vier Besitzungen.

SATIRISCHE DICHTUNG 167

Voltaire als Lyriker. — Voltaires ausgelassene *Facéties*. — Die kleinen Romane. — *Zadig*. — *Memnon*, *Bababec*, *Scarmentado*. — *Micromégas*, Abscheu vor dem Krieg. — Voltaire und Montesquieu. — Die Voraussetzungen für *Candide*. — Candides Laboremus. — *Candide*, ein Meisterwerk. — Le Franc de Pompignan. — Triumph des Witzes über Le Franc. — Le Franc im Gelächter ertränkt.

FERNEY 192

Die eilende Zeit. Der Sohn Villars, der Sohn der Marquise de Boufflers, der Enkel der Herzogin von Lauranguais. — Richelieus Besuch. Er holt sich einen Korb bei Madame Cramer. — Der Fürst von Ligne; Plagegeister. — Lyrik und Handlung im *Tancredè*. — Persönliches im *Tancredè*. Neues und Überliefertes in der Form. — Diderot über *Tancredè*. — Die Schauspielerin Mlle. Clairon in Ferney. — Bau der Kirche, der Papst schickt Reliquien.

GESCHICHTSSCHREIBUNG	Seite 206
<p>Voltaires historische Arbeitsweise. Er und Saint-Simon. — <i>Das Jahrhundert Ludwig XIV.</i> — Voltaires Weltgeschichte. — Voltaire und Bossuet. — Voltaire und Renan. — Voltaire und die Bibel. — Voltaire und die Juden. — Voltaire und Jesus. — Voltaire als Kulturhistoriker.</p>	
TOURNAY	228
<p>Le Brun empfiehlt Marie Corneille. — Die Wut der Heiligen über die Ankunft Marie Corneilles. — Fréron und Le Brun. — Voltaires kritische Ausgabe von Corneille. Corneille und die Spanier. — Verteidiger der Bewohner seiner Gegend gegen den Priester Ancian. — Prozeß gegen den Präsidenten de Brosses.</p>	
ANWALT DES RECHTS	242
<p>Phönix. — Der Selbstmord des Marc Antoine Calas. — David de Beaudrigues Eingreifen. — Marc Antoine wird als Märtyrer begraben. — Das Urteil erster Instanz. — Das Urteil des Parlaments in Toulouse. — Calas wird gerädert. — Das Urteil über die Mitangeklagten. — Voltaire und die Parlamente Frankreichs. — Voltaire gibt Jean Meslier heraus. — Voltaire untersucht den Fall Calas und nimmt sich seiner an. — Der Herzog von Choiseul; Voltaire und die Eingeborenen. — Voltaire ermutigt Madame Calas. — Voltaires Flugschriften im Interesse der Sache. — Die Abhandlung über die Toleranz. — Gefühllosigkeit und Grau- samkeit in Frankreich. — Aufhebung des Jesuitenordens. Der Conseil hebt das Urteil auf. — Freisprechung und Rehabilitierung Calas. — Kapaun und Poularde. Voltaire befreit Protestanten von der Galeere. — Geschichte der Familie Sirven. — Die Familie Sirven flüchtet, wird des Mordes beschuldigt. — Sirvens bei Voltaire. — Verhand- lungen mit dem Parlament in Toulouse. — Voltaire ver- schafft Sirven Beschützer.</p>	
DIE FLAMME ÜBER EUROPA	286
<p>Der befreite Chaumont. — Belleval verursacht den Prozeß gegen La Barre. — Das Gesetzwidrige im Prozeß. — Das Urteil über La Barre und d'Etallonde. — La Barres Hin- richtung. — Voltaires Plan nach Cleve zu flüchten. — Das Parlament greift Voltaire an. — Neuer Aufschub in der Sirven-Angelegenheit. — Christian VII. und Voltaire.</p>	

— Christian VII. in Paris. Struensees Prozeß, Eindruck auf Voltaire. — Noch einmal Calas und Sirven. — Sirven vor dem Parlament in Toulouse.

KATHARINA II. 316

Die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina in ihrem Verhältnis zu Voltaire. — Katharina und Peter III. — Ihre Ehe. — Palastrevolution und Ermordung. — Die Verbindung zwischen Katharina und Voltaire wird eingeleitet. — Voltaire und die russischen Morde. — Unwille gegen Voltaire wegen seiner Freundschaft mit Katharinas Genialität. — Widerstand gegen Katharina in der Schweiz. Gesetze des Mimos. — Voltaire erhofft Griechenlands Befreiung durch Katharina. — Katharina über Voltaire.

VORBOTEN DES ERDBEBENS 339

Madame de Pompadours Enttäuschung und Tod. — Jeanne Béqus wird Gräfin du Barry. — Der Herzog von Aiguillon und Madame du Barry. — Voltaires *L'homme aux quarante écus*. — *Histoire du Parlement de Paris*. — Der Justizmord an Martin. — Maupeou bewegt den König, die Parlamente aufzuheben. — Voltaire unterstützt diesen Staatsstreich. — Sirven wird freigesprochen. Prozeß Montbailli. — Der Prozeß Morangiès-Véron. — Der Freispruch Morangiès erschüttert das neue Parlament. — Beaumarchais und Voltaire. — Beaumarchais' Prozeß gegen den Grafen de la Blache. — Beaumarchais und Madame Goëzman. — Der Zensor Marin. — Beaumarchais' Niederlage und Triumph. — Friedrichs Huldigung vor Voltaire. Voltaires Kampf für die Leibeigenen. — Fall des Generals Lally. Voltaire tritt für ihn ein in *Fragments historiques sur l'Inde*. — Versuch einer Rehabilitierung für d'Etallonde. — Tod Ludwigs XV. Ludwig XVI. verabschiedet Maupeou, führt die alten Parlamente wieder ein. — Die französischen Advokaten lehnen es ab, d'Etallondes Fall zu übernehmen. — Rehabilitierung für Beaumarchais und endlich 1778 für Lally. — Memorandum über die vollständige Aufhebung der Leibeigenschaft. — Das Werk über die Gesetzgebung in Strafsachen. — Clément de Dijons Kriecherei vor Voltaire und Angriff gegen ihn.

ABSCHIED VON FERNEY 389

Voltaire bereitet die Revolution vor, bekämpft Marat. — Beliebtheit in der Kirche wie im Heer. — Voltaire als

Ackerbauer und Meier. — Voltaire als Industrieller. Uhrenfabrikation. Seidenspitzten. — Voltaire adoptiert Fräulein Reine de Varicourt und verheiratet sie. — Die Tragödie *Irène*. Die Hoffnung auf sie. — Vorbereitung der Aufführung von *Irène*. Le Kain versagt. — Turgot. Huldigung und Sturz. Entschluß, Paris wiederzusehen.

TRIUMPH UND TOD 402

Stationen auf der Reise. — Das Haus in der Rue de Baune. Hof und Kirche melden sich. — Strom der Besucher, Deputationen. — Madame du Deffand. Pigalles Statue. — Blutsturz. Zudringlichkeit der Priester. — Besserung. Verhältnis zu Versailles. — Schwäche. Huldigungsgedichte. Erstauflührung von *Irène*. — Genesung. Huldigung in der Akademie. — Paris bekränzt Voltaire. Sechste Vorstellung von *Irène*. — Schwanken zwischen Ferney und Paris. Voltaire kauft ein Haus in Paris. — Neue Lebenskraft. Huldigung in der Freimaurerloge. Louis-Philippe. — Besuch bei gleichaltrigen Freundinnen. — Predigt gegen Voltaire. Letzter Besuch in der Akademie. — Besuch in der Gesellschaft der Wissenschaften. Neue Huldigung im Theater. — Das geplante Wörterbuch. — Krankheit und Tod. — Madame du Deffand über Voltaires Tod. Haß der Geistlichkeit. — Unmöglichkeit, die Erlaubnis zur Beerdigung zu erlangen. — Unmöglichkeit, eine Messe für ihn lesen zu lassen. — Voltaires Schicksal. — Kehler Ausgabe seiner Werke. — Die Werke werden verfolgt, erst während der Restauration verbreitet.

APOTHEOSE 435

Vorschlag, die Leiche nach Paris zu überführen. — Der Zug auf dem Wege nach Paris. — Einzug in Paris. — Huldigung vor der Oper, dem Théâtre Français, dem Odéon. — Voltaires Überreste werden aus dem Pantheon geraubt. Die Menschheit.

INHALTSVERZEICHNIS 445

NAMENREGISTER 453

N A M E N R E G I S T E R

A

Abälard, Pierre (1079—1142) II 300.
 About, Edmond (1828—1885) II 116.
 Achard, Paul II 275.
 Aché, Dapcher, Graf d' II 373, 374.
 Acost, Bankier I 140.
 Adam, Lambert (1700—1759) II 36.
 —, Pater II 391.
 Addison, Joseph (1672—1719) I 153, 161, 162, 163, 165.
 Adhémar, Marquis d' II 78.
 Aguesseau, Henri d' (1668—1751) I 17, 219, 322.
 Aigueberre, Dumas d' I 223.
 Aiguillon, Emanuel, Herzog von (1720 bis 1782) I 254, 256, 280; II 343, 344, 349, 350, 379.
 Aissé, Mlle (1695—1733) I 189, 205, 206, 340; II 150—152.
 Alain, Rechtsanwalt I 61.
 Alarcón Y Mendoza, Juan de (gest. 1639) II 234, 235.
 Albaret, Graf d' II 204.
 Albon, Madame d' II 143.
 Alexander I (1777—1825) von Rußland II 79.
 — der Große (356—323 v. Chr.) I 6, 261; II 104, 296.
 Alexej (1690—1718) Sohn Peters des Großen I 262.
 Algarotti, Francesco (1712—1764) I 305, 332, 338; II 83, 84.
 Alligre, Maréchal d' I 103.
 Allainval, Soulas d' (1700—1753) I 91.
 Amelot, Jean Joseph I 261, 269, 271, 276; II 44, 46, 428.
 Ancian, Priester II 236, 237.
 Andreino I 160.
 Angervilliers, Madame d' II 26.
 Angivilliers, Graf von II 409.

Anna Iwanowna (1693—1740), Kaiserin von Rußland I 192.
 —, Königin von England (1665—1714) I 98, 156, 179.
 — von Österreich (1601—1666) von Frankreich I 46; II 310.
 Arc, Jeanne d' (1412—1431) I 109, 289 bis 294, 299, 302; II 60, 105, 227.
 Aremburg, Leopold Herzog von (1690 bis 1754) I 51; II 5.
 Aretino, Pietro (1492—1557) I 6.
 Argens, Jean Marquis d' (1704—1771) II 78, 82, 117, 272.
 Argenson, Marc René Marquis d' (1652 bis 1721) I 45, 71, 81.
 —, René Louis, Marquis d' (1694—1757) I 43, 45, 50, 71, 81, 212, 250, 268, 269; II 6, 10, 13, 14, 41, 128, 129, 149, 150, 254.
 —, Marc, Pierre, Graf d' (1696—1764) I 43, 45, 71, 81, 269; II 11, 149, 150, 207.
 Argental, Feriol Graf d' I 46, 89, 101, 134, 189, 195, 196, 206, 235, 268, 288, 289, 307, 317, 318, 320, 321, 335, 362, 365; II 10, 20, 68, 69, 74, 75, 77, 78, 85, 101, 141, 201, 252, 255, 261, 284, 297, 303, 310, 328, 358, 361, 366, 367, 381, 395, 401, 403, 411.
 Ariosto, Ludovico (1474—1533) I 19, 293, 302; II 161, 198, 215.
 Aristophanes (ca. 450—385) II 94.
 Aristoteles (384—322) I 49, 154, 261, 291; II 104.
 Arnould, Sophie (1744—1802) II 194, 422.
 Arouet, Armand, Voltaires Bruder I 24 bis 26, 92, 133, 321.
 —, François, Voltaires Vater, I 23—27 60, 61, 66, 78, 92.

Arouet, Helenus, Stammvater Voltaires I 23.
 —, Marie, Voltaires Mutter I 24—27, 31, 34, 38.
 Arpajon, Madame de I 77.
 Asselin, Abbé I 332.
 Atterbury, Francis (1662—1732) I 138.
 Audibert, Dominique II 251, 261.
 Audra, Abbé, Baron Saint-Juste II 313, 315.
 August II. der Starke von Sachsen (1670—1733) I 122, 124, 181, 182, 184, 188, 191.
 — III., König von Polen (1733—1763) I 237.
 Augustus (63 v. Chr. bis 14 n. Chr.) I 99.
 Aumont, Herzog von II 38.
 Auriac, Castanier d' II 257, 263.
 Auteroche, Graf d' I 194.
 Auvergne, Kardinal von, Abbé von Cluny I 44, 326.
 Aydie, Ritter von II 150—152.
 Ayen, Herzog von I 250.

B

Bachelier, Kammerdiener Ludwigs XV. I 244—246, 250; II 35.
 Bacon, Francis (1561—1626) I 175.
 Baculard, d'Arnaud (1718—1805) I 46; II 77—80, 86.
 Baggesen, Jens (1764—1826) II 23, 126, 388.
 Ballantyne, Archibald I 146.
 Balleroy, de I 283.
 Balzac, J. L. Guez de (1594—1654) I 35, 86.
 Baron, Michel (1653—1729) I 206.
 Barrois, Buchhändler II 8, 9.
 Barry, Guillaume du II 341.
 —, Jean, Graf du II 341.
 —, Jeanne Béqus, Gräfin du (1743 bis 1793) II 341—344, 350, 366, 378.
 Barthe, Nicolas II 398, 399.
 Baudy, Charlot II 239, 240.
 Bault, le II 252.
 Bayle, Pierre (1647—1706) I 104, 167, 168, 221; II 130, 321.
 Beaconsfield, Benjamin Disraeli, Lord (1804—1881) I 97.
 Beaudrigue, David de II 244, 246, 247, 250, 271.
 Beaujolais, Prinzessin von I 103.
 Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de (1732—1799) I 360—365, 367—370, 381, 382, 432—434, 438.
 Beaumont, Elie de II 257, 261, 263, 281, 283, 284, 304, 305, 307, 312, 315, 349, 381.

Beaune, Henri I 45.
 Beauregard, Abbé de II 423.
 —, Polizeiaгент I 80, 82, 101, 102.
 Beauveau, Charles Juste, Prinz von II 68, 313, 404, 416, 424.
 Beccaria, Marchese Cesare de (1738 bis 1794) I 12; II 297, 303, 352.
 Bedford, John of Lancaster, Herzog von (1389—1435) I 292.
 Beethoven, L. von (1770—1824) II 431.
 Bel, Abbé II 276, 277.
 Bellecour II 404.
 Belle-Isle, Charles Fouquet, Herzog von (1684—1761) I 248, 249, 252; II 32.
 —, Louis Fouquet, Graf von I 248, 249.
 Belleval, Dumaisniel de II 288, 289, 293.
 Bellman, Carl Michael (1740—1795) I 123; II 302.
 Benedikt XIV. (Prosper Lambertini) (1675—1758) II 14—16, 104, 205, 226.
 Bentinck, Charlotte Sophie, Gräfin de II 91.
 Béqus, Anne II 340.
 Bercsény, de, Graf II 67, 68.
 Berkeley, George (1685—1753) I 154.
 Bernard, de, Fräulein I 187, 188.
 Bernières, de, Präsident I 96, 334.
 —, Madame de I 93, 96, 99, 101, 120, 124, 125, 134, 135, 144, 145, 187, 328, 336; II 403.
 Bernis, François de, Kardinal II 27, 29, 56 101, 232, 233, 252, 259, 316, 339, 391, 392.
 Bernstorff, Andreas Peter (1735—1797) II 387.
 —, Johann Hartwig (1712—1772) I 249, 306; II 284, 387.
 Berri, Marie Louise, Herzogin von (1695 bis 1719) I 76—78, 85, 86, 120.
 Berthier, Pater, Guillaume (1704 bis 1784) II 168—171, 189.
 Bessières, de, Fräulein I 145.
 Biar I 33.
 Bignon, Abbé I 113, 329.
 Bismarck, Otto von (1815—1898) II 126.
 Björnson, Björnstjerne (1832—1910) II 126.
 Blache, de la, Graf II 362, 363, 365.
 Blain de Sainmore II 413.
 Blanc, Jean, Abbé le I 214; II 81.
 Blois, Françoise de Bourbon, Herzogin von I 75, 76.
 Bocage, Marie Anne du (1710—1802) II 163.
 Boccaccio, Giovanni (1313—1375) I 151, 303.

Boerhaave, Hermann (1668—1738)
I 345, 346.
Boileau-Despréaux, Nicolas (1636 bis
1711) I 16, 27, 28, 91, 150, 167, 221,
243, 313; II 6, 415.
Boindu, Abbé von Bragelongue I 114.
Boisgelin de Cucé, Raymond de (1732
bis 1804) II 143.
Boismont, Abbé Nicolas de (1715—1786)
II 143.
Boissy, Desprez de I 207.
—, Louis de (1694—1758) II 35.
Boleyn, Anne (1507—1536) I 255.
Bolingbroke, Henry St. John, Lord
(1678—1751) I 15, 44, 47, 97, 98, 99,
128, 136, 137, 140, 142, 143, 149,
150, 151, 164, 165, 179; II 147, 206.
Bond, Mr. I 318.
Bonnaval, Claude, Graf von (1675 bis
1747) I 115.
Borck I 363; II 306.
Börne, Ludwig (1786—1836) II 126.
Bossuet, Jacques Bénigne (1627—1704)
I 15, 106, 313; II 210, 212—214, 225.
Boucher, François (1703—1770) II 144.
Boufflers, Louis François, Herzog von
(1644—1711) I 43.
—, Marie Joseph, Herzog von (1706 bis
1747) I 43.
—, Marquise von I 240; II 9, 53, 54,
61—64, 66, 72, 74, 75, 193.
—, Stanislas, Chevalier de (1738—1815)
II 193, 194, 197.
—, Gräfin de II 115.
Bouillon, Charles Godefroi, Herzog von
I 281, 283.
—, Emanuel de la Tour, Herzog von
I 189.
—, Frédéric Maurice, Herzog von I 91.
—, Louise de Lorraine, Herzogin von
I 189, 190, 197—209.
—, Herzogin von, Nichte Mazarins I 189,
190.
—, Herzogin von, geb. Sobieska I 189.
Bouquet, Arzt II 436.
Bourbon, Louis, Herzog von I 91.
—, Louis Henri, Herzog von (1692 bis
1740) I 70, 71, 120, 121, 122, 127 bis
130, 132, 133, 203.
Bouret, Siméon, Abbé I 197—207.
Bourgogne, Marie Adélaïde, Herzogin
von I 43, 113.
Boze, Claude Gros de I 266.
Brahe, Tycho (1546—1601) I 16.
Brancas, Herzogin von I 253.
—, Louis de, Graf von Forcalquier I 222.
—, Villars, Louis Antoine de (1672 bis
1750) I 79.

Breteuil, Abbé de I 356.
—, François Victor le Tonnelier de I 102.
—, Louis (1730—1807) II 326.
—, Louis, Baron de I 82, 112.
Brienne, Etienne Charles de Loménie,
Kardinal von II 143.
Briffe, de la I 235, 236.
Brizard, Schauspieler II 416, 417.
Broglie, Victor (1718—1804) I 248.
Brosses, Charles de (1709—1777) II 87,
165, 237—242.
Brou, Madame de, Äbtissin von Willan-
court II 288, 292, 295.
Broutel II 291, 296, 380, 381.
Brummer, Großmarschall II 319.
Brumoy, Pierre (1688—1742) I 40.
Brunetière, Ferdinand (1849—1906) I 6.
Buckingham, George Villiers, Herzog
von (1628—1687) I 161.
Buffon, Georg Leclerc (1707—1788)
I 17, 158, 350; II 38, 81, 390.
Bülow, Graf, russischer Oberst II 334.
Burdet, Witwe II 236.
Burke, Edmund (1729—1797) I 158.
Bussy, Abbé von I 51, 53, 74, 316.
—, Madame de II 413.
—, Marquis de II 374.
—, Roger de Rabutin, Graf von (1618
bis 1693) I 35, 51, 53.
Butler, Samuel (1612—1680) I 159.
Byng, John (1704—1757) Admiral I 238;
II 153, 154, 183.
Byron, George Gordon, Lord (1788 bis
1824) I 7, 65, 302; II 116, 126.

C

Cadière, Mlle. I 235, 294, 295, 330.
Cadogan, Lord I 115.
Caffieri, Jean Jacques (1725—1792)
II 342.
Cagliostro, Guiseppe Balsamo, Graf von
(1743—1795) II 18.
Calandrini II 150.
Calas, Jean (1698—1762) II 61, 120,
141, 242—251, 253, 256, 263, 267,
269—271, 274, 286, 311, 330, 334,
421.
—, Madame II 242—244, 247, 248, 251,
260, 262, 264, 271, 311.
—, Marc Antoine II 243—246, 270,
271, 311.
—, Pierre und Donat II 242—244, 248,
251, 256, 261, 262, 271, 311, 394.
—, Töchter II 242, 247, 251, 263.
Calderón de la Barca, Pedro (1600 bis
1681) II 235.
Callot, Jacques (1592—1635) I 352.
Calmet, Dom II 75.

- Calvin, Jean (1509—1564) I 6, 301;
II 113, 117, 245, 252, 286.
- Camargo, Schwestern, Tänzerinnen
I 205.
- Campistron, Jean (1656—1723) I 330.
- Camus, Abbé le II 302.
- Camuset, Polizeikommissar I 204.
- Canillac, Abbé de II 14.
- Canning, Elisabeth II 262.
- Carey, Mary I 255.
- Carlos, Don, Infant von Spanien I 103.
- Carlsson, Vater und Sohn I 183.
- Carlyle, Thomas (1795—1881) I 262.
- Carmontelle, Louis Carrogis (1717 bis
1806) II 271.
- Caroline Mathilde von Dänemark (1751
bis 1775) II 310.
- Wilhelmine von England (1683 bis
1737) I 147, 148, 171, 174.
- Carteret, John, Lord Granville (1690
bis 1763) I 170, 171.
- Cartesius siehe Descartes.
- Carton, Marie, Sängerin I 199.
- Casanova de Seingalt (1725—1798)
II 161—163, 250.
- Cäsar, Cajus Julius (101—44 v. Chr.)
I 261.
- Cassen, Pierre, Advokat II 404.
- Castellux, Chevalier de II 143, 399, 424.
- Castro Y Bellvis, Guillén de (1569 bis
1631) II 234, 235.
- Caumartin, Bischof von Blois I 31, 51,
131.
- , Louis Urbain Lefèvre de, Marquis
von Saint-Ange I 31, 66, 81, 107.
- Cavalier, Jean (1680—1740) I 56.
- Caylus, Graf de (1692—1765) I 221;
II 141.
- Cazeing II 243, 244.
- Céran, Sekretär Voltaires I 228.
- Cerceau, Pater du I 37.
- Chalotais, de la II 343.
- Chambrier, Baron de I 276.
- Chamfort, Nicolas (1741—1794) II 308.
- Champonin, Madame de I 321, 354
bis 356.
- Champmeslé, la I 189, 207.
- Chapelain, Jean (1595—1674) I 161,
289, 290, 291, 293; II 162.
- Chappuis II 115.
- Chardon, Advokat II 304, 312.
- Charles-Edward (1720—1788), Thron-
prätendent I 238; II 41.
- Charlier, Advokat II 247.
- Charlotte-Louise von Hessen-Darmstadt
II 163.
- Charolais, Prinzessin von I 121, 246
bis 248, 252.
- Charolais, Graf von I 237.
- Chartres, Herzog von II 369.
- , Herzogin von I 279.
- Chasot, Ritter von II 83.
- Chateaubriand, François René (1768
bis 1848) II 116.
- Châteauneuf, Abbé von I 27—30,
38, 51.
- , Marquis von I 27, 55, 56, 61.
- Châteauroux, Marie Anne de Mailly-
Nesle, Herzogin von (1714—1744)
I 240, 253—260, 261, 266, 267, 269,
273, 275—284; II 11, 26, 27, 37, 103,
343.
- Châtelet, Marc Antoine du, Marquis de
Trichâteau II 5.
- , Florent Claude Lomont, Marquis du
I 223, 316, 317, 321, 332, 337 bis
339, 347, 359; II 67, 68, 71, 72,
75, 76.
- , Emilie Marquise du (1706—1749)
I 19, 44, 45, 57, 142, 151, 222—224,
229, 232, 236, 240, 241, 250, 264, 267
bis 270, 275, 285 bis 289, 296, 302
bis 313, 315—325, 335, 336, 338,
340, 347—349, 353—367; II 5, 6, 8,
10, 14, 50—54, 61—68, 70—77, 80,
83, 84, 90, 92, 144, 145, 152, 179,
208, 211, 326.
- Chaucer, Geoffrey (ca. 1340—1400)
I 164.
- Chaulieu, Guillaume, Abbé von (1639
bis 1720) I 28, 50, 51, 52, 53, 67, 74,
89, 219.
- Chaulnes, Ferdinand d'Ailly, Herzog von
(1714—1769) II 30, 363.
- Chaumeix, Abraham II 330.
- Chaumont, Claude II 275, 286.
- Chaussée, Pierre la, Nivelle de (1701
bis 1774) I 243; II 35.
- Chauvelin, Germain Louis de (1685 bis
1762) I 245, 317.
- , Bernard, Marquis de (1716—1773)
II 162.
- , Madame de II 386.
- Chenier, André (1762—1794) II 390.
- Chénier, Marie Joseph (1764—1811)
I 112; II 23, 420.
- Cherbury, Herbert, Lord I 168.
- Chéron, Sängers II 439.
- Chesnon, Advokat II 357.
- Chesterfield, Philip Dormer Stanhope,
Lord (1694—1773) I 140, 181; II 209,
232.
- Chetwood I 141.
- Chevreuse, Herzogin von II 26, 28.
- , Pequigny, Herzog von II 28.
- Chirac, Richter II 246.

Choiseul, Etienne, Herzog von (1719 bis 1785) I 261; II 121, 165, 205, 219, 232, 255, 257—260, 263, 264, 275, 304, 312, 339, 341—344.
 —, Herzogin von II 258—260, 331, 394.
 Christian VII. von Dänemark (1749 bis 1808) II 284, 306—311.
 Cibber, Colley (1671—1757) I 141, 214.
 Cicero, Marcus Tullius (106—43 v. Chr.) I 5, 41, 261, 313, 367; II 265, 320.
 Cideville I 45, 47, 48, 188, 227, 228, 233, 267, 310, 330; II 12, 19.
 Clairaut, Alexis Claude (1713—1765) I 243, 287, 288, 305, 309, 332, 338, 344; II 84.
 Clairon, Claire L  ris (1723—1803) I 205, 206; II 200, 203, 204, 272, 326.
 Clarke, Samuel (1675—1729) I 156, 170, 176, 313.
 Claudion, Claude Michel (1738—1814) II 431.
 Clayton, Mrs. I 148.
 Clemens VII. (gest. 1534) II 385.
 — XIII. (Carlo Rezzonico) (1693—1769) II 226.
 — XIV. (1705—1774) II 391, 392.
 Clément, Jacques II 18.
 Clement, Jean Bernard (de Dijon) I 325; II 386, 387.
 Clermont, Graf von I 199, 203, 213, 237, 259, 281; II 232.
 Cocchiuss, Madame II 139.
 Cocigny, Marie François de (1670 bis 1759) II 39.
 Colbert, Jean Baptiste (1619—1683) I 11, 69, 73; II 207, 209.
 Colding, Ludwig (1815—1888) I 344.
 Colletet, Guillaume (1598—1659) I 91.
 Collins, John Anthony (1676—1729) I 169.
 Condé, Louis II. de Bourbon, Prinz von (1621—1686) I 77, 213; II 51, 209.
 —, Louis Joseph de Bourbon, Prinz von II 420.
 —, Kommandant der Bastille I 133 bis 135.
 Condorcet, Antoine Nicolas, Marquis de (1743—1794) I 8, 211, 346; II 149, 370, 380, 389 bis 391, 425.
 Conduit, Mr. und Mrs. I 156, 157.
 Congreve, William (1670—1729) I 149, 153.
 Conti, Louis Armand, Prinz von I 74, 131.
 —, Louis François, Prinz von (1717 bis 1776) I 237; II 32, 115, 369.
 —, Prinzessin von I 249; II 32.

Corneille, Pierre (1606—1684) I 16, 22, 27, 89, 91, 162, 163, 188, 190, 214; II 20, 24, 47, 69, 126, 131, 134, 228 bis 230, 232—235, 273, 405, 412.
 —, Jean François II 228—231.
 —, Marie II 229—232, 406.
 Cortez, Hernando (1485—1547) I 313.
 Courcillon, Marquis von I 64.
 Courier de Méré, Paul Louis (1772-bis 1825) II 116, 371.
 Couvrigny, de, Jesuit I 206.
 Covelle, Robert II 123.
 Cowley, Abraham I 164.
 Coyer, Abbé I 197.
 Coypel, Antoine (1661—1722) I 190.
 Cramer, Gabriel II 184, 212, 236.
 —, Madame II 193, 195.
 —, Philibert II 184, 193, 195.
 Crébillon, Claude (1707—1777) I 243, 297.
 —, Prosper (1674—1762) I 114, 243, 267; II 25, 43, 69, 70, 77.
 Cr  quy, Graf I 348.
 Cromwell, Oliver (1599—1658) I 159.
 Croze, de II 236, 237.
 Cumberland, William Augustus, Herzog von (1721—1765) I 147, 239, II 41.
 Curzay, Marquise de I 123.
 Cyrano de Bergerac, Savinien (1619 bis 1655) II 175.

D

Dadiky I 169.
 D'Alembert, Jean le Rond (1717—1783) I 14, 17, 88, 243, 297, 343; II 23, 39, 59, 96, 108, 113, 116, 119, 120, 125, 126, 129, 130, 131, 136, 142 bis 147, 232, 233, 255, 260, 263, 297, 298, 299, 301, 314, 328, 330, 333, 349, 358, 360, 366, 380, 389, 406, 415, 420, 430.
 Damiens, Robert I 12; II 250, 253.
 Damilaville, Etienne (1721—1768) II 202, 254, 255, 256, 260, 271, 292, 298, 305, 311, 312, 345, 349, 373, 380.
 Danchet, Antoine I 113.
 Dancourt, Florent (1661—1725) II 35, 229.
 Dangeau, Philippe, Marquis de (1638 bis 1720) II 207.
 Daniel, Gabriel (1649—1728) II 207.
 Dante, Alighieri (1265—1321) I 300, 303; II 43.
 Daschkoff, Katharina Romanowna, Fürstin (1743—1810) II 324, 326.
 Daudet, Alphonse (1840—1897) II 183.
 Daumi  re, Cathérine II 248.
 Davenport, Mr. II 124.

Debarraux I 167.
 Deffand, Marie, Marquise du (1697 bis 1780) I 51, 134, 135, 140, 224, 227, 250, 321; II 26, 56, 76, 143, 151, 259, 330, 331, 355, 395, 406, 407, 408, 411, 421, 422, 427.
 Defoe, Daniel (1659—1731) I 159.
 Delacroix, Advokat II 315.
 — Eugène (1799—1863) II 182.
 Delaleu, Notar II 77.
 Delaunay de Staal I 321; II 50.
 Deille, Jacques, Abbé (1738—1813) II 424.
 Demosthenes (384—322 v. Chr.) I 41.
 Demoulin I 222, 323.
 Denham, John (1615—1669) I 150.
 Denis, Madame, Voltaire's Nichte I 26, 321, 322; II 6, 77, 80, 81, 98, 112, 128, 134, 158, 181, 193, 204, 230, 401, 403, 405, 416, 420, 431, 433.
 —, französischer Offizier I 26, 321; II 6.
 Dennis, John (1657—1734) I 164.
 Desbrunières, Polizist II 356—358.
 Descartes, René (1596—1650) I 17, 154—156, 168, 175, 176, 308, 322, 342, 343, 344; II 131.
 Deschauffours, Paul, I 126, 129.
 Desfontaines, Pierre Guyot, Abbé (1685 bis 1745) I 41, 96, 126, 127, 142, 211, 235, 323, 324—340, 357; II 8, 42, 55, 59, 83, 105, 136, 137.
 Desmares, Mlle I 75, 87.
 Desmarests, Leopold I 354, 358, 360.
 Desmoulins, Camille II 390, 435.
 —, hingerichteter Verbrecher II 250.
 Destouches, Philippe de (1680—1754) I 101, 172, 243; II 35.
 Devaux I 353, 359, 360.
 Diaz, Alphonse (gest. 1500) II 24.
 Diderot, Denis (1713—1784) I 13, 166, 239, 297; II 23, 39, 59, 96, 105, 108, 114, 130, 142, 145—147, 158, 159, 202, 246, 268, 293, 298, 299, 300, 330, 332, 333, 345.
 Didier I 125.
 Didot, Buchhändler II 8.
 Dirac, Marquis d'Argence de II 257.
 Dodington, George Bubb Lord Melcombe (1691—1762) I 138, 139, 149, 160.
 Drechsel, Hauslehrer II 91.
 Drews, Arthur (geb. 1865) I 167.
 Dreyfus, Alfred (geb. 1859) II 254, 272.
 Dryden, John (1631—1700) I 131, 142, 161.
 Dubois-Reymond, Emile (1818—1896) I 17, 346.

Dubois, Guillaume, Kardinal (1656 bis 1723) I 70, 101, 103.
 Duchesne, Verleger II 57.
 Duclos, Marie Anne (1670—1748) I 63, 64, 199.
 — Chemiker I 345.
 — Charles Pinot (1704—1772) II 158.
 Dufay I 347.
 —, Madame I 93.
 Dufresne, Schauspieler I 87, 199, 213, 214.
 Dufresny, Charles Rivière (1648—1724) II 35.
 Du Halde II 225.
 Dujardin, Edouard I 167.
 Dujarry, Abbé I 65.
 Dujonquai, François II 356—358.
 Dumaisniel de Saveuse, Pierre François II 289.
 Du Marsais, César (1676—1756) II 194.
 Dumesnil, Mlle II 10.
 Dumonceau II 340.
 Dunois, Jean (1403—1468) I 290, 291, 292, 302.
 Dunoyer, Olympe I 41, 56—61; II 136.
 —, Frau, Olympes Mutter I 55—61.
 —, Olympes Vater I 55—57.
 Dupin II 38.
 Dupuis, Polizeibeamter II 356.
 Dupuits, Gatte von Marie Corneille II 419.
 Duras, Herzog von II 34, 46, 308.
 Duse, Eleonora (geb. 1859) I 190.
 Duval de Leyrit II 373.
 — de Soicourt II 290, 291, 296, 381.
 Dyck, Anthonis van (1599—1641) II 378.

E

Ecluse, de l', II 188, 231.
 Elisabeth Charlotte von der Pfalz (1652 bis 1722) I 34, 68, 75, 86, 88.
 — Christine, Königin von Preußen II 82.
 — Iwanowna I 192.
 — Petrowna, Kaiserin von Rußland (1707—1762) II 13, 232, 316, 321, 322, 324, 412.
 —, Prinzessin, Tochter Ludwigs XV. II 5.
 Enville, Herzogin von II 195, 257, 263, 380.
 Eon de Beaumont, Chevalier d' (1728 bis 1810) II 321, 412.
 Epéron I 121.
 Epikur (341—270 v. Chr.) I 342.
 Epinay, Louise Tardieu d' (1726—1783) II 109, 111, 114, 157—159, 201.

Erasmus von Rotterdam (1467—1536)
I 19; II 126.
Esperandieu, d' II 276—278.
Espinass, Jean Pierre I 12; II 275.
Esslinger, Verleger II 140.
Estrées, Gabrielle d' (1570—1599) I 27,
226, 329.
—, Marschallin d' I 246.
Etallonde, Gaillard d', de Morival II 268,
288, 289, 291, 292, 293, 377, 379, 381.
Eugen, Prinz von Savoyen (1663—1736)
I 115, 174, 237, 241.
Euler, Leonhardt (1707—1783) I 17,
348.
Evreux, Graf von II 35.
Eymericus, Nicolas (ca. 1320—1399)
II 255.

F

Fabrice, Baron I 179—181.
Fagel, Franz (1659—1749) I 179.
Faguet, Emile (1847—1910) I 6, 44;
II 207, 266.
Falconnet, Etienne, Maurice (1716 bis
1791) II 36.
Falkener, Everard I 138, 146, 147, 152;
II 41.
Fancier, Fräulein II 418.
Fare, Charles Auguste, Marquis de la,
(1644—1712) I 51, 53, 92.
—, La, Bischof I 128.
Fargès, de II 240, 267.
Fariau de Saint-Ange II 412.
Fénélon, François de la Mothe (1651 bis
1715) I 106; II 47.
Ferdinand, Herzog, Regent von Kur-
land I 192.
Feriol, Madame de I 134, 195; II 151.
—, de II 151.
Ferrand & Arty, holländisches Handels-
haus I 318.
Ferroinière, la belle I 66.
Fessi, Jesuit II 237.
Fierville I 181.
Fiesc, Lozeran de I 348.
Fitger, Arthur (1840—1909) II 255.
Fitz-James, Bischof von Soissons I 281
bis 283.
—, Herzog von II 270.
Flaubert, Gustave (1821—1880) II 174.
Flavacourt, Madame de I 253—255,
258, 278, 284; II 31.
Fleury, André Hercule, Kardinal de
(1653—1743) I 101, 121, 122, 126,
127, 128, 129, 186, 205, 246, 248,
249, 253, 254, 257, 265, 321; II 207.
—, Claude (1640—1723) II 225.
—, Herzog von I 250.

Florian, Jean, Chevalier de (1755 bis
1794) II 204, 352.
—, Philippe Antoine, Marquis de II 361.
—, Madame de II 316.
Fontaine-Martel, Gräfin von I 212, 220,
221, 222, 227.
Fontenelle, Bernard (1657—1757) I 17,
35, 95, 114, 151, 167, 168, 176, 187,
213, 243, 329; II 10, 27, 28, 131, 175,
228, 238, 345.
Formont, de I 236.
Fouquet, Nicolas (1615—1680) I 67,
248, 249.
Fox, Charles James (1749—1806) I 164.
Fragonard, Jean Honoré (1732—1806)
II 35, 77.
Fraisie, Anne Julie II 263.
France, Anatole Thibault (geb. 1844)
II 116.
Francine, de I 113.
Franciscus von Assisi (1182—1229)
II 205.
Francueil II 158.
Franklin, Benjamin (1706—1790) I 8,
142; II 405, 425.
Franz I. von Frankreich (1494—1547)
I 10, 33, 66; II 253, 265.
Freret, Nicolas (1688—1749) II 131.
Fréron, Elie (1718—1776) I 84, 302,
325, 326; II 42, 54—61, 78—80,
86, 105, 126, 142, 171, 186, 195,
228, 230—232, 258, 272, 273, 311,
386, 406.
Freytag II 98.
Friederike Wilhelmine, Markgräfin von
Bayreuth I 273; II 97, 100—102, 131.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen
(1688—1740) I 101, 262, 275.
— II., der Große (1712—1786) I 8, 19,
54, 100, 101, 106, 107, 111, 142, 194,
209, 243, 244, 261—277, 286, 296,
298, 305, 310, 347, 362, 363; II 6, 7,
23, 24, 73, 76, 79—104, 110, 123,
125, 127, 128, 132, 139, 142, 147,
166, 173, 176, 177, 209, 232, 258,
268, 284, 298, 299, 301, 306, 317,
319, 323, 325, 329, 332, 333, 336,
338—340, 369, 377, 378, 380, 385,
401, 430, 432.
— Wilhelm, Herzog von Kurland I 192.
Fryxell, Anders (1795—1881) I 90.

G

Gagnier II 225.
Galaizière, de la II 53, 54.
Galantin, Madame II 238, 241.
Galiani, Fernando (1728—1787) II 144.

Galilei, Galileo (1564—1642) I 16; II 131.
 Gallet-Duplessis, Arzt II 280, 314.
 Garduch, Marquis de Belestat de II 313.
 Garrick, David (1717—1779) I 165; II 124, 135.
 Gaultier, Abbé II 404, 405, 409.
 Gaussin, Jeanne Cathérine (1711—1767) I 219, 220.
 Gautier, Théophile (1811—1872) II 167.
 Gay, Jean (1688—1732) I 138, 150, 153.
 Gédoyen, Nicolas (1667—1744) I 28, 29.
 Genlis, Stephanie Gräfin von, I 21.
 Genonville, Lefèvre de la Faluère de I 83, 84, 89; II 48, 173, 423.
 Geoffrin, Marie Thérèse (1699—1777) II 143, 144, 284.
 Geoffroy, Joseph I 203.
 Georg I. von England (1660—1727) I 98, 139, 140, 142, 170, 180.
 — II. von England (1683—1760) I 147, 148, 171, 181; II 124.
 Gervasi, Arzt I 47, 84, 137.
 Gesvres, Herzog von I 121, 126.
 Gibbon, Edward (1737—1796) II 159, 160.
 Gilbert, Kutscher II 358, 359.
 Gildon, Charles I 164.
 Girard, Abbé, Jesuit I 235, 294—296, 330.
 Girod II 239, 240.
 Gleichen, Karl, Baron von II 175.
 Gluck, Christoph (1714—1787) II 404, 405.
 Goethe, Johann Wolfgang (1749—1832) I 6, 16, 18, 21, 65, 66, 166, 261; II 11, 12, 21, 22, 105, 106, 116, 126, 235, 361.
 Goëzman, Louis II 361, 363—365, 367, 382.
 —, Madame II 361, 363—365.
 Goltz, Baron von II 433.
 Gondrin, Madame de I 78.
 Gordon, Herzog von II 232.
 Gorsse, Arzt II 243.
 Görtz, Georg Henrik, Baron von (1668 bis 1719) I 89, 90, 178—180.
 Gossec, François (1733—1829) II 440.
 Gouget, Abbé I 236.
 Gourné, Abbé I 339, 340.
 Gourville, Jean de (1623—1703) I 30.
 Gouvernet, Charles de la Tour du Pin I 85.
 Gozzi, Carlo (1722—1806) I 214, 215.
 Graffigny, Françoise de (1695—1758) I 285, 286, 352—361; II 50.
 —, Huguet I 352.

Grafton, Augustus, Herzog von (1735 bis 1811) II 263.
 Gramont, Herzog von I 248.
 —, Beatrice, Herzogin von I 261, 339, 341, 342, 344.
 Grandval, Schauspieler I 199.
 Gray, George I 162.
 Gresset, Louis (1709—1777) I 297; II 35.
 Grévin, Jacques (ca. 1540—1570) I 236.
 Grimm, Friedrich Melchior, Baron von (1723—1807) II 23, 59, 114, 144, 157—159, 271, 272, 284, 293, 333, 338, 380, 416, 434.
 Grundtvig, Nikolai Severin (1783 bis 1872) I 36.
 Guébriant, Marquis de I 223.
 Guenée, Abbé Antione (1717—1803) II 221.
 Guibaudet, Tänzer II 25.
 Guibert, de II 144, 145, 152.
 Guiche, Graf von I 78.
 Guise, Herzog von I 211, 233.
 —, Prinzessin von I 120, 233.
 Gustav III. von Schweden (1746—1792) I 274.
 Guyot de Merville I 61, 302; II 136, 137.
 Guys, Pierre Augustin II 413.
 Gyllembourg, Graf II 320.

H

Haller, Albert de (1708—1777) II 162, 390, 393.
 Haponcourt, d'Isembourg, Fräulein de, siehe Graffigny, Madame de.
 Harcourt, Herzog von II 195, 257.
 Hartmann, Eduard von (1842—1906) II 216.
 Hausset, Madame II 38.
 Hay, Charles, Lord I 194.
 Heiberg, Johann Ludwig (1791—1860) I 300.
 Heine, Heinrich (1799—1856) I 15; II 94, 95, 112, 126.
 Heinrich II. von Frankreich (1519 bis 1559) II 253.
 — III. von Frankreich (1551—1589) I 108; II 18.
 — IV. von Frankreich (1553—1610) I 26, 27, 33, 81, 106—110, 131, 170, 171, 226; II 18, 222, 253, 385, 435.
 — VIII. von England (1491—1547) I 255; II 385.
 —, Prinz, Bruder Friedrichs II. I 298; II 87, 90.
 Hellin, Bankier I 318.
 Helmholtz, Hermann (1821—1894) I 344.
 Helvetius, Claude Adrien (1715—1771) I 158; II 46, 108, 121, 184, 269.

Héméry, d' I 298.
Hénault, Charles (1685—1770) I 51, 99, 130, 233; II 10, 11, 26—28, 43, 147, 206, 207, 340, 406, 407.
Herault, René, Polizeimeister I 129, 133, 134, 203, 204, 219; II 8, 254.
Herder, Johann Gottfried (1744—1803) II 105, 116.
Herodot (ca. 484—425 v. Chr.) II 213.
Héron I 92.
Hérouville, Graf d' II 420.
Hertz, Eduard II 288, 289.
Hervey, Lord I 148.
Herwart, Barthélémy I 91.
Herzen, Alexander (1812—1870) II 317.
Hill, Aaron I 214.
Hirschel, Abraham und Sohn II 87—90, 240.
Hobbes, Thomas (1588—1679) II 162.
Högger, Baron I 90, 232.
Holbach, Paul, Baron (1723—1789) II 298, 333.
Holberg, Ludwig (1684—1754) I 51, 116, 326, 359; II 94, 113, 138.
Homberg, Wilhelm (1652—1715) I 345.
Homer I 19, 81, 107, 150, 161, 162, 170, 341; II 93, 215.
Horaz, Quintus H. Flaccus (64—8 v. Chr.) I 13, 19, 28, 41, 315.
Hornoy, Dompierre d' II 428, 429.
Houdetot, Elisabeth, Gräfin d' (1730 bis 1813) II 114, 387.
Houdon, Jean (1741—1828) I 15, 22; II 431, 433, 440.
Houlière, Marchand de II 429.
Howard, Henriette, Gräfin von Suffolk I 147.
Huber, Maler II 175.
Hughes I 153.
Hugo, Victor (1802—1885) I 9, 20, 32, 65, 143, 326; II 126, 167.
Hume, David (1711—1776) II 124, 125, 147, 390.
Huß, Johannes (1369—1415) II 190.
Huyghens, Christian (1629—1695) I 31.
Hypathia (370—415) I 341.

I

Ibsen, Henrik (1828—1906) II 9, 126.
Imbert, Barthélémy (1747—1790) II 413.
Ingres, Jean Auguste (1780—1867) II 392.
Iwan, Prinz II 328.

J

Jacquier, François II 10.
Jalabert, Advokat II 278, 280.
James II. (1633—1701) II 373.
James III. (1688—1766) I 98.

Jaucourt, Marquis de II 403.
Jeliotte, Pierre (1711—1782) II 25.
Johnson, Samuel (1709—1784) I 149, 164.
Joly de Fleury, Guillaume (1675—1756) II 295, 309.
—, Omer II 287, 295.
Jonson, Ben (1573—1637) II 126.
Jordan I 265, 267.
Jore, Verleger I 188, 211, 213, 235, 236, 323.
Joseph II. von Oesterreich (1741—1790) II 405.
Josephus, Flavius (37—95) II 216.
Josserand, Jean Baptiste II 345.
Joubert, Schneider II 134.
Jully, Madame de II 158.
Juvenal, Decimus (ca. 42 bis ca. 125) I 41; II 265.

K

Kahle, Martin, Professor II 179.
Kaiserling, de I 264.
Karl I. von England (1600—1649) II 378.
— VI., deutscher Kaiser I 237.
— VII., deutscher Kaiser (1697—1745) I 249, 276, 280.
— VII. von Frankreich (1403—1461) I 277, 289—291, 295, 302; II 60.
— X. von Frankreich (1757—1836) II 414, 419.
— XII. von Schweden (1682—1718) I 89, 90, 122, 178—182, 184, 191, 232; II 102.
Karl August, Herzog von Weimar (1757—1828) I 261.
Karl Friedrich, Herzog von Gottorp I 183.
Katharina I. von Rußland (1682—1727) II 316.
Katharina II. von Rußland (1729 bis 1796) I 19, 20, 32; II 142, 196, 284, 301, 310, 316—338, 394, 395, 398, 406, 416, 431, 433.
Katte, Hans Hermann von (1704—1730) I 262.
Keith, James Maréchal (1696—1758) II 84, 119, 123, 128.
Kendal, Herzogin von I 98.
Kepler, Johannes (1571—1630) I 16.
König, Samuel (1712—1757) I 304 bis 307, 309; II 92, 93, 179.
Königsmarck, Marie Aurora, Gräfin von (1670—1728) I 191, 192.
Kopernikus, Nicolaus (1473—1543) I 16; II 131.
Kowalewski, Sonja (1850—1891) I 308.

L

- La Barre, Jean François Lefebvre,
 Chevalier de (1747—1766) II 285,
 287—297, 301, 303, 304, 344, 350,
 352, 377, 380, 384, 432.
 La Beaumelle, Laurent de (1726—1773)
 I 62, 183, 302, 325, 326; II 105, 134,
 137—142, 273, 386.
 La Borde, Bankier II 232.
 La Bruyère, Jean de (1645—1696)
 I 10, 91, 106, 157; II 267.
 —, Gesandtschaftssekretär I 59.
 La Chassaigne, Fräulein II 417.
 La Châtre I 254.
 La Condamine, Charles de (1701—1774)
 I 287.
 — I 93.
 La Faye I 114.
 Lafayette, Marie Joseph, Marquis de
 (1757—1834) I 158.
 La Feuillade, Graf de I 102.
 Lafontaine, Jean de (1621—1695) I 16,
 91, 106, 167.
 La Fresnaye I 128.
 Lagrenée, Jean (1724—1805) II 144.
 La Harpe, Jean de (1739—1803) II 99,
 233, 305, 398, 399, 404, 410, 413, 433.
 Lally, Thomas de (1702—1766) II 296,
 372—377, 382.
 — Tollendal II 373, 376, 382.
 Lamarque, Wundarzt II 244.
 Lamartine, Alphonse de (1799—1869)
 I 19.
 Lambert, Verleger II 57.
 Lamet, Friseur II 341.
 La Mettrie, Julien de (1709—1751)
 II 83, 91, 92.
 Lamoignon, Guillaume de (1683—1772)
 II 257.
 La Morlière II 69.
 La Motraye I 181.
 La Motte-Houdart, Antoine de (1672 bis
 1721) I 65, 89, 113, 114, 127, 213,
 243, 327, 329; II 57.
 La Motte, Louis Orléans de II 287.
 Landes, Richter II 278, 281, 314.
 Langlois I 219.
 Languet, Priester I 205, 207.
 La Noue II 6, 7, 70.
 Lanson, Gustave I 164; II 225.
 La Pivardière II 386.
 Largillière, Nicolas (1656—1746) I 83;
 II 423.
 Larive, Schauspieler II 425.
 La Rochefoucauld, François, Herzog
 von (1613—1680) II 45, 46, 130.
 —, Louis, Herzog von I 281, 283.
 La Sablière, Marguerite de (1636—1693)
 I 91.
 Latour, de, Arzt II 244.
 —, Maurice Quentin de (1704—1788)
 I 223; II 144.
 Launay, Bernard, Marquis de I 134.
 Lauraguais, Herzogin von I 258, 279
 bis 282, 284; II 31, 194.
 —, Louis de Brancas, Graf von (1733
 bis 1824) II 194.
 Laurent, Witwe I 113.
 Lauzun, Antonin, Herzog von (1632
 bis 1723) I 43, 76.
 Laval, Schauspieler I 207.
 La Vallière, Herzog von I 78, 298;
 II 39, 149, 360.
 Lavayssse, Gaubert II 141, 243, 244,
 248, 251, 261, 271, 311.
 Lavoisier, Antoine (1743—1794) I 17,
 391.
 Lavoy, Schauspieler I 207.
 Law, John (1671—1729) I 69—72, 90;
 II 87.
 Lebel, Kammerdiener Ludwigs XV.
 I 278, 341.
 Le Blanc, Minister I 101, 102.
 Lebrun, Antoine Louis I 80.
 Le Brun, Charles (1619—1690) II 7.
 —, Ponce Eccouchard (1729—1807)
 II 229, 231, 406, 413.
 Lechauve, Advokat II 356.
 Le Comte I 114.
 Le Coq I 48.
 Lecouvreur, Adrienne (1692—1730) I 22,
 47, 64, 100, 130, 187, 189—211, 334;
 II 48.
 Lecuyer, Jean II 345.
 Ledet, Buchhändler I 318, 322.
 Legouvé, Ernest (1807—1903) I 189.
 Le Grand, Schauspieler I 190, 207.
 Leibniz, Gottfried (1646—1716) I 17,
 20, 150, 151, 170, 176, 304, 305, 308,
 343, 344; II 81, 92, 111, 179, 180,
 297.
 Lejay, Buchhändler II 363, 364.
 —, Pater Gabriel (1662—1734) I 38,
 43, 65.
 Le Kain, Henri Louis (1728—1778)
 II 19, 77—79, 133, 366, 367, 399,
 401, 403.
 Lemercier de la Rivière II 345.
 Lemoine, François (1688—1737) II 144.
 —, Pierre (geb. 1602) I 161.
 Lenclos, Ninon de (1616—1706) I 24
 bis 31, 254.
 Lenoir, Jean Charles II 428.
 Le Normant de Tournhem II 25—27.
 Leonardo da Vinci I 18.

Lepell, Molly I 148.
 Lepelletier-Desforts, Claude I 93, 187.
 Lespar I 78.
 L'Espinasse, Julie Jeanne de (1732 bis 1776) I 340, 142—145, 151, 301, 406.
 Lesseville, de I 26.
 Lessing, Gotthold (1729—1781) I 6, 151, 214, 219; II 9, 69, 89—91, 105, 254.
 Le Sueur, Eustache (1616—1655) II 7.
 Leszczynska, Maria (1703—1768) I 122 bis 128, 144, 184, 186, 259; II 27 bis 31, 38, 43, 50, 51, 53, 56, 70, 81, 149, 156, 272, 340.
 Levasseur, Therese II 109, 114, 118, 119, 122, 123.
 Levi, Salomon I 101.
 Ligne, Charles Joseph, Fürst von (1735—1814) I 32; II 196, 197, 325, 337.
 Lillo, George (1693—1739) I 159.
 Linant, Michel I 227—230.
 —, Fräulein I 229
 Linguet, Simon (1736—1794) II 296, 297.
 Livry, Marquis de I 123.
 —, Suzanne de, Marquise de Gouvernet I 82—85, 100; II 173, 423, 431.
 Lixin, Prinz von I 234.
 Locke, John (1632—1704) I 153 bis 155, 173, 176, 305; II 116, 119.
 Loir, Marie Anne I 224.
 Loménie de Brienne, Etienne (1727 bis 1794) II 314, 315.
 Longchamps, S. G. I 341; II 64, 65, 75.
 Lope de Vega Carpio, Felix (1562 bis 1635) I 163; II 234, 235.
 Lorry, Arzt II 411.
 Louis-Philippe (1773—1850) II 422.
 Louvain, Richier de II 90, 91.
 Louvois, Michel Le Tellier, Marquis de (1641—1691) II 207.
 Luc, Graf von I 115.
 Lucanus (39—65) II 235.
 Lucian (125—180) II 94.
 Ludwig, Dauphin (1729—1765) II 11, 31, 35, 148, 185, 190, 342.
 — II. von Bayern (1845—1886) I 261.
 — IX. der Heilige von Frankreich (1215—1270) I 108, 109, 301, 327; II 222.
 — XI. von Frankreich II 385.
 — XII. von Frankreich (1462—1515) II 222, 252, 385.
 — XIII. von Frankreich (1601—1643) I 31, 33, 64, 111; II 310.

Ludwig XIV. (1638—1715) I 16, 32, 33, 36, 50, 64, 67, 68, 74—77, 98, 102, 106—108, 111, 126, 158, 166, 174, 179, 206, 221, 243, 246, 256, 268, 289, 290, 355; II 6, 37, 43, 148, 206, 207, 210, 422.
 — XV. (1710—1774) I 6, 7, 22, 37, 69, 120, 121, 123, 126—129, 144, 174, 186, 195, 203, 238, 239, 240, 243—260, 269, 276—284, 289, 353; II 11, 13, 26—37, 39—43, 56, 69, 81, 101, 103, 109, 121, 122, 128, 132, 149, 190, 191, 219, 232, 253, 257, 263, 295, 302, 335, 343, 349, 350, 352, 362, 366, 367, 372, 377—379, 381.
 — XVI. (1754—1793) I 7, 22; II 372, 379—381, 386, 400, 408, 409, 412, 424, 436, 437, 439, 442.
 — XVIII. von Frankreich (1755 bis 1824) II 419.
 Lukretius (95—51 v. Chr.) I 105, 351; II 181, 265.
 Luther, Martin (1483—1546) I 6, 21, 301.
 Luxembourg, Madeleine Angelique, Herzogin von Boufflers II 9, 140.
 —, Christian Louis de Montmorency II 140.
 Luynes, Herzogin von II 27, 28, 31.
 —, Herzog von II 27, 28.
 —, Kardinal II 27, 28.
 Lyttleton, George, Lord (1709—1773) II 232.

M

Maçon, Robert le, Messire I 292.
 Maillefeu, Douville de II 289.
 Mailly, Louise de Nesle, Gräfin de (1710—1751) I 244, 245—256; II 26, 29.
 Maine, Louise, Herzogin von (1676 bis 1753) I 77, 85, 149, 223, 227, 313; II 50, 51, 168, 206.
 Maintenon, Françoise d'Aubigné, Marquise de (1635—1719) I 30, 50, 75, 80, 98; II 131, 141, 148, 346.
 Mairan, Jean Jacques de (1678—1771) I 305—307; II 144.
 Mairault II 42.
 Maisons, Jean René Longueil, Marquis de (1699—1731) I 46—47, 95, 211.
 Maistre, Joseph de (1753—1821) II 130, 222, 265, 266.
 Malesherbes, Chrétien (1721—1794) II 146, 231.
 Mallet du Pan, Jacques (1749—1800) II 389.

- Mangold, Wilhelm II 88.
 Manstein, Christoph von (1711 bis 1757) II 92.
 Marat, Jean Paul (1743—1793) II 390.
 Marchand, Vetter Voltaires I 269.
 Marche, Fyot de la I 45, 49.
 Margarete de Valois (1552—1615) II 385.
 Maria Theresia (1717—1780) I 249; II 135.
 Marie Antoinette von Frankreich (1755 bis 1793); II 412, 414, 419, 437, 438, 439.
 — Therese, Infantin von Spanien II 11, 13, 31.
 Mariette, Advokat II 261, 304, 311.
 Marigny, Marquis de II 409.
 Marin, François II 365—368.
 Marivaux, Pierre de (1688—1763) II 144.
 Marlborough, John, Churchill, Herzog von (1650—1722) I 15, 97, 179, 180.
 Marlbourough, Herzoginwitwe I 139, 179; II 206.
 Marmontel, Jean François (1723—1799), II 38, 46, 144, 208, 404, 419.
 Marthe, Abbé II 404.
 Martin, Justizopfer II 348, 349, 351.
 —, Maler I 286.
 Masson, Chevalier II 132.
 Mauconseil, de I 123.
 Maupeou, René de (1714—1792) II 283, 335, 343, 344, 350—353, 355, 367, 368, 376, 377—380, 382.
 Maupertuis, Pierre Louis Moreau de (1698—1759) I 158, 175, 235, 243, 287, 288, 289, 304—309, 332, 344, 345, 347, 349; II 27, 28, 81, 84, 92 bis 97, 139.
 Maurepas, Jean Frédéric (1701—1781) I 82, 92, 121, 126, 129, 186, 199, 223, 254, 259, 266, 276, 278, 283, 284; II 8, 36, 37, 380, 395, 408, 432.
 Maurice, Professor II 134.
 Mayer, Julius Robert von (1814—1878) I 344.
 Mazarin, Giulio (1602—1661) I 190; II 310.
 —, Madame de I 253, 255.
 Méhégan, Monsieur de II 138.
 Meillebois, Nicolai Désmarets, Marquis de (gest. 1721) II 207.
 Ménage, Madame II 195.
 Méré, Ferrand de II 49.
 —, Freidenker I 167.
 Meslier, Jean (1678—1733) II 254, 255.
 Mesnault I 167.
 Methuen, Lord II 206.
 Meulen, Adam François van der (1632 bis 1690) II 14.
 Meuse, Graf von I 251.
 Mézeraï, François de (1610—1683) II 372.
 Michel, Steuereinnnehmer II 7.
 Michelangelo (1475—1564) I 21; II 430.
 Mignard, Pierre (1610—1695) I 35.
 Mignot, Marguerite-Cathérine, Voltaires Schwester I 26, 92, 145, 321.
 —, Pierre François I 26.
 —, Abbé, Voltaires Neffe I 22; II 77, 260, 428, 429, 431.
 Milton, John (1608—1674) I 98, 159 bis 162, 300.
 —, Deborah (gest. 1727) I 159, 160, 170.
 Mimeure, Marquis von I 49, 95.
 —, Marquise von I 49, 50, 94, 95, 96.
 Mirabeau, Victor Riquetti, Marquis de (1715—1789) II 131.
 —, Honoré Gabriel (1749—1791) II 436.
 Mirepoix, Boyer, Bischof von I 260, 266, 267, 269, 270; II 28, 42, 173.
 Miromesnil (1723—1796) II 424.
 Mohamed (571—632) I 158; II 225.
 Moisel II 288, 289, 291, 293, 296.
 Molé, Madame II 406.
 Molière, Jean Baptiste Poquelin (1622 bis 1673) I 16, 22, 30, 35, 75, 86, 102, 153, 167, 194, 207, 243, 290, 313, 355, 359, 365; II 11, 12, 35, 42, 94, 114, 267.
 Monsieur, Bruder Ludwigs XIV. I 68, 76.
 Montaigne, Michel de (1533—1592) I 75; II 190.
 Montauron I 91.
 Montbailli, Justizopfer II 353—355.
 Montbrun Villafranche, Madame de I 63.
 Montespan, Françoise de Rochechouart, Marquise de (1641—1707) I 77, 121, 256; II 51.
 Montesquieu, Charles de Secondat, Baron von (1689—1755) I 158, 243, 297, 329; II 38, 43, 118, 172, 178, 253, 269, 320, 321.
 Montesson, Marquise de II 421.
 Montlosier, Graf de II 415.
 Monvel, Jacques Marie (1745—1812) II 414.
 Monyer II 244.
 Mora, Marquis de II 144.
 Morangiès, Jean de Molette, Graf von II 356—359.
 Moreau de la Rochette II 394.
 Moreau, Kupferstecher II 418.
 Morellet, Abbé André (1727—1819) II 187, 255, 258.
 Morgan, Lady Sidney II 426.

Moriceau, de la Motte II 129.
 Morin, Simon II 267.
 Moritz von Sachsen I 184, 191—195,
 197, 199—203, 208; II 43, 408.
 Morley, John I 13.
 Mortemart, Herzog von I 125, 128.
 Mortemer, Jeanne de I 292.
 Morville, Fleuriaude, Graf I 138.
 Motte, Louise de la, Mutter der Pom-
 padour II 25.
 Mouchy, Herzogin von I 75.
 Mouhy, Chevalier de I 324, 338.
 Moulton II 120.
 Mouret, Komponist I 232.
 Moussinot, Abbé I 62, 338.
 Mouval I 207.
 Musset, Alfred de (1810—1857) I 137;
 II 126, 196.

N

Nadal, Abbé I 214.
 Napoléon I. (1769—1821) I 6, 22, 52;
 II 21, 44, 79, 352, 434.
 Nassau, Gräfin II 150.
 Nattier, Jean Marc (1685—1766) I 223,
 253, 259.
 Néaulme, Jean II 127.
 Necker, Suzanne (1739—1794) II 125,
 126, 405.
 Needham I 350; II 345.
 Nemeitz, J. C. I 34.
 Nero (37—68) II 217.
 Nesle, Marquis de I 244.
 —, Marquise von I 44.
 Neufchâteau, François de II 273.
 Neuville, Gräfin von I 228.
 Newcastle, Thomas Pelham, Herzog
 von (1693—1768) I 138, 139.
 Newton, Isaac (1642—1727) I 16, 18,
 109, 117, 153, 154, 156, 157, 173,
 175, 176, 185, 287, 304, 305, 308,
 309, 313, 320, 322, 323, 333, 342,
 343, 345, 346, 349, 352; II 74, 82,
 83, 390.
 Nicod, Arzt II 371.
 Nicolaï, Marquis de II 257.
 Nicolaus V. (Pietro Rainalducci) Gegen-
 papst gegen Johann XXII. II 160.
 Nisard, Désiré (1806—1888) II 57, 140.
 Nivernois, Herzog von II 34, 39.
 Noailles, Gaston Louis de, Bischof I 294.
 —, Maurice, Herzog von (1678—1766)
 I 69, 113, 114, 277; II 32, 141, 207.
 —, Herzogin von I 43.
 Nonnotte, Claude François (1711—1793)
 I 302, 325, 326; II 226.
 Nordberg, Jöran A. I 181—183.

Normant, Charles Guillaume le, Sei-
 gneur d'Etioles II 26—28.

O

Oehlschläger, Adam (1779—1850)
 I 230, 232, 314; II 126, 157, 388.
 Oigny, d' II 413.
 Oldfield, Anne (1683—1730) I 153, 210.
 Oligny, Fräulein d' II 272.
 Olivet, Pierre Joseph d' (1682—1768)
 I 41, 243; II 232.
 Orléans, Louis, Herzog von I 122.
 —, Philippe, Herzog von, der Regent
 (1674—1723) I 32, 68, 70, 72, 75,
 77, 80, 81, 85, 86, 88, 91, 99, 120,
 126; II 140.
 Orloff, Gregor (1734—1783) II 324,
 325, 332.
 —, Alexis II 324, 325.
 Ormesson, d' II 294.
 Oudry, Jean Baptiste (1686—1755)
 II 36.
 Ovid, Publius Naso (43 v. Chr. bis
 16 n. Chr.) I 309, 315, 340; II 366, 412.
 Oxford, Robert Harley, Graf von
 (1661—1724) I 170.

P

Palissot, Charles (1730—1814) I 239;
 II 23, 58, 105, 117, 135, 258.
 Palissy, Bernard (1510—1590) I 18.
 Pallu I 186, 237.
 Palmerston, Lord II 232.
 Paludan-Müller, Friedrich (1809—1876)
 I 13; II 266.
 Panchaud, Bauer II 238.
 Pancoucke, Buchdrucker II 432.
 Paparel I 91.
 Parabère, Gräfin von I 75.
 Pâris, Diakon (1690—1727) I 25, 294.
 —, Gebrüder I 69, 70, 73, 269; II 33, 87.
 Paris-Duverney, Joseph (1684—1770)
 I 69, 70, 92, 120, 122, 125, 129, 130;
 II 40, 362, 363.
 Parnell, Thomas (1679—1718) I 159.
 Pascal, Blaise (1623—1662) I 39, 147,
 151, 152, 176—178; II 45, 47, 130,
 131, 170, 172, 390.
 Pasquier, Richter II 294, 297, 302, 375,
 382.
 Passionei, Kardinal II 205.
 Patjomkin, Gregor (1736—1791) II 332.
 Patkul, Johan Reinhold (1660—1707)
 I 184.
 Patu, Claude Pierre II 135.
 Paul I. von Rußland (1754—1801)
 II 301, 324.
 Paullou, Jesuit I 41.

- Paulus, jüdischer Religionsgründer (gest. 67) II 16, 217, 265.
 Pellegrin, Abbé I 329.
 Pelliot, Richter II 294.
 Péréfixe, Hardouin de Beaumont de (1605—1671) II 206.
 Perelle I 32.
 Pérès II 248.
 Périgny I 78.
 Périgord I 197, 198.
 Perrault, Charles (1628—1703) I 28.
 Pérusseau, Geistlicher I 281, 283.
 Peter I., der Große, von Rußland (1672 bis 1725) I 90, 180, 181, 184, 191, 262; II 102, 226, 316, 318, 325, 332.
 — III. von Rußland (1728—1762) II 318—326, 329.
 Peterborough, Charles Nordaunt, Lord (1658—1735) I 151; II 206.
 Petrarca (1304—1374) I 303.
 Peyronnet, Wundarzt II 244.
 Philipp V. von Spanien (1683—1746) I 44, 107.
 Philips, Ambrose (ca. 1675—1749) I 153.
 Picard, Abbé (1620—1682) I 175.
 Piccini, Nicolas (1728—1800) II 404.
 Pictet, Pierre II 318, 326—328.
 Pigalle, Jean (1714—1785) II 219, 220, 405.
 Pilotes I 175.
 Pinto II 220.
 Piron, Alexis (1689—1773) I 96, 187, 214, 243, 297; II 8, 42, 69, 302.
 Pitt, Andrew I 155, 169.
 Pizzaro, Francisco (1478—1541) I 313.
 Platen, August, Graf von Hallermund (1796—1835) II 95.
 Plato (429—347 v. Chr.) I 341; II 120.
 Plautus, Titus Maccius (ca. 250—184 v. Chr.) II 138.
 Plutarch (ca. 45 bis ca. 125) II 320.
 Podewils, Graf von I 269, 270.
 Poinsinet II 57, 58.
 — de Sivry II 58.
 Poisson, Vater der Pompadour II 25.
 Poitiers, Diane de, Herzogin von (1499 bis 1566) I 66.
 Polignac, Madame de I 44.
 —, Melchior de (1661—1742) I 128, 176.
 —, Yolande, Prinzessin de (1749—1793) II 403.
 Pompadour, Antoinette Poisson, Marquise de (1721—1764) I 243, 284, 298; II 13, 25—40, 42, 43, 56, 69, 70, 71, 101, 103, 132, 141, 148—149, 165, 205, 232, 257, 264, 339, 340, 341, 362, 397.
 Pompignan, Jacques Lefranc, Marquis de (1709—1784) II 105, 185—191, 441.
 Pons, Prinz von I 234.
 Pont-de-Veyle, Graf von I 46; II 19, 69, 191, 201.
 Ponteuil, Madame II 439.
 Pontoppidan, Henrik I 316.
 Pope, Alexander (1688—1744) I 7, 20, 138, 141, 149—152, 305; II 179, 180, 191, 390, 424.
 Popelinière, Madame de la II 28, 31.
 —, de la, Herr II 185.
 Porée, Charles (1675—1741) I 29, 37, 39—42.
 Porquet, Abbé I 353.
 Pram, C. H. II 157.
 Praslin, Gabriel de Choiseul, Herzog von (1712—1785) II 264, 395.
 Prault, Verleger I 229; II 6.
 Preuilly, Jeanne de I 292.
 Prévost, D'Exiles, Abbé (1697—1763) I 243, 338; II 184.
 Prie, Marquis de I 115.
 —, Marquise de (1698—1727) I 70, 72, 102, 120—130, 132, 203.
 Prior, Matthew (1664—1721) I 153.
 Prudhomme I 145.
 Pückler-Muskau, Hermann, Fürst von (1785—1871) II 196.
 Puget, du II 251.
 Puisieux, de I 244.
 —, Marquis von II 32.
 Puymorin, de II 442.
- Q**
- Quintilian, Marcus Fabius (1. Jahr hundert) I 41.
- R**
- Rabelais, François (gest. 1553) I 99, 174, 221; II 130.
 Racine, Jean (1639—1699) I 16, 20, 50, 89, 103, 162, 180, 189, 190, 197, 206, 243; II 6, 20, 24, 47, 69, 113, 126, 131, 209, 232, 233, 267, 387, 390, 412, 415.
 —, Louis (1692—1763) II 141.
 Rahbek, Kamma (1775—1829) I 353.
 Rameau, Jean Philippe (1683—1764) I 224—226; II 11, 41, 107.
 Rapin de Thoyras, Paul (1671—1725) II 207, 225.
 Ravailiac, François (1578—1610) II 18, 385.
 Raynal, Guillaume (1713—1796) II 144.
 Réaumur, René Antoine (1683—1757) I 17, 345, 347.

Rebecque, Prinzessin von II 258.
 Rehnschöld, Graf I 182, 184.
 Reimarus, Hermann Samuel (1694 bis 1768) II 254.
 Rembrandt (1606—1669) II 430.
 Renan, Ernest (1823—1892) II 94, 215 bis 217, 254.
 Reynolds, Joshua (1723—1792) I 164.
 Ribou, Buchhändler I 332.
 Riccoboni, Louis (1675—1753) I 214.
 Richelieu, Armand Jean du Plessis, Kardinal (1585—1642) I 33, 96, 101, 240; II 43.
 —, Herzog von (1696—1788) I 28, 43, 95, 96, 117, 120, 129, 187, 189, 223, 232, 233, 236—239, 244, 247, 252 bis 254, 256—258, 260, 266, 267, 276, 278—281, 283, 289, 293, 333, 353, 357, 362; II 10, 11, 28, 31, 34, 40, 41—43, 63, 75, 77, 78, 101, 107, 132, 141, 152—154, 195, 196, 256, 257, 262, 272, 335, 341, 342, 361, 373, 405, 406, 426.
 —, Marie, Herzogin von I 229, 353.
 Rieu, Fräulein II 150.
 Riom I 76, 77.
 Riquet de Bonrepos II 312, 314.
 Robertson, John Machinon (geb. 1856) I 167; II 216.
 Rochebrune, franz. Dichter I 28.
 Rochester, John, Graf von (1647—1680) I 131.
 Rochon I 348.
 Roederer, Pierre Louis, Graf de (1754 bis 1835) II 352.
 Rohan, Kardinal von I 121, 246.
 Rohan-Chabot, Ritter von I 130—134, 142, 143, 145, 203, 211, 334.
 Rohan, Louis de, Kardinal II 430.
 Roi, auch Roy, Pierre Charles (1683 bis 1764) I 86, 96; II 42, 441.
 Roland, de la Platière, Jean Marie (1734—1793) I 158.
 —, Madame (1754—1793) I 158.
 Rollin, Charles (1661—1741) II 207, 215.
 Romagnesi I 214, 222.
 Rosenacker, Frau I 191.
 Rosimond, Schauspieler I 207.
 Rothschild I 69.
 Rottembourg, Graf von I 270, 276.
 Roussay I 78.
 Rousseau, Jean Baptiste (1671—1741) I 41, 43, 65, 86, 89, 92, 101, 102, 112, 113—120, 187, 214, 221, 317, 325, 327, 330; II 105, 136, 137, 149, 167.

Rousseau, Jean Jacques (1712—1778) I 15, 57, 158, 310, 320, 353; II 24, 39, 45, 105—126, 133, 135, 156, 157, 269, 390, 419.
 Roussel de la Tour II 345.
 Rowe, Nicholas (1674—1718) I 153, 164.
 Roxas, auch Rojas, Agustin de II 234.
 Roy, le, Arzt II 313.
 Royou, Advokat II 59.
 Rupelmonde, Marie Marguerite, Gräfin von I 102—104, 118, 219.
 —, Maximilien de Recourt, Graf von I 103.
 Rymer, Thomas (1641—1713) I 164.

S

Sade, Abbé de I 304.
 Saint-Agnan, Bischof I 128.
 Sainte-Beuve, Charles Augustin (1804 bis 1869) I 203, 209; II 167, 208.
 Saint-Cyr, Abbé de II 190.
 Saint-Estevan, Graf von I 103.
 Saint-Evremond, Charles de (1610 bis 1703) II 234.
 Saint-Florentin, Louis de (1705—1777) II 250, 251, 256, 257, 263, 275, 363.
 Saint-Hyacinthe I 143, 325.
 Saint-Julien, Baillez de II 42.
 —, Madame de II 395, 396.
 Saint-Lambert, Jean François de (1716 bis 1803) I 57, 320, 353, 354, 359; II 24, 54, 61—68, 71, 73—76, 114, 144, 145, 152, 313, 387, 404.
 Saint-Marc, Marquis de II 418.
 Saint-Maur, Dupré II 186.
 Saint-Pierre, Herzogin I 222; II 207.
 Saint-Severin, de II 32.
 Saint-Simon, Herzog von I 23, 24.
 —, Louis de Rouvry, Herzog von I 24, 27, 28, 30, 31, 51, 68, 88; II 207.
 Sainval, Mademoiselle II 406, 422.
 Sale, George (1697—1736) II 225.
 Salle, de la II 248.
 Saly, J., Bildhauer II 36.
 Sanchez, Thomas (1550—1610) II 84, 170.
 Sand, George (Aurore Dupin) (1804 bis 1876) II 116.
 Santeuil, Jean de (1630—1697) I 91.
 Saurin, Joseph I 114, 115.
 Scheele, Karl (1742—1786) I 18.
 Schiller, Friedrich (1759—1805) I 166, 232; II 105, 116, 126.
 Schmid, Mönch II 292.
 Schröder, Friedrich (1744—1816) I 166.
 Schulenburg, Johann Matthias, Graf von (1661—1747) I 184, 185.
 Schuwaloff, Jean (1727—1797) II 326.

Scribe, Eugène (1791—1861) I 189.
 Séguier, Antoine (1726—1792) II 348.
 Ségur, Philippe, Marquis de (1724 bis 1801) II 196.
 —, Gräfin von II 422.
 Ségur, Graf von II 423.
 Seguy I 119.
 Sénac de Meilhan, Gabriel (1736—1803) II 132.
 Seneca (2—66) II 217, 235.
 Servan, Joseph Michel (1737—1807) II 352, 353.
 Servet, Michel (ca. 1509—1553) I 235, 301; II 252.
 Servien, Abbé I 51, 67.
 Sévigné, Marie de Rabutin Chantal, Marquise de (1626—1696) I 30, 106.
 Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper Graf von (1671—1713) I 150, 151.
 Shakespeare, William (1564—1616) I 16, 153, 159, 163—167, 181, II 12, 91, 105, 113, 126, 235, 345, 430.
 Siquier I 184.
 Sirven, Pierre Paul II 144, 258, 274 bis 285, 304, 306, 311—315, 353, 421.
 Sokrates (468—400 v. Chr.) II 266.
 Soltykoff II 324.
 Sorel, Agnes (1422—1450) I 277, 291, 299, 302; II 60.
 Soubise, Charles de Rohan, Prinz von (1715—1787) I 254; II 291, 339.
 —, Prinz von I 43.
 Soufflot, Jacques (1709—1780) II 144.
 Soulavie, Jean Louis (1753—1813) I 247.
 Southey, Robert (1774—1843) II 126.
 Spallanzani, Lazzaro (1729—1799) I 350, 351.
 Sparre, Axel I 184.
 Spencer, Lord II 232.
 Spenser, Edmund (ca. 1552—1599) I 161.
 Spinoza (1632—1677) I 21.
 Staël, Madame de (1766—1817) I 172.
 Stair, John Dalrymple, Lord (1673 bis 1747) I 138, 139.
 Stanislaw I. Leszczyński, König von Polen (1677—1766) I 122, 181, 182, 184, 188, 237, 283, 353; II 53, 54, 56, 61, 64, 67—69, 75, 193, 336.
 — II. Poniatowski, König von Polen (1732—1798) II 284, 324, 336.
 Strauß, David (1808—1874) II 215, 303.
 Strindberg, August (1849—1912) II 116.
 Struensee, Johann (1737—1772) II 309 bis 311.
 Suard, Jean Baptiste (1733—1817) II 419.

Suard, Madame II 432.
 Sully, Béthune, Herzogin von I 120.
 —, Maximilien de Béthune, Herzog von I 23.
 —, Maximilien Henri de Béthune, Herzog von I 44, 51, 53, 67, 72, 74, 78, 81, 82, 84, 130, 131; II 8.
 Suze, Madame de la I 290.
 Swift, Jonathan (1667—1745) I 138, 151, 153, 164, 170, 346.

T

Tacitus (ca. 55—120) II 216, 321.
 Taillis, Hue du II 354.
 Tamerlan (Timur Lenk) (1336—1405) II 376.
 Tarteron, Pater I 41, 43.
 Tasso, Torquato (1544—1595) I 162, 305, 313.
 Tencin, Kardinal de (1679—1758) I 88, 128, 257; II 28, 32, 101, 132.
 —, Marquise de (1685—1749) I 88, 91, 128, 129, 134, 195, 213, 254, 260, 261, 267, 277; II 28, 32, 142.
 Terray, Abbé II 258.
 Tersac, Abbé de II 429.
 Theodorski, Simon, russischer Bischof II 321.
 Thibouville, Marquis de II 367, 399, 401, 420.
 Thiériot, Nicolas Claude I 40, 44, 47, 62, 72, 96, 98, 99, 104, 112, 120, 123, 124, 134, 135, 139, 140, 142, 144, 145, 150, 169, 171—173, 186, 191, 210, 222, 227, 230, 235, 241, 264, 275, 328, 331, 334—336, 338; II 101, 135, 149, 165, 202, 348, 380, 403.
 Thierry, Augustin (1795—1856) II 131.
 Thil, du, Fräulein II 14, 65, 74.
 Thomson, James (1700—1748) I 139; II 24.
 Thoulié siehe Olivet.
 Tillet, Titon du II 228, 229.
 Tinois, Voltaires Sekretär I 298, II 90.
 Tocqueville (Alexis) (1805—1859) II 129.
 Toland, John (1669—1722) I 169.
 Tolignan, Abbé de II 14, 15.
 Tolstoj, Leo (1828—1910) I 166; II 91, 116, 393.
 Torcy, Marquis de (1665—1746) II 207.
 Tordenskjold, Peter I 171.
 Toulouse, Louis Alexandre, Graf von (1678—1737) I 121.
 Tourette, Claret de la, Graf von II 125.
 Tournelle, Marquis de la I 253.

Tournemine, René Joseph (1661—1739)
I 40, 41; II 207.
Travenol II 42.
Trémouille, de la I 254.
Tremouille, Herzog von I 121.
Tribou, Opersänger I 199.
Trinquier, Richter II 278, 279, 281, 314.
Tristan, François, l'Ermite I 188.
Tronchin, Theodore (1709—1781) II 110,
132—135, 157, 159, 165, 204, 229,
404, 405, 409, 411—413, 419, 420,
429.
Tugendreich, Johanna I 91.
Turgot, Anne Robert Jacques, Baron de
(1727—1781) II 143, 275, 379, 381,
383, 400.
Twiss, Richard II 205.

U

Ulrike Eleonore I 274.
Uzès, Graf von I 63.

V

Valade, Buchhändler II 366.
Vallat, de I 269.
Valois, Mademoiselle de I 97.
Valori, de I 272.
Vanloo, Jean Baptiste (1684—1745)
II 36, 144.
Varennas, Marchand de II 429.
Varicourt, Pierre Marie de II 396.
—, Reine Philiberte siehe Villette.
Varnhagen, Rahel (1771—1833) II 196.
Vauban, Sebastian Le Prestre, Marquis
de (1633—1707) I 253.
Vauréal, Abbé de, später Erzbischof
von Varennes I 94, 246, 248.
Vauvenargues, Luc de Clapiers, Marquis
de (1715—1747) II 44—49.
Vendôme, Louis Joseph, Herzog von
(1654—1712) I 27, 31, 51, 66, 69, 315;
II 206.
—, Philippe (1655—1727), Großprior
von Frankreich I 27, 51, 74, 190.
Verbreck, Bildhauer II 36.
Vergennes, Charles Gravier, Graf de
(1717—1787) II 433.
Vergil, Publius (70—19 v. Chr.) I 19,
28, 99, 107, 108, 161, 162, 223, 290,
313, 340; II 43.
Vermandois, Prinzessin von I 121, 122.
Vernes, Jakob II 184.
Vernet, Claude Joseph (1714—1789)
II 144.
Véron, Witwe II 356, 357.
Veronese, Paolo (1528—1588) I 286.

Vestris, Madame de II 404, 413, 418,
425.
Vien, Joseph Marie (1716—1809) II 144.
Viguiet, Jeanne, II 242—245, 248, 251,
271, 311.
Villars, Maréchal de (1653—1734) I 44,
77, 86, 88, 94, 95, 133; II 192, 206,
207, 210, 211.
—, Honoré Armand, Herzog von (1702
bis 1770) II 192, 193, 195, 232, 257.
—, Herzogin von I 46, 77, 86, 88, 93,
94, 254; II 192.
Ville, Abbé de la II 42.
Villevieille I 181.
Villemaire, François (1790—1870) II 208.
Villette, Charles, Marquis de (1736 bis
1793) II 396, 397, 401—403, 405, 409,
413, 417, 419, 420, 428, 435, 439,
442.
—, Marquise de I 98, 99, 143.
—, Reine Philiberte II 396, 401, 405,
416, 426, 439, 440.
Villevieille, Abbé de II 70.
Vinache, Arzt I 94.
Vintimille, Félicité de Nesle de I 247
bis 251; II 30.
—, Luc de I 247.
—, de, Erzbischof I 219, 247.
Vionnet, Pater II 168.
Voilquin, Advokat II 382.
Voisenon, Abbé de (1708—1775) I 57;
II 9, 74.
Voisin, Madame de I 114.
Voiture, Vincent (1598—1648) I 35.
Volland, Sophie, Fräulein II 130, 300.
Volterra, Daniele de (1509—1566) I 33.
Vouglans, Muiart de I 11; II 297.
Voyer, Marquis de II 165.
Vrillière, de la I 81.
—, Herzog, de la II 259, 260, 344.
—, Madame de I 78.

W

Wagner, Richard (1813—1883) I 261.
Wagnière, Voltaires Kammerdiener und
Sekretär I 20, 403, 404, 409, 415, 416,
421, 422, 433.
Walpole, Horace (1717—1797) I 20,
140, 166; II 124, 331, 406, 407, 411,
421, 427.
—, Horatio I 138.
—, Lady I 140.
—, Robert (1676—1745) I 138, 139.
Walther, Verleger II 140.
Warens, Baronesse de (1700—1762)
II 118.

Warey, Paillet de I 42.
Watteau, Antoine (1684—1721) I 76,
123, 286.
Weierstraß, Karl (1815—1897) I 308.
Welhaven, Johann Sebastian (1807 bis
1873) II 126.
Wergeland, Henrik (1808—1845) II 126.
Wessel, Johann Hermann (1742—1781)
II 201
Wieland, Christoph (1733—1813) I 7.
Windischgrätz, Graf von I 103.
Winterfeld, Graf I 61.
Wolff, Johann (1679—1754) I 265.

Woronzoff, Elizabeth II 323.
Wortley-Montagu, Lady I 174.
Wycherley, William (1640—1716) I 149.

X

Ximenès, Marquis de II 118, 134.

Y

Young, Edward (1683—1765) I 139, 160.

Z

Zimmermann, Albert (1728—1795) II 95.

